



This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

- + *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.
- + *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.
- + *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.
- + *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at <http://books.google.com/>



Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

- + *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
- + *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
- + *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
- + *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter <http://books.google.com> durchsuchen.



35. n. 7



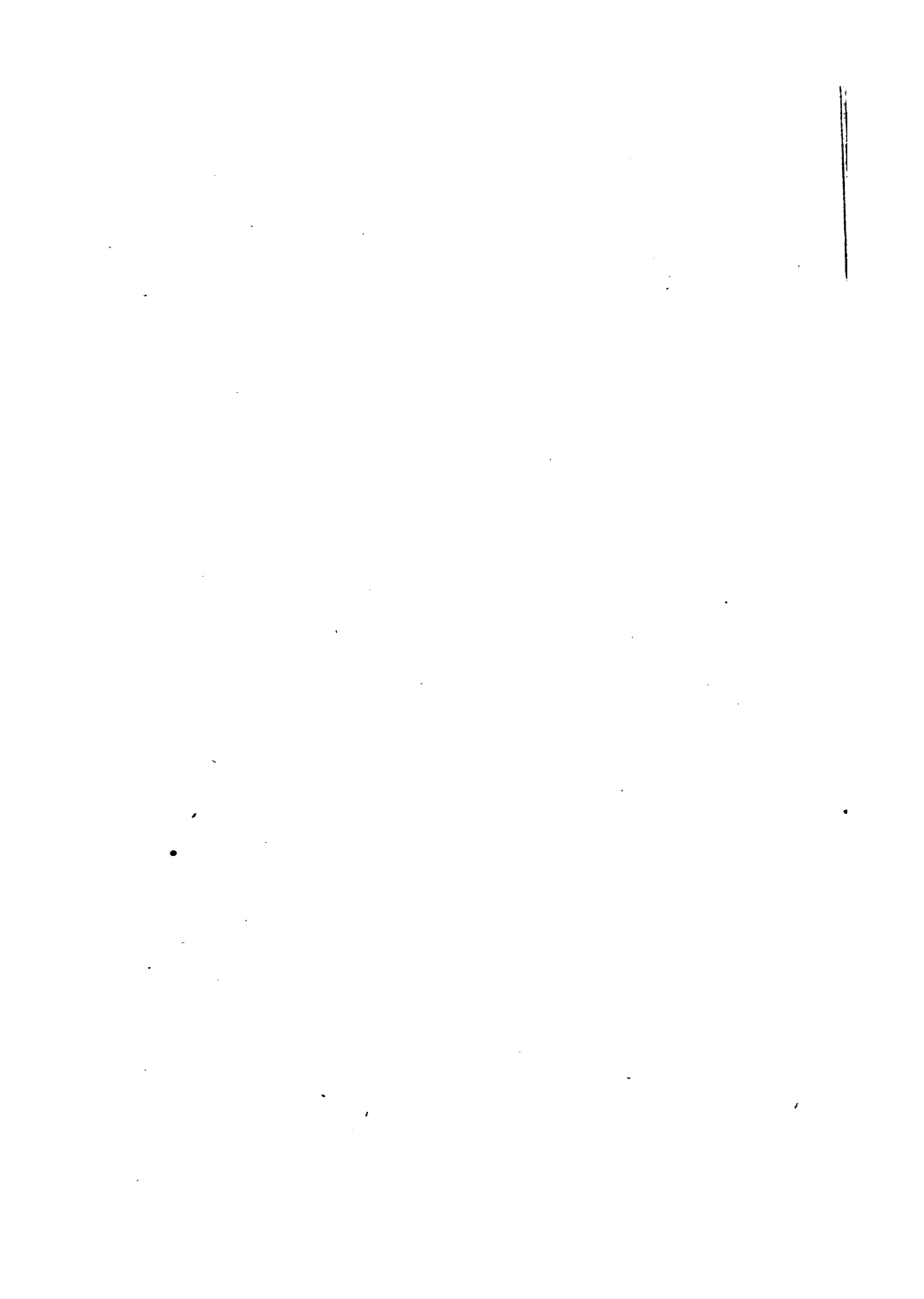


1

1

1

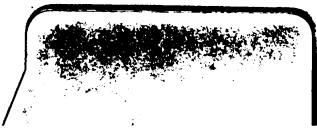
1







35. n. 7











Napoleon in Deutschland.

Von

L. Mühlbach.

Erster Band:

Rastatt und Jena.

Dritte Auflage.

Berlin, 1863.

Druck und Verlag von Otto Sanfe.

Rastatt und Jena.

Von

L. Mühlbach.

Dritte Auflage.

Berlin, 1863.

Druck und Verlag von Otto Zante.



Inhalt.

	Seite
Erstes Buch. Der Frieden vom Campo Formio.	
I. Die Schreckensbotschaften	1
II. Der Minister von Thugut	9
III. Der Minister und die Leute aus dem Volk	17
IV. Die Conferenz der Staatsminister	28
V. Das Haus in der Gumpendorfer Vorstadt	38
VI. Joseph Haydn	47
VII. Der General Bonaparte	57
VIII. Der Frieden von Campo Formio	69
Zweites Buch. Der junge König Friedrich Wilhelm III.	
I. Das junge Königspaar	83
II. Die Feier der Erinnerungen	107
III. Der junge König	115
IV. Friedrich Gentz	115
V. Die Audienz beim Finanzminister	125
VI. Das Senf schreiben an Friedrich Wilhelm III.	135
VII. Die Hochzeit	146
VIII. Mariane Meier	157
IX. Liebe und Politik	169

	Seite.
Drittes Buch. Frankreich und Deutschland.	
I. Die Bürgerin Josephine Bonaparte	187
II. Bonaparte und Josephine	197
III. Die Begrüßung der Gefandten	211
IV. Frankreich und Oesterreich	218
V. Die Fahne des Ruhms	226
VI. Minister Thugut	239
VII. Das Fest der Freiwilligen	251
VIII. Die Revolte	264

Viertes Buch. Die letzten Tage des achtzehnten Jahrhunderts.

I. Victoria von Boutet	279
II. In Rastatt	297
III. Die Rechtfertigung	308
IV. Der Mord	321
V. Jean Debry	331
VI. Die Coalition	338
VII. Der friedliebende König	346
VIII. Die legitime Gemahlin	357
IX. Der achtzehnte Brumaire	368

Fünftes Buch. Der Frieden von Luneville.

I. Johannes Müller	381
II. Der Sturz	393
III. Fanny von Arnstein	403
IV. Die Rivalen	418
V. Das Vermächtniß	436
VI. Der erste Consul	449
VII. Zwei deutsche Gelehrte	466

Sechstes Buch. Die dritte Coalition.

I. Kaiser Napoleon	485
II. Napoleon und die deutschen Fürsten	501
III. Die Clavierstunde der Königin Luise	510
IV. Die Conferenz	514
V. Der Schwur am Grabe Friedrichs des Großen	531

Siebentes Buch. Das Ende des deutschen Reichs.

Seite.

I. Globus-Botschaften	545
II. Vor der Schlacht	554
III. Gott erhalte Franz den Kaiser	563
IV. Der Patriotismus	568
V. Jubith	585
VI. Der preussische Gesandte bei Napoleon	597
VII. Jubith und Holofernes	605
VIII. Das Ende des deutschen Reichs	625

Achtes Buch. Die Schlacht bei Jena.

I. Der deutsche Buchhändler als Märtyrer	643
II. Die Verhaftung	654
III. Die Liebe einer Frau	660
IV. Die Welber von Braunau	670
V. Die Todesstunde	681
VI. Die Kriegserklärung Preussens	688
VII. Ein böses Omen	702
VIII. Vor der Schlacht bei Jena	711
IX. Der deutsche Philosoph	719



Erstes Buch.



Der Frieden von Campo Formio.





I.

Die Schreckensbotschaften.

Ganz Wien war wie von Entsetzen gelähmt, eine tiefe Trauer lag auf allen Gemüthern, und die Kraft der Tapfersten schien gebrochen. Couriere waren heute aus dem Lager der österreichischen Armee angekommen und hatten die Schreckenskunde von einer Niederlage des Heeres gebracht. Bonaparte, der junge General der französischen Republik, der in dem Einen Jahre 1790 so viele Schlachten und so vielen Ruhm gewonnen, wie mancher große und berühmte Feldherr nur im Laufe eines ganzen thatenreichen Lebens, Bonaparte war mit seinen Heerescolonnen über die italischen Alpen herniedergeriegen, und vor ihm her flohen die Generale und Feldherren der Oesterreicher. Der Sieger von Lodi und Arcole hatte neue Siege erfochten, und diese Siege brachten ihn immer drohender und gefahrvoller der Hauptstadt Oesterreichs näher.

Der Erzherzog Carl war von Massena geschlagen und nach Villach zurückgedrängt worden, Bernadotte war bis Laibach vorgebrungen, die Festung von Görz, Triest und Laibach hatten sich ergeben, Klagenfurt hatte nach hartnäckigem Kampfe den Siegern seine Thore öffnen müssen, Loubon war mit seinen tapfern Schaaren in Tyrol auseinandergesprengt, Bogen hatte dem General Joubert seine Thore geöffnet, der es nach kurzem Verweilen verließ, um sich mit Bonaparte zu vereinigen, mit Bonaparte, der in unaufhaltsamem Siegeslauf vorrückte nach Wien.

Das waren die Nachrichten, welche die Couriere gebracht, und welche wohl *geeignet* waren, einen panischen Schrecken in der österr-

reichischen Hauptstadt zu verbreiten. Während die Großen ihren Gram und ihre Sorgen im Innern ihrer Paläste verbargen, stürzten die Armen und die Kleinen hinaus auf die Straße, angstvoll forschend nach neuen Nachrichten, bange hoffend, daß vielleicht Gott vom Himmel irgend einen Lichtstrahl sende, der das Dunkel dieser Verzweiflung und dieser Angst durchleuchten möge.

Aber es lag ein trüber Himmel über Wien, und trübe waren alle Gesichter, denen man begegnete.

Auf einmal zuckte es wie eine Bewegung neuen Schreckens durch die Menge, welche sich auf dem Kohlmarkt zusammendrängte. Als ob der Sturm die Wogen dieses schwarzen Meeres aufbauschte, erhob sich ein Hin- und Wiederwogen und Murmeln, lauter und immer lauter schwall es empor, bis es endlich in unendlicher Jammertlage aufheulte und schrie: „der Kaiser hat uns verlassen! Der Kaiser ist mit seiner Gemahlin aus Wien entflohen!“

Während das Volk einander mit entsetzten Mienen diese neue Schreckenskunde zurief, während es sich in Gruppen vertheilte, um diese letzte und furchtbarste Neuigkeit des Tages in lauter Rede zu besprechen, kamen plötzlich ungarische Husaren daher gesprengt, mit gebieterischem Machtwort den Leuten befehlend, Platz zu machen, Platz für die Wagen, welche so eben um die Straßenecke auf den Markt einbogen.

Das Volk, von den blanken Degen und dem stolzen Soldatenwort eingeschüchtert, drängte sich angstvoll zur Seite und starrte in neugierigem Entsetzen auf den seltsamen Aufzug hin, der jetzt sichtbar ward. Es waren zwölf Wagen, welche daher kamen, nicht Wagen, wie es schien, um lebende Menschen aufzunehmen, sondern Wagen für die Todten. Statt des Kutschenraums sah man hier nur über diesen breiten, eisernen Rädern sich große eiserne Kisten erheben, die wohl geeignet dazu waren, in ihrem Innern einen Sarg und eine Leiche zu bergen, und diese Kisten waren bedeckt mit schweren, franzenbesetzten Tuchdecken, in deren vier Ecken die österreichische Kaiserkrone gestützt war. Jeder dieser seltsamen Wagen war bespannt mit sechs Pferden, auf deren jedem ein Sokel in der kaiserlichen Livree

faß. Zu beiden Seiten aber ritten in dicht geschlossenen Reihen die Husaren aus der ungarischen Leibgarde des Kaisers.

Langsam und schwer zogen die Pferde die seltsam geheimnißvollen Wagen dahin, mit dumpfem Donnern rollten die eisernen Räder über das holprichte Pflaster, und dieser Donner dröhnte in den Ohren und Herzen der entsetzten, bleichen Zuschauer wieder wie die Schreckenslaute eines neuen Ungewitters.

Was war in diesen geheimnißvollen Wagen verborgen? Was konnte es sein, das man so sorgsam bewacht dahin fuhr?

Das fragte sich Jeder, aber nur leise in seinem Herzen, denn Keiner mochte es wagen, mit einem lauten Wort, einer neugierigen Frage dieses dumpfe, ängstliche Schweigen zu unterbrechen. Jeder schien gebannt von den finstern Blicken der Husaren, betäubt von dem Rauseln der Räder.

Aber als endlich dieser lange Wagenzug drüben in jener Straße verschwunden war, als der Letzte des Husaren-Detachements, das ihm folgte, den Platz verlassen und dem gaffenden Volk den Rücken gekehrt hatte, da wandten sich die Blicke der Menge wieder den Rednern zu, welche vorher zu ihm gesprochen und ihm erzählt hatten von dem Unglück Oesterreichs und dem Siegesglück des jungen französischen Generals Bonaparte.

Was ist in diesen Wagen? schrie die Menge. Wir wollen's wissen und wir müssen's wissen!

Wenn Ihr's wissen müßt, warum habt Ihr da nicht vorher die Soldaten selber gefragt? rief eine höhnißche Stimme aus dem Haufen.

Ja wohl, lachte eine andere, warum seid Ihr nicht an die Wagen herangetreten und habt angeklopft? Vielleicht wäre der Teufel dann herausgefahren und hätt' Euch sein schmuckes Antlitz gezeigt.

Das Volk achtete nicht auf diese höhnißchen Bemerkungen der Einzelnen. Es fuhr fort, sich zu beunruhigen und zu ängstigen, es erschöpfte sich fort und fort in Vermuthungen über den Inhalt dieser Wagen.

Am Ende sind es die Särge der kaiserlichen Ahnen, welche man aus der Kapuzinergruft genommen, um sie zu retten vor den Fran-

zogen, sagte ein wohlthätiger Schneider zu seinem Nachbar, und dieser romantische Gedanke rollte schnell wie eine Lawine durch die Volkshäufen dahin.

Es sind die Leichen der Kaiser, welche man aus Wien rettet! jammerte die Menge. Selbst die Gräfte sind nicht mehr sicher. Die kaiserlichen Leichen rettet man, aber uns, die Lebendigen, läßt man umkommen! Wer nicht Geld genug hat, um zu entfliehen, der ist verloren. Die Franzosen werden kommen und uns Alle erwürgen.

Wir wollen es nicht dulden, daß man uns das anthut! schrie eine Peterstimme. Wir wollen die Leichen von Maria Theresia und vom großen Kaiser Joseph hier behalten, sie haben das Volk geliebt im Leben, sie werden es beschützen im Tode! Kommt, Brüder, kommt, laßt uns den Wagen nachlaufen, laßt uns sie anhalten und die Leichen zurückführen nach der Kapuzinergruft.

Ja, laßt uns den Wagen nachlaufen und sie anhalten! brüllte die Menge, welche jetzt, da sie die Waffen der Soldaten nicht mehr blitzen und drohen sah, sich außerordentlich tapfer fühlte.

Aber plötzlich ward dieses Gebrüll und dieses Wuthgeschrei von einer weiterschallenden Stimme unterbrochen, welche dem Volk Halt zurief, und man gewahrte eine hohe Männergestalt, welche mit Katzenbehendigkeit den eisernen Laternenpfahl hinaufkletterte, der sich in der Mitte des Platzes befand.

Halt! Halt! brüllte dieser Mann, indem er seine beiden Arme weit über die Menge ausstreckte, als wolle er, wie Moses, das Meer beschwichtigen und es stille stehen heißen.

Die Menge ließ sich in der That von dieser schallenden Stimme aufhalten, und alle diese trotzigigen, neugierigen und geängsteten Gesichter wandten sich jetzt dem Redner zu, der hoch über ihnen am Laternenpfahl schwebte.

Seid keine Narren und Abergewige, rief er, wollt Euch nicht Eure Knochen zerschlagen lassen von den Ungarn, die froh sein würden, ihren Heibuckengrimm einmal wieder in deutschem Blute baden zu können. Habt Ihr Waffen, um mit Gewalt von ihnen fordern zu können, daß sie Euch die Wagen sehen lassen? Und wenn Ihr sie

hättet, würden die Soldaten Euch doch überlegen sein, denn die Meisten von Euch würden doch davonlaufen, wenn's zum Kampf kommt, und die andern würde man in's Hundeloch sperren. Ich will Euch aber den Gefallen thun und Euch sagen, was in den Wagen steckt, denn ich weiß es. Wollt Ihr's auch wissen?

Ja, ja! Wir wollen's wissen! schrie und jauchzte die Menge. Still doch, Ihr da! Schreit nicht so laut! Laßt uns hören, was in den Wagen steckt! Still! Still!

Eine Todtenstille trat ein, Jeder hielt den Athem an, um zu hören.

Nun hört! Nicht die Leichen Eurer Kaiser sind in diesen Wagen, sondern die Juwelen und das Gold unsers Kaisers! Der Staatschatz ist es, den man aus Wien flüchtet, den man nach Preßburg bringt, weil man ihn hier nicht mehr für sicher hält.*) Seht, seht, dahin ist es gekommen, daß unsere Kaiserfamilie, daß selbst der Staatschatz aus Wien sich retten muß! Und wer ist Schuld an diesem ganzen Unheil und dieser Noth? Wer ist es, der uns die Franzosen auf den Leib gehetzt hat, und der ganz Oesterreich mit Krieg und Unheil überschwemmt? Soll ich's Euch sagen, wer das thut?

Ja, sagt es uns! Sagt es uns! rief man von allen Seiten. Rache dem, der Oesterreich in Krieg und Unheil stürzt und macht, daß der Kaiser und der Staatschatz fliehen muß!

Der Redner wartete, bis die Wogen des brausenden Volkszorns sich wieder beruhigt hatten, dann sagte er mit seiner klaren, weittönenden Stimme: der Premierminister Baron von Thugut ist daran Schuld! Er will nicht, daß wir Frieden haben mit Frankreich! Er läßt uns lieber Alle verderben, ehe er Frieden schließt mit der französischen Republik!

Aber wir wollen nicht verderben, brüllte die Menge. Wir wollen nicht wie Hammel uns zur Schlachtbank führen lassen! Nein, nein,

*) Allgemeine Geschichte der neuesten Zeit vom Tode Friedrichs des Großen bis zum zweiten Pariser Frieden. Von Joseph Freiherrn von Hormayer. Bb. I. S. 350. —

wir wollen Frieden, Frieden mit Frankreich! Der Minister Thugut soll uns Frieden geben mit Frankreich!

Geht doch und sagt das dem stolzen Herrn Minister! rief der Nebner mit höhnischem Lachen. Zwingt ihn doch zu thun, was der Kaiser und was selbst unser tapferer Erzherzog Carl wünscht, zwingt den allmächtigen Mann, daß er Frieden macht!

Wir wollen hingehen und ihn bitten, daß er uns Frieden gebe! riefen einzelne Stimmen aus der Menge.

Ja, ja, das wollen wir thun! riefen Andere. Kommt, kommt, laßt uns Alle zum Minister Thugut gehen und von ihm fordern, daß er uns den Kaiser und den Staatschatz wieder gebe, und daß er Friede mache mit Bonaparte!

Jetzt kletterte der Mann eiligst den Laternenpfahl herunter. Seine hohe, herculische Gestalt ragte aber, noch als er schon mit den Füßen den Boden berührte, hoch über die Menge empor.

Kommt, sagte er laut und entschieden zu den Umstehenden, kommt, ich führe Euch zum Minister von Thugut, denn ich weiß, wo er wohnt, und wir wollen so lange schreien und lärmern, bis der stolze Herr uns den Willen thun muß!

Er schritt rasch vorwärts, und die stets unmlindige und willenlose Menge folgte jauchzend und schreiend ihrem improvisirten Anführer. Nur Ein Gedanke, Ein Wunsch lebte in diesen Allen: Frieden wollten sie haben mit Frankreich, damit Bonaparte nicht nach Wien komme, um es in Schutt und Asche zu verwandeln, wie er es mit so vielen italienischen Städten gethan.

Ihr Anführer ging mit stolzen Schritten vor ihnen her, und wie die Menge hinter ihm immerfort brüllte und schrie: Frieden mit Frankreich, flüsterte er leise in sich hinein: Ich denke, ich habe meine Sache gut gemacht, der Erzherzog wird mit mir zufrieden sein, und wir werden den Herrn Minister am Ende doch noch zwingen, Frieden zu machen!

II.

Der Minister von Thugut.

Der Premierminister Baron von Thugut befand sich in seinem Arbeits-Cabinet in eifriger Unterhaltung mit dem neuen Polizei- und Finanzminister von Saurau, welcher ihm Bericht erstattet hatte über die glückliche Abführung des kaiserlichen Staatschazes, der gleich dem Kaiser und der Kaiserin den Weg nach Ungarn eingeschlagen.

Das ist gut, sagte Thugut mit einem rauhen Lachen. In Ungarn sind beide wohl geborgen, denn ich mein', ich habe den Ungarn hinfälligen Schrecken eingejagt, daß sie sich ruhig und demüthig zeigen.

Eu. Excellenz meinen die Verschwörung, die wir da vor zwei Jahren entdeckt haben, sagte Graf Saurau lächelnd, und welche die fluchwürdigen Verräther mit dem Tode von Hentershand gebüßt haben!

De mortuis nil nisi bene! rief Thugut. Wir sind diesen guten Hochverräthern viel Dank schuldig, denn sie haben uns Ungarn ebenso zahm gemacht, wie die Hochverräther von vor zwei Jahren, die hier in Wien ihren Sitz hatten, uns die Wiener zahm gemacht haben. Es ist immerhin ein sehr nütliches und brauchbares Ding, eine entdeckte Verschwörung, denn eine solche giebt immer die allerbequemste Gelegenheit, ein warnendes Exempel zu statuiren und mit den blutigen Köpfen der Empörer dem Volk zuzurufen: „so geschehe Allen, die es wagen, wider die Regierung und ihre Herren zu murren!“ — Die Wiener sind gar willfährig und gehorsam geworden seit den Tagen, wo wir ihnen das Schauspiel gewährten, den Blazhauptmann Hebenstreit am Galgen hängen und den Baron Kiedel, den Lehrer der kaiserlichen Kinder, am Pranger stehen zu sehen*). Und die Ungarn haben

*) Die Hebenstreit'sche Verschwörung ward im Jahre 1794 in Wien entdeckt. Sie hatte, wie man sagte, zum Zweck, dem Kaiser eine demokratische Constitution abzutragen. Die ungarische Verschwörung, deren Leiter und Anführer der Bischof Joseph Ignaz Martinowiz war, bezweckte, Ungarn von Oesterreich loszureißen und wieder zu einem selbstständigen Reich zu erheben, zu dessen König

auch wieder gelernt, ihr Haupt zu beugen, seit sie auf der Generalswiese vor der Festung Ofen die Häupter der fünf vornehmen Verschwörer fallen sahen. Glauben Sie mir, Graf, dieser Tag hat uns für die Unterwerfung Ungarn's mehr genützt, als alle Wohlthaten, alle Gnade und Bevorzugung der Kaiser uns nützen konnten. Die Völker sind einmal leichtsinnige und übermüthige Kinder; wenn man sie mit Liebe erziehen will, verdirbt man sie, aber wenn man sie fürchten und zittern lehrt, erzieht man sie zu stillen, gehorsamen Menschen. Und darum sage ich noch einmal, schelten Sie mir die Hochverräther, jetzt da sie todt sind, nicht fluchwürdig, denn sie haben uns viel genützt, sie sind das Werkzeug gewesen, mit dem wir das ganze übermüthige Volk von Oesterreich und Ungarn gezüchtigt haben, und es waren segensreiche Tage, als wir Schnitterarbeit übten an den hochgebornen Oesterreichern und Ungarn. Unsere Sense der Gerechtigkeit hatte da gar vornehme und gute Arbeit, denn sie traf einen Gelehrten und einen Dichter, einen Grafen und einen hohen Pfaffen. Schade, ewig schade ist es, daß nicht auch noch ein Fürst dabei war!*)

Nun, der Fürst hätte sich vielleicht auch noch gefunden, sagte Graf Saurau und wer weiß, ob er sich nicht noch einmal bei einer andern Gelegenheit findet. Ew. Excellenz sind ein geschickter Jäger und haben eine gar feine Nase.

Und ich habe an Ihnen einen gar geschickten Spürhund, der gleich eine außerordentliche Witterung hat von solchen Dingen, rief Thugut mit einem lauten Lachen.

Graf Saurau stimmte in dieses Lachen ein und ließ Se. Excellenz nicht ahnen, wie sehr dessen Scherz seinen aristocratischen Stolz verletzte. Man war dergleichen Verletzungen von dem mächtigen und

und Herrn man den Erzherzog Palatin Alexander Leopold ausersehen hatte. Der Plan ward von einem Mitverschworenen verrathen und Martinowitß nebst den andern Häuptern der Verschworenen wurden hingerichtet. Ob der Erzherzog selber um die Verschwörung wußte, ist niemals klar geworden. Er kam bald darauf in einem Brande um's Leben.

*) Thugut's eigene Worte. Siehe: Hormayr, Kaiser Franz und Metternich. Ein Fragment.

stolzen Premierminister nur zu sehr gewohnt, und man wußte, daß Thugut, der Sohn des armen Schiffbauers, inmitten seiner Größe sich gern seiner niedrigen Abkunft erinnerte und es liebte, den Adel zu demüthigen in der Hand des Schiffbauersohns.

Erlauben mir Ew. Excellenz, daß ich gleich dem Lob, welches Sie mir eben ertheilten, Ehre mache, sagte der Polizeiminister nach einer kleinen Pause. Ich denke, wir haben hier wieder so ein Stückchen Verschwörung ausgewittert. Es ist freilich nur noch ein Embryo im Ei, aber es kann etwas werden, wenn man ihm Zeit läßt!

Was ist's, Saurau? rief Thugut freudig, sagen Sie schnell, was ist's? Eine Verschwörung, eine gute, gewichtige?

Eine boshafte, gewichtige, ja! Eine Verschwörung, welche auf das Leben Eurer Excellenz gerichtet ist!

Ah bah, weiter nichts, sagte Thugut gleichgültig und sichtlich enttäuscht, ich hoffe, Sie würden mir da vielleicht einige schöne Aristocraten überliefern, denen sich's nachweisen ließ, daß sie im heimlichen Verkehr gestanden mit der fluchwürdigen französischen Republik. Es wär' ein gutes Exempel gewesen für all' diese hirnlosen Schreier, welche jetzt die drei Stichworte der republikanischen Königsmörder im Munde führen und vor Entzücken verhimmeln über die *liberté, égalité, fraternité*. Hätte gern ein paar solchen Schreiern das Maul gestopft, um den republikanischen Begeisterungen ein Ende zu machen. Aber statt dessen erzählen Sie mir von einer Verschwörung, die nichts weiter bezweckt, als mich zu ermorden!

Nichts weiter! rief Graf Saurau mit edler Entrüstung. Nichts weiter! Als ob es nicht das fürchterlichste Unglück für Oesterreich wäre, wenn Ew. Excellenz ihm entrisßen würden! Sie wissen es, wir stehen am Rande eines Abgrundes, noch gähren im Innern die freistünigen und aufrührerischen Gelüste, welche Kaiser Joseph's unsinnige Reformen angeschürt haben, noch beugt sich das Volk nur widerstrebend und mit bösen Rachegeanken den Reformen, welche Ew. Excellenz zum Heil Oesterreich's als nothwendig eingeführt. Von Außen aber laßt die blutige französische Republik die Unzufriedenen zu blutiger Nachahmung, und sie möchten sich unter die flatternden Sieges-

fahnen des Generals Bonaparte retten, damit er ihnen helfe, auch Oesterreich in eine Republik umzuwandeln.

Es ist wahr, murmelte Thugut, es drohen dem Kaiserthum Oesterreich von innen und von außen Gefahren; die Zügel müssen straff angezogen werden, um das Staatsschiff sicher durch die Klippen zu leiten, und ich glaube wohl, daß ich der Mann dazu bin, dies zu thun. Sie sehen, Graf, ich unterschätze nicht die Bedeutung meiner Person, ich weiß sehr wohl, daß ich Oesterreich nothwendig bin. Aber dennoch machen mich die Mordversuche und Verschwörungen, die blos gegen meine Person gerichtet sind, lachen. Denn ich will Ihnen etwas sagen, mein lieber kleiner Graf, ich bilde mir alles Ernstes ein, daß meine Person weder von Dolchen, noch Pistolen, noch Giftränken etwas zu fürchten hat. Glauben Sie an eine Vorsehung, Graf? Ah, Sie sehen mich erstaunt an, und es wundert Sie, daß solche Frage von so ungläubigen Lippen kommt! Ja, ja, ich bin ein Ungläubiger, und ich gestehe Ihnen ganz ehrlich, daß mir der Himmel Mahomed's, wo man auf Wolkenpollstern sitzend seinen Eschibut raucht, während schönheitsstrahlende Houris uns mit rosenfarbenem Finger die Fußsohlen kitzeln, daß mir dieser Himmel Mahomed's viel wünschenswerther erscheint, als der Himmel der christlichen Welt, wo man in ewiger, müßiger Lobfingerei vor dem Throne des Höchsten stehen und anbeten soll. Ah, ich habe in den glücklichen Tagen meines Aufenthalts in Constantinopel ein wenig Vorgeschnack gehabt von dem Himmel Mahomed's, und in den langweiligen Tagen Maria Theresia's auch eine Ahnung erhalten von dem Himmel der christlichen Welt.

Und von welcher Vorsehung sprachen nun Euere Excellenz? fragte Saurau. An welche Vorsehung glauben Sie? Ich bitte Ew. Excellenz, mir dies zu sagen, damit ich meinen Glauben nach dem Ihren modele!

Ich glaube an eine Vorsehung, welche niemals etwas umsonst thut, und niemals große Männer schafft, um sie von erbärmlichen Affen wie Fliegen zertreten zu lassen. Sehen Sie, deshalb fürchte ich auch keine Anschläge, die gegen meine Person gerichtet sind. Die Vorsehung hat mich geschaffen, daß ich Oesterreich nütze und ihm ein Bollwerk sei

gegen die herankutthenden Wogen der Revolution und gegen die Siegesfanfaren des Generals Bonaparte. Ich bin ein Werkzeug der Vorsehung und also wird sie mich beschützen, so lange sie meiner bedarf. Wenn sie aber eines Tages nicht mehr meiner bedürfte, und sie wollte mich fallen lassen, so würde doch alle meine Vorsicht umsonst sein, und alle Ihre Spitzerls, mein lieber Graf, würden mich doch nicht gegen die Mörderhand schützen können.

Demnach wollen Sie, daß nichts gethan werde gegen diese Verbrecher, die wider das Leben Eurer Excellenz conspiriren?

Oh, nicht doch, das hieße den Fatalismus zu weit treiben! Ich rechne gar sehr auf Ihre Klugheit und die Wachsamkeit Ihrer Diener, Herr Graf! Lassen Sie das dumme Volk gut bewachen, sorgen Sie, daß überall faux frères sich in die Versammlungen meiner Feinde einschleichen, und wenn diese Ihnen einige Complotte gegen mich rapportiren, nun, so läßt man die kleinen Uebelthäter ganz geräuschlos verschwinden. Wir haben ja Gott sei Dank Festungen und Staatsgefängnisse, deren Wände so dick sind, daß kein Schreien und Stöhnen daraus gehört wird, und daß man sie nicht durchbrechen kann! Nur kein Aufsehen, kein lautes Geschrei, kein Zetermordio! Die öffentliche Bestrafung eines Mörders, der mich verfehlt hat, reizt nur zehn andere Hände zu versuchen, ob sie sicherer treffen können. Aber das geräuschlose Verschwinden eines Uebelthäters, das erfüllt die feigen Gemüther mit Grauen und Entsetzen, und zehn schrecken zurück vor einer That, die vielleicht auch sie beabsichtigten, bloß weil sie nicht wissen, auf welche Weise der Elfte sie gebüßt hat. Das Verschwinden und die Dubletten, daß ist es, was ich mir lobe! Man muß seine Feinde und Widersacher geräuschlos beseitigen, es muß scheinen, als habe irgend ein verborgener Abgrund sie verschlungen, dann denkt Jeder, dieser Abgrund könne auch eines Tages sich zu seinen Füßen öffnen, und er wird vorsichtig, ängstlich und scheu. Einzig und allein durch diese Staatsweisheit der heimlichen Bestrafungen und des heimlichen Gerichts hat sich der Staat Venedig so viele Jahrhunderte erhalten. Weil man die Sbirren der Dreimänner überall gegenwärtig glaubte und die beiden Löwenrahen auf der Piazzetta fürchtete, gehorchte das Volk

diesen unsichtbaren Herrschern, die es nicht kannte, und deren rächende Hand ewig über ihm schwebte.

Jetzt indeß scheint es, als ob eine sichtbare Hand, eine Faust von Eisen, diese unsichtbaren Hände der Dreimänner fortschleudern möchte, sagte Graf Saurau hastig. Bonaparte scheint Lust zu haben, auch Venedig in seine italienischen Republiken hinein zu zwingen. Es wimmelt dort von französischen Emissairen, welche alle ihre Veredtsamkeit aufbieten, die Venetianer zum Aufstand gegen ihre Herrscher zu verleiten, damit — aber horch, unterbrach sich Graf Saurau auf einmal, was ist denn das? Tönt nicht Geschrei von der Straße herauf?

Er schwang und wandte gleich dem Minister Auge und Ohr dem Fenster zu. Wirklich vernahm man von da unten jetzt verworrenes Geräusch, laute kreischende Stimmen in einem wilden Durcheinander.

Die beiden Minister erhoben sich, ohne ein Wort zu sagen, von ihren Lehnstesseln und traten eiligen Schrittes an eines der Fenster. Dieses bot gerade die Aussicht in die breite, langhinstreckte Straße, welche von dem Kohlmarkt hierher zu dem Palais des Ministers führte. Ein ungeheures Gemühl von Köpfen, breiten Schultern, emporgestreckten Armen ward hier sichtbar, und immer näher rollte das Sturmgeheul der Volkswuth heran.

Es scheint wahrhaftig, als ob diese edlen Volksvertreter die ehrenvolle Absicht hätten, mir einen Besuch abzustatten, sagte Graf Thugut vollkommen ruhig. Hören Sie nur, die Kerle brüllen meinen Namen, als ob er der Refrain eines schäumenden Bierliedes sei!

Das ist ja offene Empörung! rief der Polizeiminister zornglühend. Erlauben Ew. Excellenz, daß ich mich entferne!

Er wandte sich hastig vom Fenster ab und griff nach seinem Hut, aber Thugut's nervige Hand hielt ihn fest.

Wo wollen Sie hin, Graf? fragte er lächelnd.

Zum Commandanten von Wien, sagte Saurau, ich will ihn fragen, wie er einen solchen Unfug dulden kann, und ihm befehlen, mit den strengsten Mitteln vorzugehen.

bleiben Sie, ich bitte Sie, sagte Thugut gelassen. Der Kom-

mandant von Wien ist ein weiser und einsichtsvoller Mann, der sehr gut weiß, wie man mit dem Volk umgehen muß. Es wäre doch in der That eine unerhörte Tyrannei, wenn man dem armen Volk nicht einmal gestatten wollte, seine Meinung zu sagen und dem Premierminister des Kaisers seinen guten Rath zu erteilen. Erlauben wir ihnen doch das, dann werden sie sich einbilden, eine ungeheure Selbenthät ausgeübt zu haben, und es wird ihnen scheinen, als ob sie sich großer Freiheit zu rühmen hätten. Das ist aber die wahre Staatsweisheit, mein guter kleiner Graf, daß man den Völkern den Schein der Freiheit läßt, und mit diesem ihre Augen so sehr blendet, daß sie gar nicht sehen, daß von der Freiheit selber dabei gar keine Rede ist.

Da unten auf der Straße war das Geschrei und Geheul immer ärger geworden, in dichten Haufen wälzte sich das Volk zu dem Portal des Ministerhôtels heran, dessen Pforten indeß bereits von dem vorstichtigen Portier geschlossen worden. Kräftige Fäuste schlugen an diese Pforten, daß sie dumpf erdröhnten, und unter diesen Taktschlägen ihrer Anführer brüllte und heulte das Volk sein wüthendes Lied: Wir wollen den Minister sprechen. Er soll uns Frieden geben! Frieden! Frieden!

Ah, ich weiß, was das bedeutet, rief Graf Saurau zähneknirschend vor Zorn. Diese Kerle sind von Ihren Feinden angestiftet. Die Partei, welche Sie und mich stürzen möchte, welche um Alles in der Welt Frieden mit Frankreich machen und um jeden Preis Belgien bei Oesterreich behalten möchte, diese Partei hat diese Kerls zum Aufruhr gebunden. Man will Sie zwingen, Excellenz, entweder abzubanken, oder dem Volk seinen Willen zu thun und Frieden mit der französischen Republik zu machen!

Thugut lachte laut auf. Mich zwingen, sagte er lakonisch.

Eben brüllte das Volk wieder laut auf, und wie Sturmesgeheul pfliff es an die Fenster: Frieden! Wir wollen Frieden haben!

Zugleich verdoppelten sich die wüthenden Schläge gegen die Thore des Hôtels.

Dies überschreitet alles Maaß, rief der der Polizeiminister außer sich. Ich darf, ich kann nicht länger müßig bleiben.

Nein, sagte Thugut gelassen, wir wollen auch nicht länger müßig bleiben! Es ist meine Frühstücksstunde, und ich lade Sie daher ein, mein Gast zu sein. Kommen Sie, lassen Sie uns in den Speisesaal gehen!

Er reichte dem Grafen seinen Arm und ging mit ihm in den anstoßenden Salon. In der Mitte desselben sah man einen gedeckten Tisch mit allerlei Speisen und Weinen geschmückt und wie jederzeit mit acht Couverts belegt; denn Baron Thugut hielt täglich, wenn er nicht eingeladene Gäste bei sich sah, offene Tafel für sieben ungeladene Gäste, und seine vertrauteren Bekannten oder die mit seiner Gunst Begnadigten versäumten es niemals, sich allwöchentlich einmal zu den bekannten und unveränderlichen Frühstücks- und Mittagstunden des Ministers einzufinden.

Heute indeß begegnete Thugut's rascher und suchender Blick nicht einem einzigen Gast. Niemand befand sich in dem Zimmer, außer den acht Lakaien, die hinter den Stühlen standen. Sie hatten, den strengen und unerschütterlichen Sinn ihres Herrn kennend, ihre gewohnten Plätze eingenommen, aber ihre Gesichter waren farblos und ihre Blicke richteten sich mit dem Ausdruck höchster Seelenangst den Fenstern zu, welche eben wieder von dem Donner der gegen die Höteltüren gerichteten Faustschläge erzitterten.

Memmen, murmelte Thugut leise, indem er sich zu seinem Sitz am obern Ende der Tafel wandte und den Grafen Saurau bedeutete, neben ihm Platz zu nehmen.

In diesem Augenblick indeß ward die Thür, welche in die Antichambre führte, heftig aufgerissen, und der Haushofmeister stürzte mit angstbleichem Gesicht herein.

III.

Der Minister und die Leute aus dem Volke.

Halten zu Gnaden, Excellenz, daß ich störe, stammelte der Haushofmeister athemlos. Aber diesmal ist es Ernst. Das Volk stürmt das Thor, es beginnt schon in seinen Angeln zu krachen. In spätestens einer Viertelstunde werden die Aufrührer es genommen haben!

Das kommt davon, daß Ihr es ohne Noth habt schließen lassen, rief der Minister. Wer gab Euch den Auftrag dazu? Wer befahl Euch, uns wie in einer Festung zu verbarricadiren, als hätten wir ein böses Gewissen und fürchteten daher den Besuch des Volkes?

Der Haushofmeister blickte mit starrem Entsetzen in das Antlitz seines Herrn und fand kein Wort der Erwiderung.

Geht sogleich hinunter, fuhr der Minister fort, laßt den Portier das Thor öffnen und Jedermann eintreten. Zeigt den Leuten den Weg hier herauf, und Ihr Schlingel, die Ihr da steht mit blassen Gesichtern und zitternden Knien, öffnet die beiden Flügelthüren, damit die Leute, ohne sich zu stoßen, hier herein können. Nun thut Alle, wie ich Euch geheißsen habe!

Der Haushofmeister verbeugte sich mit einem Seufzer, welcher einem Todesächzen gleich, und verließ eiligst den Salon.

Die Diener aber eilten, mit zitternden Händen die Flügelthüren zu öffnen, sowohl die, welche in den Vorfaal, als auch diejenigen, welche von dort auf den Corridor führten. Man hatte nun von den Plätzen am Tische aus einen freien Ueberblick nach der großen Treppe hin, welche auf den Corridor unmittelbar vor dem Vorfaal ausmündete.

Und jetzt, Germain, wandte sich Thugut zu dem hinter seinem Stuhl stehenden Kammerdiener, jetzt laßt uns unser Frühstück haben. Seien Sie weise, lieber Graf, und folgen Sie meinem Beispiel, nehmen Sie etwas von diesem Sorbet. Er kühlt das Blut und ist doch feurig zu gleicher Zeit. Trinken Sie, lieber Graf, trinken Sie! Ach, sehen Sie nur, *mein Koch hat uns heute ein vollkommen türkisches*

Müßwack, Napoleon. 1. Act. 1.

Mahl bereitet, denn da sehe ich den calecutischen Hahn mit Reis und Paprika. Ich habe zu diesem Gericht von dem Mundkoch des Großveziers selber das Recept erhalten, und ich darf sagen, daß Sie diese Speise in ganz Wien nicht so bekommen, wie bei mir.

Von der Treppe her vernahm man jetzt ein dumpfes Geräusch, ein wirres Durcheinander von Stimmen.

Sie kommen, sie wagen es wahrhaftig, hier einzubringen, sagte Graf Saurau, bebend vor Grimm. Excellenz, verzeihen Sie mir, ich bewundere Ihren heroischen Gleichmuth, aber ich kann es Ihnen nicht nachthun. Es ist ganz unmöglich, ganz unthunlich, daß ich, der Polizeiminister, ganz ruhig und unthätig gegenwärtig bin, wenn eine verbrecherische Kotte es wagt, bei Ihnen einzubringen.

Verzeihen Sie, diese Leute sind nicht eingedrungen, sondern ich habe ihnen freiwillig die Thüren öffnen lassen, sagte Baron Thugut gelassen. Und was Ihre Charge als Polizeiminister anbetrifft, mein lieber Graf, so beschwöre ich Sie, dieselbe eine halbe Stunde zu vergessen und sich nur zu erinnern, daß ich die Ehre habe, Sie als seltenen Gast an meiner Tafel zu sehen. Ich bitte Sie noch einmal ernstlich, nehmen Sie von diesem Geflügel, es ist wirklich empfehlenswerth!

Graf Saurau nahm mit einem tiefen Seufzer etwas von der Speise, welche Germain ihm darreichte, und legte es auf den silbernen Teller, der vor ihm stand. Aber wie er eben den ersten Bissen zum Munde führen wollte, stockte seine Hand und seine Blicke richteten sich starr nach der Thür hin. Er hatte über dem Treppengeländer einige Köpfe mit buschigem Haar, mit funkelnden Augen auftauchen sehen; jetzt folgten mehrere, jetzt hoben die Gestalten sich höher, jetzt sah man zwanzig bis dreißig trotzig blickende, wilde Männergestalten, welche von der Treppe auf den Corridor traten, hinter ihnen auf der Treppe ward eine neue Reihe von Köpfen sichtbar und neue Gestalten hoben sich auf der Treppe empor.

Aber das laute Geschrei, das wüthende Fluchen und Kreischen war schon verstummt, der Respekt vor der aristocratischen Umgebung hatte die Leute schweigen gemacht, und selbst der beherzte und kühne

Rebner, welcher vorher auf dem Kohlmarkt das Volk zu diesem Gewaltschrittz verführt und es hierher geleitet hatte, selbst der stand jetzt zögernd und unentschlossen vor der Thür des Speisesaals und blickte nur mit düstern Wuthblicken hinüber.

Thugut schien von dem Allen gar nichts zu sehen, er war ganz und gar nur mit seinem Frühstück beschäftigt und widmete dem kleinen Knochen seines Hühnerflügels seine ungetheilte Aufmerksamkeit.

Graf Saurau gab sich wenigstens den Anschein zu essen und hielt seine Augen unverwandt auf den Teller gerichtet, um nicht seinen Ingrimm und seine Wuth in seinen Blicken lesen zu lassen.

Aber auch den Leuten aus dem Volk schien nicht wohl und behaglich bei dieser eigenthümlichen und unerwarteten Scene, welche plötzlich wie ein kaltes Sturzbad ihren Eifer und ihren Heroismus abzukühlen begann. Als triumphirende Sieger, unter lautem Freudenjauchzen, waren sie in das Hôtel eingedrungen, ganz überzeugt, den Minister zitternd und um Gnade flehend vor ihnen erscheinen zu sehen, und jetzt erblickten ihre erstaunten Augen ihn in behaglichster Ruhe am Frühstückstisch.

Diese Situation hatte für die armen Leute etwas außerordentlich Befremdendes, es ward ihnen bange und unheimlich zu Sinn, und Viele von denen, welche erst so siegestrunken die Treppe heraufgestürzt waren, fanden es jetzt gerathener, sich leise wieder zurückzuziehen. Die Zahl der Gestalten, welche dort über dem Treppengeländer erschienen waren, verminderte sich mehr und mehr, und nur gegen zwanzig der Beherztesten und Verwegensten hielten noch Stand vor der Thür des Vorsaals.

An ihrer Spitze stand noch immer der Rebner vom Kohlmarkt. Er hatte jetzt, eingedenk seiner Versprechungen und des verheißenen Lohns, seine augenblickliche Schüchternheit überwunden und trat nun mit trotzigem Schritt in den Vorsaal ein, hinter ihm drängten sich die Männer, von seinem Beispiel ermuthigt, vorwärts.

Jetzt hob Baron Thugut seine Augen mit einem gleichgültigen Blick von seiner Speise empor, und richtete sie hinüber auf die Män-

ner, die mit geräuschvollen Schritten durch den Vorfaal kamen. Dann wandte er sich ruhig an den hinter ihm stehenden Kammerdiener.

Germain, sagte er mit lauter Stimme, gehe hin und frage diese Herren, ob sie mich zu sprechen wünschen, und wen Du die Ehre haben sollst, mir anzumelden.

Keins dieser Worte war den Männern entgangen, und mit blöder Verlegenheit sahen sie jetzt den zierlichen, geputzten Kammerdiener zu ihnen heranschlüpfen, vernahmen sie die Botschaft, welche dieser ihnen mit süßlichem Lächeln verkündete.

Aber es war jetzt nicht Zeit mehr, zurückzutreten, sie mußten sich also mit Trotz und Entschlossenheit waffnen, um ihre Rolle mit Anstand weiter führen zu können.

Ja, sagte daher der Redner des Kohlmarkts laut und entschlossen, wir wünschen den Herrn Minister zu sprechen, und was unsere Namen anbetrifft, so heiße ich Meister Wenzel von der Schneider-Innung, dies ist der Schneider Kahlbaum, und Ihr Andern sagt selbst Eure Namen, damit dieser höfliche Herr sie dem Herrn Minister hinterbringen kann.

Aber keiner von den andern Männern folgte dieser Aufforderung, vielmehr blickten sie Alle scheu und verlegen bei Seite, und es dämmerte in ihnen eine Ahnung auf, daß dies laute Verkünden ihrer Namen doch auch seine gefährlichen Seiten haben möchte.

Germain wartete ihre endliche Entschliegung nicht ab, sondern kehrte eilig zu seinem Herrn zurück, um seine Bestellung auszurichten.

Der Herr Wenzel von der Schneider-Innung, der Herr Schneider Kahlbaum nebst den übrigen Herren sollen willkommen sein, sagte Baron Thugut laut, ohne sich aber in seinem Essen stören zu lassen.

Die Männer rückten indeß vorwärts bis an die Thür des Speisensaals. Hier aber ließ ein stolzer gebieterischer Blick des Ministers sie Halt machen.

Sie haben ohne Zweifel schon gefrühstückt, nicht wahr? fragte Thugut mit scharfer Betonung.

Ja, wir haben gefrühstückt, murrte Meister Wenzel.

Nun, ich bin nicht so glücklich, wie Sie, und also bitte ich Sie,

mich erst mein Frühstück verzehren zu lassen, sagte Thugut, und er begann sich wieder mit dem Hühnerflügel auf dem Teller zu beschäftigen.

Eine lange Pause trat ein. In peinlichster Verlegenheit standen die Männer an der Thür, wo der Blick des Ministers sie gebannt hatte, und eine unheimliche Furcht vor dem Ausgang dieser Scene bemächtigte sich ihrer Gemüther. Mehr als es blanke Schwerter und auf sie gerichtete Flintenläufe vermocht hätten, fühlten sie sich geängstigt von dem Anblick der ruhigen, stolzen und ernstern Gestalt des Ministers, und seine unbekümmerte Sorglosigkeit, das Gefühl vollkommener Sicherheit, mit welchem er einem drohenden Volkshaufen gegenüber sein Frühstück verzehrte, machte die Aufrührer um die Sicherheit ihrer eigenen Person ängstlich.

Gewiß hat er hier in seinem Hôtel immer eine Menge Soldaten und Polizisten versteckt, dachte Meister Wenzel, und darum hat er uns eintreten lassen und darum ist er auch so ruhig und unbesorgt, und wenn wir hier in den Saal getreten sind, werden die Kerls mit den goldenen Treffern hinter uns die Thür zuschnappen und aus der Thür da drüben werden dann die Soldaten hervorstürzen, um uns festzunehmen.

Eben, wie er dies dachte, traf ihn ein ernster, kalter Blick des Ministers und machte ihn vom Wirbel bis zur Zehe erbeben.

Jetzt, wenn es den Herren gefällig ist, treten Sie ein, mein Frühstück ist beendet, sagte Baron Thugut gelassen. Ich bin ganz bereit und gespannt, zu hören, was Sie mir sagen können! Treten Sie also ein.

Die Männer, welche hinter Meister Wenzel standen, schoben sich vorwärts, aber die lange, herculische Gestalt des ehrwürdigen Meisters von der Schneider-Innung leistete ihnen Widerstand und nöthigte sie, still zu stehen.

Nein, halten zu Gnaden, Excellenz, sagte Herr Wenzel, fest entschlossen, die Schwelle des Saals nicht zu überschreiten, es würde sich für uns arme Leute wenig schiden, in den hochfreiherrlichen Speisesaal einzutreten. Unser Platz ist im Vorzimmer und da wollen wir warten, bis Ew. Gnaden sich herablassen wollen, uns einen Augenblick anzuhören.

Diese demüthige Sprache, diese zitternde Stimme war in so schreiendem Contrast mit dem Löwenmuthigen, zungenfühnen Anführer, der Herr Wenzel auf der Straße gewesen, daß die Männer, welche ihm gefolgt waren, sich von diesem Contrast in tiefster Seele erschüttert, fühlten und wie von Entsetzen erstarrt dastanden.

Der Minister stand auf, seine breite, robuste Gestalt richtete sich stolz empor, auf seinen scharfen, markirten Zügen zeigte sich der Schimmer eines spöttischen Lächelns, seine buschigen weißen Augenbrauen, vorher dicht zusammengezogen, das einzige äußere Zeichen seines Bornes, welches sich Thugut jemals erlaubte, waren jetzt wieder ruhig und heiter, und mit langsamen, gelassenen Schritten näherte er sich den Männern.

Nun spricht, was ist's, was kommt Ihr von mir zu erbitten? fragte Thugut in dem vollkommenen Bewußtsein seines Uebergewichts.

Wir wollten Ew. Gnaden bitten, uns armen Leuten endlich den Frieden zu schenken, sagte Meister Wenzel.

Den Frieden mit wem? fragte Thugut gelassen.

Frieden mit Frankreich, Excellenz, Frieden mit diesem General Bonaparte, der, wie die Leute sagen, ein Zauberer ist, der alle Menschen beherrscht und alle Länder mit einem Blick und einer Handbewegung erobern kann, wenn er nur will. Wenn wir nicht Frieden machen, wird er Oesterreich auch erobern und wird nach Wien kommen, um sich selbst zum Kaiser zu machen, und wird unsere weisen, guten Minister absetzen, um uns französische Herren zu geben. Wir möchten aber so gern unsere Kaiser und unsere guten Minister, die so väterlich für uns sorgen, behalten, und deshalb allein sind wir hierher gekommen, um Ew. Excellenz zu bitten, Sie möchten sich des armen Volks erbarmen und Frieden machen, damit der Kaiser nach Wien zurückkehrt, und seinen Staatsschatz wieder mitbringt. Nicht wahr, Ihr Männer, das war Alles? Wir wollten E. Excellenz nur bitten um Frieden!

Ja, Excellenz, riefen die Männer, erbarmen Sie sich unser, geben Sie uns Frieden!

Nun, Ihr seid für Friedensengel auf eine gar stürmische Weise

hier eingebracht, sagte der Minister streng. Ihr wolltet Frieden holen und brachtet den Aufruhr.

Es war bloß die Angst, die uns so hastig und stürmisch gemacht hatte, sagte Meister Benzel verlegen. Wir bitten Ew. Excellenz um Vergebung, wenn wir Sie erschreckt haben!

Erschreckt! wiederholte Thugut mit einem Ton unaussprechlicher Verachtung. Als ob es der Mühe lohnte, vor Euch zu erschrecken! Ich wußte, daß Ihr kommen würdet, und ich wußte auch, wer Euch dazu erkaufte hatte. Ja, ja, ich weiß, man hat Euch gut dafür bezahlt, Meister Benzel, daß Ihr den Aufruhr anstiften solltet, man hat Euch blanke Ducaten gegeben, damit Ihr hier in mein Hôtel eintreten solltet. Aber werden die Ducaten auch im Stande sein, Euch hier wieder herauszuhelfen?

Meister Benzel stieß einen Schrei aus und wankte bleich vor Entsetzen einige Schritte zurück.

Ew. Excellenz wußten, —

Ja, ich wußte, unterbrach ihn Thugut streng, daß Leute, denen wenig gelegen ist an der Ehre und Würde ihres Vaterlandes, Leute, die einfältig genug sind, zu glauben, es wäre besser, sich der fluchwürdigen, französischen Republik freiwillig zu unterwerfen, statt mit Wehr und Waffen gegen sie aufzutreten, daß diese Leute Euch bezahlt haben, damit Ihr Euer Maul aufreißen und schreien sollt von Dingen, die Ihr nicht versteht und die Euch gar nicht kümmern, denn —

In diesem Augenblick vernahm man von außen her angstvolles Schreien und Flehen, dazwischen heftige, drohende Stimmen und militärische Commandoworte. Die Männer schauten angstvoll sich um und mit Entsetzen gewahrten sie, daß die Treppe, auf welcher sie sich vorher Kopf an Kopf gedrängt hatten, jetzt ganz leer war.

Aber in diesem Moment erschienen zwei Gestalten auf derselben, wenig geeignet, die Angst der Männer zu sänftigen, denn man erblickte an ihnen die Uniformen der gefürchteten und strengen Polizei, welche unter dem Ministerium Thugut eine so bedeutende und schreckensreiche Rolle spielte.

Diese beiden Gestalten näherten sich der Thür der Antichambre,

an welcher ihnen der Kammerdiener Germain entgegentrat und sich leise mit ihnen besprach. Alsdann eilte Germain zu der Thür des Salons, und die schon zurückweichenden Empörer kaum eines verächtlichen Blickes würdigend, trat er ein.

Nun, was giebt's, Germain? fragte Thugut.

Excellenz, der Herr Polizeidirector läßt Ew. Excellenz vermelden, daß er alle Thüren des Hôtels besetzt hat, so daß Niemand heraus kann, daß ferner die Straßen gesäubert und die Empörer auseinander gejagt sind. Der Herr Polizeidirector, welcher unten auf dem Vorplatz sich befindet und damit beschäftigt ist, die Namen der im Hôtel befindlichen Empörer aufzuzeichnen, läßt sich die ferneren Befehle Eurer Excellenz ausbitten.

Ah, er ahnt nicht, daß sein erster Chef, der Herr Polizeiminister, sich selber hier befindet, sagte Thugut, sich lächelnd zu dem Grafen wendend, welcher, da er einmal dazu verdammt war, ein müßiger und unthätiger Zuschauer dieser Scene zu sein, sich in eine Fenster-nische zurückgezogen und von dort aus dem Gespräch zugehört hatte.

Erlauben Sie, Herr Graf, daß der Polizeidirector hier herauf komme und Ihnen selber rapportire? fragte Thugut.

Ich bitte Sie darum, Excellenz, sagte der Graf, indem er zu dem Minister trat.

Germain flog wieder in das Vorzimmer zu den harrenden Polizisten.

Und wir? fragte Meister Wenzel kleinlaut.

Ihr werdet warten! sagte Thugut. Drückt Euch dort in jene Ecke, vielleicht sieht Euch dann der Polizeidirector nicht!

Sie zogen sich bebend in die Ecke der Antichambre zurück und wagten nicht einmal, zusammen zu flüstern, nur die Blicke, die sie miteinander wechselten, verriethen ihren Schrecken.

Die beiden Minister waren indeß in die Antichambre getreten und, den Polizeidirector erwartend, unterhielten sie sich leise mit einander.

Jetzt zeigte sich auf dem Corridor die breite, stolze Figur des Polizeidirectors in seiner ganz Wien bekannten Amtstracht, welche die Gesichter der armen Aufrührer nur noch bleicher machte und ihr Herz mit den schlimmsten Beängstigungen erfüllte.

Auf einen Wink des Grafen Saurau trat der Director in die Antichambre, in seiner Rechten ein beschriebenes Blatt Papier haltend. Rapportiren Sie, sagte Graf Saurau streng. Wie war es möglich, daß dieser Auflauf überhaupt stattfinden konnte? War denn Niemand da, der das aufrührerische Volk auseinandertrieb, noch ehe es wagte, hierher zu stürmen?

Der Polizeidirector schwieg und warf nur einen ängstlichen, verlegenen Blick auf den Minister Thugut. Dieser wandte sich lächelnd an den Polizeiminister.

Ich bitte Sie, lieber Graf, sagte er, zürnen Sie dem würdigen Herrn Director nicht, ich bin überzeugt, daß er seine Schuldigkeit gethan hat.

Das ganze Hôtel ist umzingelt, beeilte sich der Director zu sagen, Niemand kann hinaus, und ich habe die Namen aller der Uebelthäter aufgeschrieben.

Bis auf diese hier, sagte Thugut, auf Meister Wenzel und Genossen deutend, die schon zusammengebrückt zu ihnen hinstarrten. Aber das ist auch nicht nöthig, denn sie haben uns schon ihre Namen gesagt, und ihre Bitten vorgetragen. Und so wäre also die ganze ehrenwerthe Volksversammlung hier in meinem Hôtel wie in einer Mausefalle eingefangen?

Ja, wir haben sie Alle, sagte der Director, und ich erwarte die Befehle des Herrn Polizeiministers, was weiter mit ihnen geschehen soll.

Ich bitte Sie, lieber Graf, wandte sich Thugut an Graf Saurau, erzeigen Sie mir einen Freundschaftsdienst und lassen Sie mich Gastfreundschaft üben an diesen Männern hier. Ich habe ihnen die Pforten meines Hôtels öffnen und sie hier eintreten lassen, und es wäre daher nicht großmüthig, sie nicht frei wieder hinauszulassen. Lesen Sie das Verzeichniß, das der Herr Director da in der Hand hält, gar nicht, sondern erlauben Sie, daß er es mir giebt, und befehlen Sie ihm, daß er seine Polizisten sich entfernen und die Gefangenen frei und mit voller Waffenehre abziehen lasse.

Es sei, so wie Sie wünschen, Excellenz, sagte der Graf, sich tief verneigend. Geben Sie dem Herrn Minister Ihre Liste, Herr

Director, und gehen Sie hinunter, Ihre Befehle den Wünschen des Herrn Premierministers gemäß zu ertheilen.

Der Director that, wie ihm befohlen. Er überreichte Thugut die Liste der gefangenen Aufständischen und zog sich dann, rückwärts gehend, auf den Corridor zurück.

Und wir? Können wir auch gehen, Excellenz? fragte Meister Wenzel schüchtern.

Ja, Ihr könnt gehen, sagte Thugut. Aber unter einer Bedingung! Ihr müßt mir erst das Lied sagen, welches das ehrenwerthe Volk brüllte, als Ihr hierher kamt, Meister Wenzel.

Ach, Excellenz, ich weiß nur einen einzigen Vers davon auswendig.

Run also, den Einen Vers! Sprecht ihn rasch, denn ich sage Euch, Ihr werdet jene Thür dort nicht überschreiten, bevor Ihr mir den Vers declamirt habt. Sei es aber, was es sei, Ihr dürft Euch nicht ängstigen, denn ich verspreche Euch, daß Ihr straflos bleiben sollt.

Run denn, sagte Meister Wenzel ganz verzweiflungsvoll, ich glaube, der Vers lautete so:

Triumph, Triumph! Es siegt die gute Sache!
Die Fürstentnechte flieh'n!
Laut tönt der Donner der gerechten Sache
Nach Wien und nach Berlin.*)

Wirklich ein recht hübsches Lied das, sagte Thugut, und könnt Ihr mir sagen, wer Euch dies Lied gelehrt hat?

Nein, Excellenz, das weiß Keiner, es war auf den Straßen, in den Häusern als Flugblatt ausgestreut in viel tausend Exemplaren,

*) Die Anfangstrophe eines Gedichtes, das damals (1797) überall in Deutschland gesungen ward und ein Ausfluß war der voreiligen und kurzschichtigen Freude, mit welcher die Deutschen das Siegen und Fortschreiten der französischen Republik feierten. Und nicht bloß das Volk sang dieses Lied, sondern sogar in exklusiven aristocratischen Kreisen war es beliebt. Die Gräfin Pachtla, Kachel's Freundin, citirt es sogar in einem Briefe an Kachel. Siehe: *Galerie von Bildnissen aus Kachel's Umgang*. Theil I. Seite 179.

und da fanden die Arbeiter es, als sie Morgens auszogen an ihr Lagerwerk.

Und solltet Ihr nicht beim Ausstreuen ein wenig behülflich gewesen sein, mein lieber Meister Wenzel?

Ich? Gott und die heilige Jungfrau mögen mich behüten, rief Meister Wenzel entsetzt. Ich hab' das Lied gesungen, so gut wie die Andern, und hab's gesungen nach der Melodie, welche ich die Andern singen hörte.

Und das war brav von Euch, denn es ist wirklich ein hübsches Lied, sagte Thugut, leicht mit dem Kopf nickend. Lieder haben ja das gewöhnlich an sich, daß kein Wort in ihnen wahr ist, und das nennt man darum Poesie. Geht also jetzt, mein poetischer Herr Wenzel und Ihr Andern, die Ihr vom sogenannten Volk als Friedensboten an mich abgesandt worden. Sagt Euren Auftraggebern, ich bewilligte ihnen diesmal in Gnaden noch ihre Bitte und gäbe ihnen Frieden, das heißt, ich ließe sie laufen und sperrte sie nicht in's Loch, wie sie's verdienen, sondern ich ließe Euch Alle noch einmal in Frieden ziehen. Wenn's Euch aber noch einmal geküßten sollte, einen Strafenscandal zu machen und das schöne Lied zu singen, so ließe ich Euch Alle einsperren und wolle Euch Gassenlaufen lehren, daß es eine Lust sei. Fort mit Euch!

Er wandte den zitternden Männern den Rücken und achtete gar nicht auf die ehrerbietigen Praxsäße und Bücklinge, mit denen sie sich verabschiedeten, um dann mit leisen aber hastigen Schritten von dannen zu eilen, wie erschreckte Mäuse aus der Höhle eines Löwen.

Und jetzt, mein lieber Graf, da unser Frühstück beendet ist, wandte sich Thugut an den Grafen, jetzt bitte ich Sie, mit mir in mein Cabinet zurückkehren zu wollen, denn ich denke, wir haben einander noch mancherlei zu sagen!

IV.

Die Conferenz der Staatsminister.

Baron Thugut reichte dem Grafen seinen Arm und führte ihn wieder zurück in sein Cabinet. Ich sehe eine Frage auf Ihrer Stirn, sagte Thugut lächelnd. Wollen Sie mir dieselbe nicht mittheilen?

Nun ja denn, Excellenz, rief Graf Saurau, darf ich Sie also fragen, was dies Alles bedeutet? Weshalb Sie den Polizeidirector, der offenbar seine Pflicht versäumte und nicht wachsam gewesen, dennoch entschuldigend und weshalb Sie diese Kerle laufen ließen, statt sie zu Tode prügeln zu lassen?

Sie waren verreist, mein lieber Graf? Sie waren seit drei Tagen von Wien abwesend, weil Sie die Majestäten auf ihrer Reise nach Preßburg geleiteten und sind erst vor einer Stunde von dort zurückgekehrt. Ist es nicht so?

Es ist so, Excellenz.

Sie konnten also nicht wissen, was während der Zeit hier in Wien geschah, und der Director konnte Ihnen keine Meldung davon machen. Er kam also zu mir und meldete mir, daß ein Aufstand gegen die beiden Kaiser — Sie wissen doch, daß das Volk uns die Ehre anthut, uns die beiden Kaiser von Wien zu nennen? — daß also ein Aufstand gegen uns Beide beabsichtigt sei und daß unsere Gegenpartei einen Versuch machen wolle, uns zu stürzen. Es war Geld unter das Volk vertheilt, der Fürst Carl Schwarzenberg selber hatte sich einige unvorsichtige Aeußerungen entschlüpfen lassen, genug, jene Partei, welche mich haßt, weil ich das aufrehrerische Belgien nicht für einen unverlierbaren Edelstein in der Krone Oesterreichs halte und dem Kaiser nicht rathe, es um jeden Preis zu behalten, jene Partei, welche uns Beide verwünscht, weil wir nicht einstimmen in die begeisterten Lobhymnen auf die französische Republik und den Republikanergeneral Bonaparte, jene Partei hat den nichtsnutzigen Pöbel gebunden,

damit er das Volk repräsentire, mir die Fenster einschlage und mir so viel Furcht und Schrecken einflöße, daß ich der Gewalt weichen und nachgeben müsse. Der Polizeidirector kam gestern zu mir und meldete mir die ganze Sache und erklärte sich bereit, mein Hôtel zu schützen und den Aufruhr im Keim zu ersticken. Ich hat ihn, das nicht zu thun, sondern die Sache ruhig gewähren zu lassen, nur ein aufmerksames Auge zu haben, und auch erst hierher zu kommen, wenn das Volk schon in meinem Hôtel sich befunde. Ich wünschte sehr, einmal eine Probe zu haben von der Stärke, dem Muth und der Bedeutung unserer Gegenpartei. Es ist immer gut, seine Feinde kennen zu lernen und genau zu erfahren, wessen sie fähig sind. Auch war dies eine wundervolle Gelegenheit für die Polizei, die Schreier und Aufrührer kennen zu lernen und sich ihre Namen zu merken, um sie nach und nach abzustrafen, da wir leider nicht hier in Europa es machen können, wie jene glückliche Königin von Aegypten, die tausend Empörer zugleich bei ihren Höpfen faßte und, sie mit der Linken an diesen Höpfen festhaltend, ihnen mit einem einzigen Schwertstich der Rechten alle tausend Aufrührerköpfe auf einmal abrasirte. Wir müssen leider langsamer und vorsichtiger zu Werke gehen.

Und weshalb ließen Ew. Excellenz diesmal alle Aufrührer laufen? sagte Graf Saurau verdrießlich.

Aber wir halten sie nichts desto weniger doch alle bei den Höpfen, lachte Thugut, denn haben wir nicht hier das Verzeichniß der Namen? Ach, mein lieber kleiner Graf, Sie meinten am Ende gar, ich sei in meiner Großmuth so weit gegangen, dies Register zu zerreißen und es in alle Winde zu streuen und mein Haupt abzuwenden, wie jener fromme Bischof es that, der einen Mörder unter seinem Bett fand, ihm, da er ihn entdeckte, erlaubte, zu entfliehen, sein Haupt abwandte, um des Fliehenden Antlitz nicht zu sehen und eines Tages vielleicht wiederzuerkennen? Ich liebe es, meine Feinde von Angesicht zu kennen und ihre Namen zu wissen, und seien Sie gewiß, daß ich die Namen, die hier auf dem Papier stehen, mir tief genug einprägen werde, um sie nimmer zu vergessen.

Vorläufig aber, da diese Elenden diesmal straflos davon ge-

kommen, gehen sie triumphirend nach Hause und werden bei nächster Gelegenheit ihren Streich wiederholen!

Ach, mein Lieber, wie wenig kennen Sie das Volk! Glauben Sie mir, nichts ängstigt dieses feige Gesindel mehr, als daß wir sie laufen ließen. Sie sind sich ihrer Schuld gar wohl bewußt, es ängstigt sie daher fürchterlich, daß sie keine Strafe erhalten haben und sie zittern in jedem Moment, daß die Strafe sie ereilen könne. Sie haben Gewissensbisse und Furcht, und das sind die besten Handhaben, mit denen man ein Volk regieren kann. Mein Gott, was sollte man wohl mit einem Volk anfangen, das aus lauter tugendhaften, reinen Menschen bestände! Es würde unangreifbar sein, während seine Laster und Schwächen gerade es sind, durch welche wir es in unsere Hand bekommen. Tadeln Sie mir also das Volk nicht um seiner Laster willen, ich liebe es wegen derselben, denn durch diese unterwerfe ich es meinem Willen. Man muß überhaupt niemals daran denken, auf die Menschen durch ihre Tugend wirken zu wollen, man kann es nur durch ihre Fehler und Verbrechen, und durch diese sind alle diese Leute, welche wir heute ungestraft nach Hause geschickt, unser Eigenthum. Der freigelassene und ungestrafte Verbrecher ist ein Schirre, dem die Polizei nur nöthig hat, den Dolch in die Hand zu geben und ihm zu sagen: dahin triff; und er wird treffen!

Demzufolge also sind Ew. Excellenz der Meinung, daß Alle, auch die Räubersführer der Empörer, ungestraft bleiben sollen?

Nicht doch, einige Beispiele müssen wir allerdings statuiren, um das Schreckniß noch größer zu machen und die Gemüther der Schuldigen noch mehr zu unterjochen. Aber um Gotteswillen kein öffentliches Gericht, keine öffentliche Strafe! Unsichtbar möge unsere Hand Meister Wenzel fassen und ihn richten. Möge er verschwinden, er und die andern Räubersführer, die den ketten Muth hatten, hier herauf zu kommen. Stecken wir sie vorläufig in ein gut verwahrtes und dickgemauertes Gefängniß, und während die andern kleinen Aufrührer sich die harten Köpfe zerschlagen, um zu errathen, was aus ihren Anführern geworden, machen wir diese durch allerlei Qualen und Todesvorspiegelungen so weich und zahm, daß sie endlich, wenn wir sie zuletzt frei lassen,

sich als unsere dankbaren Schuldner betrachten und willenlose Werkzeuge in unsern Händen sind, die wir nach Belieben verwenden können.

Wahrlich, Sie sind ein großer Staatsmann, ein weiser Herrscher, rief Graf Saurau mit allem Enthusiasmus aufrichtiger Bewunderung. Man wird weise, indem man Ihnen zuhört, und glücklich und mächtig, indem man Ihnen gehorcht! Ich fühle mich ganz und gar in Liebe und Anbetung Ihnen ergeben und bin nichts und will nichts sein, als Ihr aufmerkamer Schüler.

Seien Sie mein Freund, sagte Thugut, gehen wir unsern Weg Hand in Hand, behalten wir unser gemeinsames Ziel vor Augen und scheuen wir kein Mittel, um es zu erreichen!

Sagen Sie, was ich thun soll, ich folge Ihnen willig, wie der Blinde seinem Führer!

Nun, wenn Sie es wünschen, mein Freund, so lassen Sie uns ein wenig überlegen, wie wir in nächster Zeit das Staatsschiff durch die Klippen hindurch lenken wollen, die es von allen Seiten bedrohen. Es haben sich in den wenigen Tagen, welche Sie von hier entfernt waren, allerlei Ereignisse zugetragen, die den Stand der Dinge wesentlich verändert haben. Als Sie abreisten, gab ich dem Kaiser den Rath, auf keinen Fall Frieden zu machen mit Frankreich. Wir rechneten damals noch auf die Grenadier-Regimenter, die wir auf's Neue den Franzosen entgegengeschickt und die unter Anführung des Erzherzogs Carl die Engpässe bei Neumarkt gegen die vordringenden Franzosen vertheidigen sollten. Wir wußten außerdem, daß das französische Heer selber ermattet, erschöpft und friedensbedürftig sei, denn ohne diese würde der General Bonaparte nicht jenen Brief an den Erzherzog gerichtet haben, in welchem er denselben auffordert, den Kaiser von Oesterreich zum Frieden mit Frankreich zu veranlassen. Auf unsern Rath mußte der Erzherzog an Bonaparte eine ausweichende Antwort ertheilen und ihm sagen, daß er sich zu ferneren Unterhandlungen Verhaltungsbefehle aus Wien erbitten müsse.*)

*) Mémoires tirés des papiers d'un homme d'état sur les causes secrètes qui ont déterminé la politique des Cabinets dans les guerres de la Révolution. Vol. IV. S. 582.

Aber Ew. Excellenz waren fest entschlossen, keinen Frieden mit Frankreich zu machen!

Ich war entschlossen, ja! Ich bin es in meinem Innern noch, aber man muß nach Außen oft anders erscheinen, als man ist, und es sind Umstände eingetreten, welche uns für den Augenblick den Frieden wünschenswerth erscheinen lassen! Schrecken Sie nicht zusammen, mein lieber Graf, ich sage ja nur für den Augenblick! Innerlich mache ich nie Frieden mit Frankreich und mein Ziel bleibt unverrückt: eines Tages Oesterreich zu rächen für die Demüthigungen, welche es uns jetzt auferlegt. Vergessen Sie das nie, mein Freund, und nun hören Sie! Es sind neue Depeschen angelangt. Massena ist nach einem blutigen Scharmügel mit den Unsrigen siegreich in Friesach eingezogen, und am andern Tage ist er weiter vorgegangen, um in den engen Schluchten von Neumarkt unsere frischen Grenadier-Regimenter anzugreifen. Der Erzherzog Karl selbst hatte sich an die Spitze dieser Regimenter gestellt und gab unsern Soldaten das Beispiel kühnen Muthes. Aber die vereinten, aus Italien und aus Deutschland zusammengezogenen französischen Truppen kämpften gegen ihn, und am Abend dieses unglücklichen Tages mußte der Erzherzog mit seinen Grenadieren Neumarkt räumen, in welches die Franzosen als Sieger eingezogen. Jetzt hat der Erzherzog den französischen General um einen vierundzwanzigstündigen Waffenstillstand, um Zeit zu gewinnen, denn er hoffte, in dieser Frist das Corps des Generals von Kerpen an sich zu ziehen und alsdann den Feind wieder zurückzutreiben. Allein es scheint, daß dieser kleine General Bonaparte einen scharfen Blick und eine große Divisionsgabe besitzt, denn er schlug den Waffenstillstand ab und sandte Streifparthien gegen das Kerpen'sche Corps aus, so daß dies immer weiter zurückgedrängt ward. Bonaparte selbst aber drang mit seinem Heer bis Judenburg und Leoben vor. Jetzt blieb dem Erzherzog, um Wien zu retten, kein anderes Mittel übrig, als Friedensvorschläge zu machen.

Und er hat das gethan? fragte Graf Saurau athemlos.

Er hat das gethan! Er hat zwei unserer Vertrauten, den Grafen

Meerveldt und den Marquis de Gallo nach Leoben zu Bonaparte gesandt, um mit ihm zu verhandeln.

Hatte denn der Erzherzog dazu die Einwilligung Eurer Excellenz? fragte der Graf.

Nein, die hatte er nicht, und ich könnte ihn jetzt desavouiren, wenn ich wollte, aber ich will nicht, denn es liegt nicht in unserm Vortheil, und ich kenne nur Eine Politik, das ist die Politik des Vortheils. Man muß allemal das thun, wobei man die Aussicht hat, zu gewinnen, und das unterlassen, wobei man zu verlieren fürchten muß. Die Gewalt ist das einzig Unfehlbare, Ewige und Göttliche, und diese Gewalt hat jetzt sich zu Gunsten Frankreichs entschieden. Wir müssen also nachgeben und so lange friedlich erscheinen, bis die Gewalt wieder auf unsere Seite tritt und uns erlaubt, feindlich vorzugehen! Wir müssen Frieden machen! Aber unser Bestreben muß nun darauf gerichtet sein, von diesem Frieden möglichst viel Vortheil zu ziehen und ihn zu Oesterreichs Gunsten auszubenten.

Auf Kosten Frankreichs?

Ah bah, auf Kosten Deutschlands, mein lieber kleiner Graf! Wozu führt denn der Kaiser von Oesterreich den Titel zugleich eines Kaisers von Deutschland, wenn er von dieser Last nicht wenigstens den Vortheil haben sollte, mit Deutschland nach seinem Belieben zu handthieren, und wozu nennt er sich als Kaiser von Deutschland „allzeit Mehrer des Reichs“, wenn er nicht auch Verringerer des Reichs sein könnte? Nun also, wir müssen den Frieden mit Frankreich so auszubenten suchen, daß sich Oesterreich auf Kosten Deutschlands arrondirt und vergrößert.

Ah, das wird wieder ein Zetergeschrei geben über Verletzung des heiligen deutschen Reichs, rief Saurau lächelnd. Da wird Preußen wieder eine willkommene Gelegenheit haben, sich als Vertheidiger Deutschlands zu geriren.

Mein Lieber, lassen Sie Preußen immerhin hochtönende Phrasen ausrufen, wir wollen schon dafür sorgen, daß es zu weiter nichts kommen soll! Preußen hat keinen Friedrich den Großen mehr, sondern nur einen Friedrich Wilhelm den Dicken —

Mülhbach, Napoleon. 1. Abth. 1.

Der indessen, unterbrach ihn Graf Saurau, der indessen, wie ich mit Bestimmtheit weiß, nur noch sein Leben nach Tagen oder höchstens nach Wochen zu zählen hat, denn die Brustwassersucht hat selbst vor einem König keinen Respekt.

Und wenn sie Friedrich Wilhelm den Dicken hinweggerafft hat, wird Preußen einen Friedrich Wilhelm weiter zählen, und einen jungen Mann von siebenundzwanzig Jahren zum König haben, voilà tout! Er ist just so alt, wie der General Bonaparte, in demselben Jahr geboren, wie dieser General, der jetzt die ganze Welt mit seinem Ruhm erfüllt, aber von dem jungen Thronerben Preußens hat die Welt noch weiter nichts vernommen, als daß er eine schöne Frau hat! Der ist uns also nicht gefährlich, und ich denke und hoffe, daß Oesterreich immer die Macht behalten wird, dieses Preußen, dieses revolutionaire Element im deutschen Reich, zu demüthigen und bei Seite zu drängen. Aber die Gefahr, die uns bedroht, kommt nicht von Preußen, sondern von Frankreich und vor allen Dingen von diesem General Bonaparte, der mit seinem Ruhm und seinen Schlachten Propaganda macht für die Revolution und die Republik, und diese dummen stupiden Völker so entzückt, daß sie ihm entgegen jauchzen als einem Messias der Freiheit! Verhaftetes Wort, das wie der Tarantelbiß die Menschen rasend macht und sie in wilden Tänzen umherspringen läßt, bis sie todt zur Erde fallen.

Dieses Wort ist die Zauberformel, mit der Bonaparte ganz Italien besetzt und die italienischen Völker zu Aufrehrern und Empörern gegen ihre Fürsten gemacht hat! seufzte Graf Saurau.

Noch nicht ganz Italien, Freund! Ein Theil davon steht noch fest! Der Löwe von St. Marco ist noch nicht gefallen!

Aber er wird fallen, Excellenz, seine Füße schwanken schon!

Nun so müssen wir Sorge tragen, daß er auf eine Weise fällt, welche auch uns berechtigt, an ihm Deute zu machen! Und hier, mein lieber kleiner Graf, sind wir zu dem Punkt gelangt, der uns jetzt zunächst beschäftigt. Die Friedenspräliminarien zu Leoben sind abgeschlossen, wir müssen die Zeit bis zum Abschluß des wirklichen Friedens so zu *benutzen suchen*, daß der Friede uns Vortheil bringt, und daß Oester-

reich sich dabei arrondirt und kräftigt. Wir müssen immer den Blick auf Baiern geheftet halten, denn Baiern ist unser und muß unser werden bei der nächsten günstigen Gelegenheit. Schreit Frankreich dawider und will uns diese Beute nicht gutwillig lassen, nun so werfen wir ihm den alten verhaßten Zankapfel Belgien in den Rachen und machen es dadurch zahm und kirre.

Aber was thun wir, wenn Preußen auch schreit? Werfen wir ihm auch ein Stück von Deutschland hin, um es zu beruhigen?

Im Gegentheil, wir suchen ihm so viel als möglich zu nehmen, wir suchen es zu demüthigen und zu isoliren, damit es keine Macht hat, uns zu schaden. Wir bemühen uns, diesen Frieden, den wir jetzt mit Frankreich abschließen, so einzurichten, daß er uns Vortheil, Preußen möglichst Schaden bringe! Nach dem Norden hin arrondiren wir uns durch Baiern, — nach dem Süden hin durch Venedig!

Durch Venedig? rief Graf Saurau erstaunt. Aber Sie sagten es ja vorher selbst, Venedig steht noch fest!

Wir müssen machen, daß es fällt, mein Lieber, das eben ist unsere Aufgabe, denn Venedig ist das Stückchen Entschädigung, das ich für Oesterreich an seinen Südgrenzen ersehen habe! Etwas Sicheres müssen wir doch dafür haben, wenn wir Belgien an Frankreich abtreten; kann's nicht Baiern sein, so muß es Venedig sein.

Aber ich begreife noch immer nicht —

Mein Lieber, wenn das Begreifen meiner Pläne so leicht wäre, so müßten sie nicht sonderlich tief sein. Das Spiel, das ich spiele, mag Jedermann kennen, aber die Karten, die ich in der Hand halte, die müssen doch Jedermann ein Geheimniß bleiben, bis ich sie ausgespielt habe, sonst ließe ich ja Gefahr, zu verlieren! Aber Sie sollen diesmal in meine Karte schauen, und Sie sollen mir helfen zu gewinnen! Wir spielen um Venedig, lieber Graf, und wir wollen es gewinnen für Oesterreich! Wie fangen wir es an?

Ich gestehe, Excellenz, daß mein Vischen Verstand mir die Antwort versagt, und daß ich durchaus nicht begreife, wie man es anzufangen hat, einen selbstständigen, für sich bestehenden Staat, auf dem

man weder Erbschafts- noch andere Ansprüche zu machen hat, sich als Beute zu erobern, ohne einen offenen Gewaltstreich zu führen!

Man stellt dem Staat eine Mausefalle auf und fängt ihn darin ein, wie eine Maus, mein kleiner Graf. Hören Sie! Wir müssen machen, daß sich Venedig zu einem Widerstandskrieg gegen Frankreich erhebt und den Muth gewinnt, dem Sieger von Lodi die Spitze bieten zu wollen.

Ach, Excellenz, ich fürchte, die verzagte Signoria wird diesen Muth nicht gewinnen, wenn sie von unsern neuen Niederlagen und von Frankreichs neuen Siegen erfährt.

Die Hauptsache also ist, daß die Signoria davon nichts erfährt, sondern daß sie gerade die entgegengesetzten Nachrichten erhält, und dies, mein Freund, ist Ihre Aufgabe. Senden Sie, ich bitte, sogleich einige Vertraute nach Venedig und in's Venetianische Gebiet. Lassen Sie der Signoria in Venedig vermelden, die Franzosen seien in Tyrol und Steyermark besiegt und befänden sich, so zu sagen, unter dem caudinischen Joch. Vermelden Sie durch andere vertraute Abgeordnete dem Grafen Adam Neipperg, der mit einigen unserer Regimenter im südlichen Tyrol an den Venetianischen Grenzen steht, daß Venedig im Begriff sei, sich zu erheben und seines Beistandes bedürfe, veranlassen Sie ihn, auf diese Kunde hin vorzubringen bis Verona. Das wird den Venetianern eine Bestätigung sein der andern Siegesnachrichten; als gute Mäuse werden sie nur den gebratenen Speck riechen und vor Freuden darüber die Falle nicht sehen, die wir ihnen aufgestellt. Sie werden hinein rennen, und wir werden sie einfangen! Denn ein Aufstand in Venedig heißt jetzt schon eine Empörung gegen Frankreich, und Frankreich wird sich beeilen, ein solches Verbrechen zu strafen. Die Republik Venedig wird von der Republik Frankreich zerstört werden und alsdann werden wir uns als Entschädigung für Belgien von Frankreich unser kleines Nachbarland Venedig erbitten.*)

Bei Gott, ein großer, ein genialer Plan, rief Graf Saurau, ein Plan, würdig in dem Haupt eines so großen Staatsmanns entsprungen

*) *Hormayr: Lebensbilder aus dem Befreiungskriege. III. S. 144.*

zu sein. Sie werden auf diese Weise eine neue Provinz erobern, ohne daß wir eine Kanone abfeuern, oder einen Tropfen Blut vergießen!

Doch, einiges Blut wird fließen, sagte Thugut ruhig, aber es wird kein österreichisches Blut, sondern das der Venetianischen Freiheitshelden sein, die wir zum Aufstand anreizen. Dieses Blut wird sie an uns heften, denn nichts kittet so fest als Blut! Und jetzt, mein lieber guter Graf, da Sie meinen Plan kennen und billigen, jetzt bitte ich, daß Sie sich eilen wollen, ihn in's Werk zu setzen und Ihre Unterhändler nach Venedig und Tyrol abzuschicken! Wir haben keine Zeit zu verlieren, denn die Friedenspräliminarien reichen nur bis zum achtzehnten April und bis dahin muß Venedig wie eine reife Frucht sein, die, weil keine Hand da war, sie zu pflücken, von selber abfällt.

In einer Stunde, Excellenz, werde ich alle Ihre Befehle erfüllt haben, und die geschicktesten meiner Rundschafter und Unterhändler werden unterwegs sein nach Venedig und Tyrol.

Wen senden Sie nach Venedig an die Signoria?

Den gewandtesten aller meiner Leute, den Anton Schulmeister.

Oh, ich kenne ihn, er hat mir schon oft gebient und ist in Wahrheit ein brauchbares Subject. Nur zahlen Sie ihm gut, damit er treu bleibt, denn er hat zum Glück einen Fehler, bei dem man ihn fassen kann. Er ist geldgierig und hat ein schönes Weib, welches viel Geld braucht. Zahlen Sie ihm also gut, und er wird uns nützen. Und jetzt leben Sie wohl, mein lieber Graf, ich denke, wir haben uns Beide vollkommen verstanden und wissen, was wir zu thun haben.

Ich habe auf's Neue erkannt, daß das österreichische Staatsschiff in den Händen eines Mannes ist, der es, wie kein Anderer, zu lenken und zu führen versteht, sagte Graf Saurau, indem er sich von dem Minister verabschiedete.

Es ist vielleicht ein Familientalent, mein lieber Graf, sagte Thugut lachend, und ich habe das Schiffslenken von meinem Vater, dem Schiffsbaumeister, gelernt. Addio, caro amico mio!

Sie drückten sich zärtlich zum Abschied die Hände und mit einem von Liebe und Freundschaft strahlenden Gesicht verließ Graf Saurau das Cabinet des Premierministers. Dieses Lächeln stand noch auf seinem

Lippen, als er in der Antichambre sich von dem Kammerdiener den Mantel überwerfen ließ, und er sodann mit leichten Schritten die stolze Marmortreppe sich hinunterbewegte, welche vor einer Stunde von den breiten, tölpischen Füßen der Leute aus dem Volk entweiht worden. Aber als die Thür seines Wagens sich hinter ihm schloß und der edle Graf in seiner dahin rollenden Kutsche sich sicher fühlte vor jedem Späherauge und vor jedem lauschenden Ohr, da schwand das Lächeln von seinen Lippen, die sich jetzt öffneten zu einem Ausbruch der Verwünschung.

Unerträglicher Uebermuth! · Empörende Anmaßung! murmelte er dann mit finstern Blicken vor sich hin. Wie ein Despot meint er schalten und walten zu können und uns Alle, mich sogar betrachtet er nur als ergebene, gehorsamen Diener! Erlaubt sich, mich seinen kleinen Grafen zu nennen! Ich, ich werde dem Sohn des Schiffsbauemeisters doch^z eines Tages beweisen, daß der liebe kleine Graf Saurau doch größer ist, als er! Gebuld, Gebuld, mein Tag wird kommen und an diesem Tage werde ich den lieben kleinen Thugut stürzen.

V.

Das Haus in der Gumpendorfer Vorstadt.

Wien zitterte in der That vor dem Anmarsch des französischen Heeres, und die Angst vor der Gefahr hatte das sonst so friedliche und gehorsame Wiener Volk zu einem Aufstand verleitet, der indeß nichts bezwecken sollte, als den allmächtigen Minister Thugut zum Frieden mit Frankreich zu zwingen. Der Erzherzog Karl war geschlagen, der Kaiser war aus Wien geflüchtet.

Keine von allen diesen Nachrichten hatte die Bewohner des kleinen Hauses beunruhigt, das am Ende der Gumpendorfer Vorstadt von Wien nahe an der Mariahilfer Linie lag. Ein rechtes Bild

des Friedens und der Ruhe bot dieses kleine Haus dar. Inmitten eines Gärtchens, das auf seinen zierlich geordneten Beeten die ersten jungen Frühlingsblüthen zeigte, war es gelegen, hohes Gesträuch lehnte sich mit seinem sprossenden Grün an die weißen Mauern des Hauses, hinter dessen blanken, durchsichtigen Fensterscheiben man blendend weiße Vorhänge gewahrte, und zwischen denselben schöne blühende Topfgewächse.

Nichts Auffallendes sonst bot dieses kleine, nur ein Stockwerk hohe Haus dar, und doch ging Niemand vorüber, ohne mit einem ehrfurchtsvollen, forschenden Blick zu den Fenstern hinzuschauen, und wer hinter den Scheiben auch nur den flüchtigen Schatten eines menschlichen Wesens zu sehen vermeinte, beeilte sich, tief und respectvoll zu grüßen, und sein Gesicht verklärte sich dabei zu einem stolzen und glücklichen Lächeln.

Und doch, wie gesagt, bot das Haus gar nichts Auffallendes dar. Einfach und bescheiden war es von außen, einfach und bescheiden war auch sein Inneres. Eine tiefe Stille herrschte auf dem kleinen, mit weißem Sand zierlich bestreuten Hausflur. Eine große, gefleckte Katze, ein wahres Prachteremplar von Schönheit lag unfern der Hausthür auf einem weichen, weißen Kissen und spielte anmuthig und zierlich mit dem weißen Garnknäuel, das eben von dem Schooß der Frau gefallen war, die an dem Fenster saß und sich emsig mit dem Strickstrumpf, den sie in Händen hielt, beschäftigte. Diese Frau in der einfachen, schmucklosen und bescheidenen Kleidung schien eine Dienerin des Hauses zu sein, aber jedenfalls eine Dienerin, der man unbedingt vertraute, denn ein großes Schlüsselbund, wie es die Hausfrauen oder die treuen Haushälterinnen tragen, hing an ihrer Seite. Eine tiefe, lächelnde Ruhe, wie sie zu der Physiognomie des Hauses paßte, lag auf ihren ehrwürdigen Zügen, ein anmuthiges Lächeln umspielte ihre schmalen, farblosen Lippen, als sie jetzt das Strickzeug in ihren Schooß gleiten ließ und vornübergeneigt dem muntern Spiel der Katze zuschaute. Plötzlich ward die Stille durch einen lauten, schrillenden Ton unterbrochen und eine seltsam schnarrende Stimme rief einige einzelne, abgebrochene Worte in englischer Sprache.

Bei dem ersten Laut derselben öffnete sich hastig eine Thür und in derselben erschien eine zweite Frau, ebenso alt, ebenso freundlich,

mit ebenso stillen, friedlichen Zügen, wie die Andere. Nur verrieth der feiner gewählte Anzug, die feingefältete Spitzenhaube auf dem hohen gepuderten Toupet und die schwere goldene Kette, die ihren Hals umgab, daß man es jetzt nicht mit einer Dienerin, sondern mit der Herrin zu thun habe.

Aber zwischen dieser Herrin und dieser Dienerin schien ein eigenthümliches freundschaftliches Verhältniß zu herrschen, denn die letztere ließ sich durch das Erscheinen ihrer Herrin in dem muntern Spiel mit der Katze gar nicht stören und die Dame schien das gar nicht auffallend und respectwidrig zu finden, sondern schritt mit leisen trippelnden Schritten zu ihrer Dienerin hin.

Kathrinel, sagte sie, hör' nur einmal, wie das Viech, der Paperl, heut wieder schreit. Es wird den Herrn stören, denn er ist schon oben gegangen zur Arbeit.

Es ist ein unausstehlich Viech, der Paperl, seufzte Kathrinel. Weiß nit und kann nit begreifen, was der Herr Kapellmeister, Doctor wollt' ich sagen, an dem Thier find't, und warum er's über's Meer mit hierher geschleppt hat! Wenn er halt noch singen thät, der Kerl, so wär's noch zu begreifen, daß der Herr Ka — Doctor ihn mitgenommen, aber das Viech schreit immer bloß sein Kauderwelsch, was kein ordentliches Gottesmensch versteht.

Wer Englisch kann, der versteht's wohl, Kathrinel, sagte die Dame, denn der Papagei spricht englisch, und darin ist er geschiedter, als wir Beide, Kathrinel.

Aber dafür kann er nit Deutsch und auch nit Wienerisch sprechen, eiferte Kathrinel, und ich mein', unsere Sprach' ist halt viel schöner, als das englische Kauderwelsch. Weiß nit, was der Herr Doctor daran finden thut, und wie er's leiden kann, daß das Viech mit seinem Geschrei seine Ruhe stört!

Ich weiß's wohl, Kathrinel, sagte die Frau Doctorin mit einem sanften Näckeln. Der Papagei erinnert den Herrn an die schöne und glanzvolle Zeit, die er in England verlebt, und an all den Ruhm, den er da geerntet hat.

Nun ich mein', wegen deß hatte unser Herr grad nit nöthig, erst

nach England zu reisen, rief Katharina. Er ist mit berühmter wiedergekommen, als er gegangen ist. Die Engländer haben ihm grad' gar nit mehr zu seinem Ruhm beitragen können, denn er war halt schon der berühmteste Mann in der Welt, als er hinging, und wenn das nit gewesen wär', würben sie ihn gar nit hingerufen haben, daß er ihnen seine schöne Musit vorspiele, denn sonst hätten sie halt gar nit gewußt, daß er schöne Musit macht!

Aber sie haben doch eine große Freud' gehabt an ihm, die guten Engländer, Kathrinel, und haben gar schön und prächtig mit ihm gethan. Alle Tage haben sie ihm Feste veranstaltet, und selbst der König und die Königin haben ihm gar schöne Worte gegeben, daß er sollt' bei ihnen bleiben. Eine schöne Wohnung in Schloß Windsor hat ihm die Königin versprochen, und ein groß Jahrgeld dazu, und nichts sollte mein Mann dafür thun, als alle Tage ein bissel mit der Königin singen und musiciren. Aber er hat doch den Muth gehabt, Nein zu sagen zum König und der Königin, und weißt Du, warum er Nein gesagt hat?

Die Kathrinel wußte es sehr wohl, sie hatte diese Geschichte seit den zwei Jahren, daß der Herr Doctor aus England heimgekehrt war, schon oft von ihrer Herrin vernommen, aber sie wußte, daß es ihr Freude machte, sie immer wieder zu erzählen, und sie selber hatte auch ihre Freude daran, sich immer wieder von dem Glanz und dem Ruhm ihres Herrn, dem sie seit zwanzig Jahren schon diente, erzählen zu lassen.

Nein, wahrhaftig, das weiß ich halt nit, sagte sie daher lächelnd, begreif' es auch nit, wie der Herr Doctor hat Nein sagen können zu dem König und der Königin.

Um meinethwillen hat er's gethan, Kathrinel, rief die Frau, und ein Ausdruck stolzer Freude verklärte und verschönte einen Moment ihr gutes altes Gesicht. Ja wahrhaftig, um meinethwillen allein ist mein Mann wieder heim gekommen. „Bleiben Sie, bleiben Sie“, hat der König zu ihm gesagt. „Es soll Alles so sein, wie die Königin wünscht. In Windsor sollen Sie wohnen und Sie dürfen auch alle Tage mit der Königin singen. Auf Sie eifere ich nicht, denn Sie

sind ein guter, ehrlicher, deutscher Mann.“ — Und wie der König das gesagt hat, da hat sich mein Mann tief verneigt und hat geantwortet: „diesen Ruf zu behaupten, Sire, ist mein größter Stolz. Aber weil ich ein ehrlicher, deutscher Mann bin, muß ich auch ehrlich sagen, daß ich nit hier bleiben kann, und daß ich mich halt nicht auf immer von meinem Vaterland und von meiner Frau trennen kann.“ — „Oh, was das anbelangt, hat der König gerufen, die Frau wollen wir nachkommen lassen! Sie soll mit Ihnen in Windsor wohnen!“ — Da hat aber mein Mann gelacht und hat gesagt: „ach Majestät, das thut die Frau nimmer! Die fährt nicht über die Donau, viel weniger über das Meer! Und deshalb muß ich denn nur wieder über's Meer zu meinem Weibel zurückkehren.“ — Und das hat er gethan, und er hat den König und die Königin und alle die großen Herren und Damen verlassen und ist halt wieder nach Wien gekommen zu seinem Weibel. Sag', Kathrinel, war das nicht schön und prächtig von meinem Mann?

Gewiß war's das, sagte Kathrinel, aber es macht eben, weil der Herr Doctor seine Frau mehr geliebt hat, als die Königin und den König und alle die vornehmen Leut', die ihm da hofirt haben in England. Und er hat auch gewußt, daß alle Welt ihm hier ebenso hofirt wie dort, und daß, wenn er nur wollt' und möcht', er alle Tage beim Kaiser und bei Fürsten und hohen Herren sein könnt'. Aber er will's ja nicht. Er ist viel zu bescheiden, unser Herr, geht immer so einfach und still einher, daß halt Niemand, der's nit weiß, denken sollt', was für ein grausam berühmter Mann er ist, zieht sich auch immer so einfach und schlicht an, und könnt' sich doch ordentlich aufdonnern mit all' den Brillantringen und Nadeln und Schnallen, mit allen den kostbaren Uhren und Dosen und Ketten, die ihm die hohen Herren geschenkt haben. Aber er läßt Alles in seinen Futteralen liegen, trägt immer noch den großen silbernen Suppenzeiger von Uhr, die er stets getragen.

Das war mein Brautgeschenk, Kathrinel, sagte die Herrin stolz, und darum trägt sie mein Mann noch immer, obwohl er viel schönere Uhren hat. Damals, vor vierzig Jahren, als ich ihm die Uhr geschenkt, da waren wir halt alle Weid' noch arm. Er war ein armer

Clavierlehrer, ich eines Friseurs Tochter. Er wohnt' bei meinem Vater in seinem kleinen Hause zur Miethe und weil er den Miethzins immer nit zahlen konnt', gab er dafür mir alle Tag' eine Clavierstund'. Und Du weißt doch, Kathrinel, was die klugen Leut' in Wien halt immer sagen: „ein Lehrmeister ist ein Mehrleister“ sagen's. Und so war's auch hier. In den Clavierstunden lernte ich nit blos die Noten, sondern auch die Lieb' kennen und so ward ich seine Braut und schenkt' ihm zum Hochzeitsangebind' den großen silbernen Suppenzeiger von Uhr und darum hat sie mein Mann auch immer getragen, obwohl er viel schönere und bessere hat! Was ihm die Frau gegeben, ist ihm lieber, als was ihm Kaiser und Könige gegeben.

Aber er könnt' doch halt wenigstens eine schöne goldene Kett' an der Uhr tragen, sagte Katharinel. Hat doch ein ganzes Duzend prächtiger Ketten! Aber nimmer trägt er eine, selbst neulich nit, als ihn die Fürstin Esterhazy abholte, um mit ihm zum Kaiser zu fahren. Nichts hatte der Doctor um, als ein einfaches blaues Band, worauf mit silbernen Buchstaben sein eigener Name eingewirkt war.

Es hat aber auch seine eigene Bewandniß mit dem Band, sagte die Herrin sinnend. Mein Mann hat das Band auch von London mitgebracht und er hat's da bekommen an einem seiner schönsten Ehrentage. Ich hab' die Geschichte auch halt nit gewußt, denn Du weißt wohl, der Herr ist immer so bescheiden und red't nimmer von seinen großen Triumphen in London, und nichts hätt' ich erfahren von dem Band, wenn er's nit neulich umgebunden hätte, als er mit der Frau Fürstin zum Kaiser fuhr. Es ist eine gar schöne und bewegliche Geschichte', Kathrinel!

Diesmal kannte Kathrinel die Geschichte wirklich nicht und sie hat deshalb mit ungewöhnlicher Lebhaftigkeit ihre Herrin, ihr doch die Geschichte von dem Band zu erzählen.

Die Frau Doctorin ließ sich nicht lange bitten. Sie nahm auf dem Binsensstuhl neben Kathrinel Platz und lächelte freundlich der Frage zu, die jetzt herbei geschlichen war und sich behaglich schnurrend auf den Saum ihres Kleides niederließ.

Ja, es ist eine gar bewegliche Geschichte' mit dem Band, sagte

sie sinnend, und ich weiß wirklich nit, Kathrinel, ob ich werd' halt Dir die Geschicht' erzählen können, ohne daß mir die Stimme ein bissel dabei zittert. Es war in London, mein Mann war eben heimgekommen von Oxford, wo er sehr feierlich im großen Dom zum Doctor war gemacht worden.

Ja, ja, ich weiß, murrte Kathrinel, deswegen müssen wir ihn auch halt jetzt immer Herr Doctor nennen, was lang nit so groß und vornehm klingt, als Herr Kapellmeister, wie wir vor der Reise nach England unsern Herrn nannten.

Es ist aber eine gar große Ehre, ein englischer Doctor der Musik zu sein, Kathrinel. Der große Händel ist dreißig Jahre in England gewesen und ist's nicht geworden, und mein Mann war erst ein paar Monat in England, da machten sie ihn schon zum Doctor. Und also, wie er heim kam aus Oxford, da war er den andern Tag bei einem gar reichen und gar vornehmen Herrn eingeladen, und eine große Gesellschaft war da, und als mein Mann in den Saal trat, standen sie Alle auf, ihn zu begrüßen und verneigten sich so tief, als ob er ein König wär', und wie nun mein Mann ringsum sein Compliment macht', da ward er gewahr, daß alle die Damen um ihren Kopf ein blaueidenes Band geschlungen hatten und auf jedem Band war meines Mannes Name mit silbernen Buchstaben eingewirkt. Der Hausherr aber hatte den selbigen Namen an beiden Enden seines Rocktragens mit feinen Stahlperlen eingestickt, daß es aussah, als sei er meines Mannes Diener und trage seine Livrée. Es war ein prächtiges Fest, das ihm der Herr Shaw, so hieß der Hausherr, gab, und zuletzt bat Herr Shaw meinen Alten, ihm ein Andenken zu geben, und er gab ihm eine kleine Tabaksdose, die er sich just den Tag für ein paar Gulden gekauft hatte, und dann bat er sich auch ein Andenken von der Hausherrin aus, von der mein Mann sagt, daß sie die schönste Frau auf Erden ist. Da nahm die Madame Shaw das Band aus ihrem Haar und gab's dem Mann und er hat's an seine Lippen gedrückt und hat geschworen, nur an seinen größten Ehrentagen wolle er das Band tragen. Und siehst Du, Kathrinel, er hat Wort gehalten, denn er hat das Band getragen, als er zum Kaiser ging.

Aber meine Geschichte' ist noch nit ganz aus, hör' nur weiter. Ein paar Tage später ging der Herr wieder hin, den Herrn Shaw zu besuchen, da zeigt ihm der die Dose, die mein Mann ihm geschenkt hat. Er hatte ein Futteral von Silber darüber machen lassen, darauf war eine Leier gar schön eingegraben und ringsum stand eine lateinische Inschrift, welche besagt, daß mein großer, berühmter Mann ihm die Dose geschenkt habe.*) Ist meine Geschichte nit schön, Kathrinel?

Ja, sie ist schön, sagte die alte Kathrinel sinnend, nur die schöne Madame Shaw will mir nit ganz gefallen. Ich wett', der Herr Doctor hat auch den Papagei von ihr, und mag darum das Vieh so gern, obwohl es so schauerhaft schreit und den Herrn gewiß oft in seiner Arbeit stört.

Ja, er hat den Vogel von der schönen Madame Shaw, sagte die Herrin lächelnd. Sie hat das Paperl gelehrt, drei Melodien aus des Herrn schönsten Quartetten zu pfeifen, sie selbst hat den Vogel Wochen lang darin unterrichtet, hat ihm alle Tag' viel Stunden lang die Melodien vorgesungen und vorgepiffen, und als er sie dann auch hat pfeifen können, da hat sie den Vogel zum Abschied an meinen Mann gegeben.

Aber das Thier pfeift und singt ja doch nimmer die Melodien; erst ein einzig Mal, gleich wie er kommen war, hat er sie gesungen, nachher nimmer mehr.

Das macht gewiß, er hört hier alle Tag' so viel Musik und so viel neue Melodien, die der Herr auf seinem Clabestambulium trommelt, daß das dem armen Viecherl den Kopf verwirrt und er seine eigenen Melodien vergessen hat.

Aber sein englisch Rauderwelsch hat er doch nimmer verlernt, brummte Kathrinel. Was bedeuten denn die Worte wohl, die er allzeit kreischt?

*) „Ex dono celeberrimi Josephi Haydn“ lautete die Inschrift. Siehe: Zeitgenossen. Ein biographisches Magazin für die Geschichte unserer Zeit. Dritte Reihe. Viertes Band S. 2.

Es ist auch ein Sprüchel, das ihm die schöne Madam Shaw gelehrt, Kathrinel. Weiß nit ganz mehr, wie es heißt, aber es fängt an: Vergiß mein nicht, vergiß mein nicht, und — Hilf Gott, da fängt das Thier wieder an zu schreien und zu kreischen. Gewiß hat er heute noch keinen Zucker bekommen. Wo ist denn der Conrad, daß er den Vogel besorgt?

Er ist in die Stadt gegangen, der Herr Doctor hat ihm Commissionen gegeben!

Jesus Maria, das Geschrei wird immer fürchterlicher! Geh doch, Kathrinel, gib dem armen Paperl sein Stück Zucker!

Ich wag's nit, Frau Doctorin, er schnappt immer nach mir mit seinem abscheulichen Schnabel und, wenn ihn die Rett' nit hindern thät', würd' er mir die Augen aushacken!

Er macht's mit mir just ebenso, sagte die Frau Doctorin ängstlich, aber wir können doch deshalb das Viecherl nit so schreien lassen. Hör' ihn nur, er brüllt ja förmlich, als wenn er gebraten werden sollt'! Er wird meinen Mann fressen und Du weißt, er schreibt jetzt eine neue Musik. Kathrinel, komm, wir müssen das Thier beruhigen. Ich werd' ihm Zucker geben!

Und ich werd' meine Strickscheide mitnehmen und wenn er beißen will, werd' ich ihm tüchtig auf den dicken Schnabel hauen. Kommen's also jetzt, Frau Doctorin!

Und die beiden Frauen schritten muthig durch das Vorzimmer nach der Thür zu dem kleinen Salon hin, um den Feldzug gegen den Papagei zu beginnen. Hinter den beiden schritt die Kage ernst und gravitätisch einher, mit einem Gesicht, als habe sie innigen Antheil genommen an der Unterhaltung der Frauen und fühle sich als würdiger Mitkämpfer gegen den schreienden Vogel.

VI.

Joseph Haydn.

Während der Papagei mit seinem Geschrei das untere Stockwerk allarmirte, herrschte in den oberen Räumen des kleinen Hauses die tiefste Stille und Ruhe. Kein Laut unterbrach das Schweigen dieses kleinen, zierlich ausgeschmückten Salons da oben, selbst die Sonne schien nur mit einigen verstohlenen Strahlen sich durch die Fenster zu wagen, und der Wind schien seinen Athem anzuhalten, um nicht die Fenster des kleinen Gemachs klirren zu machen, das sich neben dem Salon befand, und welches von allen Bewohnern des Hauses als der heilige Tempel der Kunst verehrt ward.

In diesem kleinen Gemach, in diesem Tempel saß neben einem geöffneten Clavier an einem kleinen, mit Papieren und Notenheften bedeckten Tisch ein Mann, eifrig, wie es schien, mit Lesen beschäftigt. Er war nicht mehr jung, vielmehr, wenn man nur sein dünnes, weißes Haar, das in einzelnen Streifen über seine hohe, gerunzelte Stirn niederhing, wenn man seine gebeugte Gestalt betrachtete, mußte man sagen, daß er ein Greis sei, ein Greis nahe am Rande der Siebenziger. Aber wenn er seine Augen von dem Papier erhob, wenn er sie mit einem Ausdruck seliger Begeisterung zum Himmel aufschlug, so flammte aus diesen Augen das Feuer der ewigen Jugend und der strahlenden Freude, und was auch das weiße Haar und die Runzeln auf Stirn und Wangen und der gebeugte Rücken von den durchlebten Jahren und vom Greisenalter erzählen mochten, aus diesen Augen sprühte Jünglingskraft und Jugendmuth, und dieser Mann mit dem weißen Haar war nur von außen ein Greis, innerlich war er ein Jüngling geblieben, ein Jüngling von feuriger Phantasie, mit der Kraft des Schaffens und Schauens begabt, wie nur irgend Einer.

Dieser Greis mit der Seele, dem Herzen und den Augen eines Jünglings, dieser Greis war Joseph Haydn, der große Musiker, dessen Ruhm damals schon die ganze Welt erfüllte, obwohl er noch

nicht seine größten Meisterwerke, obwohl er noch nicht die „Schöpfung“ und die „Jahreszeiten“ geschrieben hatte.

Aber mit der Composition der Schöpfung war er doch heut schon beschäftigt;*) das Gedicht, das man ihm aus England gesandt, und das sein würdiger Freund van Swieten in's Deutsche übersetzt hatte, lag vor ihm, er hatte es wieder und immer wieder gelesen, und allmählig schienen sich ihm die Worte zu Tönen zu verklären, allmählig vernahm er flüsternd und leise, dann immer voller, immer gewaltiger die Jubelstimmen des Himmels und der Erde, die er in seiner Schöpfung erklingen lassen wollte.

Noch hatte er kein Wort niedergeschrieben, nur gelesen, und im Lesen componirt, und sich innerlich umrauscht gefühlt von den Melodien, denen er nur noch Form und Maaß geben mußte, um ein neues Kunstwerk zu schaffen. Und wie er so las und componirte, verwandelte sich der Greis immer mehr in einen Jüngling, flammte die Begeisterung immer freudiger in seinen Augen auf und verklärte seine Stirn und machte seine Wangen erglühen im Purpur der Freude.

Ja, ja, es geht, es wird mir gelingen, rief er auf einmal mit lauter, voller Stimme. Gott wird mir die Kraft geben, dies Werk zu vollenden, aber mit Gott muß es begonnen werden! Von ihm kommt die Begeisterung und die Kraft.

Und ganz unwillkürlich, ohne sich vielleicht dessen bewußt zu sein, glitt Joseph Haydn von seinem Sessel auf seine Kniee nieder, und die gefalteten Hände und die strahlenden Augen zum Himmel erhehend, rief er: „oh, mein Herr und mein Gott, gieb mir Deinen Segen und Deine Kraft, daß ich dies Werk, welches Dich und Deine Schöpfung preist, glücklich und würdig ausführe! Hauche den Worten, die ich Dich sprechen lasse, den Athem Deines Mundes ein, sprich durch mich zu den Menschen, und laß meine Musik Deine Sprache sein!“

Er schwieg, aber er blieb noch auf seinen Knieen und schaute mit andachtsvollen Blicken und gefalteten Händen noch immer zum Himmel.

*) Haydn begann die Composition der Schöpfung im Jahr 1797 und schon Ende April 1798 hatte er sie beendet.

empor. Dann erhob er sich langsam von seinen Knien, und wie ein Verkürter oder ein Nachtwandler mit weit geöffnerten Augen, die nichts sahen, schritt er, ohne zu wissen, was er that, zu seinem Clavier hin. Er glitt nieder auf den Sessel und wußte es nicht, seine Hände senkten sich auf die Tasten und schlugen volle Accorde, er hörte es nicht. Er hörte nur die tausend und tausend jauchzenden Engelsstimmen, die drinnen in seiner Brust ertönten, er hörte nur den Flügelschlag seiner eigenen Seele, die begeisterungsvoll sich aufwärts schwang zum Reich der ewigen Harmonieen.

Immer voller und kräftiger tönte die Musik, die er den Tasten entlockte, bald schwoh sie auf zu mächtigem Jubel, bald senkte sie sich zu wehmuthsvollen Klagen und leisem Geflüster, dann wieder rauschte sie auf zu freudiger Lust. Jetzt mit einem lauten volltönenden Accord machte Haydn den Schluß und sprang mit jugendlicher Lebendigkeit von seinem Sitz empor.

Das war die Vorrede, sagte er laut, jetzt geht's an's Werk!

Mit einer hastigen Bewegung warf er den weiten, bequemen Hausrock von seinen Schultern und schritt rasch zu dem Spiegel hin, der über der Commode hing. Alles lag zu seiner Toilette bereit, der Diener hatte sorgsam Alles geordnet. Mit eiligen Händen schlang Haydn das spitzenbesetzte Halstuch um, und knüpfte vor dem Spiegel künstgerecht die große Schleife, dann legte er die silberverbräunte, lange Sammetweste an und zog darüber den braunen Rock mit den langen Schößen und den großen Perlmutterknöpfen. Dann griff er nach der Uhr, dem „silbernen Suppenzeiger“, und wollte ihn eben in seine große Westentasche gleiten lassen, da fiel sein Auge auf das blaue, silbergewirkte Band, das noch vom neulichen Kaiserbesuch her auf der Commode lag.

Ich will's anlegen und mich damit schmücken am heutigen Festtag, sagte Haydn lebhaft, denn ich mein' doch, der Tag, an welchem man ein neues Werk beginnt, ist ein Festtag, und man darf sich dazu wohl schmücken mit dem Besten, was man hat.

Er befestigte mit raschen Fingern das blaue Band an seiner Uhr,

hing es um seinen Nacken und ließ jetzt den „Suppenzeiger“ in seine Westentasche gleiten.

Wenn sie mich jetzt sehen würde, die schöne Mistress Shaw, murmelte er leise vor sich hin, wie würden da ihre wundervollen Augen leuchten und welch ein himmlisches Lächeln würde ihr schönes Engelsangesicht verklären. Ja, ja, ihr Lächeln will ich in Musik setzen, und es soll in hellen Tönen aus meiner Schöpfung wiederklingen. An's Werk! An's Werk!

Er ging mit raschen Schritten auf seinen Schreibtisch zu, dann aber plötzlich blieb er stehen. Halt! sagte er, bald hätte ich die Hauptsach' vergessen, meinen Ring! Wahrhaftig, über dem prachtvollen Uhrband meiner schönen Engländerin hätte ich beinahe den Ring meines großen Königs vergessen und es ist doch der Talisman, ohne den ich gar nicht arbeiten kann!

Er ging wieder zu der Commode und öffnete ein Kästchen, um daraus einen Ring zu nehmen, den er an seinen Finger steckte. Mit einem freudigen Ausdruck betrachtete er die großen funkelnden Diamanten des Ringes. Ja, rief er, ja, Du bist mein Talisman, und wenn ich Dich anschau, meine ich, die Augen des großen Königs Friedrich leuchteten mir entgegen und bligten mir Muth und Freude zur Arbeit in's Herz. D'rum kann ich auch nicht arbeiten, wenn ich Dich nicht an meinem Finger hab'.*) So, jetzt aber bin ich fertig und geschmückt, wie ein Bräutigam, der zu seiner Braut gehen will. Ja, ja, es ist auch so, zu meiner Braut will ich gehen, zur heiligen Cäcilia!

Wie er jetzt wieder zu seinem Schreibtisch ging, nahmen seine Züge einen ernstern feierlichen Ausdruck an. Er wandte sich erst noch einmal dem Clavier zu und ließ die heilige Weise eines Chorals ertönen, dann setzte er sich rasch nieder, nahm das Notenblatt und begann zu schreiben. Wie mit Windeseile flog seine Feder über das Papier hin

*) Haydn hatte Friedrich dem Großen sechs Quartette gewidmet und als Gegengeschenk von diesem einen kostbaren Brillantring erhalten. Diesen Ring trug Joseph Haydn seitdem immer, wenn er arbeitete, und es schien ihm, als ob sein Genius erst dann frei sich entfalten könne, wenn er den Ring am Finger trug. *Siehe: Zeitgenossen. Dritte Reihe. Band IV. S. 17.*

und Seite nach Seite bedeckte sich mit diesen wunderlichen kleinen Punkten, Strichen und Zeichen, die wir Noten nennen.

Und Haydn's Augen flammten und seine Wangen glühten, und ein himmlisches Lächeln umspielte seine Lippen, während er schrieb. Aber auf einmal stockte seine Feder und eine leichte Wolke flatterte über seine Stirn hin. Irgend eine Modulation, eine Ausbiegung mochte ihm in dem eben Geschriebenen mißfallen, denn er überflog rasch mit den Blicken die letzten Zeilen und schüttelte leise den Kopf. Er senkte traurig sein Haupt und ließ die Feder aus seiner Hand gleiten. Dann auf einmal sprang er auf.

Hilf mir, mein Herr und Gott, hilf mir, rief er ganz laut, und mit zitternder Hast nahm er den Rosenkranz, der immer neben ihm auf dem Schreibtisch liegen mußte. Hilf mir, murmelte er noch einmal, indem er unruhigen Schrittes auf- und abging, den Rosenkranz durch seine Finger gleiten ließ und leise ein Ave Maria vor sich hin flüsterte.*)

Und dieses Gebet schien seine Wirkung zu thun, denn die Wolke verschwand von seiner Stirn und seine Augen flammten wieder auf im Feuer der Begeisterung. Er setzte sich wieder zu seiner Arbeit und fuhr fort eifrig zu schreiben.

Heiliger Friede strahlte jetzt aus seinen Zügen und heiliger Friede herrschte rings um ihn in diesem stillen, kleinen Gemach.

Auf einmal ward dieser Friede und diese Stille durch ein lautes Geräusch, das von unten herauf ertönte, unterbrochen. Klagende, jammernde und angstvolle Stimmen ließen sich vernehmen, polternde Schritte kamen die Treppe herauf.

Haydn hörte noch immer nichts, er war im Flug der Begeisterung, vor seinen Ohren rauschten noch immer die göttlichen Harmonieen.

*) Haydn war immer ein sehr frommer, gläubiger Christ, „aber, sagte er selber, ich war nie so fromm, als während der Zeit, da ich an der Schöpfung arbeitete. Wollte es mit dem Componiren nicht so recht fort, so ging ich mit dem Rosenkranz im Zimmer auf und ab, betete einige Ave, und dann kamen die Ideen mir wieder. Täglich fiel ich auf meine Kniee nieder und bat Gott, daß er mir Kraft zur glücklichen Ausführung dieses Werks verleihen möchte.“ Zeitgenossen u. S. 26.

Aber jetzt ward die Thür des kleinen Salons heftig aufgerissen und mit bleichem, angstvollem Gesicht eilte die Frau Doctorin herein, hinter ihr sah man die alte Kathrinel und den alten Diener Conrad, neben der Frau Doctorin schlüpfte die Kaze eilig in's Gemach herein, und von unten herauf vernahm man das laute, durchdringende Getreisch des Papageis.

Haydn fuhr erschreckt aus seiner Begeisterung empor und starrte seine Frau an, ohne im Stande zu sein, nur ein Wort, eine Frage auszusprechen. Es war etwas so Unerhörtes, nie Dagewesenes, von der Frau in seiner Arbeitszeit gestört zu werden, daß in der That etwas Unerhörtes, Fürchterliches geschehen sein mußte. Und daß es so war, das las er auf dem Antlitz seiner Frau, auf den bleichen Gesichtern seiner Diener.

Oh, Mann, armer, lieber Mann, jammerte jetzt die Frau Doctorin, pack Deine Sachen zusammen, denn es ist jetzt nicht Zeit zum Arbeiten und Componiren. Schreckliche Nachrichten hat der Sepperl mit heimgebracht aus der Stadt. Wir sind Alle verloren, ganz Wien ist verloren! Oh, oh, es ist fürchterlich, und ich sag' Dir, ich hab' eine grausame Angst!

Und die alte Dame sank ganz zerbrochen und zitternd auf einen Sessel nieder.

Was ist's denn? rief Haydn. Was hat Euch denn Alle wieder so außer Euch gebracht? Sprich Du, Conrad, was hat's denn für Nachrichten gegeben?

Oh, Herr, jammerte Conrad, indem er mit gefalteten Händen und schlotternden Knien sich seinem Herrn näherte, es ist Alles aus und vorbei. Oesterreich ist verloren. Wien ist verloren, und also sind wir auch verloren! Nachrichten sind gekommen von der Armee! Ach, was sag' ich, wir haben gar keine Armee mehr, Alles ist auseinander gesprengt, der Erzherzog Carl hat wieder eine Schlacht verloren, der Würmsfer ist verjagt worden, und der General Bonaparte rückt mit seiner Armee auf Wien zu!

Schlimme und traurige Nachrichten freilich, sagte Haydn achselzuckend,

aber das ist immer noch kein Grund zum Verzweifeln. Hat der Erzherzog eine Schlacht verloren, so ist das schon jedem Feldherrn passiert.

Dem Bonaparte nimmer, seufzte Conrad, der gewinnt jede Schlacht und frißt jedes Land auf, das er haben will.

Wir müssen einpacken, Joseph, sagte die Frau Doctorin, müssen unser Geld, unser Silberzeug und vor allen Dingen Deine Kostbarkeiten vergraben und verscharren, daß diese Räuber und Menschenfresser, diese Franzosen, sie nicht finden! Komm, komm, Mann, laß uns rasch an's Werk gehen, ehe sie kommen und uns Alles rauben!

Ruhig, Frau, ruhig, sagte Haydn milde, und ein sanftes Lächeln glitt über seine Züge hin. Nengstige Dich nicht um unsere paar Kleinigkeiten, und denk nicht, daß die Franzosen just deshalb nach Wien kommen wollen, um meine paar goldenen Dosen und Ringe zu holen. Wenn's ihnen um Brillanten und Gold zu thun wär', da brauchten sie ja nur, da sie doch einmal als Feinde kommen, sich die kaiserliche Schatzkammer zu öffnen und zu nehmen, was ihr Herz reizt!

Sie würden halt nix finden, rief Conrad. Das ist's ja eben, Herr Kapellmeister, das ist's ja, daß der Staatschatz leer ist. Es ist Alles fort, keine einzige Kron' und keine Diamanten mehr in der Schatzkammer.

Na, und wo ist's denn geblieben, Du Narr? fragte Haydn lächelnd.

Fort gebracht nach Preßburg, Herr! Ich selbst hab' die Wagen gesehen, Soldaten ritten vorauf, Soldaten hinterher. Alle Straßen, alle Plätze waren voll Menschen, und einen Aufruhr hat's gegeben und ein Jetern und Heulen, und endlich ist alles Volk desperat worden und hat geschrien und gebrüllt, daß sollt' Frieden gemacht werden, damit die Franzosen nit kommen und Wien in'n Klump schießen, und in der Desperation sind die Leut ganz couragös und tapfer worden und sind zu Tausenden hingezogen zum Minister Thugut, den sie den eigentlichen Kaiser von Wien nennen, und haben ihn zwingen wollen, daß er sollt' Frieden machen!

Das sind freilich schlimme Nachrichten, seufzte Haydn, sein Haupt schüttelnd, schlimmer, als ich dachte! Das Volk in Aufruhr und Empörung, die Armee geschlagen und der Feind im Anmarsch auf Wien!

Aber verzagt doch nicht, seid muthig und standhaft, Kinder, und laßt uns auf Gott vertrauen und auf unsern braven Kaiser. Die Beiden werden uns nimmer verlassen, die werden Wien behüten und beschirmen, und werden's nimmer dulden, daß auch nur ein Stein von seinen Mauern genommen werde.

Ach, rechne nimmer auf den Kaiser, Mann! klagte die Frau Doctorin. Das ist ja eben die schlimmste Nachricht, und daraus eben kann man ja sehen, daß Alles verloren ist, denn der Kaiser hat uns verlassen!

Wie? rief Haydn, und ein Ausdruck edlen Zorns flammte in seinen Zügen auf. Wie, man wagt es, unsern Kaiser so schmählich zu verleumden? Man wagt es, zu sagen, daß der Kaiser seine Wiener verlassen sollt', wenn sie in Gefahr sind? Nein, nein, der Kaiser ist ein braver Mann und ein treuer Fürst, er wird Glück und Unglück mit seinem Volk theilen! Ein guter Hirt verläßt nicht seine Heerde, und ein guter Fürst nicht sein Volk!

Aber der Kaiser hat uns verlassen, sagte Conrab, es ist wahr, Herr! Ganz Wien weiß es, und ganz Wien heult und jammert darüber! Der Kaiser ist fort, und die Kaiserin auch, und die Kaiserkinder auch! Alles fort und davon nach Preßburg.

Fort! Der Kaiser fort! murmelte Haydn schmerzvoll, und eine tiefe Blässe bedeckte auf einmal seine Wangen. Oh, armes Oesterreich, armes Volk, Dein Kaiser hat Dich verlassen und ist von Dir geflohen!

Er senkte traurig sein Haupt und schwere Seufzer hoben seine Brust.

Siehst jetzt ein, Mann, daß ich Recht habe? fragte seine Frau. Ist's Phrase, daß es die höchste Zeit ist, an unser Hab und Gut zu denken, und unsere Sachen zu verpacken und zu vergraben?

Nein, rief Haydn, rasch sein Haupt wieder erhebend, nein, es ist jetzt nicht Zeit, an uns zu denken und für unser elend Hab und Gut zu sorgen. Der Kaiser ist auf der Flucht, das heißt, der Kaiser ist in Gefahr, und so müssen wir als treue Unterthanen für ihn beten, und auf unsern Herrn und Kaiser all unsere Gedanken und Wünsche richten. In den Stunden der Gefahr muß man nicht kleinmüthig sein *Haupt zur Erde senken*, sondern sein Auge zu Gott empor heben und

auf ihn hoffen und vertrauen. Was wollen die Wiener verzweifeln und schreien! Singen und beten sollen sie, damit der Herrgott da oben ihre Stimme vernehme, singen und beten sollen sie für ihren Herrn und ihren Kaiser, und ich will sie's lehren!

Mit hochgehobenem Haupt und stolzem Schritt ging Haydn zu seinem Clavier hin, und seine Hände legten sich auf die Tasten, und begannen leise eine einfache choralartige Melodie zu spielen, dann aber trat die Melodie stärker und kräftiger hervor, dann leuchtete es höher auf in Haydn's Angesicht, und seine Lippen öffneten sich wie von selbst, und mit begeistertem, schallendem Ton sang er Worte, die er nicht kannte und nicht wußte, Worte, die ihm mit der Melodie aus der Seele quollen. Halb Gebet, halb Siegeslied war die Melodie, und unschuldiges, schlichtes Kindergebet waren die Worte, die von seinen Lippen strömten, und die also lauteten:

Gott erhalte Franz den Kaiser;
 Unsern guten Kaiser Franz,
 Lange lebe Franz der Kaiser
 In des Glückes hellem Glanz!
 Ihm erblühen Lorbeerreiser,
 Wo er geht, zum Ehrenkranz!
 Gott erhalte Franz den Kaiser,
 Unsern guten Kaiser Franz!

Tiefe Stille war eingetreten, während Haydn sang, und als er jetzt mit einem festen, mannhaften Accord schloß und sich umschaute, da sah er, wie sein Weib, überwältigt von Rührung und Andacht, auf ihre Kniee gesunken war mit gefalteten Händen, die Augen gen Himmel gewandt, und hinter ihr kniete die alte Kathrinel und der Conrad, und zwischen beiden stand die große Käse und lauschte auch, und auch der Papagei da unten schien zu lauschen auf das neue Lied, denn auch er war still geworden.

Ein köstliches Lächeln flog über Haydn's Antlitz hin und machte es wieder jung und schön. Jetzt singt mit mir, Ihr Alle Drei, sagte er, singt laut und fest, damit Gott uns hört. Ich sang' von vorne an und Ihr sollt mitsingen.

Er schlug kräftig auf die Tasten, daß die Saiten klrzten und tönten, und begann auf's Neue zu singen: „Gott erhalte Franz den Kaiser!“ und hingerissen von der einfachen, schönen Weise stimmten die beiden Frauen und der alte Diener mit ein in das Lied und in die schlichten, kunstlosen Worte.

Und jetzt, rief Haydn eifrig, als das Lied zu Ende war, jetzt will ich die Melodie gleich aufschreiben und die Worte drunter setzen, und dann läufft Du damit zum Hofrath van Swieten hin. Er soll noch ein paar Verse dazu machen! Und dann wollen wir's abschreiben lassen, so oft wir können, und in allen Straßen wollen wir's austreuen und auf allen Plätzen wollen wir's singen lassen, und wenn die Franzosen wirklich nach Wien kommen, so soll ganz Wien sie empfangen mit dem Jubellied: „Gott erhalte Franz den Kaiser!“ Und Gott wird unser Lied hören und wird gerührt werden von unserer Liebe, und wird ihn uns zurückführen, den guten Kaiser Franz!

Er setzte sich an seinen Schreibtisch und schrieb mit jugendlicher Hast die neue Melodie auf. So, sagte er dann, nimm das, Conrad, und trag's zum Hofrath van Swieten, bring ihm mein Kaiserlied. Oh, ich mein' immer, es muß dem Kaiser Glück bringen, und darum schwör' ich, daß ich's spielen will alle Tag', so lang ich lebe, dem Kaiser soll allzeit mein erstes Gebet gelten!*) Und jetzt lauf, Conrad, und laß den Herrn Hofrath das Lied dichten, und Ihr Weiber geht hinaus. Ich fühl' jetzt, wie die Gedanken in meinem Kopf brennen,

*) Haydn hielt Wort und spielte seitdem täglich sein Kaiserlied, ja es war das letzte, was er spielte kurz vor seinem Tode; am 26. Mai des Jahres 1809 spielte er drei Mal hintereinander sein Lied, vom Clavier mußte man ihn in's Bett tragen, das er nicht wieder verließ; am 31. Mai starb er. Als Jffland ihn im Jahr 1807 besuchte, spielte Haydn ihm zum Abschied auch sein Kaiserlied: „Gott erhalte Franz den Kaiser!“ vor. Dann blieb er noch einige Augenblicke vor dem Instrument stehen, legte beide Hände darauf und sagte mit dem Ton eines ehrwürdigen Patriarchen: „Ich spiele dieses Lied an jedem Morgen und oft habe ich Trost und Erhebung daraus genommen in den Tagen der Unruhe. Ich kann auch nicht anders, ich muß es alle Tage einmal spielen. Mir ist herzlich wohl, wenn ich es spiele, und noch eine Weile nachher.“ — Siehe: Theater-Almanach. Herausgegeben von Jffland. Jahrgang 1811. S. 181.

wie die Melodien aus meinem Herzen hervorströmen wollen! Das Lied hat mir erst die rechte Begeisterung und Weiße gegeben, und jetzt will ich mit Gott und meinem Kaiser meine Schöpfung beginnen! Ihr aber verzagt und verzweifelt nit, und wenn Euch gar so bang wird, so singt mein Kaiserlied und es wird Euch Muth und Trost in's Herz rufen, Euch und allen Desterreichern, die es singen werden! Denn nicht für Euch allein, sondern für Desterreich habe ich mein Kaiserlied gesungen, und ein Lied soll es sein für das ganze österreichische Volk!

VII.

Der General Bonaparte.

Der Friede sollte endlich zum Abschluß kommen.

In Udine verweilten seit einigen Wochen schon die österreichischen Abgesandten, der Graf von Meerveldt, der Graf Ludwig von Cobenzl und der Marquis de Gallo, welcher den beiden Herren als Rathgeber vom Wiener Hofe zugegeben, obwohl er selber kein Beamter des Kaisers, sondern Gesandter Neapels am Kaiserhofe zu Wien war.

In Passeriano verweilte der General Bonaparte; er allein, den dreien Bevollmächtigten Desterreichs gegenüber, war von der großen Republik Frankreich bevollmächtigt, den Frieden mit Desterreich zu schließen, oder den Krieg zu erneuern, je nachdem es ihm gut dünkte.

Die Augen Frankreichs, Deutschlands, ja ganz Europa's waren also auf diesen kleinen Punkt an der Grenze Deutschlands und Italiens hin gerichtet, denn dort sollte sich jetzt die nächste Zukunft Europa's entscheiden, dort sollten die Würfel fallen, welche der Welt Krieg oder Frieden bringen sollten.

Desterreich wollte den Frieden, es mußte ihn wollen, weil es sich

nicht stark genug fühlte zum Krieg, weil es die Gefahren und Verluste fortgesetzter Niederlagen fürchtete. Aber es wollte den Frieden nicht um jeden Preis, sondern es wollte aus dem Frieden Vortheil ziehen, es wollte sich vergrößern auf Kosten Italiens, auf Kosten Preußens; wenn es sein mußte, auch auf Kosten Deutschlands!

Was aber wollte Frankreich? Oder vielmehr, was wollte der General Bonaparte?

Niemand außer ihm selber wußte das. Niemand vermochte aus diesem ehernen Angesicht seine Gedanken zu errathen, aus seinen lakonischen Worten die Thaten seiner Zukunft zu entziffern. Niemanden war es gegeben, zu sagen, was Bonaparte beabsichtigte, welch ein Ziel er seinem Ehrgeiz gesteckt.

Seit Monaten schwebten die Friedens-Unterhandlungen mit Oesterreich, seit Wochen traten die österreichischen Bevollmächtigten mit dem General Bonaparte täglich zu vielstündigen Conferenzen zusammen, die abwechselnd in Passeriano und in Udine statt fanden, aber immer noch war das Friedenswerk nicht abgeschlossen. Oesterreich verlangte zu viel und Frankreich wollte zu wenig zugestehen. Oft war es in diesen Conferenzen schon zu den heftigsten Erörterungen gekommen, oft hatte man bei denselben Bonaparte's Stimme sich zu lauten Donnertönen erheben hören, und Blitze des Zorns waren in seinen Augen aufgeflammt. Aber die österreichischen Diplomaten waren nicht davon zerschmettert worden; an ihrem unverwiltlichen Lächeln waren die Blitze der Felbherrnaugen machtlos abgeglitten, vor den Donnern seiner Stimme hatten sie ihr Haupt gebeugt, um es doch wieder langsam zu erheben, wenn er schwieg.

Heute, am dreizehnten Oktober, sollte wieder eine dieser Conferenzen in Udine beim Grafen Cobenzl stattfinden, und vielleicht war es deshalb, daß der General Bonaparte sich schon in ungewohnt früher Morgenstunde erhoben hatte.

Seine Toilette war eben vollendet; die vier Kammerdiener, die ihm bei derselben behülflich gewesen, hatten eben ihr Werk beendet. Bonaparte hatte sich, wie immer, willenlos ihren Händen übergeben und sich

wie ein Kind von ihnen ankleiden, waschen und frisiren lassen. *) Jetzt hieß er mit einem stummen Wink seiner Hand die Diener hinausgehen, und rief mit lauter Stimme: Bourrienne!

Sofort öffnete sich die Thür da drüben und ein junger, hochgewachsener Mann in der Civiltracht damaliger Mode trat ein. Bonaparte deutete mit der Rechten auf den Schreibtisch hin, indem er seinen jungen Secretair mit einem raschen Neigen seines Hauptes begrüßte.

Bourrienne ging mit geräuschlosen Schritten nach dem Tisch, sich vor demselben niedersetzend, legte er ein leeres Papier zurecht und nahm die Feder, das Dictat Bonaparte's erwartend.

Aber Bonaparte schwieg. Die Hände auf dem Rücken gefaltet, ging er mit raschen Schritten in dem Gemach auf und ab. Bourrienne, die Feder in der Hand haltend und in jedem Moment bereit, zu schreiben, genoß dieses Schweigen, dieses gedankenvolle Sinnen des Generals mit wahren Entzücken, denn dieses Schweigen gönnte ihm die Muße, Bonaparte anzusehen, sich zu vertiefen in sein Wesen, jeden Zug, jede Bewegung des Siegers von Italien sich tief einzuprägen.

Bourrienne war Bonaparte's Jugendfreund, sie waren zusammen auf der Kriegsschule gewesen, sie hatten sich wieder gefunden in Paris, und der junge mittellose Lieutenant Bonaparte hatte sich oft gefreut, von seinem reicheren Schulfreund Bourrienne ein Mittagessen anzunehmen.

Seitdem waren einige Jahre erst vergangen, und jetzt war der Lieutenant Bonaparte schon ein lorbeerbekränzter General geworden, und Bourrienne, den die Männer der Schreckenszeit auf die Liste der Proscribirten gesetzt, war froh, den Schutz seines einstigen Jugendfreundes zu genießen und bei ihm eine Stelle als Secretair gefunden zu haben.

*) Schon als General hatte Bonaparte in Italien immer vier Kammerdiener um sich, und er ließ sich von ihnen ankleiden wie ein Kind, erzählt sein Kammerdiener Constant. „Er war dazu geboren, von Kammerdienern bedient zu werden,“ sagt er. *Mémoires de Constant, premier valet de chambre de l'Empereur Napoléon. Vol. II. S. 180.*

Seit zwei Tagen war Bourrienne in dieser Eigenschaft bei Bonaparte, seit zwei Tagen hatte er ihn stündlich gesehen, und doch betrachtete er immer mit neuem Erstaunen dieses wunderbare Angesicht, auf welchem er vergeblich die Züge seines Jugendfreundes wieder zu finden suchte. Freilich waren es noch dieselben Contouren und Lineamente, aber doch war dies Antlitz jetzt ein ganz anderes. Nichts von der Sorglosigkeit, der harmlosen Fröhlichkeit früherer Tage sprach mehr aus diesen Zügen. Sein Gesicht war von einer fast kränklichen Blässe, seine Gestalt, die nicht über die Mittelgröße sich erhob, war mager und knöchern. Bei dem ersten Anschauen glaubte man, einen jungen, kraftlosen Mann zu sehen, der unrettbar zum frühen Tode hinfiehte. Aber je länger man ihn betrachtete, desto mehr schienen sich diese Züge zu beleben und zu durchgeistigen, desto mehr fühlte man sich durchdrungen von der Erkenntniß, daß man es mit einer seltenen, ungewohnten Erscheinung, einem Ausnahmewesen zu thun habe. Einmal erst an diese anscheinend bleiche, kränkliche Häßlichkeit gewöhnt, verkürzte sie sich dem Anschauenden bald zu einer fesselnden Schönheit, wie man sie auf den alten römischen Cameen und Imperator-Münzen bewundert. Wie nach den antiken Münzen geformt war sein schönes, regelrechtes Profil, hoch und ehern war seine Stirn, an deren beiden Seiten das feine, dünne, kastanienbraune Haar in schlichten Streifen sich anlegte. Seine Augen waren von einem schönen Blau, aber von dem wunderbarsten Ausdruck und Feuer, ein treuer Spiegel seiner Feuerseele, bald außerordentlich sanft und milde, bald ernst und selbst hart. Sein Mund war von klassischer Schönheit, die edelgeformten Lippen schmal und ein wenig zusammengepreßt, besonders im Unmuth; wenn er lachte, zeigten sich zwei Reihen nicht eben schön geformter, aber perlenweißer Zähne. Jeder Zug, jeder einzelne Theil seines Gesichtes war von antiker, klassischer Schönheit, und doch hatte das Ensemble etwas Häßliches, Abschreckendes, Erkältendes, und man mußte sich erst an diese außergewöhnliche Erscheinung gewöhnt haben, um sie bewundern zu können. Nur seine Füße und seine kleinen, weißen Hände waren von einer seltenen, gleich in die Augen fallenden Schönheit, und vielleicht kam es daher, daß der General Bonaparte, der

sonst an seiner Toilette und an seiner Person die größte Einfachheit liebte, seine Hände mit einigen kostbaren Brillantringen geschmückt hatte. *)

Bourrienne war noch immer in das Anschauen seines Jugendfreundes vertieft, als dieser plötzlich vor ihm stehen blieb und ihn mit einem freundlichen Blick anlächelte.

Was betrachtest Du mich so unverwandt, Bourrienne? fragte er in seiner kurzen, hastigen Weise.

General, ich betrachte mir nur die Lorbeeren, mit denen die Siege Ihre Stirn geschmückt haben, seit ich Sie zum letzten Mal sah, sagte Bourrienne.

Ah, und Du findest, daß ich mich ein wenig verändert habe, seit Du mich zum letzten Male sahst, rief Bonaparte rasch. Es ist wahr, diese Jahre unserer Trennung haben Manches verändert, und es hat mich gefreut, daß Du das mit feinem Tact anerkannt und bei unserm Wiedersehen eine hübsche, zarte Zurückhaltung beobachtet hast. Ich bin Dir dafür dankbar, und Du bist von heute an der Chef meines Cabinets, mein erster Geheim-Secretair. **)

Bourrienne erhob sich, um dem jungen General mit einer tiefen Verbeugung zu danken. Aber Bonaparte achtete gar nicht mehr auf ihn, er ging wieder hastig auf und ab, das Lächeln war schon von seinem Antlitz gewichen, und dasselbe hatte wieder seinen ehernen, un durchdringlichen Ausdruck angenommen.

Bourrienne ließ sich wieder leise auf seinen Stuhl niedergleiten und wartete; aber er wagte es jetzt nicht mehr, Bonaparte anzuschauen, da dieser sein Anblicken bemerkt hatte.

Nach einer langen Pause blieb Bonaparte neben dem Schreibtisch stehen. Hast Du die Depeschen gelesen, die mir das Directorium gestern durch seinen Spion, den Herrn Botot, gesandt hat? fragte der General hastig.

*) Die Beschreibung der Persönlichkeit Bonaparte's ist nach: Mémoires de Constant. Vol. II. S. 52.

**) Mémoires de Monsieur de Bourrienne. Vol. I. S. 33.

Zu Befehl, General!

Es sind unvernünftige Narren, rief Bonaparte zürnend, von ihren Polsterfüßen im Luxembourg wollen sie unsern Krieg in Italien lenken, und meinen, der Commandostab stehe ihren dintenbelleckten Händen ebenso gut an, als die Feder. Von Paris aus wollen sie uns einen neuen Krieg dictiren, sie, die nicht wissen, ob wir im Stande sind, einen neuen Krieg zu ertragen. Verlangen, daß Oesterreich Frieden mache, ohne Venedig zur Entschädigung für Belgien zu erhalten! Ja, Talleyrand geht in seiner Unvernunft so weit, von mir zu fordern, daß ich ganz Italien auf's Neue revolutionire, damit die Italiener ihre Fürsten abwerfen und die Sonne republikanischer Freiheit ganz Italien durchstrahle. Um ihnen die Freiheit zu geben, wollen sie ihnen erst den Krieg und die Revolution bringen! Sie wissen nicht, diese unvernünftigen Pariser Mundhelden, daß Italien uns erst in Wahrheit nach wiederhergestelltem Frieden gehören wird, und daß schon bei dem Schimmer des Friedens das Directorium von den Bergen der Schweiz an, die Schweiz mit inbegriffen, bis zu den äußersten Spitzen von Calabrien Herr sein wird. Dann erst und dann allein kann das Directorium nach seinem Gefallen die verschiedenen Gouvernements von Italien abändern, deshalb müssen wir Oesterreich durch einen Friedenstractat an uns fesseln. Wenn es den gezeichnet hat, wird es nicht mehr wagen, sich zu rühren, erstens, weil es unser Allirter ist, und vor allen Dingen, weil es fürchten wird, daß wir ihm wieder nehmen werden, was wir ihm großmüthig gegeben, um es an unser System zu fesseln. Die Kriegspartei in Wien wird sich indeß nicht resigniren, ohne sich die Hoffnung auf eine Contre-Revolution zu bewahren, welche immer noch der Traum der Emigrirten und der Diplomatie von Pilsnitz ist.*) Und diese unvernünftigen Herren vom Directorium wollen den Krieg, die Revolution, und sie wagen mich zu verdächtigen! Ach, ich sehne mich nach Ruhe, nach Zurückgezogenheit, ich fühle mich erschöpft, degoutirt, und ich werde zum dritten Mal

*) Bonaparte's eigene Worte. Siehe: *Mémoires d'un homme d'état*. Vol. IV. S. 578.

den Abschied fordern, den mir das Directorium schon zwei Mal verweigert hat!

Er hatte das Alles mit halblauter, hastiger Stimme gesagt, nicht als ob er zu Jemand Anders spräche, sondern nur zu sich selber, zu dem einzigen Mann, der es würdig sei, die geheimsten Gedanken seiner Seele zu erfahren, und doch wieder mit der stolzen Mißachtung gegen den, der ihn hören konnte. Er fühlte sich allein, obwohl Bourrienne zugegen war, und er sprach und berieth nur mit sich selber, obwohl Jener ihn hörte.

Jetzt trat wieder eine lange Pause ein, und Bonaparte ging von Neuem mit hastigen Schritten auf und ab. Heftige, leidenschaftliche Gefühle schienen seine Brust zu durchstürmen, denn seine Augen leuchteten immer höher auf, seine Wangen färbten sich mit einem leisen Roth, der Athem ging schwer aus seiner Brust hervor; als fühle er sich beängstigt und der Luft bedürftig, trat er zum Fenster und stieß es heftig auf.

Ein Ausruf der Verwunderung entfuhr seinen Lippen, denn die Gegend, welche sich gestern noch in vollen Schmuck einer schönen, buntgefärbten Herbstlandschaft gezeigt, bot heute einen vollkommen winterlichen Anblick dar. Starke, glitzernde Reif bedeckte die Bäume und das Grün der Wiesen, und die Norischen Alpen, die in majestätischem Kranz den Horizont begrenzten, hatten in dieser Nacht sich mit strahlenden Schneegewändern und blitzenden Eiskronen geschmückt.

Lange und gedankenvoll blickte Bonaparte auf dies unerwartete Schauspiel hin. Welch ein Land, sagte er dann leise vor sich hin, Schnee und Eis vor Mitte Oktober! Wohlan! Man muß Frieden machen!*)

Er schlug das Fenster wieder zu und trat dann hastig zu dem Schreibtisch. Gib mir die Listen über die Armee, sagte er zu Bourrienne, indem er sich neben ihm nieder setzte.

Bourrienne legte die Papiere und Bücher eins nach dem andern.

*) Bonaparte's eigene Worte. Siehe: Bourrienne. Vol. I. Seite 313.

vor sich hin, und Bonaparte las und prüfte sie mit ernstern, aufmerkamen Blicken.

Ja, sagte er dann nach einer langen Pause, es ist wahr, ich habe da effectiv nahe an achtzigtausend Mann; ich ernähre und bezahle sie, aber am Tage einer Schlacht würde ich doch nur auf sechszigtausend zählen können; ich würde die Schlacht gewinnen, aber an Todten, Vermundeten und Gefangenen würde ich wieder zwanzigtausend Mann weniger haben: wie sollte ich alsdann den vereinten österreichischen Streitkräften, die zur Hülfe Wiens heran marschiren würden, Widerstand leisten können? Es bedarf mehr als eines Monats, ehe die Armeen vom Rhein mich unterstützen können, und in vierzehn Tagen wird der Schnee alle Straßen und Passagen unwegsam gemacht haben! Es ist beschloffen, ich mache Frieden. Venedig muß die Kriegskosten und die Rheingrenze bezahlen. Das Directorium und die gelehrten Advocaten mögen sagen, was sie wollen.*) Schreibe, Bourrienne, ich will Dir meine Antwort an das Directorium dictiren.

Bourrienne tauchte die Feder ein, Bonaparte erhob sich von seinem Sitz, und, die Hände auf den Rücken legend, begann er wieder auf und ab zu gehen, indem er langsam und klar, daß jedes Wort wie eine Perle von seinen Lippen fiel, dictirte, bis allmählig der Lauf seiner Rede sich mehr besüllgelte und in einem einzigen, glänzenden, feurigen Strom dahin rollte.

„Wir werden, dictirte er mit seiner Feldherrnstimme, wir werden heute den Frieden unterzeichnen oder die Negociationen abbrechen. Der Friede wird uns Vortheil bringen, der Krieg mit Oesterreich Schaden. Der Krieg mit England hingegen eröffnet uns das Feld einer weiten, wesentlichen und schönen Thätigkeit!“

Und nun begann er mit logischer Schärfe und Genauigkeit dem Directorium die Vortheile und Convenienzen des Friedens mit Oesterreich, des Krieges mit England abzuwägen. Schneidend und scharf

*) Bonaparte's eigene Worte. Siehe: Mémoires d'un homme d'état. Vol. IV. S. 558.

wie Schwertschlag waren seine Worte, kurz, ehern und kalt wie die eines Cato.

Dann schwieg er einen Moment, nicht um seine Gedanken neu zu sammeln, sondern nur, um Bourrienne einen Moment ausruhen zu lassen vom raschen Schreiben, und selber aufzuathmen vom raschen Sprechen.

Weiter jetzt, sagte er dann nach kurzer Pause, und mit begeisterter Stimme, mit flammenden Augen dictirte er: „Wenn ich mich in meinen Berechnungen getäuscht habe, so ist doch mein Herz rein und meine Absicht lauter: ich habe die Interessen meines Ruhms, meiner Eitelkeit und meines Ehrgeizes schweigen lassen; ich habe auf nichts gesehen, als auf das Vaterland und das Gouvernement. Wenn dies meine Thaten und meine Ansichten nicht billigt, so bleibt mir nichts übrig, als in die Menge zurückzutreten, den Holzschuh des Cincinnatus wieder anzuziehen und ein Beispiel zu geben von der Achtung vor der Obrigkeit und der Abneigung vor dem militairischen Regime, das so viele Republiken zerstört und so viele Staaten vernichtet hat.“*)

Fertig? fragte Bonaparte alsdann, hochaufathmend.

Ja, General, ich bin fertig!

So nimm ein anderes Blatt, Freund. Wir wollen jetzt an diesen schlauen Fuchs schreiben, der sonst jedes Loch mittirt, wo er hinein schlüpfen kann, und der einen so scharfen Geruch hat, daß er jede Gefahr und jeden Vortheil von Weitem riecht. Diesmal hat selbst er die Bitterung verloren und ist auf einer falschen Fährte. Ich will ihm wieder auf den rechten Weg helfen. An Talleyrand den Herrn Minister des Auswärtigen also! Ueberschrift gemacht?

Ja, General!

So schreib!

Und ohne auch nur einmal inne zu halten oder zu stoßen, dictirte Bonaparte folgenden Brief:

„In drei oder vier Stunden, Bürger Minister, wird Alles ent-

*) Bonaparte's eigene Worte. Siehe: Mémoires d'un homme d'état. Vol. IV. S. 588.

Mühlbach, Napoleon. I. Bstf. I.

schieden sein, Krieg oder Frieden. Ich gestehe Ihnen, daß ich Alles für den Frieden thun werde, wegen der vorgerückten Jahreszeit und der geringen Hoffnung auf bedeutende Erfolge."

"Sie kennen sehr wenig diese Völker hier; sie verdienen es nicht, daß man um ihretwillen vierzigtausend Franzosen tödten läßt. Ich ersehe aus Ihrem Brief, daß Sie immer von einer falschen Hypothese ausgehen; Sie bilden sich ein, daß die Freiheit auf ein träges, aber gläubisches, feigherziges und heruntergekommenes Volk großen Eindruck machen wird."

"Was Sie von mir fordern, sind Wunder, und die vermag ich nicht zu thun! — Ich habe, seit ich nach Italien gekommen, nicht die Liebe der Völker für die Freiheit und Gleichheit als Bundesgenossen gehabt, oder zum Mindesten war dies ein sehr schwacher Bundesgenosse. Alles, was nur dazu gut ist, um in Proclamationen und gedruckten Reden gesagt zu werden, ist nicht mehr werth, als ein Roman."

"Da ich hoffe, daß die Negociationen gut gehen werden, gehe ich nicht auf weitere Details ein, um Sie über viele Dinge aufzuklären, die man mir falsch aufgefaßt zu haben scheint. — Nur mit Klugheit, Weisheit und großer Entschiedenheit kann man zu großen Zielen gelangen und alle Hindernisse überwinden, sonst aber erreicht man nichts. Vom Triumph bis zum Fall ist oft nur Ein Schritt! Ich habe in den größten Umständen immer ein Nichts über die größten Begebenheiten entscheiden sehen!"

"Es ist ein Characterzug unserer Nation, daß sie zu rasch und feurig im Glück ist. Wenn man als Basis unserer Operationen die wahre Politik nimmt, die nichts Anderes ist, als das Resultat der Berechnung der Combinationen und Wechselfälle, so werden wir lange Zeit die größte Nation und der Gipfelpunkt Europa's sein, ja, ich sage mehr, wir werden die Wage halten, wir werden sie sich neigen lassen, wohin wir wollen, und selbst wenn es der Wille der Vorsehung ist, wäre es keine Unmöglichkeit, daß man in einigen Jahren zu diesen großen Resultaten gelangte, welche die erglühete und enthusiastische Einbildungskraft vielleicht vorherseht, und welche nur ein äußerst

kalter, beständiger und besonnener Mann allein erreichen kann, wenn“ —*)

Plötzlich schwieg Bonaparte, wie Einer, der im Begriff ist, ein tiefes Geheimniß zu verrathen, und es schnell wieder in sich selbst verschließt. Es ist genug, sagte er dann, radire das letzte Wort wieder aus und mache den Schluß. Was siehst Du mich so seltsam an, Bourrienne?

Verzeihung, General, ich hatte eine Vision. Es schien mir, als ob es wie eine Drifflamme auf Ihrem Haupte leuchtete, und ich meine, wenn alle Völker und alle Menschen Sie so sehen könnten, wie ich Sie eben sehe, so würden sie wieder an die Mythen der alten Götterwelt glauben und würden überzeugt sein, daß Zeus der Donnerer die Welt einmal gewürdigt habe, in Menschengestalt zu ihr herabzusteigen.

Bonaparte lächelte, und dieses Lächeln erhellte wie Sonnenschein sein vorher so ernstes strenges Angesicht. Du bist ein Schmeichler und ein Hofmann, sagte er, indem er scherzend Bourrienne so derb in das Ohr kniff, daß dieser Mähe hatte, einen Schmerzensausruf unter einem Lächeln zu verbergen. Ja, wahrhaftig, ein rechter Hofmann bist Du, und die Republik hat daher sehr wohl gethan, Dich zu ächten und fortzujagen, denn die Schmeichelei ist durchaus eine aristocratische Manier und schadet unserer republikanischen, steifen Würde. Und welche Idee, mich dem auf die Erde niedergestiegenen Zeus zu vergleichen! Weißt Du denn nicht, Du gelehrter Schulfuchs und Schmeichler, daß Zeus allemal, wenn er auf die Erde niederstieg, ein sehr irdisches und un-göttliches Abenteuer zu verfolgen hatte? Es fehlte nur noch, daß Du meiner Josephine mittheiltest, ich sei im Begriff, mich um irgend einer schönen Europa willen in einen Ochsen zu verwandeln oder einer Danae zu Liebe als goldener Regen niederzurieseln.

General, das Erste würde die kluge und geistvolle Josephine für unmöglich halten, denn wenn Ihnen alle Mirakel der Welt gelängen, in einen Ochsen würden Sie Sich doch nie umschaffen können!

Was, Du hast mich eben erst dem Zeus verglichen, und jetzt be-

*) Mémoires d'un homme d'état. Vol. IV. S. 581.

zweifelst Du schon, daß ich thun könnte, was doch Zeus gethan hat? rief Bonaparte lachend. Siehst Du, Schmeichler, da habe ich Dich gefangen in Deinen eigenen Schlingen. Aber würde etwa meine Josephine glauben können, daß ich mich für eine Danae in einen Goldregen verwandeln könnte, Du loser Vogel?

Ja, General, aber sie würde allemal dafür sorgen, daß sie selber und ganz allein die Danae sei!

Wahrhaftig, da hast Du Recht, rief Bonaparte laut lachend. Sie liebt den goldenen Regen, meine Josephine, ein ganzer Wolkenbruch würde ihr nicht zu viel werden, denn wenn sie zuerst darin versenkt wäre bis an den Hals, in einigen Stunden würde sie doch wieder auf dem Trocknen sitzen.

Die Generalin ist freigebig und großmüthig wie eine Fürstin, und daher kommt es, daß sie viel gebraucht. Sie streut ihre Wohlthaten mit vollen Händen aus.

Ja, sie hat ein edles und großes Herz, meine Josephine, rief Napoleon, und jetzt hatten seine großen blauen Augen einen milden, schwärmerischen Ausdruck. Sie ist ein Weib, wie ich sie liebe, so sanft und gut, so kindisch und spielerisch, so mildherzig und großsinnig, so leidenschaftlich und närrisch. Und dabei von so edlem Anstand, so feinen Manieren. Ach, Du hättest sie sehen sollen in Mailand, wenn sie die Fürsten und Nobili in ihrem Salon empfing! Wahrhaftig, Freund, die Frau des kleinen Generals Bonaparte hatte dann ganz das Aussehen und das Wesen einer Königin, welche Audienzen erteilt, und man huldigte ihr auch als einer solchen! Ach, Du hättest das sehen sollen.

Ich habe es gesehen, General. Ich war ja in Mailand, bevor ich hierher kam.

Ach, das ist wahr, ich vergaß das! Du Glücklicher hast meine Frau später gesehen, als ich. Nicht wahr, sie ist schön, meine Josephine? Kein junges Mädchen hat mehr Frische, mehr Anmuth, Unschuld und Grazie, als sie! Wenn ich bei ihr bin, fühle ich mich so befriedigt, glücklich und still, wie man sich fühlt, wenn man an einem heißen Tage unter dem Schatten eines köstlichen Myrthenbaumes ausruht, und wenn ich fern von ihr bin, so —

Plötzlich schwieg Bonaparte, und der Schimmer eines Erröthens flog über sein Antlitz hin. Der junge verliebte Mann von achtundzwanzig Jahren hatte einen Moment über den ernstern, berechnenden General den Sieg davon getragen, und der General schämte sich dessen.

Es ist jetzt nicht Zeit, an dergleichen zu denken, sagte er fast unwillig. Du, siegle die Briefe und expedire einen Courier nach Paris. Ach Paris, ich wollte, ich wäre erst wieder dort in meinem kleinen Hause in der Rue Chantreine, allein und glücklich mit meiner Josephine! Aber um dahin zu gelangen, muß ich hier erst Frieden machen, Frieden mit Oesterreich, mit dem Kaiser von Deutschland. Ach, ich fürchte, dieses Deutschland wird nicht sehr erbaut sein können von diesem Frieden, den sein Kaiser machen wird, und der ihm einige seiner schönsten Rheinfestungen kosten kann!

Und die Republik Venedig, General?

Es wird bald keine Republik Venedig mehr geben, rief Bonaparte, die Stirn in finstere Falten legend. Venedig hat sich des Namens einer Republik unwürdig gemacht, es wird verschwinden.

General, die Abgesandten der Republik warteten gestern den ganzen Tag in Ihrem Vorzimmer vergeblich auf Gehör.

Sie werden auch heute warten, bis ich zurückkehre von der Conferenz, die entweder den Krieg oder den Frieden bringt. In beiden Fällen Wehe den Venetianern! Sag' ihnen, Bourrienne, sie sollen warten, bis ich wieder komme! Und jetzt meinen Wagen vor, ich darf die österreichischen Herren Diplomaten nicht länger auf mein Ultimatum warten lassen!

VIII.

Der Frieden von Campo Formio.

In der großen Alberga zu Udine erwarteten die österreichischen Abgeordneten den General Bonaparte zur Conferenz. Alles war zu seinem Empfang geordnet, die Tafel war servirt und die Köche harrten nur der Ankunft des französischen Generals, um das ausgefuchte und prächtige Dejeuner zu serviren, mit welchem die heutige Conferenz beginnen sollte.

Graf Ludwig Cobenzl und der Marquis de Gallo erwarteten den General im Speisesaal, und schauten, neben einander im Fenster stehend, hinaus in die Landschaft.

Es ist kalt heute, sagte Graf Cobenzl nach einer Pause des Gesprächs. Ich meinstheils liebe die Kälte, denn sie erinnert mich an meine schönsten Jahre, an meinen Aufenthalt am Hof der russischen Semiramis. Aber Sie, Herr Marquis, werden durch diese Kälte wahrscheinlich noch empfindlicher an Ihr Heimweh nach dem schönen Neapel und der glühenden Sonne des Südens gemahnt.

Ich kenne gar kein Heimweh, Graf, sagte der Marquis, ich bin überall da zu Hause, wo ich meinem König und meinem Vaterlande nützen kann.

Aber heute, theurer Marquis, ist es Ihre Aufgabe, einem fremden Fürsten zu nützen.

Oesterreich ist das Heimathsland meiner edlen Königin Karoline, sagte der Marquis ernst, und die Kaiserin ist die Tochter meines Königs. Was ich vermag und bin, steht daher dem österreichischen Kaiserthume zu Gebot.

Ich fürchte, wir werden heute einen schweren Stand haben, Marquis, senfzte Graf Cobenzl. Dieser französische General ist vrayment ein Sansculotte von der schlimmsten Sorte. Es fehlt ihm alle Noblesse, aller bon ton und alle Feinheit!

Ach, Herr Graf, ich halte diesen Bonaparte hingegen für einen

Kopf von großer Feinheit, und ich denke, wir müssen sehr auf unserer Huth sein, um ihm einige Vortheile abringen zu können.

Sie glauben, Marquis? fragte der Graf mit einem ungläubigen Lächeln. Sie haben also nicht gesehen, wie sein bronzenes Gesicht sich verklärte, als ich ihm vor einigen Tagen das Handschreiben Sr. Majestät des Kaisers gab? Sie haben nicht gesehen, wie er erröthete vor Vergnügen, als er es las? Oh, ich habe es gesehen, und in jenem Moment sagte ich mir selber: dieser republikanische Bär ist nicht unempfindlich gegen die Gunst und Huld der Großen, Schmeicheleien sind eine Speise, die er gern isst, wir werden ihn also damit füttern und er wird unser sein und uns den Willen thun, ohne daß er es merkt. Die große Kaiserin Katharina pflegte immer zu sagen: Die Bären zähmt man am Besten durch Zuckerbrod und die Republikaner durch Ordensbänder und Titel. Nun denn, wir werden diesem Bären Zuckerbrod geben. Sehen Sie nur, Marquis, wie ich ihn ehre! Ich lasse ihn heute seine Chocolate aus meinem herrlichsten Kleinod trinken, aus dieser Tasse hier, welche mir die große Kaiserin geschenkt hat und auf welcher, wie Sie sehen, der Ezaarina Bild gemalt ist. Ach es war bei dem letzten Fest in der Eremitage, als sie mir die Tasse mit Chocolate darreichte, und um ihr erst den wahren Werth zu geben, berührte sie den Rand der Tasse mit ihren erhabenen Lippen, schlürfte von der Chocolate und erlaubte mir alsdann, auf derselben Stelle zu trinken, wo sie getrunken hatte. Diese Tasse ist daher eine meiner süßesten Erinnerungen an Petersburg, und der kleine General Bonaparte darf sehr stolz darauf sein, aus Katharina's Tasse trinken zu dürfen. Ja, ja, wir wollen dem Bären Zuckerbrod geben, aber er soll alsdann auch nach unserm Willen tanzen. Wir wollen nicht nachgeben, sondern er soll uns nachgeben! Wir müssen unsere Forderungen so hoch spannen als möglich.

Wenn man eine Saite allzuhoch spannt, pflegt sie gewöhnlich zu reißen, sagte der Italiener bedächtig. Der General Bonaparte, fürchte ich, wird nicht einwilligen, irgend etwas zu thun, was der Ehre und Würde Frankreichs entgegen ist. Außerdem hat er noch eine schlimme Eigenschaft, — er ist unbestechlich, und selbst die Ordensbän-

der und Titel der Kaiserin Katharina würden diesen Republikaner nicht gezähmt haben. Lassen Sie uns klug und besonnen sein, Herr Graf, fordern wir viel, aber geben wir zu rechter Zeit nach und seien wir mit etwas Wenigerem zufrieden, damit wir nicht Alles verlieren.

Oesterreich kann nur einen Frieden eingehen, der seine Grenzen erweitert und sein Gebiet vergrößert, rief Cobenzl hastig.

Gewiß haben Sie Recht, sagte der Marquis de Gallo bedächtig, aber Oesterreich kann sich doch nicht auf Kosten Frankreichs vergrößern wollen. Wozu ist denn dieses sogenannte Deutschland da? Nehme sich doch Oesterreich, was es haben will, ein Stück von Baiern, ein Stück von Preußen, meinethwegen gebe es Frankreich auch ein Stück von Deutschland, die liebe Rheingrenze zum Beispiel! Mein Gott, dieses sogenannte deutsche Reich ist doch wohl morsch genug, daß man ohne Mühe einige Stückchen davon abbröckeln kann?

Sie sind sehr hart gegen das arme deutsche Reich, sagte Graf Cobenzl lächelnd, das macht, Sie sind eben kein Deutscher, und deshalb, Marquis, sind Sie auch besser dazu geeignet, wie es scheint, in dieser Angelegenheit als Oesterreichs Bevollmächtigter zu wirken. Aber seltsam und komisch bleibt es immer doch, daß in diesen Verhandlungen, bei denen es sich zumeist um das Wohl und Weh Deutschlands handelt, der Kaiser von Deutschland durch einen Italiener, und die Republik Frankreich durch einen Corsen vertreten wird.

Sie vergessen Sich selbst, theuerster Graf, sagte der Marquis verbindlich. Sie sind der eigentliche Vertreter des deutschen Kaisers, und ich sehe, daß der Kaiser die Interessen Deutschlands in keine besseren Hände hätte niederlegen können. Aber da Sie mir erlaubt haben, Ihnen als Rathgeber zur Seite zu stehen, so möchte ich Sie bitten, zu bedenken, daß das Wohl Oesterreichs dem Wohl Deutschlands vorangehen muß! Und — aber hören Sie nur, da rollt ein Wagen heran!

Es ist der General Bonaparte, sagte Graf Cobenzl, an das Fenster eilend. Sehen Sie nur, in welcher prächtigen Carrosse er daher kommt. Sechs Pferde ziehen seinen Wagen, vier Bediente sitzen auf dem Bod, und eine ganze Schwadron Lanciers escortirt ihn. Und Sie sagen,

dieser Republikaner sei nicht empfänglich für Schmeicheleien? Ach, ach, wir wollen dem Bären Zuckerbrod geben! Kommen Sie, ihn zu empfangen!

Er nahm den Arm des Marquis und eilte mit ihm dem General entgegen, dessen Wagen eben vor dem Hause anhielt.

Auf der Mitte der Treppe trafen die österreichischen Diplomaten mit Bonaparte zusammen und geleiteten ihn hinauf in den Salon, in welchem das Dejeuner ihrer harrte.

Aber Bonaparte lehnte das Dejeuner ab, trotz der dringenden und wiederholten Aufforderungen des Grafen Cobenzl.

So nehmen Sie mindestens, um sich zu erwärmen, eine Tasse Chokolade, bat der Graf. Trinken Sie aus dieser Tasse, General, und sei's auch nur, um mir den Werth derselben zu erhöhen. Die Kaiserin Katharina hat mir dieselbe verehrt und hat daraus getrunken, und wenn auch Sie diese Tasse jetzt benutzen, so könnte ich mich rühmen, eine Tasse zu besitzen, aus welcher der größte Mann und die größte Frau dieses Jahrhunderts getrunken haben!

Ich trinke nicht, Graf, sagte Bonaparte barsch, ich mag keine Gemeinschaft haben mit dieser kaiserlichen Messaline, welche durch ihr lieberliches Leben die Würde der Krone und der Frau gleich sehr entehrt hat. Sie sehen, ich bin ein starrköpfiger Republikaner, welcher es nur versteht, von Geschäften zu sprechen! Lassen Sie uns daher von diesen reden!

Er setzte sich, ohne eine weitere Einladung abzuwarten, auf den Divan, der unfern von dem Frühstückstisch stand, und bedeutete den beiden Herren mit einer raschen Handbewegung, neben ihm Platz zu nehmen.

Ich habe Ihnen vorgestern mein Ultimatum gegeben, sagte Bonaparte trotzig, haben Sie es überlegt und wollen Sie es annehmen?

Diese barsche und hastige Frage, welche so grade auf das Ziel losging, verwirrte die beiden Diplomaten. Wir wollen mit Ihnen erwägen und berathen, was sich thun läßt, sagte Graf Cobenzl schüchtern. Frankreich verlangt zu viel und bietet zu wenig. Oesterreich ist bereit, Belgien an Frankreich abzutreten und die Lombardei aufzugeben, aber

es verlangt dafür das ganze Gebiet von Venedig, Mantua mit eingeschlossen.

Mantua muß bei der neuen cisalpinischen Republik verbleiben, rief Bonaparte heftig. Es ist das eine Bedingung meines Ultimatums, und Sie scheinen das vergessen zu haben, Herr Graf. Und Sie sagen nichts von den Rheingrenzen, nichts von der Festung Mainz, welche beide ich für Frankreich beanspruche?

Aber, General, der Rhein gehört nicht zu Oesterreich und in Mainz liegen deutsche Truppen. Wir können nicht weggeben, was uns nicht gehört!

Gebe ich Ihnen nicht Venedig? rief Bonaparte. Venedig, das noch bis zu dieser Stunde ein selbstständiger Staat ist, und dessen Deputirte in meinem Quartier sitzen und auf meinen Befcheid warten! Der Kaiser von Deutschland hat wohl das Recht, eine deutsche Reichsfestung fortzugeben, wenn's ihm beliebt.

Auch ist ja Oesterreich gar nicht abgeneigt, die Rheingrenze an Frankreich abzutreten, bemerkte der Marquis de Gallo. Ueberhaupt ist Oesterreich gern geneigt, sich enger an Frankreich anzuschließen, um den ehrgeizigen Plänen Preußens Widerstand zu leisten.

Oesterreich muß sicher sein, daß, wenn es für sich selber im Einverständnisse mit Frankreich neue Erwerbungen macht, man nicht auch Preußen das Recht zu neuen Erwerbungen einräumen will, sagte Graf Cobenzl hastig.*)

Frankreich und Oesterreich könnten sich in einem geheimen Traktat verpflichten, Preußen keine weiteren Erwerbungen machen zu lassen, sondern ihm einfach seine früheren Besitzungen am Rhein wiederzugeben, sagte de Gallo.

Heden wir zuerst von der Hauptsache, rief Bonaparte ungeduldig. Von meinem Ultimatum! Ich habe Ihnen im Namen Frankreichs den Frieden geboten unter der Bedingung, daß Frankreich die Gebiete links vom Rhein nach den vertragmäßigen Grenzen mit Einschluß

*) Die eigenen Worte des Grafen Cobenzl. Siehe: Deutsche Geschichte vom Tode Friedrichs des Großen bis zur Errichtung des deutschen Bundes. Von Ludwig Häuffer. Th. II. S. 129.

von Mainz erhalte, daß in Italien die Etsch zwischen Oesterreich und der cisalpinischen Republik die Grenze bilde, so daß also auch Mantua zu derselben gehöre. Sie treten Belgien an Frankreich ab, dafür überlassen wir Ihnen das Venetianische Festland, nur die Inseln im Ionischen Meer und Corfu fallen an Frankreich, und die Etsch bildet die Grenze des Venetianischen Oesterreichs.

Ich sagte Ihnen schon zuvor, General, sagte Graf Cobenzl mit seinem freundlichsten Lächeln, wir können diese letztere Bedingung nicht eingehen! Mantua muß uns auch noch zufallen, wir geben Ihnen dafür Mainz, und nicht die Etsch, sondern die Adna muß unsere Grenze sein!

Ah, Sie machen neue Schwierigkeiten, neue Ausflüchte, rief Bonaparte, und ein flammender Zornesblick seiner Augen traf den Diplomaten.

Aber dieser Zornesblick prallte ab an dem freundlichen Lächeln des Grafen. Ich erlaubte mir, Ihnen auch unser Ultimatum zu sagen, General, sagte er sanft, und ich sehe mich leider zu der Erklärung genöthigt, daß, wenn Sie nicht annehmen, ich mich gezwungen sehe, abzureisen. Aber ich mache Sie alsdann verantwortlich für das Blut der Tausende, das dann wieder vergossen werden wird!

Bonaparte sprang auf mit flammenden Blicken, mit wuthzitternden Lippen.

Sie wagen es, mir zu drohen? rief er zornig. Sie machen Ausflüchte und immer wieder Ausflüchte! Sie wollen also durchaus den Krieg? Nun gut, Sie sollen ihn haben!

Hastig streckte er den Arm aus und ergriff die kostbare Tasse, das Geschenk der Kaiserin Katharina an den Grafen Cobenzl, und schleuderte sie mit einer ungeflümmten Bewegung zur Erde nieder, daß sie klirrend in Scherben zersprang.

Sehen Sie, rief er mit donnernder Stimme, so wie diese Tasse soll Ihre österreichische Monarchie zerschmettert sein, noch bevor drei Monate vergangen sind. Das verspreche ich Ihnen!*)

*) Bonaparte's eigene Worte. Siehe: Mémoires d'un homme d'état. Vol. IV. S. 589.

Ohne die beiden Herren noch eines weitem Blicks zu würdigen, eilte er mit heftigen Schritten der Thür zu und ging hinaus.

Bleich vor Entsetzen und vor Zorn starrte Graf Cobenzl auf die Scherben der kostbaren Tasse nieder, die so lange sein Stolz und seine Freude gewesen. Er geht, murmelte Marquis de Gallo. Wollen wir ihn denn gehen lassen, Graf?

Womit könnten wir diesen Bären halten! seufzte der Graf achselzuckend.

In diesem Moment hörte man draußen im Vorzimmer Bonaparte's mächtige Stimme, welche rief: Heba, einen Ordonanzz-Offizier, sogleich!

Er ruft zum Fenster hinaus, flüsterte der Marquis, hören wir doch, was er sagt!

Die beiden Diplomaten schlüpfen auf den Zehen nach dem Fenster hin, vorsichtig hinter den Draperieen desselben hervorlugend. Sie sahen, wie drunten ein französischer Lancier heransprengte und, unter dem Fenster des Nebensaales anhaltend, salutirte.

Wieder vernahmen sie alsdann Bonaparte's donnernde Stimme. Sie reiten in's Hauptquartier des Erzherzogs Carl, rief Bonaparte. Verkünden Sie ihm in meinem Namen, der Waffenstillstand sei aufgehoben, und der Krieg beginne von Stund' an. Weiter nichts! Vorwärts!

Jetzt hörte man ihn klirrend das Fenster zuschlagen und mit hallendem Schritt den Vorfaal durchschreiten.

Die beiden Diplomaten sahen sich mit starrem Entsetzen an. Graf, flüsterte der Marquis, hören Sie, er geht, und er hat Oesterreich den Untergang gedroht. Er ist der Mann dazu, seine Drohungen wahr zu machen! Mein Gott, dürfen wir denn im Zorn abreisen lassen? Haben Sie die Vollmacht dazu?

Wollen Sie's versuchen, dem Sturmwind Stillstand zu gebieten? fragte Graf Cobenzl.

Ja, ich will's versuchen, denn wir dürfen nicht mit ihm brechen und nicht den Krieg wieder beginnen! Wir müssen den Furchterlichen versöhnen!

Er stürzte zur Thür hin und eilte mit beschleunigten Schritten über den Vorsaal und die Treppe hinunter zur Hausthür.

Bonaparte hatte schon seine Carosse bestiegen, seine Eskorte hatte sich schon geordnet, der Kutscher faßte schon die Zügel und hob die Peitsche, um den stampfenden Rossen das Zeichen zur Abfahrt zu geben.

In diesem Moment zeigte sich am Wagenschlag das bleiche, demuthsvolle Antlitz des Marquis de Gallo. Bonaparte schien ihn nicht zu sehen, in die Polster zurückgelehnt, schaute er düstern Auges zum Himmel empor.

General, sagte der Marquis flehend, ich beschwöre Sie, reisen Sie nicht ab.

Marquis, erwiderte Bonaparte achselzuckend, es ziemt mir nicht, friedfertig bei meinen Feinden zu bleiben. Der Krieg ist erklärt, denn Sie haben mein Ultimatum nicht angenommen!

Doch, General, ich erlaube mir, Ihnen zu melden, daß die Bevollmächtigten Oesterreichs entschlossen sind, Ihr Ultimatum anzunehmen!

Bonaparte's ehernes Angesicht zeigte nicht die leiseste Bewegung der Ueberraschung und der Freude, nur heftete er seine großen Augen mit einem durchbohrenden Blick auf den Marquis.

Anzunehmen ohne Winkelzüge und Vorbehalte? fragte er langsam.

Ja, General, ganz so, wie Sie es wollen! Wir sind bereit, den Frieden zu unterzeichnen und das Ultimatum anzunehmen. Haben Sie nur die Güte, wieder auszustiegen und mit uns die Conferenz fortzusetzen.

Nicht doch, sagte Bonaparte, man muß nie wieder einen Schritt zurückthun, den man vorwärts gethan. Da ich einmal schon in meinem Wagen sitze, will ich nicht umkehren. Auch erwarten mich die Deputirten der Venetianischen Republik in Passeriano, und es ist wohl Zeit, ihnen auch mein Ultimatum zu geben. In drei Stunden, bitte ich Sie, Herr Marquis, und den Grafen Cobenzl, sich zu mir nach Passeriano verfügen zu wollen. Dann wollen wir gemeinschaftlich die

Friedens-Artikel berathen, und die öffentlichen, so wie die geheimen Artikel desselben festsetzen.

Aber Sie vergessen, General, daß Ihr Ordonnanz-Offizier schon in's österreichische Hauptquartier eilt, um den Waffenstillstand aufzukündigen.

Das ist wahr, sagte Bonaparte gelassen. Heda, zwei Ordonnanz. Eilen Sie der ersten Ordonnanz nach, und bringen Sie dem Offizier meinen Befehl, umzukehren! Sie sehen, Herr Marquis, daß ich an die Aufrichtigkeit Ihrer Gefinnungen glaube. In drei Stunden also erwarte ich Sie in Passeriano zur Festsetzung der Friedens-Artikel. Unterzeichnen aber wollen wir den Frieden auf neutralem Boden. Sehen Sie dort drüben am Horizont das hohe graue Gebäude?

Ja, General, das ist das alte, verfallene Schloß von Campo Formio!

Nun, in dem verfallenen Schloß wollen wir den Frieden unterzeichnen! In drei Stunden also! Bis dahin leben Sie wohl!

Er grüßte von seinem Sitz herunter mit einem leichten Kopfschneigen den Marquis, der demüthig, wie ein Vasall zu den Füßen des Thrones, an dem Wagen stand, den Federhut in der Hand, sich fortwährend tief verneigend und seinen Hut zum Abschied schwenkend. *)

Vorwärts! rief Bonaparte, und dahin brauste der Wagen, gefolgt von seiner glänzenden Suite.

Bonaparte aber lehnte nachlässig in der Ecke, und mit einem heimlichen Lächeln sagte er leise zu sich selber: „Es war ein Theatercoup, und wie es scheint, ist er mir ziemlich gut gelungen! Sie haben

*) Napoleon erinnerte sich noch auf St. Helena mit großem Ergötzen dieser Scene und erzählte sie dem General Bourgaud. „Monsieur de Gallo, sagt er, m'accompagna jusqu'à mon carrosse, essayant de me retenir, me tirant forcecoups de chapeau, et dans une attitude si pitieuse, qu'en dépit de ma colère ostensible, je ne pouvais m'empêcher d'en rire intérieurement beaucoup.“ — Mémoires de Napoleon, dictées par lui-même au général Bourgaud. Vol. I.

den Frieden von mir als eine Gnade annehmen müssen. Ach, wenn sie geahnt hätten, wie sehr ich seiner bedurfte! Aber diese Menschen ahnen nichts und sehen nichts! Sie haben kein Ziel, sie leben nur von Minute zu Minute, und wenn sie auf ihrem Wege einen Abgrund finden, so stürzen sie hinein und sind rettungslos verloren! Mein Gott, wie selten sind doch die wirklichen Männer! In Italien allein sind achtzehn Millionen, und ich habe kaum zwei Männer darunter gefunden!*) Diese zwei Männer will ich retten, die Andern aber mögen ihr Geschick erfüllen. Die Republik Venedig soll vom Erdboden verschwinden, diese grausame und blutdürstige Regierung soll vernichtet werden! Wir werfen sie dem heißhungrigen Oesterreich als eine Beute vor, aber wenn es sie verschlungen hat und in träger Verdauungsruhe sich dehnt, dann wird es Zeit sein, Oesterreich aufzustören aus dieser Ruhe! Bis dahin — Frieden mit Oesterreich! Frieden!“ —

Drei Tage später ward in dem verfallenen Schloß von Campo Formio der Frieden zwischen Oesterreich und Frankreich unterzeichnet. Frankreich gewann in diesem Frieden Belgien, das linke Rheinufer und die Festung Mainz.

Oesterreich gewann das Venetianische Gebiet!

Aber diesen Erwerbungen, welche man veröffentlichte, waren noch geheime Artikel hinzugefügt. In diesen geheimen Artikeln versprach Frankreich, daß, wenn Preußen verlange, gleich Oesterreich neue Besitzungen zu erwerben, Frankreich dies nicht gut heißen werde.

Dagegen verpflichtete sich der Kaiser von Oesterreich, daß er noch vor dem Schluß des Reichsfriedens, der in Rastatt geschlossen werden sollte, seine Truppen aus Mainz, Ehrenbreitstein, Mannheim, Ulm, und im Allgemeinen aus dem deutschen Reich herausziehen wollte, mit andern Worten, daß er das deutsche Reich wehrlos seinem französischen Nachbar überlassen wolle.**)

Oesterreich hatte sich vergrößert, aber Deutschland sollte mit seinem Blut und Leben dafür zahlen.

*) Bonaparte's eigene Worte. Siehe: Bourrienne. Vol. I. S. 139.

**) Schloffer: Geschichte des achtzehnten Jahrh. 2c. Vol. V. S. 43.

Oesterreich hatte zu Campo Formio seinen Frieden mit Frankreich gemacht, und es war darin festgesetzt, daß auch das deutsche Reich seinen Frieden mit Frankreich zu machen habe.

Ein Congreß sollte zu diesem Zweck in Rastatt zusammentreten, alle deutschen Fürsten sollten dahin ihre Gesandten schicken, um mit drei Vertretern der französischen Republik das Schicksal des deutschen Reichs zu bestimmen.

Zweites Buch.

Der junge König Friedrich Wilhelm III.



I.

Das junge Königspaar.

Die Frau Oberhofmeisterin von Voss ging mit unruhigen Schritten im Vorfaal der Königin Louise auf und ab. Sie war in großer Gala, mit langem schwarzem Schleppteid, die große Schnebberhaube von schwarzem Krepp auf dem Haupt. In ihren weißen, mit halben schwarzen Filethandschuhen bedeckten Händen hielt sie den großen Fächer, den sie ungeduldig bald öffnete und schloß, bald wie einen Taktirstock langsam auf und ab bewegte.

Wäre irgend Jemand da gewesen, der sie hätte beobachten können, so würde die Gräfin Oberhofmeisterin sich diese ausbrechenden Zeichen ihrer Ungeduld nicht erlaubt haben, doch sie war zum Glück allein und in der Einsamkeit durfte selbst eine Oberhofmeisterin sich wohl gestatten, einmal die Etikette zu verletzen, die Etikette, welche sonst das Evangelium der Frau Gräfin war.

Aber gerade die Etikette war es ja, um derentwillen die Oberhofmeisterin in so großer Bewegung war, und der Etikette wollte sie eben jetzt, hier im Vorzimmer der Königin, einen Sieg erringen.

Jetzt oder nie muß es geschehen, murmelte sie. Was ich leiden durfte während des Kronprinzenthums, darf ich jetzt dem jungen Königspaar nicht mehr gestatten, und darum muß ich gleich heute, am ersten Tage der Regierung des Königs,*) ein ernstes und aufrichtiges Wort mit ihm reden, wie es meine Stellung und meine Pflicht erfordern.

*) 16. November 1797.

Eben öffnete sich die große Flügelthür und eine hohe, schlankte Männergestalt in glänzender Uniform trat herein. Es war der junge König Friedrich Wilhelm der Dritte, welcher so eben auf dem innern Hof des Schlosses die Generalität dem neuen Monarchen den Fahneneid hatte schwören lassen.

Das edle, jugendliche Antlitz des jungen siebenundzwanzigjährigen Königs war ernst und streng, aber aus seinen großen blauen Augen sprach eine tiefinnerliche Milde und Freundlichkeit, und ein wunderbarer Frieden leuchtete aus seinem schönen und guten Angesicht.

Mit hastigem, leisem Schritt ging er durch das Gemach und sich leicht und freundlich vor der Oberhofmeisterin verneigend, näherte er sich der gegenüberliegenden Thür.

Aber die Oberhofmeisterin vertrat ihm den Weg und sich gerade vor diese Thür hinstellend, sagte sie ernst: Majestät, es ist unmöglich! Ich darf es nicht zugeben, daß so aller Etikette und Form Hohn gesprochen wird, und ich muß Ew. Majestät bitten, mir gnädigst zu sagen, was Sie beabsichtigen.

Nun, sagte der König mit einem sanften Lächeln, ich beabsichtige, heute zu thun, was ich jeden Morgen um diese Stunde thue, ich beabsichtige, meiner Frau einen Besuch zu machen.

Ihrer Frau! rief die Oberhofmeisterin entsetzt. Aber, Majestät, ein König hat keine Frau!

Ach, dann wäre ein König ja wahrlich zu beklagen, sagte der König lächelnd, und ich meinstheils würde lieber meiner Krone, als meiner Frau entsagen!

Mein Gott, Majestät, mögen Sie immerhin eine Frau haben, aber ich muß Sie beschwören, Ihre Majestät nicht vor andern Menschen mit diesem Namen zu nennen. Es ist gegen die Etikette und schadet der Ehrfurcht.

Meine liebe Gräfin, sagte der junge König ernst, ich glaube vielmehr, daß es die Ehrfurcht erhöhen kann, wenn Ihre Majestät zugleich im edelsten und schönsten Sinn eine Frau bleibt, und das ist meine Frau, verzeihen Sie, ich wollte sagen, die Königin. Und jetzt, meine *liebe Gräfin*, erlauben Sie, daß ich zu meiner Frau gehe!

Nein, rief die Oberhofmeisterin entschlossen, Ew. Majestät müssen erst die Gnade haben, mich anzuhören. Seit einer Stunde erwartete ich hier die Ankunft Eurer Majestät und Sie müssen mir jetzt gnädigst gestatten, zu Ihnen offen und frei zu reden, wie es meine Pflicht und mein Amt befehlt.

Nun, so reden Sie, liebe Gräfin, sagte der König mit einem leisen Seufzer.

Majestät, sagte die Oberhofmeisterin, ich halte es für Pflicht, jetzt an diesem wichtigen Tage Ew. Majestät zu beschwören, daß mir die Macht gegeben werde, mein Amt mit mehr Strenge und Entschiedenheit zu verwalten.

Und mich selber unter Ihr Scepter zu beugen. Nicht wahr, das wollen Sie sagen, Frau Oberhofmeisterin? fragte der König lächelnd.

Sire, es ist wenigstens unmöglich, die Würde und Hoheit eines Königshauses aufrecht zu erhalten, wenn der König und die Königin selber allen Gesezen der Etikette Hohn sprechen!

Ach, rief der König rasch, kein Wort gegen die Königin, meine liebe Oberhofmeisterin. Klagen Sie mich selber an, so viel Ihnen beliebt, aber keine Vorwürfe gegen meine Louise, wenn ich bitten darf! Nun also, was ist es, worin habe ich schon wieder gefehlt?

Sire, sagte die Oberhofmeisterin würdevoll, sehr wohl das leise Lächeln bemerkend, welches die Lippen des Königs umspielte, Sire, ich sehe wohl, daß Ew. Majestät mich innerlich verspotten, aber ich halte es dennoch für meine Pflicht, meine mahnende Stimme vernehmen zu lassen. Die Etikette ist eine große und heilige Sache, sie ist die geweihte Schutzmauer, welche den Fürsten von seinem Volk trennt. Hätte die unglückliche Königin Marie Antoinette nicht diese Mauer niedergedrissen, so würde sie vielleicht ein minder trauriges Ende gehabt haben.

Ach, Gräfin, Sie gehen zu weit, Sie drohen sogar mit der Guillotine, rief der König gutmüthig. Da muß ich mich wohl in der That schwer vergangen haben! Sagen Sie also, was Sie abgeändert zu sehen wünschten, und ich gebe Ihnen mein Wort, wenn ich es vermag, will ich es thun!

Sire, hat die Oberhofmeisterin leise und eindringlich, haben Sie nur die Gnade, in Ihrem Hause weniger Hausvater und mehr König zu sein, wenigstens im Beisein Anderer! Es kommt aber vor, daß Ew. Majestät im Beisein Anderer die Königin ohne alle Form blos mit Du anreden, ja, Ew. Majestät haben sogar oft fremden und untergeordneten Persönlichkeiten, selbst Dienern die Ehre erzeigt, daß, wenn Sie von Ihrer Majestät sprachen, Sie dieselbe kurzweg „meine Frau“ nannten. Sire, das mochte in dem bescheidenen Familientreife und Hause eines Kronprinzen zu entschuldigen sein, aber es ist unmöglich in dem Palast eines Königs.

Also, fragte der König lächelnd, dieses Haus hier hat sich seit gestern in einen Palast verwandelt?

Ew. Majestät beabsichtigen doch gewiß nicht, auch als König in diesem bescheidenen Hause zu bleiben, fragte die Oberhofmeisterin entsetzt.

Ihre aufrichtige Meinung als Oberhofmeisterin, liebe Gräfin: können wir nicht in diesem Hause-bleiben?

Aufrichtig, Majestät, das ist ganz unmöglich! Wie sollte man in diesem kleinen Hause mit Anstand und Würde den Hof eines Königs und einer Königin führen können. Die Hofhaltung der Königin muß ja um das Doppelte erhöht werden, wir müssen vier Hofdamen, vier Kammerfrauen und in diesem Verhältniß abwärts alle Dienerschaft verdoppelt haben. Ebenso müssen ja den Regeln der Etikette gemäß auch Ew. Majestät Ihr Haus vergrößern. Ein König muß zwei General-Adjutanten haben, ferner vier Kammerherren, vier Kammerdiener und —

Halt, unterbrach sie der König lächelnd, mein Haus gehört glücklicherweise nicht in das Departement einer Oberhofmeisterin, und wir können also darüber schweigen. Im Uebrigen werde ich mir Ihre Vorschläge und Wünsche überlegen, denn ich hoffe, Sie sind jetzt am Ende mit denselben.

Majestät, ich habe noch sehr viel zu sagen, und es muß heute gesagt werden, meine Pflicht erfordert es, sagte die Oberhofmeisterin gravitatisch.

Der König warf einen sehnsuchtsvollen Blick nach der Thür und

seufzte tief auf. Nun denn, reden Sie, da es Ihre Pflicht erfordert, sagte er.

Ich muß also Ew. Majestät beschwören, daß Sie mir beistehen in meinem schweren Amt. Nur, wenn das Königspaar selber sich den strengen und gerechten Anforderungen der Etikette unterwirft, kann ich mit Ernst und Strenge das auch von dem ganzen Hof beanspruchen. Es reißt aber jetzt ein Geist der Neuerungssucht und Formlosigkeit ein, der mich tief betrübt und den ich nicht billigen kann. Auch die Hofdamen und Kammerherren werden schon davon ergriffen, und da sie gehört haben, wie Ew. Majestät aller Etikette zuwider im Gespräch mit Ihro Majestät der Königin Sich statt der französischen Sprache, welche doch überall in Deutschland die Hofsprache ist, oft der vulgären deutschen Sprache bedienen, so meinen sie auch berechtigt zu sein, zuweilen deutsch zu sprechen. Ja, es ist unter ihnen förmlich Mode geworden, daß sie sich beim Dejeuner mit einem deutschen „guten Morgen“ begrüßen. *) Das ist eine Neuerung, die sich eigentlich Niemand erlauben dürfte, ohne dafür die Billigung der Oberhofmeisterin der Königin und des Oberhofmeisters Ew. Majestät eingeholt zu haben.

Verzeihen Sie, sagte der König ernst, in diesem Punkt kann ich Ihre Meinung nicht theilen. Keine Etikette darf es einem deutschen Mann oder einer deutschen Frau verbieten, in ihrer Muttersprache zu einander zu reden, vielmehr ist es Unnatur und Ziererei, wenn dies nicht geschieht. Damit die Deutschen sich als Deutsche fühlen, müssen sie vor allen Dingen ihre eigene Sprache lieben und sich nicht mehr herablassen, die Sprache eines Landes zu der ihren zu machen, das sich mit dem Blut seines Königspaares besleckt hat, und dessen unseliges Beispiel jetzt alle Throne zittern macht. Ich wünschte sehr, daß es an meinem Hofe immer mehr Sitte werden möchte, der deutschen Sprache sich zu bedienen, denn deutsch zu fühlen, zu denken und zu sprechen, das steht den Deutschen wohl an, und das wird auch die beste Schutzmauer sein, die man den blutigen Wogen der französischen Republik entgegenstellen kann, wenn sie auch nach Deutschland sich

*) Ludwig Häusser: Deutsche Geschichte zc. Th. II.

herein wälzen möchte. Sie wissen jetzt jetzt meine Ansicht, Frau Oberhofmeisterin, und ich bitte Sie, wenn in Ihrem Ceremonienbuch vorgeschrieben steht, daß die Hofbeamten sich der französischen Sprache in der Conversation zu bedienen haben, dieser Artikel ausgestrichen und statt dessen geschrieben werde: „da Preußen ein deutsches Land ist, so ist natürlich Jedermann erlaubt, deutsch zu sprechen; es wird dies auch bei Hofe geschehen, vorausgesetzt, daß sich Niemand in der Gesellschaft befindet, welcher der deutschen Sprache nicht mächtig ist.“ Ich bitte, vergessen Sie das nicht, und jetzt, Frau Oberhofmeisterin, da Sie doch eine so strenge Hüterin jener Thür und der Etiquette sind, jetzt ersuche ich Sie, mich Ihre Majestät meiner Gemahlin anzumelden und anzufragen, ob ich die Ehre haben kann, Ihre Majestät zu sprechen; ich möchte ihr gern mein Compliment machen und hoffe, sie wird es gnädigst gestatten.*)

Die Oberhofmeisterin verneigte sich mit freudestrahlendem Gesicht und trat dann rasch durch die Thür in das anstoßende Gemach.

Der König schaute ihr einen Moment lächelnd nach. Sie hat sechs Säle zu durchwandern, bevor sie zu Louisens Wohnzimmer gelangt, sagte er leise vor sich hin. Jene Thür aber führt durch den kleinen Corridor und das kleine Vorzimmer gerade zu ihr. Das ist der kürzeste Weg, und den gehe ich!

Und ohne sich weiter zu bedenken, öffnete der König rasch die kleine Tapetenthür, schlüpfte durch den stillen Corridor und das kleine Vorzimmer und klopfte an die hohe, mit schweren Portiären verhangene Thür.

Eine helle Frauenstimme rief: Herein! und sofort öffnete der König die Thür. Eine junge Dame in tiefer Trauer kam ihm entgegen und reichte ihm jetzt ihre beiden Hände dar.

Oh, mein Herz sagte mir, daß Du es seist, mein geliebtester Freund! rief sie, und ihre wundervollen blauen Augen hefteten sich auf ihn mit einem unaussprechlichen Liebesblick.

*) Des Königs eigene Worte. Siehe: Characterzüge und historische Fragmente aus dem Leben des Königs von Preußen, Friedrich Wilhelm III. Gesammelt und herausgegeben von H. Fr. Eylert, Bischof v. Th. II. S. 91.

Der König schaute sie an mit einem träumerischen Lächeln, ganz verloren in ihren Anblick. Und in der That, es war ein lieblicher, schöner und herzgewinnender Anblick, den diese junge Königin von zwanzig Jahren darbot. Ihr blaues Auge strahlte im Feuer der Jugend, der Begeisterung und des Glückes, ihr fein geschnittener Mund mit den purpurrothen Lippen war stets von einem holden Lächeln umhaucht, zu den beiden Seiten ihrer sanft gerötheten Wangen floß ihr schönes dunkelblondes Haar in lockigen Wellen nieder, ihre edle, reine Stirn wölbte sich über einer feingeschwungenen Nase, und zu diesem schönen und jugendlichen Angesicht paßte in vollster Harmonie die zugleich stolze und reizende, süßige und keusche Gestalt voll edler, königlicher Würde und lieblicher Frauen-Anmuth.

Nun? fragte die Königin lächelnd. Du sagst mir kein Wort zum Willkommen, Geliebter?

Ich sage Dir nur: Gott segne Dich auf Deinem neuen Wege und Gott erhalte Dich mir, so lange ich lebe! rief der König tief bewegt, die Königin mit leidenschaftlicher Zärtlichkeit in seine Arme schließend.

Sie schlang ihre beiden schönen Arme um seinen Nacken und lehnte ihr Haupt mit einem seligen Lächeln an seine Schulter. So ruhten sie aneinander, schweigend vor unaussprechlichem Glück, feierlich gestimmt in dem tiefen Bewußtsein ihrer ewigen, unvergänglichen Liebe.

Plötzlich wurden sie aus diesem süßen Schweigen aufgeschreckt durch einen leisen Schrei, und wie sie zusammenschreckend sich rasch umwandten, sahen sie die Oberhofmeisterin, Gräfin von Voss, welche da drüben in der geöffneten Thür stand und mit düstern Blicken zu ihnen hinschaute.

Der König lachte hell auf. Sehen Sie, liebe Voss, sagte er, meine Frau und ich sprechen uns unangemeldet, so oft wir wollen und wünschen, und so ist es damit auch in guter, christlicher Ordnung. Aber Sie sind eine charmante Oberhofmeisterin und sollen von nun an Dame d'Etiquette heißen! Will mich auch, soviel ich es vermag, nach Ihren Wünschen richten! *)

*) Des Königs eigene Worte. Siehe: Eplert 2c. II. 93.

Er nickte ihr gnädig zu, und die Oberhofmeisterin, welche dieses Nicken verstand, zog sich seufzend zurück und schloß hinter sich die Thür.

Die Königin schaute lächelnd zu ihrem Gemahl empor. War's wieder ein Etikettefreit? fragte sie.

Ja, und ein Streit von der schlimmsten Sorte, sagte der König rasch. Die Oberhofmeisterin verlangt, daß ich mich jedesmal erst bei Dir anmelden lasse, Louise.

Oh, Du bist immer angemeldet, rief sie zärtlich, mein Herz verküudet mir immer Deine Nähe, und an diesem Herold soll es genug sein, er gefällt mir besser, als das ernste Angesicht der guten Frau Oberhofmeisterin.

Er ist der Engel meines Glückes, sagte der König innig, leise seinen Arm um die Schulter seiner Gemahlin legend und sie sanft an sich ziehend.

Weißt Du, was ich jetzt denke? fragte die Königin nach einer kleinen Pause. Ich denke, daß die Oberhofmeisterin gewiß allerlei neue Einrichtungen machen und neue Gesetze geben, und daß sie mir sehr viel Vorlesungen über die Pflichten einer Königin in Hinsicht der Etikette halten wird.

Ich glaube, daß Du Recht hast, sagte der König lächelnd.

Aber ich glaube nicht, daß sie Recht hat, rief die Königin rasch, und indem sie sich zärtlich ihrem Gemahl anschniegte, fuhr sie fort: Sag' mir, mein Herr und König, da Du jetzt zum ersten Male als König zu mir kommst, habe ich da nicht das Recht, von Dir einige Gnaden zu erbitten und deren Gewährung zu beanspruchen?

Das Recht hast Du, meine holdselige Königin, sagte der König heiter, und ich gebe Dir mein Wort, daß, was Du auch fordern mögest, Deine Wünsche erfüllt werden sollen!

Nun, denn, rief die Königin heiter, es sind vier Wünsche, die ich zu erstehen habe. Komm, setze Dich da neben mich auf den kleinen Divan, lege Deinen Arm um mich, damit ich fühle, daß ich unter Deinem Schutz ruhe, laß mich mein Haupt an Deine Gestalt lehnen, wie das Weilchen an den Stamm der Eiche, und nun höre meine Wünsche. Zum Ersten wünsche ich, daß es mir erlaubt sein möge,

im Innern meines Hauses ohne allen Zwang und alle Fesseln Frau, Mutter und Hausfrau zu sein und meine heiligsten Pflichten ausüben zu können, wozu jede Frau von Gott und der Natur berechtigt ist, ohne allen Zwang und ohne alle Etikette. Wird mir das bewilligt?

Von Herzen und mit Freuden, allen Oberhofmeisterinnen zum Trost.

Die Königin nickte leise und lächelnd. Zum Zweiten, fuhr sie fort, bitte ich Dich, mein Geliebter, daß auch Du von der Etikette mir gegenüber Dich nicht einengen und beschränken läßt, daß Du mich immer, auch den Menschen gegenüber, nicht Deine Gemahlin nennst, sondern Deine Frau, welches mein höchster und schönster Ehrentitel ist, und ferner, daß das steife und förmliche Sie uns beiden im gegenseitigen Gespräch niemals nahen dürfe. Willst Du mir auch das gewähren, mein theuerster Freund?

Der König neigte sich zu ihr nieder und küßte ihr lockiges Haar. Louise, stüsterte er, Du verstehst es, in meinem Herzen zu lesen, und großmüthig, wie Du immer bist, kleidest Du die Erfüllung meines Wunsches in Deine Bitte ein! Ja, wir Beide wollen uns immer benennen mit dem höchsten Ehrentitel, mit „Mann“ und „Frau“, und wie ich zu Gott Du sage, so will ich es auch zu meiner Louise thun! Und nun, Deinen dritten Wunsch?

Ah, um den dritten Wunsch habe ich etwas Furcht, seufzte die Königin, mit einem süßen Lächeln zu ihrem Gemahl emporschauend. Ich bange, ob Du ihn mir wirst erfüllen können, und ob nicht wirklich, wie die Frau Oberhofmeisterin sagt, die Etikette Dir dies ganz unmöglich macht.

Ah, die Frau Oberhofmeisterin hat also auch Dir schon einen Vortrag gehalten? fragte der König lächelnd.

Die Königin nickte bejahend. Sie hat mir einige wichtige Paragraphen aus dem Ceremonienbuche mitgetheilt, seufzte sie. Aber das soll mich doch nicht abschrecken, Dir meinen Wunsch vorzutragen. Ich bitte Dich also, mein Friedrich, befehl Du dem König, daß er meinem Mann, meinem geliebten Mann erlaube, einfach und bescheiden zu leben, wie er es gewohnt ist. Der König möge immerhin in dem großen königlichen Schlosse seiner Ahnen seine Feste geben, da in den

großen, glänzenden Sälen möge er die Hulldigung seiner Untertbanen, den Besuch fürstlicher Gäste empfangen, und die Königin möge ihm dabei als seine Gemahlin zur Seite stehen, aber wenn diese Pflichten des Königthums beendet sind, dann soll es uns vergönnt sein, ebenso wie die Uebrigen, nach Hause zu gehen, und inmitten unserer lieben, traulichen Häuslichkeit auszuruhen von den Herrlichkeiten und dem Glanz der Feste. Laß uns diese schöne Häuslichkeit nicht vertauschen mit dem großen Königsschloß, wolle nicht, daß ich eine Wohnung verlasse, in welcher ich die schönsten und glücklichsten Tage meines Lebens zugebracht habe. Sieh, hier in diesen meinen lieben Zimmern erinnert Alles mich an Dich, und die ganze geheime Geschichte unserer Liebe und unseres Glückes spricht zu mir, wenn ich durch diese Gemächer gehe. Hier, mein Freund, in diesem Zimmer sahen wir uns zuerst allein und ohne Zeugen nach meiner Ankunft in Berlin, hier gabst Du Deiner Frau den ersten Kuß, und er drang mir wie ein Lächeln Gottes tief in die Seele und das Herz, und ist da geblieben wie ein Englein, das unsere Liebe behütet. Seit jenem Tag ist mir auch in der höchsten Fülle meines Glückes doch immer ganz fromm und heilig zu Sinn, und wenn Du mich küssest, betet der Engel in meinem Herzen für Dich, und wenn ich bete, küßt er Dich!

Oh, Louise, Du bist mein Engel und mein Glück! rief der König begeistert.

Die Königin achtete nicht auf diese Unterbrechung, sie war ganz verloren in ihre Erinnerungen. Auf diesem Sopha hier, fuhr sie fort, haben wir oft eng aneinander geschmiegt, wie heute, gefessen, und wenn Alles still um uns her war, sprachen unsere Herzen um so lauter zu einander, und oft habe ich hier von Deinen Lippen die schönsten und heiligsten Offenbarungen Deiner edlen, reinen und männlich starken Seele vernommen. In meinem Cabinet, dicht hier neben, standest Du einst trübe und sinnend am Fenster, eine Wolke lag auf Deiner Stirn, und ich wußte, daß Du heute im Haushalt Deines Vaters wieder schweres Leid vernommen. Aber keine Klage kam über Deine Lippen, denn Du warst allezeit ein guter und demüthiger Sohn, und selbst zu mir gedachtest Du niemals zürnend der Schwächen Deines Vaters.

Aber ich wußte, was Du littest, doch ich wußte auch, daß ich in dieser Stunde die Macht hatte, alle Wolken von Deiner Stirn zu verschwehen und Deine Augen aufleuchten zu machen in Freude und Glück. Leise trat ich zu Dir und legte meinen Arm um Deinen Hals und meine Haupt an Deine Brust, und dann flüsterte ich drei Worte, die nur Gott und das Ohr meines Mannes hören sollten! Und Du hörtest sie und schrieest laut auf vor Freude, und ehe ich wußte, wie mir geschah, sah ich Dich vor mir auf Deinen Knien liegen, und Du küßtest meine Füße und den Saum meines Kleides, und nanntest mich mit einem Namen, der wie eine köstliche, heilige Musik mich umrauschte und mein Herz mit Entzücken, meine Wangen mit Schamröthe übergoß. Und wie's geschah, das weiß ich nicht, aber ich fühlte, daß ich neben Dir auf den Knien lag, und unsere vier eng in einander gefalteten Hände zum Himmel emporhebend, dankten wir Gott mit lauten, seligen Worten für unser Glück, und baten ihn, unser Kind zu segnen, das wir zwar noch nicht kannten, das wir aber doch schon unaussprechlich liebten. Oh, und nun zuletzt noch, mein Geliebter, entsinnst Du Dich jener anderen Stunde in meinem Schlafgemach? Du sahest an meinem Lager, die Hände gefaltet, betend, und doch, indem Du betetest, nur mich anschauend, mich, die ich in Schmerzen mich auf meinem Lager wand und doch in meinen Schmerzen so selig war, denn ich wußte, daß die Natur in dieser Stunde mich weihen wollte zu dem höchsten und heiligsten Beruf und daß Gott unsere Liebe segnen wollte mit einem sichtbaren Pfand des Glückes. Die schwere Stunde war da, es dunkelte vor meinen Augen, wie in einem Nebel verschwimmend sah ich nur noch die heilige, von Engeln umflatterte Mutter Gottes, die da in einem herrlichen Gemälde Guido Reni's meinem Bette gegenüber hing. Auf einmal durchdrang es die Nacht, die mich umgab, wie ein heller Blitzstrahl, und durch die Stille des Gemachs erklang eine wunderbare, nie gehörte Stimme, es war die Stimme meines Kindes! Und bei dem Ton dieser Stimme sah ich die Engel aus dem Wille herniedersteigen und an mein Lager treten, um mich zu küssen, und die Mutter Gottes neigte sich zu mir mit einem himmlischen Lächeln und rief: „Gesegnet ist das Weib, welches

Mutter ist!" — meine Sinne schwanden, ich glaube, ich fiel in Ohnmacht vor unaussprechlichem Glück!

Ja, Du warst ohnmächtig geworden, mein geliebtes Weib, sagte der König leise nickend, aber die Ohnmacht hatte das Lächeln nicht von Deinen Lippen, und den Ausdruck seliger Freude nicht aus Deinen Zügen verwischt. Du lagst da, wie in Seligkeit verloren, nur gefesselt von dem Zauber des Glückes, und ich wußte, daß Du unaussprechlich glücklich warst und ängstigte mich daher gar nicht um Dich!

Auch erwachte ich bald wieder, sagte die Königin rasch, ich hatte nicht Zeit zu einer langen Ohnmacht, denn eine Frage brannte in meinem Herzen. Ich wandte meine Augen zu Dir hin, Du standest in der Mitte des Zimmers und hieltest in Deinen Armen das Kind, das Dir so eben in seinem Spitzenkleidchen in die Arme gelegt worden. Jetzt schlug mein Herz wie ein Hammer in meiner Brust, ich schaute Dich an, aber meine Lippen hatten nicht die Kraft zu einer Frage. Du verstandest mich auch ohne Frage, und nahestest meinem Lager und knietest neben demselben nieder, und das Kind in meine Arme legend sagtest Du mit einer Stimme, die ich nie vergessen werde: „Louise, segne Deinen Sohn!“ — da war's, als ob das Entzücken mir die Brust zersprengen wollte, ich mußte laut aufschreien, ich wär' sonst gestorben vor Wonne. Ein Sohn! schrie ich, ich habe Dir einen Sohn geboren! Und ich schlang meine Arme um Dich und das Kind, und wir weinten vor seliger Lust und — und —

Ihre Stimme stockte vor Rührung, und helle Thränen stürzten wie Perlen aus ihren Augen hervor. Ach, flüsterte sie leise, ich bin eine Thörin, lache über mich!

Aber der König lachte nicht, denn auch seine Augen waren feucht, nur schämte er sich seiner Thränen und hielt sie in seinen Augen zurück. Eine Pause trat ein und die Königin lehnte ihr Haupt an die Schulter ihres Gemahls, der seinen Arm um ihre edle Gestalt geschlungen hatte. Auf einmal richtete sie sich empor und mit ihren großen, glückstrahlenden Augen dem König tief in das bewegte Antlitz schauend fragte sie: Mein Geliebter, können wir das Haus verlassen, in welchem ich Dir einen Sohn und Kronprinzen geboren habe? Wollen wir unsere hei-

ligsten Erinnerungen aufgeben um eines großen, prunkhaften Königsschlosses willen?

Nein, das wollen wir nicht, sagte der König, die Gemahlin fester an sein Herz drückend. Nein, wir bleiben in diesem unserm Hause, wir verlassen es nicht. Hier ist unser Glück gewachsen und geblühen, hier soll es blühen und Früchte tragen! Es soll sein, wie Du sagst, hier wollen wir leben und wohnen als Mann und Frau, und wenn der König und die Königin Feste geben und viele Gäste empfangen müssen, so gehen sie hinüber in's Schloß, um ihrer Königspflicht Genüge zu thun, kehren aber am Abend wieder heim in ihr stilles Aßl!

Oh mein Freund, mein geliebter Freund, wie dan! ich Dir, rief die Königin, ihre beiden Arme um seinen Hals schlingend und einen glühenden Kuß auf seine Lippen pressend.

Aber jetzt, mein geliebtes Weib, jetzt Deine vierte Bitte, sagte der König, sie in seinen Armen festhaltend, ich hoffe, daß diese wirklich eine Bitte, nicht bloß darauf berechnet ist, mich glücklich zu machen, sondern auch Dich betrifft.

Oh, meine vierte Bitte geht mich ganz allein an, rief die Königin mit einem schalkhaften Lächeln. Dir und nur Dir allein kann ich sie vertrauen, und Du mußt mir versprechen, sie geheim zu halten unter uns Beiden und kein Wort davon an die Oberhofmeisterin zu verrathen.

Ich verspreche Dir das, meine liebe Louise.

Nun denn, sagte die Königin, die Hand ihres Gemahls auf ihr Herz legend und sie leise mit ihren rothgen Fingern streichelnd, ich sehe schon, wir werden diesen Winter sehr oft König und Königin sein müssen, man wird uns Feste geben und wir werden sie erwidern müssen, das Land wird seinem König huldigen und die Ritterschaft wird ihre Schwüre ablegen wollen. Das wird viel Königspomp, aber wenig Freude geben diesen Winter. Gut, ich will mich darein fügen und beeifert sein, meiner erhabenen Stellung an Deiner Seite Ehre zu machen, aber dafür, mein geliebter Herr und Freund, dafür mußt Du mir auch im Sommer, wenn die Rosen blühen, einen Tag ganz für mich schenken und an diesem Tage wollen wir vergessen, daß wir ein Königspaar, und uns nur erinnern, daß wir ein glückliches Liebespaar

sind. Versteht sich, daß wir den Tag nicht in Berlin, auch nicht in Parez bleiben, sondern wie die lustigen Vögel wollen wir ausflattern, weit, weithin in die Ferne, nach meiner mecklenburgischen Heimath, nach dem Paradies meiner Kinderjahre, nach dem Lustschloß Hohenzieritz. Und Niemand soll's wissen, unangemeldet wollen wir kommen und in der Stille des Hauses und des Gartens da wollen wir uns eine köstliche Idylle aufführen. An dem Tage gehörs' Du mir allein und Niemanden sonst. An dem Tage bin ich Deine Hausfrau und Deine Geliebte, nichts weiter, und ich sorge für Dein Amüsament und Deine Nahrung. Ich allein bereite Dir Dein Essen und decke Deinen Tisch und lege Dir vor. Oh, guter, lieber Freund, schenke mir einen solchen Tag, eine solche Idylle des Glücks!

Ich schenke ihn Dir und mir mit Freuden, sagte der König lächelnd, und ich gestehe Dir, Louise, ich wollte, der Winter wär' erst vorüber und die Rosen blühten und der Morgen jenes schönen Tages dämmerte herauf.

Dank, tausend Dank, rief die Königin freudvoll, nun mögen immerhin die steifen, ceremoniellen Tage kommen und das kriegende Hofgefinde und der Weihrauch der Schmeicheleien, ich werde durch das Alles hindurch doch immer schon den sanften Duft meiner Rosen der Zukunft einathmen und an den steifen Hoftagen werde ich des idyllischen Tages gedenken, der einst kommen und mich entschädigen wird für alle Langeweile und Beschwerde.

Der König legte seine Hand wie segnend auf ihr Haupt und hob mit der andern ihr Antlitz, das an seine Brust geneigt war, zu sich empor. Und glaubst Du wirklich, Du holder und glücklicher Engel, ich verstehe Dich nicht? fragte er leise. Meinst Du, ich fühle und wüßte nicht, daß Du mir diesen Trost spenden und mir die Hoffnung auf einen solchen Tag nach den Tagen der Langeweile eröffnen willst? Oh Du, meine Louise, Du bedarfst eines solchen Trostes nicht, denn Dich hat Gott dazu geschaffen, eine Königin zu sein, und auch die Lasten Deines Amtes werden Dich nur wie holde Genien umflattern und sich in Deiner echten Menschenliebe Dir zu reinem Liebesdienst erklären. Dir ist zu allen Zeiten das rechte Wort und das rechte

Thun gegeben, und die Grazien haben Dir zu Allem die holde Anmuth und Sitte verliehen. Ich aber bin schwerfällig und ungelent, ich weiß es wohl, eine ernste Jugend und mancherlei Kummer und Sorgen haben mein Herz steif gemacht und es verschüchtert. Mir fehlt vielleicht nicht immer der rechte Gedanke, aber sehr oft das rechte Wort. Du, meine Louise, wirst als Königin für uns Beide die Honneurs machen müssen, Du mußt mit Deinem holden Lächeln und Deinem geistreichen Wort die Herzen der Menschen gewinnen, während ich schon zufrieden sein will, wenn ich mir ihre Köpfe gewinne.

Werde ich ihre Herzen gewinnen? fragte die Königin sinnend. Oh steh mir bei, geliebter Freund, sage mir, was ich thun muß, um von dem Volk geliebt zu werden!

Bleibe, wie Du bist, Louise, sagte der König ernst, bleibe immer so, in der Verkörperung der Schönheit, der Unschuld und Anmuth, wie ich Dich an den beiden wichtigsten Tagen meines Lebens gesehen habe, und wie Du immer vor meinen innern Augen stehen wirst. Oh, ich habe auch meine Erinnerungen, und wenn ich sie auch nicht mit so beflügelten und schönen Worten erzählen kann, wie Du, so leben sie doch ebenso in mir, und begleiten mich als holde Genien überall hin, nur daß sie stumm sind vor Andern, wie ich selber.

Erzähle mir, mein Geliebter, sagte die Königin sanft bittend, ihr schönes Haupt an ihres Gemahls Schulter gelehnt. Laß uns heute eine schöne Stunde der Erinnerungen feiern!

Ja, eine schöne Stunde der Erinnerungen, rief der König, denn was giebt es für mich Schöneres, als Deiner zu gedenken und jener Stunde, wo ich Dich zum ersten Male sah! Soll ich Dir das erzählen, Louise?

Erzähle es mir, mein geliebtester Freund. Deine Worte werden mich umrauschen, wie eine köstliche Musik, die man, je öfter man sie hört, desto lieber gewinnt, und besser begreift. Erzähle, mein Freund.

II.

Die Feier der Erinnerungen.

Nun denn, sagte der König, so oft ich meinen Blick rückwärts wende in die Vergangenheit, ist mir Alles wie von grauen Schleiern und Nebeln umflossen, aber zwei Sterne und zwei Lichtpunkte treten aus diesen Nebeln hervor, die Sterne sind Deine Augen, und die Lichtpunkte, das sind die beiden Tage, von denen ich vorher sprach, der Tag, an welchem ich Dich zuerst sah, und der Tag, an welchem Du als meine Gemahlin in Berlin einzogst. Oh, Louise, nie werde ich jenes ersten Tages vergessen! Ich nenne ihn den ersten Tag, denn er ist auch der erste Tag meines wirklichen Lebens! Es war in Frankfurt am Main in unserer damaligen Campagne am Rhein. Der König machte in meiner Begleitung dem Herzog von Mecklenburg, Deinem erlauchten Vater, seinen Gegenbesuch auf seine am Tage zuvor empfangene Visite. Wir trafen ihn in einem einfachen, kleinen Landhause, hinter dem ein schöner Garten sich befand. Die beiden Fürsten sprachen lange und ernst miteinander, und ich hörte schweigend ihnen zu. Dies Schweigen genirte und belästigte vielleicht den König, meinen Vater. „Was meinen Ew. Hoheit,“ fragte er auf einmal Deinen Vater, „wollen wir nicht, während wir hier über Kriegsoperationen verhandeln, dem jungen Herrn da erlauben, den Damen seine Aufwartung zu machen und sich bei ihnen melden zu lassen? Wenn wir alsdann hier fertig sind, bitte ich um die gleiche Gunst.“ Der Herzog war bereit, den Wunsch des Königs zu erfüllen, und rief aus dem Vorzimmer den Lakaien herbei, ihm den Befehl ertheilend, mich zu den Damen zu führen und zu annonciren. Es ging Alles einfach und ohne Ceremoniell zu, denn wir befanden uns ja im Feldlager. — Ich folgte dem Lakaien, der mir sagte, daß die Damen sich im Garten befänden, und mich dahin führte. Wir gingen eine lange Allee hinab und durch mancherlei Anlagen hin, vergebens warf der mir vorausschreitende Diener seine *Augen links und rechts*, die Damen waren nirgends zu sehen. Endlich

bei einer Biegung des Weges sahen wir in der Ferne eine Laube, und darin schimmerte etwas Weißes. Ah, das ist Prinzess Louise, sagte der Sakai sich zu mir wendend, und dann eilte er rascher vorwärts. Ich folgte ihm langsam und theilnahmslos, und wie er wieder kam und mir sagte, daß die Prinzessin Louise bereit sei, mich zu empfangen, war ich noch wohl zwanzig Schritte von der Rosenlaube entfernt. Ich sah da ein weibliches Wesen sich von ihrem Sitz erheben und ging rascher vorwärts. Und auf einmal begann mein Herz zu klopfen, wie ich es nie gefühlt, auf einmal war es, als ob da in meinem Herzen eine Kapsel auffränge und es frei machte, als ob tausend und tausend Stimmen in mir sängen und jubelten: „Das ist sie! Ist die Erwählte Deines Herzens.“ Und je näher ich kam, desto langsamer ging ich und sah nur Dich, Dich, die da am Eingang der Laube stand in dem weißen Gewande, das nur lose Deine edle, wundervolle Gestalt umwallte, das unschuldsvolle, edle Angesicht angehaucht von einem sanften, reizenden Lächeln, goldige Locken herniederfließend zu beiden Seiten Deiner rothigen Wangen, und das Haupt umkränzt von den vollen, dunkeln Rosen, die sich von der Laube hernieder zu neigen schienen, um Dich zu küssen und zu schmücken, die vollen, weißen Arme nur halb verhüllt von leichten Spitzenärmeln, in der Rechten, die Du bis zum Gürtel erhoben hattest, eine volle Rose haltend. Und wie ich Dich so vor mir sah, da glaubte ich mich wie der Erde entrückt und es war mir, als sähe ich einen Engel der Unschuld und Schönheit, mit dem der Himmel mich begrüßen wollte.*) Jetzt stand ich Dir gegenüber und über meinem Anschauen vergaß ich jede förmliche Begrüßung. Ich sah nur Dich, ich hörte nur, wie Alles in mir jauchzte: „Das ist

*) Nicht bloß der liebende König sprach so von der holden Erscheinung Louizens; auch Göthe beurtheilt sie so in seiner: „Campagne in Frankreich.“ Er erzählt, daß er im Feldlager bei Mainz die beiden Mecklenburgischen Prinzessinnen (die nachherige Königin Louise und die Königin von Hannover) gesehen. „In mein Zelt eingeehrt, sagt er, konnte ich sie vertraulich mit den Herrschaften auf und nieder und nahe vorübergehend auf das Genueste beobachten, und wirklich mußte man diese beiden jungen Damen für himmlische Erscheinungen halten, deren Eindruck auch mir niemals verflücht wird.“ Campagn in Frankreich. S. 282.

das Weib, welches Du lieben wirst, ewig, unvergänglich!" Es war keine verliebte Sentimentalität, sondern ein bestimmtes, klares Bewußtsein, was wie ein Lichtblick meine Augen mit einer Freudenthräne benetzte. *) Oh Louise, warum bin ich kein Maler, warum kann ich mir jenen Moment nicht festhalten in einem schönen, duftigen Gemälde! Aber was ich nicht kann, das soll mir ein Anderer versuchen, ein Künstler soll mir jenen Moment verewigen und festhalten, **) damit dereinst, wenn wir nicht mehr sind, unser Sohn zu dem Bilde aufschauen und sagen kann: „So war meine Mutter, als mein Vater sie zum ersten Male sah. Er glaubte einen Engel zu sehen und er irrte sich nicht, denn sie ist der Engel seines ganzen Lebens gewesen.“

Zu viel, zu viel der Güte und des Glücks! rief die Königin, und sie verschloß die Lippen ihres Gemahls mit einem glühenden Kuß. Lobe und preise mich nicht so sehr, damit ich nicht stolz und hoffärtig werde, flüsterete sie dann.

Der König schüttelte leise sein Haupt. Stolz und hoffärtig werden nur die Einfältigen, die Schuldeladenen und die Bösen, sagte er. Wer aber Dich gesehen hat, Louise, an dem Tage Deines Einzugs in Berlin, dem wird Dein Bild ewig im Schimmer der Anmuth, Bescheidenheit und Lieblichkeit vor Augen stehen. Es war Sonntag, ein wundervoller, heller Wintertag, der Tag vor dem heiligen Christfest, der für mich diesmal ein rechter heiliger Abend des Glückes werden sollte. Tausende von Menschen wogten auf dem Platz vor dem Zeughause und die Linden hinunter auf und ab. Jedermann war begierig, Dich zu sehen. Am Eingang der Linden, unweit des Opernplatzes, hatte man eine prachtvolle Ehrenpforte errichtet und hier wollte eine

*) Des Königs eigene Worte. Siehe: Bischof Eylert. II. Seite 22.

**) Der König ließ wirklich diesen Moment seines ersten Begegnens mit der Prinzessin Louise als Gemälde festhalten. Auf demselben sieht man die Prinzessin ganz so, wie der König sie oben geschildert hat, in einer Rosenlaube stehen und im Hintergrunde den König, sie mit entzückten Blicken betrachtend. Das Gemälde hängt in dem königlichen Schlosse zu Berlin. Die ganze Erzählung des ersten Begegnens des Königs mit der Prinzessin Louise ist genau nach den eigenen Mittheilungen des Königs. Siehe: Eylert. II. Seite 48.

Deputation der Bürgerschaft und eine Schaar junger, blühender Mädchen Dich erwarten. Ich sollte, der Etikette gemäß, Dich auf dem Schloß erwarten, aber meine Ungeduld, Dich zu sehen, ertrag das nicht. Tiefeingehüllt in meinen Militairmantel, die Mütze tief in die Augen gedrückt, so daß mich Niemand erkennen konnte, hatte ich mich unter das Volk gemischt und mir mit Hülfe eines vertrauten Dieners einen Platz hinter einer der Säulen der Ehrenpforte erobert. Auf einmal erscholl unermesslicher Jubel aus hunderttausend Kehlen, von den Fenstern, von den Dächern der Häuser wehten tausend windende Arme mit weißen Tüchern, die Glocken läuteten, die Kanonen donnerten, denn Du hattest soeben das Brandenburger Thor überschritten, hattest jetzt Deinen Wagen verlassen und schrittest, umgeben von Deinem Gefolge, die Linden hinauf. Jubel und Entzücken begleiteten Dich bei jedem Schritt, nun tratest Du unter die Ehrenpforte, nicht ahnend, wie nahe ich Dir war und wie mein Herz Dir entgegen schlug. Eine Schaar junger Mädchen in weißen Gewändern, mit Myrtenzweigen in den Händen, trat Dir entgegen und die Erste von ihnen, die auf gesticktem Kissen einen Myrtenkranz trug, reichte ihn Dir dar und sprach ein einfaches, sinniges Gedicht dazu. Oh, noch sehe ich, wie Dein schönes Antlitz sich röthete, wie Dein Auge höher glänzte, wie eine tiefe, heilige Nührung in Deinen Zügen zuckte und wie Du, überwältigt von dieser Nührung, Dich niederbeugtest zu dem kleinen Mädchen, wie Du sie in Deine Arme schloßest und ihre Augen und ihre Lippen küßtest. Hinter Dir aber stand die Oberhofmeisterin, Gräfin von Bock, bleich vor Entsetzen, bebend vor Schreck über das Unerhörte, nie Erlebte. Mit hastigen Händen suchte sie Dich zurückzuziehen und in ihrem Erstaunen rief sie fast laut: „Mein Gott, was haben Ew. Königliche Hoheit gethan! Das ist ja gegen allen Anstand und alle Sitte.“ Es war ein hartes, unüberlegtes Wort, Du aber in Deiner glückseligen Heiterkeit fühltest es nicht, blicktest heiter und ruhig zu ihr um und fragtest unschuldig und treuherzig: „Wie? darf ich das nicht mehr thun?“*) Oh, Louise, in jenem Augenblick und bei dieser

*) Siehe: Eplert. II. 79.

Deiner lieblichen Frage füllten sich meine Augen wieder mit Thränen, und kaum konnte ich mich zurückhalten, daß ich nicht hervorstürzte, um Dich an mein entzündetes Herz zu drücken und Deine Augen und Deine Rippen zu küssen, so unschuldig und keusch, wie Du es dem kleinen Mädchen gethan!

Siehst Du, sagte der König aufathmend und einen Moment inne haltend, das sind meine beiden Erinnerungstage, und da Du mich jetzt fragst, wie Du es machen sollst, um die Liebe Deines Volkes zu gewinnen, so erwiedere ich Dir noch einmal: bleibe, wie Du bist, bleibe so, daß diese beiden schönen Bilder, die ich von Dir im Herzen trage, Dir immer ähnlich sind und bleiben, und die Herzen aller Menschen werden Dir entgegen fliegen. Oh Du meine Louise, Du hast es leicht, Du brauchst nur Du selbst zu sein, Dich nur von Deinen treuen Gefährten, den Grazien, leiten zu lassen und bist dann gewiß, immer das Rechte zu treffen. Ich aber habe ein schweres Amt und einen harten Dienst, und viel werde ich zu kämpfen haben mit dem Uebelwollen, der Bosheit und dem Unverstand Anderer nicht allein, sondern auch mit meiner eigenen Unerfahrenheit, meinem Mangel an Kenntnissen, meiner Unentschlossenheit, die aber nur aus der Erkenntniß dessen, was mir fehlt, hervorgeht.

Die Königin legte mit einer raschen Bewegung ihre Hand auf des Königs Schulter. Vertraue Dir selber, denn Du kannst es und darfst es, sagte sie ernst. Wer hätte Grund, zufrieden zu sein mit sich selbst, wenn Du zagen wolltest, welcher Fürst könnte den Muth haben, das Scepter zu fassen, wenn Deine Hände davor zurückschrecken wollten, Deine Hände, die rein sind von aller Schuld und stark und fest, wie eine echte Manneshand. Ich verstehe nichts von der Politik und will auch nichts davon verstehen und werde mich nie erklähnen, mich in Deine Regierungsgeschäfte mischen und Dir einen Rath geben zu wollen, aber das weiß ich und fühle ich, daß Du immer nur das Wohl und Gedeihen Deines Volkes und Deines Landes wirst vor Augen haben und daß all Dein Thun und Wollen nur auf dieses gerichtet sein wird. Der Geist des großen Friedrich ruht auf Dir und wird Dich segnen und geleiten.

Der König schaute sie betroffen an. Erräthst Du meine Gedanken, Louise? fragte er. Weißt Du, daß ich heute Morgen mit meiner ganzen Seele immerfort bei ihm war und zu ihm sprach und mir alles wiederholte, was er eines Tages in einer ernstern und großen Stunde zu mir gesprochen hat? Oh es war in der That eine heilige Stunde und nie habe ich zu irgend einem Menschen darüber gesprochen, denn jedes Wort wäre mir wie Entweihung erschienen. Aber von Dir, mein edles Weib, können diese Worte immer nur die schönste und beste Weihe erhalten, und da ich denn heute einmal vor Dir von meinen schönsten Erinnerungen spreche, so will ich Dir auch erzählen, was der große Friedrich einst zu mir gesprochen hat.

Die Königin nickte ihm freundlich zu und richtete ihr Haupt von seiner Schulter auf und faltete die Hände in ihrem Schooß, wie zur Andacht und zum Gebet.

Der König schwieg einen Moment und schaute sinnend vor sich hin. Es war im Jahre 1785, sagte er dann, als ich an einem schönen und heißen Sommertage im Garten von Sanssouci dem König begegnete. Ich, ein junger Mensch von funfzehn Jahren, kam lustig, ein Liebchen trällernd, durch das Gebüsch daher, als ich auf einmal des Königs ansichtig ward, der unfern von dem Japanischen Palais auf der Bank unter der großen Buche saß. Er war ganz allein, zwei Windspiele lagen zu seinen Füßen, die beiden Hände hatte er auf den Krückstock gelehnt, das mit dem Hut bedeckte Haupt ruhte sanft rückwärts geneigt an dem Stamm der Buche. Ein letzter Strahl der Abendsonne traf sein Antlitz und machte seine großen wunderbaren Augen noch höher aufleuchten. Ich stand vor ihm mit ehrerbietigem Schweigen und er betrachtete mich mit einem glütigen Lächeln. Dann begann er zu examiniren in allerlei Dingen, die ich damals trieb, und zuletzt zog er einen Band Lafontainescher Fabeln aus seiner Brusttasche, schlug das Buch auf und deutete darauf hin, indem er mich aufforderte, ihm die aufgeschlagene Fabel zu übersetzen. Ich that's, aber als er mich nachher dafür loben wollte, sagte ich ihm, daß ich juist diese Fabel erst gestern mit meinem Informator geübt hätte. Ein sanftes Lächeln erhellte sogleich sein Angesicht, und indem er mir zärt-

lich die Wangen streichelte, sagte er mit seiner wundervollen, sanften Stimme: „So ist's Recht, lieber Fritz, nur immer ehrlich und aufrichtig! Wolle nie scheinen, was Du nicht bist; sei stets mehr, als Du scheinst!“ — Ich habe diese Ermahnung nie vergessen, und die Lüge und Verstellung ist mir stets zuwider gewesen.

Die Königin legte sanft ihre Hand auf sein Herz. Ehrlich ist Dein Auge, sagte sie, ehrlich auch Dein Herz und Dein Sinn! Zu einer Lüge ist mein Friedrich zu stolz und zu muthig! Und was sprachst Du weiter mit Deinem großen Ahn?

Er sprach zu mir, ich stand und hörte ihm zu. Er ermahnte mich, fleißig zu sein, niemals zu glauben, daß ich genug gelernt habe, niemals stille zu stehen, sondern immer vorwärts zu streben. Dann stand er auf und ging langsam und immerfort mit mir sprechend die Allee hinunter, die zum Ausgang des Gartens führt. Auf einmal blieb er stehen, und auf seinen Krückstock gelehnt schaute er mich mit seinen großen Augen so lange und forschend an, daß mir sein Blick bis tief in's Herz drang. „Nun, Fritz, sagte er, werde was Tüchtiges par excellence! Es wartet Großes auf Dich. Ich bin am Ende meiner Carrière und mein Tagewerk ist bald absolvirt. Ich fürchte nach meinem Tode wird's Pêle-mêle gehen. Ueberall liegen Gährungsstoffe, und leider nähren sie die regierenden Herren, besonders in Frankreich, statt zu calmiren und zu extirpiren. Die Massen fangen schon an, von unten auf zu drängen, und wenn dies zum Ausbruch kommt, ist der Teufel los. Ich fürchte, Du wirst einst einen schweren, bösen Stand haben. Habilitire, rüste Dich! Sei firm! Denke an mich! Wache über unsere Ehre und unsern Ruhm! Begehe keine Ungerechtigkeiten, dulde aber auch keine!“ — Er schwieg wieder und ging langsam weiter, und ich, tief bewegt und erhoben von der Bedeutung dieses Momentes, wiederholte mir innerlich jedes Wort, das er gesprochen, um seine Rede im Gedächtniß zu behalten, so lange ich lebe. — Jetzt waren wir zum Ausgang von Sanssouci gekommen, wo der Obelisk steht. Hier reichte mir der König zum Abschied seine linke Hand, und indem er die meinige festhielt, deutete er mit der erhobenen Rechten nach dem Obelisk hinauf. „Sieh ihn an, sagte er laut und feierlich.

Schlank aufstrebend und hoch ist der Obelisk und doch fest im Sturm und Ungewitter. Er spricht zu Dir: „Ma force est ma droiture!“ Der Culminationspunct, die höchste Spitze überschauet und krönt das Ganze, aber trägt nicht, sondern wird getragen von Allem, was unter ihr liegt, vorzüglich vom unsichtbaren, tief untergebauten Fundament. Das tragende Fundament, das ist das Volk in seiner Einheit. Halte es stets mit ihm, daß es Dich liebe und Dir vertraue. Darin nur allein kannst Du stark und glücklich sein.“ Dann überflog er mich noch einmal mit einem langen, festen Blick und reichte mir die Hand. Als ich mich neigte, um sie zu küssen, drückte er einen Fuß auf meine Stirn. „Vergiß diese Stunde nicht,“ sagte er mit einem freundlichen Kopfnicken, indem er sich umwandte und langsam, begleitet von seinem Windspiele, die Allee wieder hinausschritt.*) — Ich habe diese Stunde nie vergessen und werde ihrer eingedenk sein, so lange ich lebe!

Und der Geist des großen Friedrich wird bei Dir sein und bleiben, sagte die Königin bewegt.

Ach, ich wollte, es lebte etwas in mir von seinem Geist, seufzte der König. Aber ich fühl's, ich bin schwach und unerfahren, ich bedarf der weisen, erfahrenen Rathgeber, ich —

Ein leises Klopfen an der Thür machte den König verstummen. Auf sein Herein öffnete sich die Thür und der Hofmarschall erschien auf der Schwelle.

Ew. Majestät verzeihen gnädigst, daß ich zu stören wage, sagte er, sich ehrfurchtsvoll verneigend, allein ich muß Ew. Majestät um Entscheidung in einer wichtigen häuslichen Angelegenheit ansehn, in einer Angelegenheit, welche keinen Aufschub leidet.

Nun, was ist's? fragte der König aufstehend und zu dem Hofmarschall hingehend.

Majestät, es handelt sich um die Feststellung des Küchenzettels für die königliche Tafel, und ich muß Ew. Majestät um die Gnade bitten, meinen Entwurf hier lesen und genehmigen zu wollen.

Er überreichte mit wichtiger Amtsmiene dem König ein be-

*) Nach des Königs eigener Erzählung. Siehe: Excerpt. I. S. 455.

schriebenes Papier, das dieser mit langsamen, aufmerksamen Blicken überflog.

Wie? fragte er auf einmal rasch, zwei Gänge mehr, als sonst?

Majestät, bemerkte der Hofmarschall demüthig, es ist auch jetzt die Tafel eines Königs.

Und Sie glauben, daß mein Magen größer geworden ist, seit ich König bin? fragte Friedrich Wilhelm. Nicht doch, es soll mit dem Essen so bleiben, wie es bis jetzt gewesen ist. *) Es müßte denn sein, wandte sich der König verbindlich an seine Gemahlin, es müßte denn sein, daß Du es anders wünschest.

Die Königin schüttelte lebhaft ihr Haupt. Nein, sagte sie mit einem reizenden Lächeln, mein Magen ist auch nicht größer geworden seit gestern.

Es bleibt also beim Alten, rief der König, den Hofmarschall verabschiedend. Siehst Du, fuhr er dann fort, als die Thür sich hinter dem Hofmarschall schloß, siehst Du, so sind die Menschen! Wollen uns mit Gewalt heranstreiben aus unserer Einfachheit und unserm bischen Menschenthum, wollen mit Allem unserer Größe schmeicheln, sogar mit dem Essen.

Wir aber, mein Geliebter, wollen der Worte Deines großen Oheims eingedenk bleiben, sagte die Königin, und wenn sie uns von allen Seiten bestürmen mit ihren eiteln und lächerlichen Zumuthungen, so wollen wir uns „firm halten“ und uns selber getreu bleiben.

Ja, das wollen wir, meine Louise, sagte der König ernst, und so möge denn das neue Leben uns umtauschen, wir wollen immer die Alten bleiben!

Abermals ward jetzt leise an die Thür geklopft und ein königlicher Kammerlakai trat ein.

Erw. Majestät, der Obrist-Vieutenant von Räderitz bittet um Audienz.

Ah, es ist wahr, rief der König nach der Kaminnuhr sehend, ich habe ihn um diese Stunde zu mir beschieden. Lebe wohl, Louise, ich will ihn nicht warten lassen!

*) Des Königs eigene Worte. Siehe: Eylert zc. I. S. 18.

Er verneigte sich vor seiner Gemahlin, deren dargereichte Hand er zärtlich an seine Lippen drückte, und wandte sich dann der Thür zu.

Der Lakai, der kerzengrade bis dahin neben der Thür gestanden und den Bescheid des Königs erwartet hatte, beeilte sich jetzt, hastig die beiden Flügel der Thür aufzureißen und weit zu öffnen.

Wie? fragte der König lächelnd und abwehrend, bin ich denn auf einmal so viel breiter geworden, daß ich nicht mehr durch Eine Thür kommen kann?*)

Die Königin schaute der hohen, stolzen Gestalt ihres Gemahls mit einem glücklichen Lächeln nach, und dann ihre schönen, strahlenden Augen mit einem unaussprechlichen Ausdruck zum Himmel emporschlagend, flüsterte sie leise: Oh, welch ein Mann! Mein Mann!**)

III.

Der junge König.

Der König durchschritt hastig die Zimmer und den Verbindungsgang, welcher die Gemächer der Königin von den seinen trennte. Kaum in sein Cabinet eingetreten, öffnete er die Thür des Vorzells und rief: Ich bitte, treten Sie ein, lieber Kämmerer!

Sofort erschien auf der Schwelle ein kleiner, wohlbeleibter Herr von fünfzig Jahren, mit freundlichem, gutmüthigem Gesicht, mit kleinen, lebhaften Augen, aus denen wenig Geist, aber viel Gemüth sprach, mit breiten, aufgeworfenen Lippen, die sich vielleicht nie zu geistreichen, aber oft zu heitern und scherzenden Worten geöffnet hatten.

Der König reichte dem ehrfurchtsvoll sich Verneigenden seine Hand dar. Sie haben meinen Brief erhalten, mein Freund? fragte er.

*) Des Königs eigene Worte. Siehe: Eplert. I. S. 19.

**) Eplert. II. S. 157.

Ja, Majestät, ich habe ihn gestern erhalten und ich habe ihn die ganze Nacht studirt.

Und jetzt? Welche Antwort bringen Sie mir? fragte der König rasch. Sind Sie entschlossen, die Stelle anzunehmen, die ich Ihnen angewiesen? Wollen Sie mir ein treuer, unparteiischer Rathgeber sein, ein rechter, wahrheitsliebender Freund und Gewissensrath?

Majestät, sagte der Obrist-Lieutenant seufzend, ich fürchte, Ew. Majestät haben eine zu gute Meinung von mir. Als ich Ihr erhabenes, wundervolles Schreiben las, überlief ein Schauer mein Herz und ich sagte zu mir selber: der König täuscht sich über Dich. Zu dem, was ich ihm sein soll, bedarf es eines Mannes voll des höchsten Geistes und der tiefsten Weisheit. Der König hat mein Herz mit meinem Kopf verwechselt. Mein Herz sitzt auf dem rechten Fleck, ist tapfer, brav und treu, aber meinem Kopf fehlt es an der Weisheit und an dem Wissen; ich bin kein Gelehrter, Majestät!

Aber Sie haben einen gesunden, practischen Verstand, und der ist mir lieber als alle Gelehrsamkeit, rief der König. Ich habe Sie seit Jahren beobachtet, und diese Jahre haben mich immer mehr in der Idee bestärkt, in Ihnen einen Mann zu besitzen, der mir einst durch seinen Viedersinn, seine richtige Beurtheilung, seinen festen Charakter und die erprobteste Rechtlichkeit ganz vorzügliche Dienste zu leisten im Stande sein wird. Ich setze mit Recht mein ganzes Vertrauen in Sie. Ich bin ein junger Mensch, der die ganze Welt noch immer zu wenig kennt, um sich allein auf sich selbst verlassen zu können und um nicht befürchten zu müssen, bei aller Vorsicht doch von unredlichen Menschen hintergangen zu werden. Ihm muß daher ein jeder gute Rath, sobald er redlich gemeint ist, willkommen sein. Diesen Rath erwarte ich von Ihnen. Ich bitte Sie, bleiben Sie immer mein Freund, verändern Sie nicht Ihre Art, gegen mich zu sein und zu denken, seien Sie mein Rathgeber.*) Rüdertig, wollen Sie meine Bitte zurückweisen?

*) Des Königs eigene Worte. Siehe: Schreiben des Königs Friedrich Wilhelm III. an den Obrist-Lieutenant von Rüdertig.

Nein, rief Herr von Räderitz, wenn es das ist, was Ew. Majestät von mir fordern, das kann ich versprechen und halten. Einen treuen, ergebenen, aufrichtigen Diener, den sollen Ew. Majestät allzeit an mir finden.

Ich verlange mehr, sagte der König sanft, nicht bloß einen treuen Diener, sondern einen ergebenen Freund. Einen Freund, der mich aufmerksam macht auf meine Fehler und Irrthümer. Stehen Sie mir bei mit Ihrer Menschenkenntniß. Denn Niemand irrt sich mehr in der Beurtheilung der Menschen, als ein Fürst, und das ist ganz natürlich. Keiner zeigt sich dem Fürsten in seiner wahren Gestalt, Jedermann bemüht sich, die Schwächen und Neigungen der Fürsten zu erforschen, und nimmt dann eine Maske an, die ihm seinen Zwecken angemessen scheint. Von Ihnen also erwarte ich, daß Sie ohne Geräusch, und ohne besondere Absichten merken zu lassen, sich nach braven und einsichtsvollen Männern umsehen und zu prüfen bereit sind, wie und auf welche Art man sie besser brauchen und verwenden könnte.*)

Ich werde mir Mühe geben, Majestät, solche Männer zu finden, sagte Herr von Räderitz ernst. Nur scheint mir, daß Ew. Majestät schon zum guten Glück viele tüchtige und ausgezeichnete Männer in der Nähe haben und also nicht weit zu suchen brauchen.

Von wem wollen Sie reden? rief der König hastig und mit leicht grunzelter Stirn.

Herr von Räderitz warf einen raschen Blick auf das Antlitz des Königs und schien seine Gedanken auf seiner düstern Stirn gelesen zu haben.

Majestät sagte er ernst und langsam, ich will nicht von dem Minister Büllner und seinen beiden Rätthen Hermes und Hiller reden, auch nicht von dem General-Lieutenant von Bischofswerder.

Des Königs Stirn hatte sich schon wieder aufgeklärt. Er trat zu seinem Schreibtisch und nahm von demselben ein Papier, das er seinem Vertrauten darreichte. Lesen Sie einmal das und rathen Sie mir, was ich thun soll!

*) Des Königs eigene Worte. Siehe: Brief des Königs v.

Ah, der Herr General-Lieutenant von Bischofswerder fordert seinen Abschied! rief Herr von Köckeritz, nachdem er gelesen. Man muß gestehen, daß der Herr General eine feine Nase besitzt und sehr klug gehandelt hat.

Sie meinen, daß ich ihm ohnedies seinen Abschied gegeben haben würde?

Ja, das meine ich, Majestät!

Und Sie haben Recht, Köckeritz. Viel Unheil hat dieser finstere und bigotte Mann über Preußen gebracht und der gute Genius unseres Landes hatte sein Haupt verhüllt und war entflohen vor den Geistern, welche Bischofswerder heraufbeschworen. Oh, mein Freund, wir haben eine finstere und unheilsvolle Zeit durchlebt und viel böse Geister haben wir hier gesehen und sind von ihnen geplagt worden. Indessen kein Wort mehr davon! Es ziemt mir nicht, die Vergangenheit zu richten, denn sie gehört nicht mir! Nur die Zukunft ist mein, und Gott gebe, daß, wenn diese einst Vergangenheit ist, sie nicht mich richtet. Der General-Lieutenant von Bischofswerder war der Freund und Vertraute meines Vaters, des hochseligen Königs, das muß und will ich in ihm ehren! Ich will ihm seinen Abschied geben, aber mit ausreichender Pension.

Das macht dem großmüthigen Herzen Eurer Majestät Ehre, rief Herr von Köckeritz lebhaft.

Was den Minister Wöllner anbetrifft, fuhr der König mit gerunzelter Stirn fort, so will ich, in ehrfurchtsvoller Erinnerung an meinen Vater, ihm auch nicht seinen Abschied aufdrängen, sondern es ihm überlassen, denselben zu fordern. Möge er zusehen, ob er im Stande sein wird, sich in die neue Zeit zu fügen; denn eine neue Zeit, hoffe ich, soll aufgehen über Preußen, eine Zeit der Duldung, der Aufklärung und der wahren Frömmigkeit, welche nicht im äußern Prunk der Worte, nicht im bloßen äußern Kirchendienst ihr Genüge sucht, sondern in frommen und guten Thaten. Die Religion ist nicht aus der Kirche hervorgegangen, sondern umgekehrt die Kirche aus der Religion, und die Kirche soll sich daher der Religion unterordnen, sie nie bedingen wollen. Aller Glaubenszwang und alle fanatische Verfolgung

soll aufhören. Ich selbst ehre die Religion, folge gern ihren beglückenden Vorschriften, und möchte um Vieles nicht über ein Volk herrschen, welches keine Religion hätte. Aber ich weiß, daß die Religion nur Sache des Herzens, des Gefühls und der eigenen Ueberzeugung sein und bleiben muß und nicht durch methodischen Zwang zu einem gedankenlosen Plapperwerk herabgewürdigt werden darf, wenn sie Tugend und Rechtschaffenheit befördern soll. Es soll fortan in Religionsfachen nur allein nach den lutherischen Grundsätzen verfahren werden, denn diese sind ganz dem Geist und dem Stifter unserer Religion angemessen. Keine Zwangsgesetze sind nöthig, um wahre Religion im Lande aufrecht zu erhalten und ihren wohlthätigen Einfluß auf das Glück und die Moralität aller Volksklassen zu verbreiten.*) — Dies, fürchte ich, sind Grundsätze, welche der Minister Böllner nicht adoptiren kann, und er wird deshalb, wenn er ein gewissenhafter Mann ist, seinen Abschied nehmen! Thut er das nach einiger Zeit nicht, dann freilich werde ich ihm denselben geben müssen! — Sie sehen, Röderitz, ich rede offen und ohne Rückhalt mit Ihnen, wie zu einem wahren Freunde, und betrachte Sie schon als meinen Rathgeber. Sagen Sie mir jetzt, welches die Männer sind, von denen Sie reden wollten, und die nach Ihrer Meinung tüchtig und bewährt sind?

Das Antlitz des Herrn von Röderitz nahm einen verlegenen und ängstlichen Ausdruck an, aber der König wartete auf seine Antwort. Er durfte daher nicht länger schweigen.

Nun denn, Majestät, sagte er ein wenig bellommen, ich dachte an den Minister des Auswärtigen, Herrn von Haugwitz, der, wie ich glaube, ein ebenso redlicher Mann ist, wie sein erster Rath, der Herr Lombard, ein talentvoller und genialer Geschäftsmann ist.

Der König nickte lebhaft mit dem Haupt. Ich bin ganz Ihrer Meinung, sagte er, der Minister von Haugwitz ist nicht bloß ein redlicher Mann, sondern auch ein feiner Kopf, ein gewandter Diplomat und ein gewiegter Staatsmann. Ich bedarf seiner Erfahrungen und

*) Des Königs eigene Worte. Siehe: Zwanzig Jahre preussischer Geschichte von Menzel. S. 534.

Kenntnisse, und da ich ihn außerdem für einen guten Patriotten halte, möge er bleiben, was er ist, Minister des Auswärtigen!

Ein Blitz der Freude leuchtete in den Augen des Herrn von Röckeritz auf, aber er schlug sie rasch nieder, um nicht von dem König errathen zu werden.

Was den Lombard anbetrifft, fuhr der König fort, so haben Sie auch darin Recht, er ist ein talentvoller und genialer Mann, nur von gar laxen und jacobinistischen Grundsätzen. Das französische Blut regt sich in ihm mit allerlei demokratischen Gelüsten. Ich wünsche, daß er diese unterdrücke, und werde ihm dabei behülflich sein, wenn er sich bewährt. Seine Stellung ist zu hoch und zu bedeutend, um es mir nicht wünschenswerth erscheinen zu lassen, ihn auch äußerlich in den hergebrachten Formen auftreten zu sehen und ihn jeder Ausnahmestellung zu entheben. Er soll darauf antragen, in den Adelsstand erhoben zu werden, ich werde es ihm gewähren! Sagen Sie ihm das!

Herr von Röckeritz verneigte sich schweigend.

Haben Sie noch Jemand, den Sie mir empfehlen möchten? fragte der König mit einem forschenden Blick.

Majestät, sagte Röckeritz, ich weiß Niemand weiter! Aber ich bin überzeugt, daß Ew. Majestät allemal die rechte Wahl und den rechten Mann treffen werden. Auch bei mir, hoffe ich, haben Ew. Majestät das gethan, denn wenn es darauf ankommt, einen treuen und ergebenen Diener in Ihrer Nähe zu haben, der auf der Welt nichts so hoch schätzt, nichts so innig liebt, nichts so verehrt, als seinen jungen König, so bin ich der rechte Mann, und kein Anderer darf mit mir rivalisiren. Und wenn es ferner darauf ankommt, stets und zu allen Zeiten vor Ew. Majestät die Wahrheit zu sagen, so bin ich abermals der rechte Mann, denn ich hasse die Lüge, und wie sollte ich sie also jemals Ew. Majestät geben wollen, da ich Ew. Majestät liebe!

Ich glaube Ihnen, ich glaube Ihnen, rief der König, dem Obrist-Rientenant seine Hand darreichend. Sie lieben mich und sind ein rechtlicher Mann, von Ihnen also werde ich immer die Wahrheit erfahren. Sie sollen mir aber auch die öffentliche Meinung, die man über mich und meine neue Regierung hegt, erforschen, die Urtheile, die man darüber

fällt, prüfen, und wenn sie Ihnen richtig zu sein scheinen, so sprechen Sie darüber mit solchen Personen, von denen Sie glauben, daß sie unparteiisch reden werden und die Sachen zu beurtheilen im Stande sind. Wenn Sie auf diese Weise die öffentliche Meinung ausgeforscht und die Dinge erprobt haben, so erwarte ich von Ihnen, daß Sie mir Alles gelegentlich vorhalten und mir Ihre Meinung fest und rückhaltlos sagen. Ich werde gewiß nie die gute Absicht verkennen, vielmehr bemüht sein, davon Gebrauch zu machen.*) Und jetzt gleich will ich Sie einmal auf die Probe stellen. Was denken Sie von dem Congreß, der jetzt seit einigen Wochen in Raßatt zusammengetreten ist, und auf welchem das deutsche Reich um den Frieden mit Frankreich unterhandeln soll?

Majestät, ich denke, daß es für uns Alle gut sein wird, Frieden mit Frankreich zu haben, rief Herr von Rödiger lebhaft. Wenn Preußen mit Frankreich sich entzweite, würde das für Oesterreich nur eine gute Gelegenheit sein, während der Zeit, daß Preußen anderweitig beschäftigt wäre, seine alten Gelüste auf Baiern endlich zur Ausführung zu bringen, und damit Preußen ihm gewiß nicht dabei hinderlich sein könnte, würde Oesterreich, das schon jetzt einen so günstigen Frieden mit Frankreich in Campo Formio abgeschlossen hat, sich zum Bundesgenossen Frankreichs machen, um seiner alten Feindschaft gegen Preußen Genüge zu thun. Ein Krieg zwischen Oesterreich und Preußen wäre die unausbleibliche Folge davon, ganz Deutschland würde sich in Parteien für und wider uns auflösen, und dieser Zustand würde alsdann Frankreich Gelegenheit, Zeit und Vorwand geben, auch seinerseits seine Raubgelüste auf Deutschland auszuüben und, während wir vielleicht in Schlesien und Baiern mit Oesterreich kämpfen, unser linkes Rheinufer zu erbeuten.

Ich bin ganz Ihrer Meinung, rief der König, das freut mich wahrhaft, mich in vollkommener Uebereinstimmung mit Ihnen zu finden.

Herr von Rödiger wußte das freilich sehr genau, denn Alles, was er so eben gesagt, war nur eine Wiederholung dessen, was ihm der

*) Des Königs eigene Worte. Siehe: Schreiben des Königs an den Obrist-Lieutenant von Rödiger.

Mußbach, Napoleon. I. Bb.

König als Kronprinz oft in seinen vertraulichen Unterredungen gesagt hatte. Aber er hüllte sich wohl, den König daran zu erinnern, und verneigte sich nur mit einem dankbaren Lächeln.

Ja, fuhr der König fort, ich halte, gleich Ihnen, es für ein Gebot der Klugheit und des Vortheils, uns den Frieden mit Frankreich zu erhalten und uns dieser Macht immer enger anzuschließen. Nur dadurch allein können wir es verhindern, daß Oesterreich seine Vergrößerungspläne zur Ausführung bringe. Nur Oesterreich, nicht aber Frankreich ist uns gefährlich; letzteres ist unser natürlicher Bundesgenosse, ersteres unser natürlicher Widersacher. Jeder Schritt, den Oesterreich in Deutschland vorwärts thut, drängt Preußen um einen Schritt zurück. Möge es immerhin seine Grenzen gegen Süden nach Italien hin erweitern, aber nie werde ich es zugeben, daß es seine Nord- und Westgrenzen nach Deutschland weiter hineinschiebe. Der Friede von Campo Formio hat Venedig den Oesterreichern eingebracht, aber Baiern darf es demselben nicht danken. Darauf zu wirken, daß Frankreich dies nicht gewährt, das ist die Aufgabe Preußens, und deshalb müssen wir uns immer enger mit Frankreich befreunden und verbinden. Das, mein lieber Köckerig, ist meine Ansicht von der Politik, die wir in nächster Zeit zu verfolgen haben. Frieden nach außen, Frieden nach innen! Kein gewaltfames Rütteln und Umstoßen, keine raschen Neuerungen und Umgestaltungen. Aus dem Bestehenden muß das Neue in eigener, selbstständiger Kraft aufwachsen, dann allein kann man gewiß sein, daß es Wurzel gefaßt hat. Ich werde der Welt nicht als ein schöpferischer Reformator vorangehen, ich werde nicht eine neue Ordnung der Dinge schaffen, aber ich werde stets bemüht sein, die Reformen anzunehmen, die sich bewährt haben, und allmählig Das zum Guten und Nützlichen umzugestalten, was jetzt vielleicht noch schlecht und mangelhaft ist. Und in allen diesen Dingen sollen Sie mir rathend, helfend und fördernd zur Seite stehen, mein lieber Köckerig. Versprechen Sie mir das, daß Sie es wollen?

Er sah dem Obrist-Lieutenant tief und ernst in's Angesicht und reichte ihm seine Hand dar.

Ich verspreche es Ew. Majestät, rief Herr von Köderitz feierlich, seine Hand in die des Königs legend.

Gut denn, sagte der König, mit diesem Handschlag nehme ich Sie in Eid und Pflicht, und bin überzeugt, daß ich eine gute Wahl getroffen habe! Bleiben Sie, was Sie sind, ein offener, redlicher Mann! Meinerseits haben Sie sich alsdann der vollkommensten Dankbarkeit und Erkenntlichkeit zu versichern, aber andererseits müssen Sie bedenken, daß Sie mich nicht allein persönlich verbinden, sondern, daß ich Sie gewissermaßen im Namen des Staats auffordere, wirksam für diesen zu sein. Dereinst aber werden Sie die süße Ueberzeugung und Beruhigung gewinnen, daß Sie nicht wenig zum Wohl und Besten des Ganzen mitgewirkt, und dadurch den Dank jedes wohldenkenden Patrioten verdient haben. Für einen Mann von wahrer Ehre und Ambition, für einen Mann, wie Sie, kann es wohl keine süßere Belohnung geben.*)

IV.

Friedrich Genk.

Es war noch früh am Tage, die Vorhänge aller Fenster in der Taubenstraße waren noch fest verschlossen, nur in Einem Hause regte sich schon das frische, frohe Leben des Tages, und vor der Thür desselben stand schon ein Reisewagen, den der aus- und eingehende Diener mit immer neuen Koffern, Kisten und Paketen belud. Auch in den Zimmern des ersten Stockes ging es lebhaft und bewegt zu, auch hier waren eifrige Hände beschäftigt, zu räumen und zu packen; die Meubles wurden mit Stroh umwickelt und in leinene Bezüge eingenaht, die Spiegel und Schildereien von den Wänden genommen und in Holzkisten gelegt, die Vorhänge der Fenster wurden gelöst, und Alles ver-

*) Des Königs eigene Worte. Siehe: Schreiben des Königs x.

rieth, daß man hier nicht bloß eine Reise, sondern einen Auszug, ein Aufgeben gewohnter Lebensverhältnisse beabsichtige.

So war es auch, und während es in den Vorzimmern und draußen bei dem Reisewagen munter und lebhaft zuging, verweilen diejenigen, um deren willen all dieser Lärmen, diese Unruhe entstanden, in trüber, ernstester Abschiedsstimmung in ihrem Wohnzimmer.

Es war eine junge Frau von kaum vierundzwanzig und ein Mann von ungefähr sechsunddreißig Jahren. Sie eine liebliche, zarte Gestalt mit bleichem, traurigem Angesicht, er eine derbe, kräftige Erscheinung mit vollem, rundem Gesicht, mit großen, lebensvollen Augen, die sich jetzt nur bemühten, ernst und trübe zu blicken, und es doch kaum vermochten; sie im Reise-Costüm, er im bequemen, eleganten Hausrock.

Beide hatten sie eine Zeitlang geschwiegen, und am Fenster stehend — aber Jeder an einem andern Fenster — hatten sie stumm dem Aufbau des Reisewagens zugehört. Jetzt wandte sich die junge Frau mit einem tiefen Seufzer von dem Fenster ab und näherte sich dem Manne, der gleichfalls von dem Fenster zurückgetreten war.

Ich glaube, man ist fertig mit den Koffern, und ich kann jetzt reisen, Friedrich, sagte sie mit leiser, zitternder Stimme.

Er nickte leicht mit dem Haupt und reichte ihr seine Hand dar. Und Du zürnst mir nicht, Julie? fragte er.

Sie nahm seine Hand nicht an, sondern schaute nur mit einem langsamen, traurigen Blick zu ihm empor. Ich zürne nicht, sagte sie, ich bitte Gott, daß er Dir vergebe.

Und Du, Julie, vergiebst auch Du mir? Denn ich weiß, ich habe mich schwer an Dir vergangen, habe Dich viele Thränen vergießen machen, Dir zwei Jahre Deines Lebens getrübt, zwei Jahre, welche einen grauen Schatten über Deine ganze Zukunft breiten werden. Als Du zuerst in dieses Zimmer tratest, warst Du ein junges, unschuldiges Mädchen mit rothigen Wangen und leuchtenden Augen, und heute, wo Du es für immer verlässest, bist Du eine arme, bleiche Frau, deren Herz geknickt, deren Auge trübe ist.

Eine geschiedene Frau, das sagt Alles, flüsterte sie leise. Ich

kam hierher mit einem Herzen voll Glück, ich gehe mit einem Herzen voll Unglück! Ich kam mit dem freudigen Vorsatz und mit der festen Gewißheit, Dich glücklich machen zu wollen, und ich gehe mit dem schmerzvollen Bewußtsein, auch Dir das Glück nicht gegeben zu haben, nach welchem ich für mich so schmerzlich suchte. Ach, es ist sehr traurig und bitter, dies als das einzige Resultat von zwei langen Jahren annehmen zu müssen.

Ja wohl, es ist traurig, sagte er seufzend. Aber wir sind doch im Grunde Beide ganz unschuldig daran. Es war ein Mißton in unserer Ehe, schon bevor sie begonnen, und deshalb konnte es nie zu einer wirklichen Harmonie kommen. Dieser Mißton, — nun ja, in dieser Stunde darf ich Dir auch dies noch bekennen, — dieser Mißton war: — daß ich Dich nie geliebt habe!

Ein schmerzliches Zucken zeigte sich um die bleichen Lippen der jungen Frau. Dann warst Du also ein großer Heuchler, sagte sie leise, denn Deine Worte, Deine Schwüre ließen mich das nicht ahnen.

Ja, ich war ein Heuchler, ein Erbärmlicher, ein Feigling! rief er ungestüm. Man beführte mich mit Ermahnungen, mit Bitten, mit Vorstellungen. Man wußte mir so klug zu schmeicheln mit dem Gedanken, daß Du, die schöne, die reiche und umworbene Julie Gilly, Dich in mich, den armen, unbekanntem Friedrich Geng, den unbedeutenden Kriegsrath, verliebt hättest, man verstand es, mir den Triumph auszumalen, wenn ich zum Aeger aller Deiner Freier Dich heimführte! Mich berauschen Schmeicheleien, und ein Erfolg und Triumph über Andere entzückt mich wie eine Opiumphantase. Mein Vater sprach von meinen Schulden, meine Gläubiger drohten mit Verfolgungen und Einsteckungen —

Und so, unterbrach sie ihn, so opferst Du mich Deiner Eitelkeit und Deinen Schulden, logst mir eine Liebe, die Du nicht empfindest, und nimmst meine Hand an. Mein Vater bezahlte Deine Schulden, Du versprachst ihm, mir und Dir selber, keine neuen zu machen, aber Du hieltest nicht Wort. Statt, daß Du bisher Hunderte vergeudet hattest, vergeudest Du jetzt Tausende, bis mein mütterliches Erbtheil dahin war, bis mein Vater sich im Zorn von uns wandte und schwor,

uns niemals wieder zu sehen. Die Gläubiger, die Schulden, die Verlegenheiten kamen wieder, und da ich nicht mehr Geld hatte, um zu zahlen, warst Du mir keine Rücksichten mehr schuldig, hattest Du Dich nicht mehr zu erinnern, daß ich Deine Frau sei. Du hattest Liebschaften, ich wußte es und schwieg, es kamen Liebesbriefe an Dich, nicht von einer Bestimmten, welche Du liebtest, sondern bald von Dieser, bald von Jener, ich wußte es und schwieg. Aber als Du endlich die ganze Stadt zum Zeugen Deiner Leidenschaft für eine Schauspielerin machtest, als ganz Berlin sich lachend von dieser Leidenschaft erzählte und von den Thorheiten, die sie Dich begehen ließ, da durfte und konnte ich nicht mehr schweigen, da forderte meine beleidigte Frauenehre, daß ich eine Scheidung begehrte.

Und Jedermann muß anerkennen, daß Du Recht thatest, ich selber hätte Dir als Freund nicht anders rathen können, denn ändern werde ich und kann ich mich nie! Ich bin einmal nicht dazu geschaffen, ein stilles, gemüthliches Familienleben zu führen. Der Geruch einer Häuslichkeit widert mich an, das Gefühl der Gebundenheit macht mich aufbäumen, wie ein edles Roß, dem zum ersten Mal Zügel und Zaum angelegt werden. Ich kann keine Fesseln tragen, Julie, selbst nicht die eines guten gefühlvollen Weibes, wie Du es bist.

Du kannst keine Fesseln tragen und liegst doch immer in Fesseln, sagte sie bitter, in den Fesseln Deiner Schulden, Deiner Liebschaften und Deines Leichtsinns. Oh, höre mich, beachte nur dies Eine Mal meine Worte, sie sind wie die einer Sterbenden, denn wir werden uns niemals wiedersehen! Denke, es sei eine Mutter, welche zu Dir spricht, eine Mutter, welche Dich liebt. Denn ich will es Dir gestehen, ich liebe Dich noch immer, Geng, mein Herz kann sich immer noch nicht losreißen, und auch jetzt, wo ich Dich aufgeben muß, fühle ich doch noch, daß ich an Dich gefesselt bleibe für ewig und immerdar. Oh, die wahre Liebe ist so stark im Hoffen, und deshalb blieb ich in Deinem Hause, obwohl mein Vater schon für mich auf Scheidung angetragen. Ich hoffte noch immer, daß Dein Herz zu mir zurückkehren würde, — ach, ich ahnte ja nicht, daß Du mich niemals geliebt hattest, *so hoffte ich vergeblich* und muß jetzt gehen, denn heute wird un-

fere Scheidung proclamirt, und die Ehre verbirbtet mir, noch länger hier zu bleiben! Aber jetzt, da ich gehe, jetzt höre noch einmal die mahnende Stimme einer Freundin: Friedrich Geng, kehre um! Gehe nicht weiter auf diesem schlüpfrigen Pfade des Leichtsinns und der Wollust. Rufe Dich selber zurück aus diesem Strudel der Vergnügungen und der eiteln Freuden. Gott hat Dir einen edlen Geist, einen scharfen Verstand gegeben, gebrauch' Deine Kräfte. Werde der große, der berühmte Mann, der Du zu sein berufen bist! Siehe, ich glaube an Dich, und obwohl Du nur den Zerstreuungen, den Vergnügungen zu leben scheinst, so weiß ich doch, daß Du zu Großem berufen bist und daß Du Großes vollbringen kannst, wenn Du nur willst! Wolle also, reiße Dich los aus diesem Strudel der Genußsucht. Verstopfe Dein Ohr gegen das verlockende Lied der Sirenen und horche auf die großen gewaltigen Stimmen, welche in Deiner Brust ertönen und Dich auf die Bahnen des Ruhmes und des Ehrgeizes rufen. Folge ihnen, Friedrich Geng, werde ein Mann, treibe nicht umher auf schutzlosem Rahn, besteige ein stolzes, hoch bewimpeltes Schiff, fasse nach dem Ruder und führe es hinaus auf den Ocean. Du bist der Mann dazu, es zu lenken, und der Ocean wird Dir gehorchen, und Du wirst in den Hafen gelangen, beladen mit Schätzen, mit Ruhm und Ehre! Wolle nur! Gedenke meiner Worte, und jetzt lebe wohl, Friedrich Geng, und damit Du glücklich lebest, gedenke niemals meiner!

Sie wandte sich rasch um und verließ eiligst das Gemach. Er stand wie an den Boden gewurzelt, er schaute mit träumerischen Blicken ihr nach, und ihre Worte tönten wie ein mächtiges Sturmlied noch immer in seinen Ohren nach. Als aber dann von der Straße her das Rollen eines abfahrenden Wagens herauf tönte, schreckte er zusammen und fuhr sich mit der Hand über sein zuckendes Angesicht und flüsterte leise: ich habe Unrecht an ihr gethan, Gott vergebe es mir!

Auf einmal richtete er sich wieder empor, und jetzt flammte ein Ausdruck seliger Freude in seinem Antlitz auf. Ich bin frei! rief er laut und mit einem Ausdruck unaussprechlichen Glückes. Ja, ich bin frei! Das Leben, die Welt gehört mir wieder! Alle Frauen sind wieder mein, alle Amoretten flattern wieder zu mir her, denn sie haben

nicht mehr nöthig, sich vor dem ängstlichen Angesicht eines vielleicht zu ertappenden Ehmannes, vor den spähenden Blicken einer eifersüchtigen Ehefrau zu verkriechen. Das Leben ist wieder mein und ich will's genießen, bei Gott, ich will's genießen, wie einen duftigen Wein, den man in goldenem, brillantensunkelnden Becher an seine Lippen drückt! — Ah, wie sie da hämmern und pochen im Vorzimmer, das sind die Paukenschläge meines Freiheitsmarsches! Die Meubles des Ehestandes fort, und die Bilder, die Spiegel, Alles fort, fort! Es soll leer werden von der Vergangenheit in allen diesen Zimmern, ich will neue Meubles haben, Meubles von Gold und Sammet, große Venetianische Spiegel, herrliche Gemälde! Oh, es soll schön und glänzend bei mir werden, wie bei einem Fürsten, und ganz Berlin soll sich erzählen von dem Glanz und dem Luxus des Kriegsraths Friedrich Geng! Und wem werde ich dies Alles danken? Nicht der Mitgift einer Frau, sondern mir, mir allein, meinem Talent und meinem Genie! Oh, darin soll sich wenigstens diese arme Julie nicht getäuscht haben, Ruhm will ich mir erwerben und Ehre und Herrlichkeit, in ganz Europa soll man meinen Namen kennen, in allen Cabinetten soll er wiedertönen, alle Minister sollen zu mir ihre Zuflucht nehmen und — horch, was ist das, unterbrach er sich auf einmal selber, ich glaube wahrhaftig, man zankt sich da im Vorzimmer!

In der That hörte man da von außen heftige Stimmen im lebhaften Streit miteinander; plötzlich ward die Thür aufgerissen und ein kräftiger, breitschultriger Mann mit zorngeröthetem Antlitz erschien auf der Schwelle.

Nun, rief er mit einem rauhen Lachen, sich an den hinter ihm stehenden Livreebedienten wendend, habe ich nun nicht Recht gehabt, zu sagen, daß der Herr Kriegsrath Geng zu Hause sei? Er wollt' mich nur nicht melden, weil Sein Herr Ihm befohlen, Besuche meiner Art nicht anzunehmen. Aber ich will angenommen werden, ich will nicht wie ein Narr im Vorzimmer mich abweisen lassen, während der Herr Kriegsrath ganz behaglich auf seinem Sopha sitzt und mich auslacht!

Sie sehen wohl, mein guter Herr Werner, ich sitze weder auf

meinem Sopha, noch lache ich, sagte Geng, indem er sich langsam dem Zürnenden näherte, und ich bitte Sie, mir zu sagen, was Sie von mir wünschen?

Was ich von Ihnen wünsche! rief der Angeredete mit einem spöttischen Lachen. Herr, Sie wissen, was ich von Ihnen will! Mein Geld will ich! Meine fünfhundert Thaler, die Sie mir seit einem Jahre schulden! Ich habe Ihrem ehrlichen Wort, Ihrem Namen vertraut, habe Ihnen meine besten Rheinweine, meinen besten Champagner geliefert und die ausgezeichnetsten Delicateffen zu Ihren Gastmahlen. Sie haben Ihre Freunde bewirthet, das ist gut und lobenswerth, aber es soll nicht auf meine, sondern auf Ihre Kosten geschehen. Und darum bin ich hier und Sie müssen zahlen, und ich fordere zum hundertsten und zum letzten Male mein Geld!

Und wenn ich Ihnen leider zum hundertsten, aber nicht zum letzten Male erkläre, daß ich kein Geld habe?

Dann gehe ich in's Kriegsministerium und lasse Arrest legen auf Ihr Gehalt!

Ah, mein Lieber, Sie kommen zu spät, rief Geng lachend. Mein edler Hauswirth ist Ihnen schon zuvorgekommen, er hat mein Gehalt auf ein ganzes Jahr mit Beschlag belegt, und ich glaube, es reicht noch nicht aus für das, was ich ihm schulde!

Aber zum Teufel, Herr, so müssen Sie auf andere Weise Rath schaffen, denn ich sage Ihnen, ich gehe nicht von hier fort, ohne bezahlt zu sein.

Lieber Herr Werner, ich bitte, schreien Sie nicht so fürchterlich, sagte Geng ängstlich, ich habe ein sehr empfindliches Ohr und solche Stimmen ängstigen mich, wie ein Gewitter! Mein Gott, ich bin ja gern bereit, Sie zu bezahlen, geben Sie mir nur ein Mittel an, wie ich es kann!

Borgen Sie Sich Geld von Andern und bezahlen Sie mich damit!

Mein Lieber, das ist ein Mittel, welches ich schon längst erschöpft habe. Niemand borgt mir mehr, weder auf Zinsen, noch auf Ehrenwort. Aber zum Teufel, Herr, wovon wollen Sie mich denn bezahlen? Das ist es ja, was ich eben noch nicht weiß, aber eines Tages

werde ich es wissen und dies wird sehr bald sein. Denn ich sage Ihnen, mein Herr, diese Tage der Erniedrigung und der Schulden werden für mich aufhören, ich werde eine hohe, eine glänzende Stellung einnehmen, der junge König wird sie mir geben und ich —

Larifari, unterbrach ihn Werner, speisen Sie mich nicht mit Hoffnungen ab, da ich Sie mit Delicatessen gespeist und Ihnen meinen Champagner zu trinken gegeben.

Mein Lieber, nicht ich allein, sondern alle meine Freunde mit mir haben Ihre Gaben genossen, und jetzt wollen Sie, daß ich allein bezahle. Das ist gegen alle Naturgesetze, gegen alle National-Oekonomie!

Herr Kriegsrath, wollen Sie mich verhöhnen mit Ihrer National-Oekonomie? Was verstehen Sie von Oekonomie!

Doch, ich verstehe etwas davon, und meine Schrift über die Finanzverwaltung Englands hat mir Ehre und Ruhm eingetragen.

Sie hätten Sich lieber um Ihre eigene Finanzverwaltung bekümmern sollen, Herr Kriegsrath. In was für einen Zustand die aber ist, das weiß ganz Berlin.

Und doch gab es immer noch edle Menschen, die ein edles Vertrauen zu mir hegten und mir glaubten, daß ich bezahlen würde, wenn ich von ihnen borgte. Sie gehören zu diesen edlen Menschen, Herr Werner, und ich werde Ihnen das nie vergessen. Haben Sie also nur noch ein klein wenig Geduld und ich werde Sie bezahlen und Ihnen auch noch die Zinsen berechnen!

Ich kann keine Geduld mehr haben, Herr Kriegsrath, ich bin selber in der äußersten Noth und Verlegenheit, habe heute noch große Wechsel zu bezahlen, und wenn ich das nicht kann, bin ich verloren, mit Weib und Kind ruinirt, geschändet vor allen Leuten, denn ich muß alsdann Banquerott machen und es geschehen lassen, daß man mich einen Betrüger, einen Schuft nennt, der Schulden macht, ohne zu wissen, wovon er sie bezahlen kann. Herr, dies dulde ich nicht, und deshalb muß ich mein Geld haben, und deshalb werde ich nicht eher fortgehen, als bis Sie mich bezahlt, auf Heller und Pfennig bezahlt haben.

Dann, mein Lieber, fürchte ich, Sie werden hier bleiben und wie Lot's Weib zur Salzsäule erstarren!

Herr, seien Sie ernsthaft, wenn ich bitten darf, denn es handelt sich hier nur um ernsthafte Sachen. Fünfhundert Thaler sind keine scherzhafte Kleinigkeit, man kann sie in wenigen Tagen verschwenden, aber man kann sich auch eine Kugel darüber durch den Kopf jagen. Bezahlen Sie mich, ich will bezahlt sein, ich muß mein Geld haben!

Herr Gott, schreien Sie nicht so fürchterlich, ich sagte Ihnen schon, ich kann das Schreien nicht aushalten! Ich sehe ja ein, daß fünfhundert Thaler eine ernsthafte Sache sind, und daß Sie sie durchaus haben müssen. Ich will mich auch bemühen, ich will das Aeußerste versuchen, nur seien Sie ruhig. Ich verspreche Ihnen, Alles zu versuchen, um Ihnen zu Geld zu verhelfen, dafür aber müssen Sie mir versprechen, ruhig und friedlich nach Hause zu gehen und zu erwarten, daß ich Ihnen Ihr Geld bringe.

Was wollen Sie thun? Wie wollen Sie sich Geld verschaffen? Sie sagten ja, daß Niemand Ihnen mehr borgt!

Aber vielleicht schenkt mir Jemand die armseligen fünfhundert Thaler, und das scheint mir, ist eben so viel werth.

Oh, Sie wollen mich zum Narren machen!

Nicht doch! Seien Sie stille und lassen Sie mich einen Brief schreiben, ich werde Sie nachher die Aufschrift lesen lassen, damit Sie sehen, von wem ich Hilfe erwarte!

Er trat eilig zum Schreibtisch, schrieb rasch einige Zeilen und steckte das Papier in ein großes Couvert, das er alsdann siegelte und adressirte.

Lesen Sie die Adresse, sagte er, Herrn Werner den Brief hinhaltend.

An Se. Excellenz, den Herrn Grafen und Finanzminister General der Artillerie von Schulenburg-Rehnert! las Werner mit stotternder Zunge, indem er seine staunenden, fragenden Blicke auf Geng richtete. Und diesen Mann bitten Sie um Geld, Herr Kriegs Rath?

Ja, diesen bitte ich, und Sie müssen gestehen, das ein Finanzminister sehr geeignet dazu ist, ihn um Geld zu bitten. Ich habe Sr. Excellenz geschrieben, daß ich heute in großer Verlegenheit bin um

fünfhundert Thaler und ihn bitte, mir aus der Noth zu helfen. Ich habe ihn gebeten, mir heute im Laufe des Vormittags eine Stunde zu bestimmen, in der ich zu ihm kommen und mir das Geld abholen kann.

Und Sie glauben wahrhaftig, daß er Ihnen das Geld geben wird, Herr Kriegsrath?

Mein Lieber, ich bin davon überzeugt, und damit auch Sie überzeugt werden, mache ich Ihnen einen Vorschlag. Begleiten Sie meinen Diener zum Hause des Ministers, tragen Sie selber meinen Brief hinein und lassen Sie sich die Antwort geben, dann sagen Sie dieselbe meinem Bedienten, gehen getröstet nach Hause und warten allda, bis ich Ihnen Ihr Geld bringe!

Und wenn Sie nun nicht kommen? fragte Werner kleinlaut.

Dann bleibt Ihnen noch immer das letzte Mittel übrig, sich eine Kugel durch den Kopf zu jagen! Gehen Sie, mein Lieber! Johann! Johann!

Der Diener öffnete mit einer Schnelligkeit, welche bewies, daß sein Ohr vielleicht dem Schlüffeloch nicht sehr fern gewesen, die Thür.

Johann, sagte Geng, begleite den Herrn bis zum Hôtel des Ministers Schulenburg-Nehnert und warte draußen auf den Befcheid, den er Dir zurückbringen wird. Und jetzt, Herr Werner, leben Sie wohl, Sie sehen, ich habe gethan, was ich kann, und ich hoffe, Sie werden sich dessen in Zukunft erinnern und nicht solchen Lärm machen um einiger elenden hundert Thaler willen. Mein Gott, wenn ich Niemanden mehr schuldig wäre, als Ihnen, so könnten meine Gläubiger sich glücklich schätzen!

Die armen Gläubiger, seufzte Herr Werner, indem er Geng zum Abschied begrüßte, und mit dem Bedienten, den Brief wie eine Sieges-trophäe in der Hand haltend, hinaus ging.

V.

Die Audienz beim Finanzminister.

Nun, ich bin in der That begierig, ob mir der Minister das Geld giebt, sagte Genz leise vor sich hin, das wird mir ein Zeichen sein, ob mein Brief, den ich gestern Menten für den König gegeben habe, gut aufgenommen ist, und ob ich endlich auf Beförderung und Ehren hoffen kann! Mein Gott, ich verschmächte ja auf dieser untergeordneten, elenden Stellung! Ich bin zu Höherem und Größerem berufen, bin mehr werth, als alle diese Generale, Minister und Gesandte, die sich blähen und groß dünken und sich unterstehen, auf mich als einen Untergeordneten herabsehen zu wollen! Ah, ich werde nicht so weit erniedrigen, vor diesem vornehmen Lumpengestindel zu kriechen und zu hundewedeln, ich will nicht von ihnen emporgehoben werden, sondern ich will ihnen gleich sein, den Ersten und Größten von allen diesen sogenannten Staatslenkern fühle ich mich ebenbürtig, und nicht Ich bedarf ihrer, sondern sie bedürfen Meiner! Ah, mein Gott, da klopft es schon wieder, und Johann ist nicht zu Hause! Mein Gott, wenn es nun wieder einer dieser schreienden unverschämten Gläubiger ist! All diese Unruhe verdank' ich Julien! Weil ihre Sachen fortgeschickt werden, sind alle Thüren offen, und Jedermann kann ohne Weiteres zu mir gelangen! Ja doch, ja! Ich mache schon auf!

Er eilte zur Thür und schob den Kiegel zurück. Draußen indeß stand dies Mal nicht einer seiner Gläubiger, sondern ein königlicher Lakai, der sich tief und ehrfurchtsvoll vor dem Herrn Kriegsrath verneigte.

Se. Königliche Hoheit der Prinz Louis Ferdinand, sagte er, läßt den Herrn Kriegsrath morgen Mittag zur Tafel einladen!

Genz nickte gravitatisch. Ich werde kommen! sagte er kurz und winkte dann lebhaft seinem Diener zu, der eben in das andere Zimmer eintrat.

Nun, Johann, was für Botschaft bringst Du mir?

Se. Excellenz läßt den Herrn Kriegsath ersuchen, sich in einer Stunde zu ihm zu bemühen!

Es ist gut, sagte Geng, und ein Ausdruck innerer Befriedigung flog über sein Antlitz hin. Er schloß die Thür und trat wieder in sein Arbeitszimmer zurück, in welchem er, die Hände auf dem Rücken gefaltet, mit großen Schritten auf- und abzugehen begann.

In einer Stunde will er mich empfangen, sagte er vor sich hin, das beweist mir also, daß der König meinen Brief gut aufgenommen hat, und daß ich endlich im Begriff bin, meine Carrière zu machen! Ah, nun ist mein Kopf leicht und mein Herz frei, nun will ich arbeiten.

Er setzte sich an seinen Schreibtisch und begann eifrig zu schreiben. Seine Züge nahmen einen ernsten Ausdruck an, und edle, stolze Gedanken leuchteten von seiner hohen Stirn. — So ganz war er vertieft in seine Arbeit, daß er die Audienz bei dem Minister ganz vergessen hatte, und sein Diener kommen mußte, ihn zu mahnen, daß die festgesetzte Stunde gekommen sei.

Ah, sich in seiner Arbeit stören zu müssen um solcher Pappalie willen! seufzte Geng, indem er unwillig die Feder fortlegte und aufstand. Nun denn, wenn es sein muß, gib her den Frack, Johann, ich will zu der Excellenz gehen!

Eine Viertelstunde später trat der Kriegsath Friedrich Geng in das Antichambre des Finanzministers von Schulenburg-Kehnert. Welchen Sie mich Sr. Excellenz, ich werde erwartet! befahl er mit stolzem Kopfneigen dem Kammerdiener und folgte dem rasch durch das Vorzimmer Eilenden bis zur Thür des ministeriellen Kabinetts.

Erlauben Sie, daß ich Sie Sr. Excellenz melde, sagte der Kammerdiener, und schlüpfte hinter die Portiäre. Aber nach einigen Minuten schon kehrte er zurück.

Se. Excellenz lassen den Herrn Kriegsath bitten, ein wenig zu warten! Er hat nur noch einige Depeschen abzufertigen, wird aber sehr bald die Ehre haben, den Herrn Kriegsath in sein Kabinet zu bitten!

Gut, ich werde warten! sagte Geng mit einem leisen Stirn-

runzeln, und er näherte sich den Büchern, die in prächtigen Einbänden in einer Reihe vergoldeter Schränke an den Wänden aufgestellt waren. Die herrlichsten, kostbarsten Werke der ältesten und neuesten Literatur, die seltensten Ausgaben, die prächtigsten Kupferwerke waren in dieser Bibliothek vereinigt und Geng sah das mit innerm Grimme.

Und das Alles können diese Menschen haben, haben sie und achten solche Schätze so gering, daß sie sie im Vorzimmer aufstellen, sagte er mürrisch vor sich hin, ganz vergessend, daß der Kammerdiener noch da war und ihn hören konnte. Auch hatte er ihn wirklich gehört.

Verzeihen Sie, Herr Kriegsrath, sagte er, sich Geng nähernd, Se. Excellenz achten diese Schätze nicht gering, sondern halten sie vielmehr sehr hoch und freuen sich jedes Mal, wenn ein so prächtiger Einband vom Buchbinder abgeliefert wird. Deswegen haben Se. Excellenz auch befohlen, daß die Bibliothek hier im Vorsaal aufgestellt werde, damit auch Andere sich derselben freuen, und damit die Herren, welche hier ein wenig warten, doch auch Zerstreuung und Unterhaltung haben.

Man darf also diese Bücher herausnehmen und darin lesen? fragte Geng.

Der Kammerdiener machte ein verlegenes Gesicht. Das, sagte er schüchtern, das glaube ich, würden Se. Excellenz nicht sehr gern sehen, denn wie der Herr Kriegsrath sehen, sind alle diese schönen Bücher mit Goldschnitt versehen, und der Goldschnitt leidet gar sehr, wenn die Bücher gelesen werden. Jedes Aufschlagen der Bücher schon läßt eine Spur zurück.

Und der Goldschnitt auf dieser Reihe der Bücher hier ist wie neu und vollkommen unverletzt, sagte Geng ernsthaft.

Sie stehen alle auch noch so da, wie sie vom Buchbinder gekommen sind, rief der Kammerdiener feierlich, Niemand würde es wagen, sie zu laediren!

Auch der Herr Minister liest nicht darin?

Behüte der Himmel! Se. Excellenz liebt die Bücher, aber er hat nicht Zeit, viel zu lesen. So oft aber Excellenz hier durch das Vor-

zimmer kommt, bleibt er vor seinen Bücherschränken stehen und betrachtet sie sich und wischt oft mit eigenen Händen den Staub von dem Goldschnitt fort.

Wahrlich, das macht einem Finanzminister viel Ehre, sagte Genz emphatisch, es ist immer tröstlich, wenn ein Finanzminister den Staub vom Gold abwischt! Ich wäre sehr glücklich, wenn Se. Excellenz das auch für mich recht oft thun wollte! Aber finden Sie nicht, mein Lieber, daß Se. Excellenz recht lange Zeit zu ihren Depeschen brauchen? Es ist fast schon eine halbe Stunde verflossen, daß ich warte.

Se. Excellenz werden gewiß gleich klingeln.

Klingeln? fragte Genz erschrocken. Nach wem?

Nun nach mir, um mich zu beauftragen, daß ich den Herrn Kriegsrath einführen soll!

Ah, nach Ihnen! sagte Genz aufathmend, indem er sich wieder den Büchern zuwandte, um wenigstens mit dem Lesen der Titel die Zeit hinzubringen, da er nicht wagen dürfte, eins dieser prächtigen Bücher aus seiner Reihe zu nehmen und aufzuschlagen.

So verstrich die Zeit, Genz ging an den Schränken auf und ab, studirte die Büchertitel und wartete; der Kammerdiener hatte sich in das letzte Fenster zurückgezogen und wartete auch.

Die große Wanduhr begann jetzt langsam und feierlich zu schlagen und verkündete damit, daß der Herr Kriegsrath Genz schon eine volle Stunde im Vorzimmer des Finanzministers wartete. Und Se. Excellenz schellte noch immer nicht.

Jetzt wandte sich Genz mit finstern Angesicht zu dem Kammerdiener hin. Ich bin überzeugt, daß der Herr Minister ganz vergessen haben, daß ich hier im Vorzimmer stehe, sagte er ingrimmig. Die Depeschen scheinen sich sehr in die Länge zu ziehen, ich warte schon eine Stunde. Ich muß Sie daher bitten, dem Herrn Minister sagen zu lassen, daß ich nicht länger warten kann, denn auch ich habe vielfache Geschäfte und muß in mein Studirzimmer zurückkehren! Sagen Sie das Sr. Excellenz.

Aber ich darf doch Se. Excellenz nicht stören, ohne daß es klingelt? fragte der Kammerdiener ängstlich.

Sie müssen so gut sein, ihn zu stören und ihm zu sagen, daß, wenn er mich nicht sogleich annehmen kann, ich fortgehen muß! rief Genz energisch. Gehen Sie!

Der Kammerdiener seufzte tief auf. Nun denn, auf Ihre Verantwortung, Herr Kriegsath, sagte er leise, indem er hinter die Portiere schlüpfte. Bald darauf kehrte er zurück und ein schadenfrohes Lächeln umspielte seine Lippen.

Se. Excellenz lassen bedauern, daß der Herr Kriegsath nicht länger warten können, sagte er, da Excellenz leider so beschäftigt sind, daß Sie sich nicht unterbrechen können. Excellenz bitten daher den Herrn Kriegsath, morgen um dieselbe Stunde wiederkommen zu wollen!

Se. Excellenz schicken mich fort, ohne mich anzunehmen, nachdem ich hier eine Stunde gewartet habe? fragte Genz ungläubig.

Excellenz sind überhäuft mit unerwarteten Arbeiten, sagte der Kammerdiener achselzuckend. Excellenz lassen daher auf morgen bitten!

Genz schleuderte auf den Kammerdiener einen Blick, der ihn einem Blitzstrahl gleich hätte zerschmettern müssen, wenn er nicht von Stein gewesen wäre. Aber er war von Stein und der Blitz prallte daher von ihm ab. Er war dem Herrn Kriegsath lächelnd behülftlich, seinen Mantel umzulegen, gab ihm mit einer tiefen Verbeugung seinen Hut und flog dann vor ihm her, um ihm die Thür zu öffnen.

In diesem Augenblick ließ sich aus dem Cabinet des Ministers lautes und heftiges Klingeln vernehmen. Der Kammerdiener öffnete rasch die Thür, die nach dem Corridor führte und deutete einladend darauf hin. Aber Genz rührte sich nicht. Er hatte mit einer hastigen Bewegung sich den Hut aufgesetzt, und zog sich jetzt seine Handschuhe an mit einem Gesicht und einer Wichtigkeit, als ob es Fechthandschuhe wären, mit denen er sich bewaffnen wollte, um auf den Kampfplatz hinaus zu treten.

Die Klingel des Herrn Ministers ließ sich jetzt noch lauter, noch heftiger vernehmen.

Verzeihen Sie, Herr Kriegsath, rief der Kammerdiener eilig,
Wußbach, Napoleon. I. Bb.

Se. Excellenz ruft mich. Sie haben wohl die Güte, die Thür hinter sich zuzubrüden. Ich muß zum Herrn Minister.

Er flog rasch durch das Zimmer zurück und eilte in das Cabinet des Ministers.

Genz war jetzt mit dem Anziehen seiner Handschuhe fertig und näherte sich der Thür. Noch einen letzten zornflammenden Blick ließ er durch den Vorfaal schweifen, und heftete ihn auf die goldblitzenden Bücher in den Schränken. Ein Ausdruck boshafter Schadenfreude flog plötzlich über sein Antlitz hin, er trat wieder von der Thür zurück, und eilig das Gemach durchschreitend, näherte er sich den Büchern. Ohne viel zu wählen und zu suchen, nahm er eines der größten, von Goldverzierungen und Goldschnitt funkeln den Bände aus der Reihe, verbarg das Buch unter seinem Mantel, eilte dann hastig wieder zurück, drückte die Thür hinter sich zu und verließ mit trotzigem Angesicht und hochgehobenem Haupt das Hôtel des Finanzministers.

Hastig, weder links noch rechts schauend, Niemand beachtend, Niemand grüßend, eilte er durch die Straßen nach seiner Wohnung hin. Vor der Thür standen zwei ungeheure Meubleswagen, halb besetzt mit den Divans, Lehnstühlen, Tischen und Spiegeln, die sonst in seinen Gemächern gestanden, und die jetzt mit seiner Frau sich von ihm scheiden wollten. Die Leute waren noch immer nicht mit dem Herunterschaffen der Sachen fertig, und auf seinem eigenen Flur mußte er stehen bleiben, um erst den großen selbeneden Divan vorbei zu lassen, der sonst in seinem Salon gestanden. Das vermehrte noch seinen Grimm; mit wüthender Geberde sprang er die Treppe hinauf und trat in seine Wohnung. Alle Thüren waren geöffnet, öde und leer waren jetzt die Räume, durch welche er mit hallendem Schritt dahin ging. Jetzt endlich war er bis zu der Thür seines Zimmers gelangt, vor welcher sein Diener Wache hielt. Genz winkte ihm stumm mit der Hand, sie zu öffnen, und trat ein. Als aber der Diener ihm folgen wollte, wehrte er ihn hastig, aber stumm zurück, und schlug ungeduldig die Thür ihm vor der Nase zu.

Jetzt endlich war er allein, jetzt konnte ihn Niemand mehr sehen,

mehr beobachten, jetzt durfte er diesen Schrei der Wuth ausstoßen, der seine Brust erfüllte und ihn zu jedem Wort unfähig gemacht hätte, und nach diesem Schrei konnte er seinem Grimm noch eine andere Genugthuung bereiten.

Er warf Mantel und Hut auf einen Stuhl, faßte dann das prächtige, goldfunkelnde, mit unberührtem Goldschnitt gezierte Buch aus der Bibliothek des Ministers mit beiden Händen und warf es zur Erde.

Da lieg, Du Spielzeug eines stolzen Ministers, sagte er wüthend. Ich will Dich behandeln, wie ich ihn behandeln möchte, will Dich maltraitiren, wie ich ihn maltraitiren möchte. Da! Nimm das und das und das!

Und er stieß und stampfte mit den Hacken seiner Stiefel auf das glänzende Buch, und trat und trampelte darauf umher mit geballten Händen, grimmige Scheltworte ausstößend. *)

Ein lautes, fröhliches Lachen erschallte hinter ihm und als er mit jornigem Gesicht sich umwandte, sah er in der Thür einen seiner Freunde, der ihn mit strahlendem Gesicht betrachtete.

Herr von Gualtieri, Sie lachen, und ich bin wüthend, rief Genz, und auf's Neue stampfte er mit den Füßen auf dem Buch umher.

Aber weshalb sind Sie wüthend? fragte Herr von Gualtieri, und weshalb, um Gotteswillen, üben Sie solchen Vandalismus gegen diese schöne, prächtig gebundene Buch?

Weshalb? das will ich Ihnen sagen. Ich war heute beim Finanzminister von Schulenburg-Kehnert; er hatte mich um zehn Uhr hinbestellt, und als ich demzufolge kam, ließ er mich eine Stunde im Vorzimmer stehen, gleich seinen Büchern in den goldenen Einbänden, die er, wie mir sein Kammerdiener erzählte, niemals aufschlägt, aus Furcht, den Goldschnitt zu laediren.

Und nachdem Sie eine Stunde gewartet hatten, nahm er Sie an?

Nein, nachdem ich eine Stunde gewartet hatte, ließ er mir durch

*) Gallerie von Bildnissen aus Kassel's Umgang. Herausgegeben von Barnhagen von Ense, Theil II. Seite 168.

seinen Kammerdiener sagen, er habe keine Zeit. Ich solle morgen wieder kommen. Pah, er wollte es mit mir machen, wie mit seinen Büchern, mich nicht aufschlagen, mich, der mehr Inhalt, mehr Wissen, mehr Geist hat, als alle seine Bücher zusammen genommen. Mich ließ er eine Stunde im Vorzimmer stehen und dann abweisen!

Und Sie ließen sich abweisen?

Ich ließ mich abweisen, ja, aber ich nahm eins seiner prächtigen, mit Goldschnitt gezierten Bücher mit, um es unter meine Füße zu treten, um es zu mißhandeln, wie ich ihn mißhandeln möchte. So! so! es mit Füßen zu treten! Es thut mir wohl, es erleichtert mich! In diesem Moment kann ich gegen den Menschen ja nur diese elende Rache üben!*)

Herr von Gualtieri lachte laut auf. Ach, das ist ein ganz neues jus gontium, rief er, ein ungeheuer lustiges jus gontium. Freund, lassen Sie sich umarmen, Sie sind himmlisch!

Er schritt mit geöffneten Armen auf Genz zu und drückte ihn zärtlich und lachend an sein Herz.

Genz fand nicht die Kraft, dieser Zärtlichkeit und diesem Lachen zu widerstehen, er stimmte mit schnell besänftigtem Zorn in das Lachen des Freundes ein. Sie finden meine Rache gelungen? fragte er.

Wundervoll, es ist die Rache eines echten Corsen, sagte Gualtieri ernst.

Eines Corsen? fragte Genz zusammenschredend. Das ist ein schlechter Vergleich, Herr! Ich mag nichts gemein haben mit diesem Corsen, dem Herrn Bonaparte. Ich sage Ihnen, ich vermurthe Schlimmes von diesem Mann.

Und ich bete ihn an, rief Gualtieri. Es ist der wiedergeborne Alexander von Macedonien, der Welteroberer, der Weltbezwiner. Er allein hat der Revolution in Frankreich Stillstand geboten, ihm verdanken es die Franzosen, daß endlich wieder Ruhe und Ordnung bei ihnen einkehrt. Der dreizehnte Vendemiaire ist eine eben so große

*) Genz's eigene Worte. Siehe: Rabel's Umgang. II. S. 168.

Selbenthat, eine ebenso große Siegeschlacht, als die Schlachten von Lodi und Arcole.

Mag sein, sagte Geng verstimmt, ich bin kein Salbat, und mag überhaupt nichts hören vom Krieg und Schlachtendonner. Was geht uns Deutsche übrigens der Corse an, wir haben genug mit uns selber zu thun, dünkte ich. Deutschland ist aber so glücklich und zufrieden, daß es, wie der Pharisäer, auf den Böfewicht Frankreich hindlicken und sagen kann: Ich danke Dir, Gott, daß ich nicht bin, wie dieser hier!

Sie haben Recht, rief Gualtieri, auch uns thut eine Revolution Noth, auch bei uns muß eine Guillotine aufgestellt werden und die Köpfe müssen fallen, und der Tod muß seine blutige Ernte halten!

Um Gotteswillen, schweigen Sie, Freund! rief Geng, scheu und ängstlich zurückweichend. Sind Sie nur hierhergekommen, um von so fürchterlichen Dingen zu sprechen, da Sie doch wissen, daß ich nicht gern vom Tode sprechen höre, und den Gedanken an Mord und Gräuel nicht vertragen kann?

Ich wollte Sie nur ein wenig auf die Probe stellen, ob Sie noch immer derselbe liebe, kindliche Feigling sind, rief Gualtieri lachend, dasselbe große Kind mit der männlich starken Seele und dem weichen, schwachen, leichtbewegten Kinderherzen. Nun sagen Sie mir rasch, was wollten Sie beim Finanzminister, und zum Lohn dafür will ich Ihnen auch eine gute Neuigkeit erzählen! Nun also, was wollten Sie bei Schulenburg?

Ich hatte ihn gebeten, mir fünfhundert Thaler zu leihen und mir eine Stunde zu bestimmen, wo ich das Geld abholen könnte. Er bestimmte zehn Uhr, und ich ging hin, um nach einer Stunde beschämt und mit leeren Händen wieder abzugehen. Es ist schändlich, es ist fürchterlich! Es ist —

Eben ward die Thür geöffnet und der Diener trat ein.

Von Sr. Excellenz, dem Herrn General, Minister von Schulenburg-Rehnert, sagte er, Geng ein versiegeltes kleines Palet darreichend. Der Lakai ist bereits wieder fortgegangen, es sei keine Antwort nöthig, meinte er.

Geng winkte seinem Diener, hinauszugehen, und erbrach dann

hastig zuerst das Palet. Zwölf Funfzig-Thalerscheine! rief er freudig. Noch hundert Thaler mehr, als ich gefordert habe! Das ist sehr noble, sehr freundschaftlich!

Vielleicht giebt er es Ihnen nicht, sondern leiht es Ihnen nur, sagte Gualtieri lächelnd.

Mir leihen! rief Geng verächtlich. Mir leiht man nicht, denn man weiß, daß ich nicht wiedergeben kann! Man belohnt mich, Herr, man bezeigt sich dankbar gegen mich, aber man ist nicht so gemein, mir Geld zu leihen!

Steht das in dem Brief des Herrn Ministers? fragte Herr von Gualtieri trocken.

Ah, es ist wahr, den Brief habe ich noch nicht gelesen, rief Geng lachend, indem er das Siegel brach. Während er ihn las, flog eine leichte Röthe über sein Antlitz hin und ein Ausdruck von Beschämung sprach aus seinen Zügen. Da, lesen Sie einmal, sagte er leise, dem Freund das Papier darreichend.

Gualtieri nahm es und las laut: „Mein lieber Herr Kriegsrath! Sie wünschten mich zu sprechen, und ich bat Sie, um zehn Uhr zu kommen, obwohl meine Zeit sehr bedrängt und ich mit Arbeiten überhäuft war. Ich war genau um zehn Uhr bereit, Sie zu empfangen, denn ich bin in Geschäftssachen ein sehr pünktlicher Mann. Nachdem ich Sie indessen eine halbe Stunde vergeblich erwartet hatte, nahm ich meine Arbeiten wieder auf. Es waren verwickelte Rechnungen, in denen ich mich nicht unterbrechen konnte, und darum mußte ich Sie bitten, zu warten, und darum, als Sie, nachdem Sie gleich mir eine halbe Stunde gewartet hatten, ungeduldig wurden und nicht länger warten mochten, ließ ich Sie bitten, morgen wieder zu kommen. Jetzt indeß, da ich fertig bin, eile ich vor allen Dingen, Ihre Bitte zu erfüllen. Sie wünschten fünfhundert Thaler, hier sind sie. Da ich aber weiß, wie kostbar Ihre Zeit ist, und da Sie durch meine Schuld eine halbe Stunde warten mußten, erlaube ich mir für die verlorne Zeit noch hundert Thaler beizufügen. Leben Sie wohl und erfreuen Sie die Welt und mich recht bald wieder mit einer Ihrer trefflichen Arbeiten.“

VI.

Das Sendschreiben an Friedrich Wilhelm III.

Ich glaube, sagte Herr von Gualtieri, Genz das Blatt wieder barreichend, ich glaube, der Herr Minister wollte Ihnen eine Lehre geben. Er hat Sie warten lassen, um Sie zu lehren, daß man pünktlich sein muß!

Und ich werde mir diese Lehre wohl einzuprägen wissen!

Sie werden pünktlich sein?

Im Gegentheil! Diesmal bin ich eine halbe Stunde zu spät gekommen, er hat mich wieder eine halbe Stunde warten lassen, und mir dann dafür hundert Thaler gezahlt. Künftig werde ich eine ganze Stunde zu spät kommen, er wird mich eine ganze Stunde warten lassen und mir dafür zweihundert Thaler zahlen. Das ist ein richtiges Rechnenexempel, denke ich. Sehen Sie mich nicht so verächtlich an, Gualtieri, es wird nicht immer so bleiben, vielmehr hoffe ich, daß einst eine Zeit kommt, wo kein Minister sich untersteht, mich in seinem Vorzimmer warten zu lassen, oder auch mir so elende, erbärmliche, kleine Summen zu zahlen. Die Minister werden in meinem Vorzimmer warten, und sie werden sich glücklich schätzen, wenn ich die Tausende annehme, die sie mir bieten werden. Ich habe einmal den festen Vorsatz gefaßt, mir ein glänzendes Sort zu machen und meinen Geist auszumünzen!

Und ich bin überzeugt, daß Sie Ihren Vorsatz ausführen, sagte Gualtieri. Ja, ich bin überzeugt, es wartet Ihrer eine große Zukunft. Sie sind ein Genie, wie es in Deutschland noch keins gegeben, denn Sie sind ein politisches Genie, und gestehen Sie nur, daß Deutschland sehr arm ist an Politikern, die ihre Feder zu führen wissen wie ein tapferes, scharfes Schwert, mit dem sie nach allen Seiten hin tödtlich verwunden und den Sieg erkämpfen! Deutschland ist bereits aufmerksam auf Sie geworden, und selbst in England nennt man mit Anerkennung Ihren Namen, seit Ihre vortreffliche Ueber-

setzung von Burke's Schrift über die französische Revolution erschienen ist. Die politischen Flugschriften, die Sie seitdem herausgegeben, dann das vortreffliche politische Journal, das Sie begründet, haben den wärmsten Anklang gefunden, und überall hofft und erwartet man das Größte und Schönste von Ihnen. Fahren Sie so fort, mein Freund, gehen Sie muthig weiter auf der betretenen Bahn und es wird für Sie eine Bahn des Ruhms, der Ehren und der Reichthümer werden!

Genz sah ihn fast zürnend an. Ich hoffe, sagte er, daß Sie mir nicht eine kleinliche Neigung für Reichthümer und für Auffammeln von Geld zutrauen. Das Geld hat für mich nur den Werth, daß es ein Mittel ist, sich Annehmlichkeiten und Genuß zu verschaffen, und daß man ohne dasselbe der Slave des Elends, der Entbehrungen und der Noth ist. Geld macht frei, und in unsern Tagen, wo man die Freiheit zu der Religion und dem Cultus aller Völker erheben möchte, sollte Jeder vor allen Dingen bemüht sein, sich recht viel Geld zu verschaffen; denn nur dadurch allein wird er frei. Die fluchwürdige französische Revolution, welche alle Prinzipien, alle Gesetze, alles Hergebrachte unter die Guillotine geschleppt, sie hat doch eine Macht bestehen lassen müssen: die Macht des Geldes! Die Aristokratie, der Priesterstand, ja selbst das Königthum hat unter der Guillotine verbluten müssen, aber das Geld hat niemals seine Macht, seine Bedeutung und sein Ansehen verloren. Das Geld redet eine universale Sprache, und der Sansculotte und der Hottentote verstehen sie so gut als der König, der Minister und das schönste Weib. Das Geld bedarf niemals eines Dolmetschers, es spricht für sich selber! Sehen Sie, mein Freund, deshalb liebe ich das Geld, deshalb strebe ich danach, nicht um es aufzuhäufen, sondern weil ich mir die Welt, die Liebe, den Genuß, die Ehre und das Glück dafür kaufen kann! Da ich aber nicht zu denen gehöre, welche das Geld gleich in ihrer Wiege gefunden, so muß ich mich wohl entschließen, es mir zu erwerben und das Capital auszumünzen, welches mir Gott in mein Gehirn gelegt. Und das will ich und das werde ich, aber ich gebe Ihnen mein Wort darauf, niemals auf eine unwürdige und unrühmliche Weise. Ich

werde vielleicht mich mit sehr hohen Summen bezahlen, aber ich werde mich niemals erkaufen lassen; alle Millionen der Welt könnten mich nicht dahin bringen, gegen meine Prinzipien zu schreiben, aber alle Millionen der Welt werde ich beanspruchen, wenn man von mir fordert, daß ich für meine Prinzipien schreiben soll! Sehen Sie, mein Freund, da haben Sie mein Glaubensbekenntniß, und Sie können sicher sein, daß ich nach demselben leben und handeln werde. Ich bin ein Aristokrat meiner innersten Natur nach, und darum haßte ich auch die französische Revolution, welche jede Aristokratie, nicht bloß die des Stammbaumes, sondern auch die des Geistes, stürzen wollte, und darum habe ich mir geschworen, als ein unverwundlicher und unbeugbarer Kämpfer ihr gegenüberzustehen und ihr mit meiner Feder und mit meiner Zunge so viel Hiebe und Stichwunden beizubringen, als ich nur irgend vermag. Ich werde daher auch niemals einstimmen in die Lobhymnen, welche die allzeit gefälligen Deutschen dem kleinen Corjen, dem General Bonaparte spenden. Was Sie auch sagen mögen von seiner Heldenthatigkeit und seinem Genie, ich wittere in ihm einen Feind Deutschlands und bin auf meiner Huth!

Sie bewundern also nicht seine Siege, seine unvergleichlichen Schlachtpläne, die er mit der Ruhe eines weisen, vielerfahrenen Feldherrn anlegt, mit der Bravour und Kühnheit eines Heros der alten Welt ausführt?

Ich bewundere das, aber es macht mich zugleich schauern, wenn ich bedenke, daß dieser Mann, der Alles bestiegt und erobert, eines Tages auch auf den Einfall kommen könnte, sich Deutschland erobern zu wollen. Ich glaube wahrhaftig, er würde auch das zu Stande bringen, denn ich fürchte, wir haben unsrerseits keinen ebenbürtigen Mann entgegenzustellen. Ach, mein Freund, warum gleicht nicht einer unserer deutschen Fürsten diesem französischen General, diesem Heros von siebenundzwanzig Jahren! Denken Sie nur, daß er nicht älter ist, als unser junger König, mit ihm in Einem Jahr geboren!

Sein Leben zählt nicht nach Jahren, rief Guaitieri, sondern nach Tagen und Schlachten. Deshalb auch fliegt ihm die Begeisterung von ganz Europa entgegen, denn an der Spitze seiner Legionen kämpft

er für die edelsten Güter der Menschheit, für die Freiheit, die Ehre und das Recht! Kein Wunder also, daß er überaß siegreich ist, denn überall hoffen die geknechteten Völker von ihm, daß er sie erlöse von ihrem Joch, daß er auch ihnen die Freiheit bringe.

Er ist eine Zuchtruthe, welche Gott den deutschen Fürsten gesandt hat, damit sie sich bessern sollen, rief Geng, damit sie gedrängt werden, auch ihrerseits ihren Völkern ihren Antheil an der Freiheit und Menschenwürde zu geben, indem sie sich dadurch eine Schutzmauer aufrichten müssen gegen diesen Usurpator, der nicht blos mit dem Schwert, sondern auch mit Ideen kämpft. Möchten unsere deutschen Fürsten das einsehen, möchten alle die, welche eine Zunge haben zu reden, ihnen das zurufen und sie wecken aus diesem Taumel stolzer Sicherheit und Selbstverblendung!

Run, haben Sie nicht auch eine Zunge, um zu reden, und doch schweigen Sie? fragte Quattieri lächelnd.

Nein, ich habe nicht geschwiegen, rief Geng begeistert, ich habe meine Pflicht als Staatsbürger und als Mensch erfüllt, und dem König die Wahrheit gesagt.

Das heißt?

Das heißt, ich habe an den König geschrieben, nicht mit hundebelnder Unterthanen-Devotion, sondern wie ein Mann, der viel gesehen, viel gedacht, viel erfahren hat, und der zu einem jüngern Mann spricht, welcher berufen ist, eine bedeutende Rolle zu spielen, und das Glück von Millionen Menschen in Händen hält. Es wäre ein Frevel gegen Gott und die Menschheit, wenn man einen solchen Mann nicht die Wahrheit sagen wollte, wenn man die Wahrheit weiß. Weil ich glaube, sie zu wissen, habe ich sie dem König gesagt. Nicht in einem Brief, den er heute lesen und morgen in den Papierkorb werfen kann, sondern in einem gedruckten Schreiben, das ich, sobald ich nur erfahren, daß der König es erhalten, in Tausenden von Exemplaren in der Welt verbreiten werde.

Und Sie glauben, daß der König Ihren gedruckten Brief annehmen werde?

Mein Freund, der geheime Rabinetsrath Menken hat es übernommen, ihm denselben zu übergeben.

Dann wird er ihn annehmen, denn er hält viel auf Menken. Aber was haben Sie denn dem König in Ihrem gedruckten Briefe gesagt?

Ich habe ihm Rath gegeben, wie er regieren muß!

Rath! Mein Freund, die Könige nehmen nicht gern Rath an, vorzüglich nicht, wenn er ihnen unangemeldet ertheilt wird! Haben Sie sich auf allgemeine Rathschläge beschränkt? Sie sehen, ich glühe vor Neugierde und Verlangen, von Ihrem kühnen Unternehmen genau unterrichtet zu sein. Lesen Sie mir doch diesen Brief, Freund!

Ah, das wäre eine Riesearbeit für Sie zu hören, für mich zu lesen, denn das Sendschreiben ist lang und ausführlich. Ich bitte in demselben den König mit eindringlichen und bewegten Worten, — oh, ich habe selbst dabei geweint, als ich sie schrieb, seinen Büßern das Glück zu geben. Ich lenkte seinen Blick auf alle die verschiedenen Zweige der Verwaltung, zuerst auf die Militairanstalten.

Und Sie rathen ihm zum Kriege? fragte Gualtieri rasch.

Nein, ich rathe ihm, immer gerüstet zu sein, aber so lange es mit seiner Ehre veträglich ist, den Frieden aufrecht zu erhalten. Alsdann lenkte ich seinen Blick auf die Rechtspflege und Finanzverwaltung. Ich warne ihn vor jeder Willkür in der Rechtsverwaltung, ich vermähne ihn, darauf zu halten, daß ein gleichmäßiges Verhältniß zwischen den Ausgaben und den Einnahmen des Staates sei, auf daß seine Unterthanen nicht mit Abgaben überlastet werden, und die Freiheit der Gewerbe, des Handels und der Industrie nicht durch lästige Monopole zu beschränken. Dann endlich fordere ich von ihm, daß er auch auf den Geist und auf die Presse sein Augenmerk richte.

Oh, ich wartete darauf, sagte Gualtieri lächelnd, und ich würde mich gar nicht wundern, wenn Sie die Kühnheit gehabt, von dem jungen, schüchternen und ängstlichen König zu begehren, daß er seinem Volk die Pressfreiheit gebe.

Ja, das ist es, was ich von ihm fordere, rief Gens glühend. Sie wünschen, daß ich Ihnen mein ganzes Sendschreiben vorlese, ich

will Ihnen also wenigstens das mittheilen, was ich über die Pressfreiheit gesagt habe. Wollen Sie es hören?

Ich bin ganz Ohr, sagte Gualtieri, indem er sich auf den Divan setzte.

Genz nahm von seinem Schreibtisch einige beschriebene Blätter und setzte sich damit seinem Freunde gegenüber.

Nun hören Sie, rief er, und mit lauter, begeisterter Stimme begann er zu lesen:

„Von Allem, was Fesseln scheut, kann nichts so wenig sie ertragen, als der Gedanke des Menschen. Der Druck, der diesen trifft ist nicht blos schädlich, weil er das Gute verhindert, sondern auch, weil er unmittelbar das Böse befördert. Von Religionszwang darf hier nicht mehr die Rede sein. Er gehört zu den veralteten Nebeln, worüber zu einer Zeit, wo weit eher die gänzliche Entkräftung religiöser Ideen, als ein fanatischer Mißbrauch derselben zu besorgen ist, nur noch leichte Schwäger declamiren. Mit der Freiheit der Presse verhält es sich anders. Von einer falschen, durch die Zeitumstände wenigstens zu entschuldigenden Angst verleitet, könnten hier selbst weisere Männer ein System begünstigen, welches, aus seinem wahren Standpunkt betrachtet, dem Interesse der Regierung nachtheiliger ist, als es je, auch in seiner schlimmsten Ausdehnung, den Rechten des Bürgers werden kann.“

„Was ohne alle Rücksicht auf andere Gründe, jedes Gesetz, welches Presszwang gebietet, ausschließlich und peremptorisch verdammt, ist der wesentliche Umstand, daß es seiner Natur nach nicht aufrecht erhalten werden kann. Wenn neben einem jeden solchen Gesetz nicht ein wahres Inquisitions-Tribunal wacht, so ist es in unsern Tagen unmöglich, ihm Ansehen zu verschaffen. Die Leichtigkeit, Ideen ins Publikum zu bringen, ist so groß, daß jede Maaßregel, die sie beschränken will, vor ihr zum Gespött wird. Wenn aber Gesetze dieser Art auch nicht wirken, so können sie doch erbittern, und das eben ist das Verberbliche, daß sie erbittern, ohne zu schrecken. Sie reizen gerade diejenigen, gegen welche sie gerichtet sind, zu einem Widerstand, der nicht immer nur glücklich bleibt, sondern am Ende sogar rühmlich

wird. Die armseligsten Producte, denen ihr innerer Gehalt nicht ein Leben von zwei Stunden sichern würde, drängen sich in den Umlauf, weil eine Art von Muth mit ihrer Hervorbringung verknüpft zu sein scheint. Die nüchternsten Scribenten fangen an, für „helle Köpfe“ zu gelten und die feilsten erheben sich auf einmal zu „Märtyrern der Wahrheit.“ Tausend bössartige Insecten, die Ein Sonnenstrahl der Wahrheit und des Geistes verschreckt hätte, schleichen jetzt, begünstigt von der Finsterniß, die man ihnen geflissentlich schuf, an die unabwehrten Gemüther des Volkes und setzen ihr Gift — als wäre es eine verbotene Kostbarkeit — bis auf den letzten Tropfen ab. Das einzige Gegengift, die Producte der besseren Schriftsteller, verliert seine Kraft, weil der Ununterrichtete nur allzuleicht den, welcher von Schranken spricht, mit dem verwechselt, welcher die ungerechten gut heißt.“

„Nicht also, weil der Staat oder die Menschheit dabei interessirt wäre, ob in diesen von Büchern umflutheten Zeitalter tausend Schriften mehr oder weniger das Licht der Welt erblicken, sondern weil Ew. Majestät zu groß sind, um einen fruchtlosen und eben deshalb schädlichen Kampf mit kleinen Gegnern zu kämpfen: — darum sei Pressfreiheit das unwandelbare Prinzip Ihrer Regierung. Für gesetzwidrige Thaten, für Schriften, die den Character solcher Thaten anziehen, müsse Jeder verantwortlich, streng verantwortlich sein: aber die bloße Meinung finde keinen andern Widersacher, als die entgegengesetzte, und wenn sie irrig ist, die Wahrheit. Nie kann dieses System einem wohlgeordneten Staate Gefahr bereiten, nie hat es einem solchen geschadet. Wo es verderblich wurde, da war die Zerstörung schon vorangegangen, und der gefräßige Schwarm wuchs nur aus der Verwundung hervor!*)

Nun? fragte Genz mit glühenden Wangen und blitzenden Augen,

*) Censurschreiben, Sr. Königlichen Majestät Friedrich Wilhelm III. bei seiner Thronbesteigung allerunterthänigst überreicht. Am 16. November 1797. Von Friedrich Genz. Einzelne abgedruckt in Berlin bei Bieweg 1797, dann in Brüssel 1820, auch mitgetheilt in dem Werk: Kleinere Schriften von Friedrich von Genz. Herausgegeben von Gustav Schlessler, Th. I.

als er zu lesen aufgehört. Was sagen Sie zu meiner Auseinandersetzung der Pressfreiheit? Ist sie nicht klar, überzeugend und unabweisbar? Wird der König nicht einsehen, daß meine Worte die Wahrheit enthalten, also ihnen folgen?

Quattieri sah den Freund mit einem Ausdrücke mitleidiger Bärtlichkeit an. Welch ein großes Kind sind Sie doch, sagte er, glauben noch an eine Verwirklichung utopischer Träume, glauben so ehrlich, so mannhaft! Wollen einem jungen, schlüchternen König, der um Alles in der Welt Frieden halten und unbemerkt bleiben will, eine Geißel in die Hand drücken und zu ihm sagen: „treibe damit die Bösen aus und verjage die Mäge, auf daß es Tag werde und die Finsterniß verschwinde!“ Mein Gott, als ob der Tag nicht gar sehr auch alle die Schäden aufdecken würde, an denen unser eigener armer Preußenleib krank ist, und für die er gar sehr der Dämmerung und des Schweigens bedarf!

Wie, Sie glauben, daß der König meine Forderung unbeachtet lassen wird? fragte Geng erstaunt.

Ich glaube, sagte Quattieri achselzuckend, ich glaube, daß Sie ein genialer Schwärmer sind, und daß der König ein ziemlich verständiger, ziemlich nüchternen junger Herr ist, der, wenn er Schlittschuhe laufen will, sich nicht von der glatten, glänzenden Fläche blenden und entusiasmiren, sondern erst vielfach das Eis untersuchen läßt, ob es auch stark genug ist, ihn zu tragen. Und damit Lebwohl, mein armer Freund. Ich kam hierher, um Ihnen zu gratuliren, daß Sie Ihre Freiheit wiedergefunden haben und wieder zu dem edlen und allein glückseligen Stande der Junggesellen gehören, aber statt Sie darüber jauchzen zu hören, finde ich Sie als philanthropischen Schwärmer, der sich für die Freiheit der Presse entusiasmirt.

Aber das hindert doch nicht, daß Sie mir Glück wünschen zu meinem Junggesellenthum, rief Geng lachend. Ja, mein Freund, ich bin frei, das Leben ist wieder mein, und nun mögen die Flammen der Lust und des Genusses wieder über meinem Haupte zusammenschlagen, nun möge das Vergnügen und die Freude in glühenden Strömen mich überfluthen, ich werbe mich jauchzend in ihre Strudel hineinstürzen

und mich fellig dünken, wie ein Gott! Wir müssen das Fest meiner Wiebergeburt auf würdige Weise begeben, wir müssen es feiern in schäumendem Champagner, mit Trüffelpasteten und Austern, und wenn wir meiner Frau eine letzte Thräne weihen wollen, nun so trinken wir ihr zu ehren ein Glas *Lacrimas Christi*! Sein Sie so gütig, Freund, und kommen Sie heute Abend zu mir. Ich werde noch einige andere Freunde einladen, und wenn Sie uns einen Genuß bereiten wollen, so lesen Sie uns einige von den Lafontaine'schen Fabeln vor, die Niemand so herrlich zu lesen versteht.

Ich werde es thun, sagte Herr von Gualtieri, Geng zum Abschied die Hand reichend, ich werde Ihnen eine Lafontaine'sche Fabel vorlesen, von welcher die beiden Anfangszeilen die ganze tragische Geschichte Ihrer Vergangenheit mit beredten Worten ausdrücken.

Und wie heißen diese zwei Zeilen?

Herr von Gualtieri setzte seinen Hut auf und schon unter der Thür stehend, um hinauszugehen, deklamirte er mit ernstem Pathos und tief melancholischer Stimme:

Deux coqs vivaient en paix; une poule survint,
Et voilà la guerre allumée.

Er nickte seinem Freunde einen letzten Abschiedsgruß zu und verschwand hinter der Thür.

Geng schaute ihm lachend nach. Wahrhaftig, er hat Recht, rief er, das ist die Geschichte aller Ehen! Nun, Gott sei Dank, die meine ist zu Ende, und bei allen Göttern sei's geschworen, ich werde niemals ein solcher Narr sein, eine zweite Ehe einzugehen. Ich bleibe ein Jungeselle, so lange ich lebe, denn wer keiner Frau gehört, dem gehören alle Frauen! Aber jetzt ist es die höchste Zeit, an mein Fest zu denken. — Um indeß ein Fest geben zu können, muß ich vor allen Dingen meine Zimmer mit neuen Meubles versehen haben, und zwar glänzende und schöne müssen es sein! Aber woher die nehmen? Ach, parbleu, ich vergaß die Sechshundert Thaler, die mir der Minister geschickt! Ich werde mir dafür Meubles kaufen! Nein, es wäre ein Thorheit, mein Geld dafür auszugeben, da ich es anderweitig so nothwendig gebrauche! Die Meubleshändler werden mir ohne Zweifel noch gern

und willig Credit geben, denn ich habe noch niemals bei ihnen gekauft. Aber ein Anderes ist es mit den Lieferanten für mein heutiges Zauberfest! Zudem habe ich ja nur hundert Thaler, die mir gehören. Die andern fünfhundert Thaler muß ich ja diesem Blutsauger, diesem herzlosen Gläubiger, dem Werner, schicken! — Muß ich das wirklich? Ach, wahrhaftig, ich glaube, das wäre eine Thorheit! Dieser Mensch würde sich einbilden, mich in Furcht gesetzt zu haben, und würde, sobald ich ihm wieder etwas schuldig bin, meine Thür mit seinen Schimpfworten belagern. Nein, ich werde ihm zeigen, daß ich ihn nicht fürchte, und daß sein unverschämtes Betragen eine Züchtigung verdient hat! He, Johann, Johann!

Sogleich öffnete sich die Thür und der Gerufene trat ein.

Johann, sagte Geng gravitatisch, gehe sogleich zu Herrn Werner hin. Sage ihm, ich erwarte heute Abend einige Freunde zum Besuch. Herr Werner möge mir also heute Abend vier und zwanzig Flaschen Champagner, drei große Trüffelbeerpasteten, zweihundert Austern, und außerdem Alles besorgen, was zu einem Souper erforderlich ist; und hierher senden. Wenn er meine Befehle pünktlich und genau ausführt, soll er mir morgen eine Quittung über zweihundert Thaler senden, die ich ihm alsdann zahlen will. Wenn aber auch nur Eine Auster schlecht, eine Flasche Champagner abgestanden ist, oder er gar sich weigert, mir das Souper zu liefern, so bekommt er nicht einen Groschen! Lauf und sag' ihm das! Und komm schnell zurück!

Ich will indeß einige Einladungen schreiben, sagte Geng, als er allein war. Aber ich werde nur lauter unverheirathete Männer einladen. Also zu allererst: den österreichischen Gesandten Fürsten von Neuß, der begnügt sich doch wenigstens, nur Eine Geliebte zu haben, und da er zum Glück nicht ahnt, daß die schöne Mariane Meier zugleich auch meine Geliebte ist, so ist er mir von Herzen zugethan. Ja freilich, wenn er wüßte, daß — Ach, unterbrach er sich lachend, das wäre wieder eine Illustration von Lafontaine's Geschichte von den beiden Hähnen und der Henne! Nun, ich will die Einladungen schreiben!

Er hatte eben die letzte Einladung beendet, als die Thür sich öffnete und Johann athemlos eintrat.

Nun? hast Du Herrn Werner gesprochen? fragte Genz, das letzte Billet zusammenfaltend.

Ja, Herr! Der Herr Werner läßt sich dem Herrn Kriegsath empfehlen, er würde das Souper auf's Pünktlichste und Beste herstellen, auch vier und zwanzig Flaschen vom besten Champagner, drei große Trüffelpasteten, zweihundert Austern und alles Uebrige heute Abend hersenden, aber unter einer Bedingung.

Was? Dieser Mensch untersteht sich, Bedingungen zu machen? rief Genz empört. Was fordert er denn?

Er fordert, daß, sobald er alles, was der Herr Kriegsath bestellt haben, abgeliefert hat, und bevor Sie zu Tische gehen, Sie die Güte haben, einen Augenblick in das Vorzimmer zu kommen, wo Herr Werner Sie erwarten will, um dann gegen seine Quittung Ihre zweihundert Thaler in Empfang zu nehmen. Ich soll ihm Bescheid bringen, ob der Herr Kriegsath diese Bedingung eingehen, und alsdann will Herr Werner das Souper besorgen.

Ah, das heißt mir das Messer an die Kehle setzen, rief Genz lachend. Nun, eile zu ihm und sage diesem schlaunen Kaufmann, ich gehe seine Bedingung ein; er solle, sobald das Souper aufgetragen, mich im Vorzimmer erwarten, und da er natürlich ungeheuren Lärm machen würde, wenn ich ihn vergeblich warten ließe, so kann er überzeugt sein, daß ich komme. Gehe also!

Und ich, sagte Genz, seinen Mantel umwerfend, ich will gehen, mir für einige Tausend Thaler Meubles zu kaufen. Es soll glänzend bei mir sein, wie bei einem Fürsten. Uebrigens bin ich zu großmüthig gewesen. Hätte ich Wernern einhundert Thaler geboten, er wäre auch zufrieden gewesen.

VII.

Die Hochzeit.

Im Hause des reichen Banquier Izig fand heute ein seltenes Fest statt, ein Fest, das seit einigen Tagen ganz Berlin von sich reden machte, und von dem das Volk auf der Gasse sowohl, als die vornehmen Leute in den Salons sich erzählten. — Der Banquier Izig verheirathete heute an einem Tage drei seiner schönen jungen Töchter, und der reiche, prachtliebende und wohlthätige Mann hatte Alles dazu gethan, diesen Festtag seines Hauses würdig und glänzend zu begehen. Er hatte für seine Töchter seit Monaten bei allen Gewerbetreibenden und Handwerksleuten Berlins arbeiten lassen, indem er laut erklärte, daß seine Töchter nur die Erzeugnisse deutscher Industrie und die Arbeiten deutscher Handwerker tragen sollten, und daß kein Stück ihrer Aussteuer aus Frankreich entlehnt werden dürfe. Alle die prächtigen Brocate, Sammete und Damaste zu den Kleidern und Meubles waren daher in Berliner Fabriken gewirkt worden, das herrliche Leinwandzeug war aus Schlesien verschrieben, und eine Schaar von Näherinnen und Stickerinnen hatte es zu allen nothwendigen Gegenständen der Toilette auf das Geschickteste und Kunstvollste verarbeitet. Auch das Silberzeug und das kostbare Goldgeschmeide war von Berliner Juwelieren angefertigt worden, und das reiche, kunstvoll gemalte Tafelservice war aus der königlichen Porzellanfabrik hervorgegangen. Diese glänzenden drei Aussteuern waren daher gewissermaßen ein Triumph der vaterländischen Kunst und Industrie und dadurch gewannen sie eine allgemeine Bedeutung. Herr Izig hatte daher auch nach langem Widerstreben den lebhaften Bitten und Vorstellungen seiner Freunde nachgegeben und hatte zu den Zimmern und Sälen seines Hauses, in denen die Aussteuer seiner Töchter ausgelegt war, Jedermann freien Zutritt gestattet, wie dies bei den Aussteuern der Prinzessinnen des königlichen Hauses zu geschehen pflegt. Nur hatte er, um sich vor der Beschuldigung hochmüthiger Prahlerei zu wahren, diese Ausstellung zu

einer gemeinnützigen gemacht. Ueber dem Eingang seiner Säle hatte er eine Tafel angebracht mit der Inschrift: „Ausstellung von Erzeugnissen vaterländischer Industrie“, außerdem mußte Jedermann beim Eintritt für einige Groschen eine Karte lösen, und der Betrag dieser Karten war für die Armen bestimmt.

Jedermann beeilte sich daher, nach dem Hause des Banquier Izig zu gehen, um die „Erzeugnisse vaterländischer Industrie“ zu bewundern. Selbst die Königin war mit einer ihrer Hofdamen gekommen, sich diese Herrlichkeiten anzuschauen, und indem sie die Pracht der Sammete und Seidenstoffe, die kunstvolle Fassung der Brillanten bewunderte, hatte sie freudig ausgerufen: „wie glücklich bin ich, zu sehen, daß Deutschland wirklich ganz und gar Frankreichs entbehren und selbst allen seinen Bedürfnissen genügen kann!“

Vielleicht hatte die Königin diese Worte ganz harmlos und unbefangen gemeint, aber das Publikum gab ihnen Tendenz und Colorit, und die Zeitungen, die öffentliche Stimme des Publikums, konnten nicht müde werden, diese königlichen Worte zu preisen und die Berliner zum fleißigen Besuch der „vaterländischen Ausstellung“ zu ermahnen. Die Neugierde beieferte außerdem den Antheil der Frauen, die politische Gesinnung ließ die Männer hingehen. Als man aber erfuhr, daß die Gesandtschaft der französischen Republik diesen Eifer der Berliner, die „Ausstellung vaterländischer Industrie“ zu sehen, gar übel vermerkt, daß sogar der französische Gesandte es gewagt habe, sich an der königlichen Tafel laut und bitter über die Worte der Königin, die sie in der Ausstellung des Herrn Izig gesprochen, zu beklagen, da war die Entrüstung allgemein und machte jetzt den Besuch der Ausstellung zu einer Art nationaler Demonstration gegen die übermüthigen Franzosen. Ganze Schaaren von Beschauern eilten jetzt zu dem Hause des Herrn Izig, und übermüthige junge Leute machten sich alsdann das Vergnügen, truppweise auf der Straße, in welcher der französische Gesandte wohnte, und gerade vor dessen Hôtel stehen zu bleiben, um laut und in französischer Sprache sich über die Herrlichkeiten der Ausstellung des Herrn Izig zu unterhalten und den edlen Patrioten zu preisen, der

es verschmähe, sich vom Ausland zu holen, was er im Inland eben so schön, wenn nicht schöner sich beschaffen könne.

Dieser Erfolg seiner Ausstellung ging indeß weit über die Wünsche des Banquiers hinaus, und er war froh, als endlich die zur Ausstellung bestimmten Tage verflossen und er seine Säle den neugierigen Beschauern schließen konnte.

Aber am heutigen Tage sollten sie sich den eingeladenen Gästen öffnen, denn heute, wie gesagt, wollte der Banquier Izig drei seiner schönen Töchter auf Einmal verheirathen, und das ganze Haus war in Bewegung, um diesen Freudentag würdig zu begehen.

Während die Lakaien und Diener in den Sälen beschäftigt waren, um sie mit Hilfe von geschickten Decorateuren prachtvoll auszusmücken, während in Küche und Keller hundert geschäftige Hände die Speisen und Pasteten für das solenne Mittagsmahl vorbereiteten, während Herr Izig mit seiner Gemahlin die letzten Anordnungen zu dem Fest verabredete, saßen die drei Bräute in traulicher Unterredung in ihrem gemeinschaftlichen Wohnzimmer. Alle drei waren sie jung; die älteste von ihnen hatte kaum das zweiundzwanzigste Jahr erreicht. Alle drei waren sie schön, von dieser energischen, imposanten Schönheit, wie sie den Orientalinnen eigen ist, von dieser Schönheit mit den flammenden, schwarzen Augen, den glänzend schwarzen Haar, dem glühenden, dunkeln Colorit, den schlanken, üppigen Formen. Alle drei waren sie in vollster Parure, an den entblößten, vollen Armen und Busen funkelnd von Brillanten und Goldgeschmeide, die kräftigen hohen Gestalten umhüllt von weißen Atlasgewändern, über welche kostbare Spitzenroben niederfloßen. Wer sie so gesehen in dieser Fülle von Schönheit, Anmuth und Jugend, in dieser Pracht der Umgebung, das glänzende Haar geschmückt mit den blühenden Myrtenkronen, der hätte meinen sollen, drei von dem Schicksal Begünstigte zu sehen, welche noch keine Sorge, keine Schmerzen gekannt, und über deren Haupt das Glück als ewiger Sonnenschein gestrahlt.

Vielleicht war dem auch so, vielleicht waren es nur die hohen, vollen Myrtenkränze, welche einen Schatten über die Angesichter der

Bräute warfen, nicht ihre geheimen Gedanken, ihre verschwiegenen Wünsche.

Sie hatten eine Zeitlang lebhaft mit einander gesprochen, jetzt waren sie still geworden und blickten alle Drei sinnend zur Erde nieder. Endlich hob die Eine von ihnen langsam ihre glühenden schwarzen Augen empor und heftete sie mit einem scharfen durchbringenden Blick auf ihre Schwestern. Sie fühlten diesen Blick und hoben auch Beide zu gleicher Zeit ihre Augen empor.

Was siehst Du uns so scharf und prüfend an, Fanny? fragten Beide.

Ich möchte sehen, ob ich auf Euren Stirnen Wahrheit lesen kann, sagte Fanny, oder ob die Brillanten und Myrten Alles überdecken. Kinder, was meint Ihr, laßt uns doch einen Moment das funkelnde Lügengewand, mit dem wir uns vor aller Welt schmücken, ein wenig abstreifen, und im Naturzustande der Wahrheit uns gegenüber stehen. Wir haben einander immerfort belogen, Jede hat zu der Andern gesagt: „Ich bin glücklich! Ich beneide Dich nicht, denn ich bin eben so glücklich, wie Du!“ Aber was meint Ihr, wenn wir jetzt einmal den Mund aufhätten und ließen die Wahrheit unseres Herzens ausströmen? Wär's nicht originell und neu? Wär's nicht ein köstliches Mittel, um diese halbe Stunde hinzubringen, bis unsere Verlobten kommen, uns abzuholen zur Trauung? Seht, es ist heute das letzte Mal, daß wir so zusammen sind, das letzte Mal, daß wir uns nennen mit dem Namen unseres Vaters, laßt uns also ein einziges und letztes Mal offen zu einander reden. Wollen wir's?

Ja, wir wollen's, riefen die beiden Schwestern. Aber wovon wollen wir denn die Wahrheit sagen?

Von unseren Herzen, sagte Fanny ernst. Du, Esther, Du bist die Älteste, Du mußt anfangen. Sag' uns also, liebst Du Deinen Bräutigam, den Herrn Geheimen Commerzienrath Ephraim?

Esther sah sie fast erstaunt an. Ich ihn lieben? fragte sie. Ja, mein Gott, wie sollte ich denn dazu kommen, ihn zu lieben? Ich kenne ihn ja kaum. Der Vater hat ihn mir ausgewählt, es ist eine glänzende Partie, ich bleibe in Berlin, werde Geheimrätthin, gebe glänzende

Gesellschaften und ärgere durch meine Pracht diese Damen der sogenannten Haute volée, welche sich zuweilen erlaubt haben, auf die „Sibinnen“ naserlumpfend herniederzuschauen. Ob ich Ephraim lieben kann, das weiß ich nicht, aber wir werden ein gutes, glänzendes Haus machen, und da wir auserlesene Diners geben werden, kann es uns an der vornehmsten und ausgesuchtesten Gesellschaft nicht fehlen. Das sind meine Aussichten in die Zukunft, und wenn ich auch nicht behaupten will, daß ich damit zufrieden bin, so weiß ich doch, daß die Andern mich beneiden werden, und das ist immerhin schon Etwas.

Erstes Bekenntniß! sagte Fanny lächelnd. Jetzt ist an Dir die Reihe, Lydia. Nun sage uns, wie steht es mit Dir? Liebst Du den Herrn Baron von Eskeles, Deinen zukünftigen Gemahl?

Lydia blickte traurig und schweigend zu ihr hinüber. Frage mich nicht, sagte sie, denn Ihr Beide wißt, daß ich ihn nicht liebe. Ich hatte einst einen schönen Traum. Da sah ich mich als geliebtes Weib an der Seite eines jungen Mannes, den ich liebte und der mich wieder liebte. Er war Künstler, und wenn er vor seiner Staffelei saß, fühlte er, daß er reich und glücklich sei auch ohne Geld, denn er hatte sein Genie und seine Kunst. Wenn ich seine Gemälde anschaute und ihn selber, den schönen begeisterten Künstler, dann schien es mir, es gäbe auf Erden nur Ein Glück und Einen Reichtum: diesem Manne anzugehören, ihn zu lieben, ihm zu dienen, und, wenn es sein müßte, mit ihm zu hungern und zu darben. Es war ein Traum, und unser Vater weckte mich daraus, indem er sagte, daß ich Braut sei des Barons von Eskeles, daß er schon mit dem Vater des Bräutigams handelsseinig geworden, und daß in vierzehn Tagen meine Hochzeit sein solle.

Arme Lydia, murmelten die Schwestern leise vor sich hin.

Eine Pause trat ein. Nun, fragte Esther dann, und Du, Fanny? Du fragst uns aus, und Du selber schweigst? Wie steht es mit Dir, mein Kind? Liebst Du etwa Deinen Verlobten, den Herrn Baron von Arnstein, den Compagnon Deines Schwagers Eskeles? Wie? Du schweigst? Hast Du uns nichts zu sagen?

Ich habe Euch zu sagen, daß wir alle Drei unglücklich und beklagenswerth sind, sagte Fanny leidenschaftlich. Unglücklich und be-

klagenwerth, trotz unsers Reichthums, unserer Brillanten und unserer glänzenden Zukunft! Man hat uns verkauft wie eine Waare, Niemand hat danach gefragt, daß diese Waare zufällig ein Herz hat, sondern Jeder hat nur überlegt, wie viel Gewinn er von ihr haben wird! Oh, meine Schwestern, es geht uns, den reichen Töbinnen, wie den armen Prinzessinnen, man verschachert uns an den Meißbietenden. Und wir haben keinen Willen, keine Kraft und Selbstständigkeit, uns diesem unwürdigen Menschenhandel zu entziehen! Wir beugen unser Haupt und gehorchen, und statt mit Liebe und Glück, füllen wir unser Herz mit Eitelkeit, mit Brunksucht und Hochmuth, und darben doch in der Fülle unseres Reichthums.

Sa, wir darben, seufzte Lydia, und wir dürfen es nicht einmal sagen und klagen! Verdammt zur ewigen Lüge, müssen wir ein Glück heucheln, das wir nicht empfinden, müssen Liebe lügen, die wir nicht fühlen!

Ich werde das nicht thun, rief Fanny stolz. Es ist genug, wenn ich mich dem Zwang füge und mein Haupt beuge, aber ich werde nicht mich bis zur Lüge demüthigen.

Wie, Du wolltest also Deinem Gemahl sagen, daß Du ihn nicht liebst? fragten die Schwestern.

Ich werde es nicht meinem Gemahl sagen, sondern meinem Bräutigam, sobald er kommt!

Aber wenn er keine Frau heirathen will, die ihn nicht liebt?

Dann ist Er es, welcher zurücktritt, nicht Ich, und unser Vater hat mir keine Vorwürfe zu machen. Hört Ihr nicht Schritte im Corridor? Das ist mein Bräutigam. Ich habe ihn gebeten, eine Viertelstunde vor der festgesetzten Zeit hierher zu kommen, weil ich ihn zu sprechen wünschte. Er kommt! Nun bitte ich Euch, geht in den Salon und erwartet mich dort. Vielleicht komme ich allein, dann bin ich frei, vielleicht kommt Arnstein mit mir, dann hat er die Zukunft angenommen, wie ich sie ihm biete. Lebt wohl, meine Schwestern, und Gott schütze uns Alle!

Gott schütze Dich! sagte Lydia, ihre Schwester zärtlich umarmend.

Du bist eine muthige und starke Seele, und ich wollte, ich könnte Dir gleichen!

Was würde es Dir helfen, Lydia? fragte Fanny mit scharfer Betonung. Was hilft uns aller Muth und alle Kraft, wir müssen doch dulden, doch uns unterwerfen! Er kommt!

Sie drängte die Schwestern nach der Thür des Salons hin und ging dann ihrem Verlobten entgegen, der eben in die Thür trat.

Herr von Arnstein, sagte Fanny, ihm die Hand darreichend, ich danke Ihnen, daß Sie meiner Einladung so pünktlich gefolgt sind.

Ein Geschäftsmann ist immer pünktlich, sagte der junge Baron, sich leicht verneigend.

Ah, und Sie betrachten dies auch als ein Geschäft? fragte Fanny rasch.

Ja, aber als ein Geschäft der schönsten und seltensten Art. Eine Conferenz mit einer schönen, reizenden Dame, das ist mehr werth, als eine Conferenz mit dem reichsten Geschäftsfreund, und wenn man auch hundert Procent dabei verdienen könnte!

Ah, ich glaube, daß Sie mir da eine Schmeichelei sagen wollten? fragte Fanny, mit ihren großen funkelnden Augen die kleine, schwächliche Gestalt, das bleiche Angesicht des Barons prüfend betrachtend.

Er verneigte sich mit einem sanften Lächeln, aber er hob nicht das Auge zu ihr empor. Fanny sah, daß seine Stirn von einem trüben Schatten umdüstert war.

Herr Baron, sagte sie, ich habe Sie gebeten, hierher zu kommen, weil ich nicht zum Altar gehen will mit einer Lüge im Herzen. Ich will weder Gott, noch Sie betrügen, und darum sage ich Ihnen jetzt frei und offen: ich liebe Sie nicht, Herr Baron, und nur der Wille meines Vaters giebt Ihnen meine Hand!

Kein Zug in dem Antlitz des jungen Barons veränderte sich, er schien weder überrascht, noch beleidigt zu sein. Lieben Sie einen Andern? fragte er gelassen.

Nein, ich liebe Niemand, rief Fanny.

Ah, dann sind Sie beneidenswerth, sagte er düster. Es ist viel leichter, mit einem kalten Herzen in die Ehe zu treten, als mit

einem gebrochenen, denn das kalte Herz kann sich erwärmen, das gebrochene nicht.

Fanny's glänzende Augen ruhten unverwandt auf seinen Zügen. Herr von Arnstein, rief sie jetzt rasch und heftig, Sie lieben mich eben so wenig, als ich Sie liebe!

Er zwang sich zu einem Lächeln. Wer könnte Sie sehen, Sie, die stolze, herrliche Erscheinung, und nicht entzückt von Ihnen sein! rief er emphatisch.

Keine leeren Schmeicheleien, ich bitte Sie, sagte Fanny ungeduldig. Oh, sagen Sie mir die Wahrheit, mein Herr, nicht wahr, Sie lieben mich nicht?

Ich habe Sie zu spät gesehen, sagte er seufzend. Hätte ich Sie früher gekannt, würde ich Sie grenzenlos geliebt haben!

Jetzt aber kam ich zu spät und Sie liebten bereits eine Andere? fragte sie hastig.

Ja, ich liebe eine Andere, sagte er ernst und feierlich. Da Sie mich fragen, bin ich Ihnen die Wahrheit schuldig. Ich liebe eine Andere! Und dennoch, rief sie zürnend, dennoch wollen Sie mich heirathen? Und Sie? fragte er sanft. Lieben Sie mich denn?

Aber ich sagte Ihnen ja, mein Herz ist frei, ich liebe Niemand, während Sie — Warum heirathen Sie nicht diejenige, welche Sie lieben?

Weil ich nicht darf und auch nicht kann!

Warum dürfen Sie nicht?

Weil mein Vater es nicht will! Er ist der Chef unseres Hauses und unserer Familie. Er hat zu gebieten und wir zu gehorchen. Er will es nicht, denn das Mädchen, welches ich liebe, ist arm. Sie würde unserm Hause keine neue Capitalien zuführen.

Oh, ewig, ewig dieser kalte Mammon, dieser Götze, dem man unsere Herzen als Opfer vorwirft! rief Fanny schmerzlich. Um Geld verkaufen wir unsere Jugend, unser Glück und unsere Liebe.

Ich habe meine Liebe nicht verkauft, ich habe sie geopfert, sagte Herr von Arnstein ernst, ich habe sie den Interessen unseres Handelshauses und unserer Firma geopfert. Aber indem ich Sie so schön,

so voll edlen Zorns vor mir stehen sehe, fühle ich schon, daß ich nicht mehr zu beklagen bin, denn ich werde das edelste und schönste Weib in ganz Wien besitzen.

Sie wollen mich also heirathen? Sie wollen nicht zurücktreten, obwohl Ihr Herz einer Andern gehört, und obwohl Sie wissen, daß ich Sie nicht liebe?

Meine schöne Braut, täuschen wir uns doch nicht, sagte er lächelnd, es ist nicht eine Ehe, sondern ein Associé-Geschäft, das wir im Begriff sind, auf den Wunsch unserer Väter mit einander abzuschließen. Man hat dabei nicht an die Herzen, sondern an die Capitalien gedacht; die Häuser Hzig, Arnstein und Esteles werden herrlicher ausblühen; ob die Menschen, die zu diesen Häusern gehören, dabei verwelken, das gilt gleich. Nehmen wir unser Geschick an, meine Liebe, denn entgehen können wir ihm doch nicht! Was hülfte es Ihnen, wenn ich zurückträte? Ihr Vater würde Ihnen einen andern, vielleicht noch reichern Mann auswählen, vielleicht in Polen, in Rußland, was weiß ich's, und Sie könnten mit den Schätzen Ihrer Schönheit und Ihres Geistes in irgend einem kleinen Weltwinkel verschüttet werden, während ich Sie doch nach Wien auf das Theater der Welt, auf eine Bühne führe, wo es Ihnen wenigstens an Triumphen und Huldigungen nicht fehlen wird. Und ich? Warum sollte ich ein blöder Thor sein, Ihnen zu entsagen, Ihnen, welche mir weit mehr bringen wird, als ich verdiene, Ihre Schönheit, Ihren Geist und Ihre Güte. Ah, ich werde zu beneiden sein, denn es wird in ganz Wien keine Frau sein, die mit Ihnen rivalisiren könnte. Da ich Diejenige, welche ich liebe, nicht besitzen kann, so habe ich Gott zu danken, daß Sie es sind, welche mein Vater für mich gewählt. Sie allein sind dabei zu beklagen, Fanny, denn ich habe Ihnen keinen Ersatz zu bieten für das Opfer, das Sie mir bringen. Ich bin Ihrer nicht werth. Sie stehen über mir an Schönheit, an Geist, an Bildung. Ich bin ein Geschäftsmann, weiter nichts! Aber ich habe Ihnen doch etwas zu bieten, Reichthum, Glanz und einen Namen, der selbst am Kaiserhof einen guten Klang hat. Lassen Sie also mich Ihnen als Freund rathen, nehmen Sie meine Hand an, es ist die Hand eines Freundes, der durch sein ganzes Leben bemüht sein

wird, Sie dafür zu entschädigen, daß er Ihnen nicht das Glück und die Liebe geben konnte.

Er reichte ihr mit einem offenen, herzlichen Ausdruck seine Hand dar, und das junge Mädchen legte langsam ihre Hand in die seine.

Es sei, sagte sie feierlich, ich nehme Ihre Hand an, und ich bin bereit, Ihnen zu folgen. Wir werden kein glückliches Liebespaar, aber wir werden zwei gute und aufrichtige Freunde sein.

Mehr verlange ich nicht, sagte Arnstein sanft. Nie werde ich Sie mit Ansprüchen und Forderungen belästigen, die Ihr Zartgefühl und ihr Herz verletzen könnten, nie werde ich mehr von Ihnen fordern, als was ich mir hoffentlich verdienen kann: Ihre Achtung und Ihr Vertrauen. Ich werde niemals die aufgeblasenen Prätenstionen eines Gemahls haben, der von seiner Gemahlin die Liebe und die Treue erdert, die er doch selber ihr zu bieten nicht vermag. Wir werden vor der Welt vermählt sein, weiter nichts, aber im Innern Ihres Hauses, da werden Sie die Freiheit, die Unabhängigkeit finden, da werden Sie jede Ihrer Launen, Ihrer Wünsche befriedigen können, da wird Jeder sich vor Ihnen beugen und Ihnen gehorchen. Ich zuerst und vor allen Dingen! Sie sollen der Glanz, der Stolz und die Freude meines Hauses sein, und ihm eine glänzende Stellung in der Gesellschaft verleihen. Wir wollen ein fürstliches Haus machen, und Sie sollen als Fürstin darin herrschen. Sind Sie damit zufrieden? Nehmen Sie meinen Vorschlag an?

Ich nehme ihn an, rief Fanny mit leuchtenden Augen, und ich schwöre Ihnen, es soll in ganz Wien kein zweites Haus geben, das em unfern gleicht. Wir wollen es zu einem Mittelpunkt der edelsten und besten Gesellschaft machen, und inmitten dieser Gesellschaft, in welcher Alles sich vereinen soll, was es an Rang, Schönheit und Bedeutbarkeit giebt, wollen wir vergessen, daß wir Beide ohne Glück und ohne Liebe an einander gekettet sind.

Aber ein Tag wird kommen, an welchem Sie die Liebe kennen lernen werden, sagte Arnstein. Schwören Sie mir, daß Sie mich an diesem Tage nicht verwünschen wollen, weil ich alsdann zwischen Ihnen und Ihrer Liebe stehe. Schwören Sie mir, daß Sie mich immer als

Ihren Freund betrachten, als solchem mir vertrauen und es mir sagen wollen, wenn für Sie diese unselige, selige Stunde gekommen, in der Ihr Herz spricht!

Ich schwöre es Ihnen, sagte Fanny ernst. Es soll immer Wahrheit zwischen uns sein, dadurch können wir uns wenigstens vor dem Unglück bewahren, wenn es auch nicht in unserer Macht gegeben ist, uns das Glück zu erobern! Und jetzt, mein Freund, kommen Sie, geben Sie mir Ihren Arm und lassen Sie uns in den Salon gehen, wo man uns erwartet. Jetzt beklage und beweine ich den hentigen Tag nicht mehr, denn ich habe ihm einen Bruder, einen Freund zu verdanken! Kommen Sie!

Sie legte ihren Arm in den seinen und folgte ihm in den Salon. Ein sanftes Lächeln umspielte ihre Lippen, als die Thür desselben sich öffnete und sie eintraten; mit einem Ausdruck stiller Zufriedenheit schaute sie hinüber zu ihren beiden Schwestern, die an der Seite ihrer Verlobten standen und sie mit zitternder Ungebuld erwartet hatten.

Keine Hoffnung mehr, murmelte Lydia leise, auch sie nimmt ihr Schicksal an und unterwirft sich.

Sie macht es wie ich, dachte Esther, sie tröstet sich mit dem Reichthum und einer glänzenden Stellung in der Welt. Es giebt auch keinen bessern und schönern Trost, als diesen!

In diesem Augenblick öffnete sich die Thür, und der Rabbiner in seinem schwarzen Talar, mit dem Käppel auf dem Haupt, erschien auf der Schwelle, gefolgt von dem Vorsänger und den Tempeldienern. Eine feierliche Stille trat ein und betend neigten sich alle Häupter, während der Rabbiner durch den Saal ging, die Eltern der Bräute zu begrüßen.

VIII.

Mariane Meier.

Niemand achtete in diesem Moment der Andacht auf diese zweite Erscheinung, welche sich drüben auf der Schwelle zeigte. Es war eine stolze, hohe Frauengestalt von wunderbarer Schönheit. Ihr schwarzes Haar, ihre glühenden Augen, die feingebogene Nase, der ganze Schnitt des Gesichtes gaben ihr eine Aehnlichkeit mit der schönen Fanny Izig und verriethen, daß auch sie diesem Volk angehöre, welches, überall in der Welt verstreut und umhergetrieben, sich doch überall seinen Typus und seine Gewohnheiten in unerschütterlicher Treue bewahrt hat. Und doch, wenn man diese Fremde näher betrachtete, gleich sie weder Fanny, noch irgend einer ihrer Schwestern. Es war eine Schönheit ganz für sich, anziehend und abstoßend zu gleicher Zeit. Eine hohe, königliche Gestalt, unflößen von einem purpurrothen Sammetgewand, das unter dem Busen von einem breiten goldenen Gürtel zusammen gehalten war. Ihre Schultern von wunderbarer Weiße und edelster Fülle waren entblößt, der kurze Hermelinmantel war von ihnen niebergeglitten und hing lose und leicht über ihren Nacken nieder, festgehalten von ihren köstlichen, vollen Armen, an denen die prachtvollsten Bracelets von Brillanten blitzten. Ihr schwarzes Haar fiel in langen, schweren Locken von beiden Seiten ihrer durchsichtig bleichen Wangen nieder, und war hinterwärts in einen griechischen Knoten zusammengefaßt, der mit brillantenen Nadeln befestigt war. Ueber ihrer hohen gedankenvollen und edlen Stirn erhob sich ein Diadem von Brillanten, die im herrlichsten Feuer glänzten und funkelten.

Stolz und herrlich wie eine Königin war sie anzuschauen, und auch ihr Blick, der jetzt langsam und suchend durch den Saal schweifte, hatte etwas Hoheitsvolles, Gebietendes und Kaltes.

Sagen Sie mir, flüsterte Herr von Arnstein, sich zu seiner Braut hinneigend, sagen Sie mir, wer ist diese prachtvolle Dame, welche da in der Thür steht?

Oh, rief Fanny freudig überrascht, sie ist also doch gekommen! Wir wagten kaum, noch auf sie zu hoffen. Das ist Mariane Meier.

Wie, Mariane Meier? fragte Herr von Arnstein. Die berühmte Mariane Meier, welche Göthe geliebt hat, für die der schwedische Gesandte in Berlin, Herr von Bernstorff, jahrelang in glühendster Leidenschaft geschwärmt und gelitten hat, und die jetzt die Maitresse des österreichischen Gesandten, des Fürsten von Neuf, ist.

Still, um Gotteswillen still, flüsterte Fanny. Sie kommt auf uns zu!

Und Fanny ging der schönen Dame mit lächelndem Gruß einige Schritte entgegen. Mariane neigte sanft ihr Haupt und küßte leicht die Stirn der Braut, mit dem Anstand und der Haltung einer Fürstin.

Ich bin gekommen, um Dir und Deinen Schwestern Glück zu wünschen, sagte sie mit ihrer sonoren, herrlichen Altstimme, ich wollte auch sehen, wie schön Du seist, und ob Dein Verlobter es werth ist, Dich zu besitzen!

Fanny wandte sich um, Herrn von Arnstein herbei zu winken, aber er hatte sich soeben mit dem Rabbiner und den Priestern entfernt; die Frauen waren jetzt allein, denn die Ceremonie sollte beginnen. Und es kamen die Klageweiber, welchen die Pflicht obliegt, laut zu jammern und zu weinen um die Bräute, welche jetzt das elterliche Haus verlassen und ihren Männern folgen sollten. Sie breiteten köstliche Teppiche aus zu den Füßen der Bräute, welche eine neben der andern auf den Lehnsesseln in der Mitte der Frauen da saßen, und diese Teppiche mit Blumen bestreuend, murmelten sie schluchzend und weinend althebräische Lieder. Hinter den drei Bräuten stand ihre Mutter, mit bleichen Wangen, mit zitternden Lippen, die von Thränen umbilderten Augen gen Himmel gerichtet.

Jetzt öffnete sich die Thür, und im wallenden Talar, den weißen Bart lang herniederfließend auf seine Brust, erschien der Tempeldiener, ein sammetnes Kissen auf seinen Händen tragend und auf demselben drei weiße Spigenschleier. Hinter ihm her schritt der Banquier Spig, der Vater der Bräute. Er nahm von dem Kissen einen nach

dem andern der Schleier und breitete sie, Gebete murmelnd, über den Häuptern seiner Töchter aus, daß sie ihr Antlitz und ihre ganze Gestalt wie mit einem zarten Nebel umflossen. Und die Klageweiber weinten lauter auf, und aus den gen Himmel gewandten Blicken der Mutter flossen ein paar Thränen über ihre bleichen Wangen nieder. Schweigend entfernten sich die beiden Männer und die Frauen waren wieder allein. Aber jetzt vernahm man in der Ferne ein helles Klingen und Singen von weichen, tönenden Knabenstimmen. Wie lockend und rufend klangen die Töne durch das Frauengemach und schienen mit ihren süßen Melodien die Bräute zu rufen. Langsam, wie bezaubert von diesen Tönen, erhoben sich die verschleierte Bräute, der ältesten von ihnen nahete sich die Mutter und bot ihr die Hand, die zwei Nextesten der Frauen naheten sich den zwei andern Bräuten, paarweise ordnete sich hinter ihnen der Zug der Frauen und setzte sich dann in Bewegung, immer den rufenden, tönenden Stimmen entgegen. So zogen sie durch die Säle dahin, die verschleierte Bräute, die betenden Frauen, der Gesang kam näher und näher, und jetzt, durch die letzte Thür schreitend, traten die Frauen in eine lange, mit Blumen geschmückte, mit Teppichen belegte Halle, deren Decke aus Glasfenstern bestand, durch welche man das durchsichtige, tiefe Blau des Winterhimmels wahrte. In der Mitte dieser Halle erhob sich ein purpurner Baldachin mit goldenen Quasten und Troddeln, und unter demselben stand der Rabbi mit gefalteten, zum Himmel erhobenen Händen, neben ihm die Verlobten der Bräute. Lauter und jubelnder erschallte der Chor der hinter Blumen und Orangenbäumen verborgenen Sänger. Unter diesen Jubelklängen führten die Frauen die Bräute unter den Baldachin, und die Ceremonie begann.

Als sie beendet war, als die Schleier von den Häuptern der Bräute abgenommen, so daß sie als Frauen offen und frei hineinschauten in die Welt, kehrte man zurück in die Säle und die drei Paare empfingen die Glückwünsche ihrer Gäste.

In einer Fensternische, abseits von den Andern, stand Fanny, und neben ihr stand Mariane Meier. Arm in Arm geschlungen standen sie da, Fanny in ihrem weißen Atlasgewande wie eine reine strahlende

Alle anzuschauen, Mariane in ihrem Purpurgewande der stolzesten Königin der Blumen gleich.

Du willst heute noch mit Deinem Gemahl Berlin verlassen? fragte Mariane.

In einer Stunde schon reifen wir ab, sagte Fanny seufzend.

Mariane hatte diesen Seufzer gehört. Liebst Du Deinen Mann? fragte sie hastig.

Ich habe ihn erstzwei Mal gesehen und gesprochen, flüsterte Fanny leise.

Ein spöttisches Lächeln umspielte Marianens Lippen. Du bist also einfach an ihn verkauft, wie eine Sclavin an einen reichen Plantagenbesitzer, sagte sie. Es ist ein Handelsgeschäft, und dennoch dünkt Ihr Euch groß damit und gebt Euren Menschenhandel für Tugend aus und meint stolz und verächtlich auf diejenigen herabschauen zu können, welche sich nicht verkaufen lassen wollten, wie eine Waare, welche es vorgezogen, sich lieber freiwillig zu verschenden, und sich in Liebe hinzugeben, als ohne Liebe entweicht zu werden.

Ich dünke mich gar nicht groß damit, verheirathet zu sein ohne Liebe, sagte Fanny sanft. Oh, ich würde gern allem Reichthum, allem Glanz entsagen, ich würde gern bereit sein, in Armuth und Niedrigkeit zu leben mit einem Manne, welchen ich liebte.

Aber dieser Mann mußte Dir doch vorher durch den alten Rabbi angetraut sein, nicht wahr? Sonst würdest Du ihm nicht folgen, trotz Deiner Liebe? fragte Mariane.

Ja, Mariane, so mußte es sein, sagte Fanny ernst, ihre großen Augen fest auf die Freundin gerichtet. Ein Weib soll sich nicht in Conflict setzen wollen mit den Sitten der Welt, denn sie wird immer darunter zu leiden haben. Wenn ich liebte und ich könnte den Mann meiner Wahl nicht besitzen, nicht als seine angetraute Gattin ihm angehören, so würde ich ihm entsagen. Ich würde vielleicht sterben vor Gram, aber ich würde sterben mit dem Trost, daß ich der Tugend treu geblieben.

Und daß Du die Liebe verrathen hättest, rief Mariane höhniſch. Phrasen, nichts als angelernte Phrasen, mein Kind, aber mit diesen Phrasen spreizt sich die Welt und nennt es Moral. Oh still, still!

Ich weiß Alles, was Du mir sagen und wie Du mich ermahnen willst! Ich habe es wohl gehört, mit welchem verächtlichen Ton Dein Bräutigam mich die Maitresse des Fürsten von Neuf genannt hat! Entschuldige ihn nicht, und leugne nicht, ich habe es gehört. Ich könnte darauf erwidern, was jüngst Frau von Balbi gesagt hat, als man sie verächtlich die Maitresse des königlichen Prinzen von Artois schalt: *Le sang des princes ne souille pas!* Aber ich will mich nicht entschuldigen, sondern Ihr Alle sollt eines Tages Euch bei mir entschuldigen müssen! Denn ich sage Dir, Fanny, ich gehe meinen Weg und ich habe mein Ziel vor Augen! Es ist ein großes, ein herrliches Ziel! Die ganze Welt will ich vor meinen Füßen sehen, vor der Südin sollen sich alle diese lächerlichen Vorurtheile der Geburt, des Ranges, der Tugend beugen, und gleich berechtigt soll die Südin dastehen inmitten der ersten und vornehmsten Gesellschaft. Sieh, Fanny, das ist mein Plan und mein Ziel, es ist auch das Deine, nur daß wir Beide es auf verschiedenen Wegen verfolgen. Du an der Seite eines Mannes, dessen Gemahlin Du bist, dem Du Treue und Liebe vor Gottes Altar gelobt hast, ohne sie zu empfinden; ich an der Seite eines Mannes, dessen Freundin ich bin, dem ich zwar nicht vor dem Altar Treue und Liebe geschworen, dem ich sie aber halten werde, weil ich sie empfinde! Gott möge entscheiden, bei welcher von uns Beiden die wahre Moralität wohnt. Die Welt giebt Dir Recht und verurtheilt mich; ich aber will ihr eines Tages all ihre Verachtung und ihren Spott in's Gesicht schleudern und will sie zwingen, sich in Demuth vor mir zu beugen!

Und wenn man Dich ansieht in Deiner stolzen, leuchtenden Schönheit, so fühlt man, daß Dir Alles gelingen wird, was Du willst, sagte Fanny, mit bewundernden Blicken die strahlende Erscheinung Marianens betrachtend.

Mariane nickte leicht mit dem Haupt. Laß uns unser Ziel verfolgen, sagte sie, denn es ist dasselbe. Wir haben Beide eine Mission zu erfüllen, Fanny, wir haben die Südin zu rächen an dem Hochmuth der Christinnen, wir haben ihnen zu beweisen, daß wir in jeder Hinsicht ihnen gleich stehen, daß wir vielleicht besser, bedeutender,

talentvoller und schöner sind, als sie alle, diese hochmüthigen Christinnen! Wie oft haben sie uns in der Gesellschaft vernachlässigt und übersehen, wie oft haben sie sich hervorgebrängt, um uns zu verbunkeln, wie oft mit spöttischen Blicken, mit wegwerfender Ueberhebung uns geärgert. Wir wollen ihnen das Alles zurückgeben, wir wollen sie züchtigen mit den Geißeln, womit sie uns gezüchtigt haben, sie sollen sich vor uns beugen müssen!

Sie sollen wenigstens uns als Gleichberechtigte betrachten und gelten lassen müssen, sagte Fanny ernst. Ich verlange nicht, mich zu rächen, aber ich will meine Stelle einnehmen in der Gesellschaft, ich will ihnen beweisen, daß ich eben so gut, wie sie, eine vornehme Dame und eine Aristokratin bin, daß ich den Adel eben so gut vertreten kann, und besser, als sie, denn wir sind von älterem Adel, als alle diese christlichen Aristokraten, und mehr Ahnen von uns bis in entferntere Geschlechter können wir zählen, als sie. Unsere Väter, die stolzen Levi, haben als Hohepriester gestanden in dem Tempel Salomons, und das Volk hat sie schon damals als ablige Herren geehrt. Das wollen wir den christlichen Damen zu bedenken geben, wenn sie uns von ihren Ahnen, die höchstens bis in's Mittelalter oder zu Carl dem Großen reichen, erzählen wollen!

So ist es recht, so höre ich Dich gern, rief Mariane freudig. Ich sehe, Du wirst uns in Wien auf eine edle und stolze Weise vertreten und der Berliner Judenschaft Ehre machen. Oh, das freut mich, Fanny, und ich werde Dich immer dafür lieben! Vergiß auch Du meiner nicht! Ich werde, so Gott will, auch eines Tages nach Wien kommen und werde da meine glänzende Rolle spielen. Wir aber wollen doch niemals Rivalinnen, sondern immer Freundinnen sein. Versprichst Du mir das?

Ich verspreche es Dir, sagte Fanny, der Freundin ihre schlante, weiße Hand darreichend. Mariane drückte sie fest in der ihrigen.

Ich nehme Dein Versprechen an, und werde Dich einst daran mahnen, sagte sie. Jetzt lebe wohl, Fanny, denn ich sehe da Deinen jungen Gemahl, welcher Dich gern sprechen möchte und doch nicht *wagt*, *hierher zu kommen*, aus Furcht vor der Berührung mit der

Maitresse des Fürsten von Neuß. Gott segne und schütze seine Tugend, die sich so sehr vor der Ansteckung zu fürchten hat! Lebe wohl, vergiß nicht unseres Schwurs und denke mein.

Sie schloß die Freundin fest in ihre Arme und drückte einen glühenden Kuß auf ihre Stirn. Dann wandte sie sich rasch um und schritt durch den Saal dahin. Aller Augen folgten der hohen, stolzen Erscheinung mit bewundernden Blicken, und hier und da flüsterte man: „Wie schön sie ist! Wie stolz! Wie prächtig!“ — Sie aber achtete nicht darauf, sie war der Huldigung dieses Geflüsters zu sehr gewohnt, als daß es sie noch hätte erfreuen können. Ohne Gruß, mit stolz gehobenem Haupte schritt sie durch den Saal, den Hermelinmantel eng über ihre Schultern gezogen, nichts um sich her ihrer Beachtung, ihres Anschauens würdig haltend.

Im äußern Vorzimmer erwartete sie ein Lakai in goldner Livree, er flog vor ihr her die Treppe hinunter, riß die Hausthür weit auf und stürzte hinaus, um den Wagen seiner Herrin aus dieser Wagenburg, welche die beiden Seiten der Straße erfüllte, hervorzurufen.

Mariane stand wartend unter der Hausthür, angestiert von den neugierigen stehenden Blicken der Menge, welche in dichten Haufen die Straße belagerte, um die Hochzeitsgäste des reichen Banquiers Izig beim Einsteigen in ihre Wagen zu beschauen.

Mariane achtete gar nicht auf diese Leute, ihre großen, schwarzen Augen schweiften mit kalter, theilnahmloser Gleichgültigkeit an allen Gesichtern vorüber, keiner von allen diesen Menschen hatte irgend ein Interesse für sie und ihr Anstarren war ihr ganz gleichgültig.

Aber die Menge fühlte sich verletzt von dieser stolzen Ruhe, dieser färslichen Gleichgültigkeit. Seht, murmelte man hier und dort, seht die stolze Jüdin! Wie sie uns anstarrt, als wären wir nur leere Luft, nichts weiter! Welche köstlichen Brillanten sie trägt! Ob ihr das der Schacher ihres Vaters eingetragen hat?

Bei dieser lauten und spöttischen Frage eines alten, zerlumpten Weibes brachen Alle in ein lautes, höhnisches Lachen aus. Mariane achtete noch immer nicht darauf. Sie dachte nur, daß es außerordentlich lange dauere, bis ihr Wagen vorfahre, und die vermeintliche

Räufigkeit ihres Dieners war es allein, welche einen Schatten über ihre hohe Stirn warf.

Als das Lachen der Menge verstummt war, drängte sich plötzlich ein Weib, eine Jüdin in schmutzigen, zerfetzten Gewändern, aus der Menge hervor und trat dicht zu Marianen heran. Der Schacher ihres Vaters, meint Ihr, habe ihr diese Brillanten eingebracht? rief sie mit kreischender Stimme der Menge zu. Nein, ich weiß das besser! Ihr Vater war mein guter Freund, und wir haben manches kleine Geschäftchen mit einander gemacht, als er noch ein kleiner Handelsjude war, der mit dem Päckchen auf dem Rücken durch die Straßen ging. Nachher ist er durch Handel reich und ich arm geworden, aber die Brillanten hat sie doch nicht von ihrem Vater. Leute, hört, wer diese ist, die uns so stolz anschaut. Das ist die Jüdin Mariane Meier, die Maitresse des alten Fürsten Neuf!

Ach, eine Maitresse, lachte und jubelte das Volk. Und die schaut uns an, als ob sie eine Königin wäre. Trägt Brillanten im Haar, meint ihre Schande zu verbergen unter Sammet und Seide! Hat —

Eben fuhr mit donnerndem Geräusch der Wagen vor, die gallo-nirten Diener öffneten den Schlag und beeilten sich, die Leute bei Seite zu schieben, damit ihre Herrin auf dem ausgelegten Teppich zu ihrer Kutsche schreiten könnte.

Wir lassen uns nicht zurückdrängen, brüllten die Leute, wir wollen uns die schöne Maitresse in der Nähe beschauen!

Und unter Hohngelächter und Geschrei schoben sie sich dicht an Mariane heran. Sie schritt langsam, mit hochgehobenem Haupt, vorwärts und schien alle die beleidigenden, höhnennden Worte gar nicht zu vernehmen. Nur ihre Wangen waren noch bleicher geworden und ihre Lippen zuckten leise, wie von verhaltenem Zorn.

Jetzt hatte sie sich bis zu ihrem Wagen durchgebrängt und stieg ein. Die Diener schlugen den Schlag in die Höhe, aber die Menge umdrängte den Wagen und schaute durch die Glasfenster und hohn-lachte: Seht, seht! Die schöne Maitresse! Hurrah! Es lebe die Maitresse!

Der Kutscher hieb auf die Pferde ein und der Wagen setzte sich

in Bewegung, aber nur langsam und im Schritt konnte er sich fort-schieben, denn das höhnnende Volk machte sich ein Vergnügen daraus, wie eine schwarze, ungeheure Woge mit fortzurollen und der stolzen Equipage der Maitresse jeden Schritt vorwärts streitig zu machen.

Mariane saß aufrecht in ihrem Wagen, mit flammenden, kalten Blicken die Menge anstarrend. Nicht eine Thräne umbüfferte ihr Auge, kein Wort, kein Schrei kam von ihren fest aufeinandergepressten Lippen. Auch jetzt nicht, als der Wagen, um die Ecke bieugend, endlich Raum gewann und mit donnerndem Geräusch dahin flog, auch jetzt nicht veränderte sich ihre Stellung oder der Ausdruck ihres Gesichtes. Bald hatte sie das Hôtel erreicht, vor dem Vestibule hielt der Wagen an, und der Lakai öffnete den Schlag. Mariane stieg aus und schritt langsam, stolz und ruhig zu der Treppe hin. Der Lakai eilte ihr nach, und wie sie eben bis zu dem ersten Absatz gelangt war, stand er hinter ihr und flüsterte: Madame, ich bitte um Vergebung. Ich war wirklich ganz unschuldig. Da Ihre Gnaden zuletzt gekommen waren, mußte der Wagen als der letzte in der Reihe ansfahren, und deshalb dauerte es so lange, bis er vorwärts kommen konnte. Ich bitte um Verzeihung, Ihre Gnaden!

Mariane wandte nur langsam einen Moment das Haupt zu ihm und schaute ihn flüchtig an mit einem müden, verächtlichen Blicke, dann schritt sie, ohne ein Wort zu sagen, die Treppe höher hinauf.

Der Lakai blieb stehen und schaute der stolzen Gestalt nach, wie sie langsam empor schwebte, und flüsterte seufzend: Sie wird mich fortjagen lassen! Sie verzeiht niemals! —

Mariane hatte jetzt die obere Etage erreicht und schritt den Corridor hinunter, langsam, stolz wie immer. An der Thür stand ihr Kammerdiener, der sie mit tiefer Verneigung empfing und vor ihr die beiden Flügel der Thür öffnete. Sie durchschritt ernst und still die lange Reihe der glänzenden Gemächer, die sich vor ihr aufthat, und trat in ihr Toilettenzimmer ein. Dort harrten ihrer die beiden Kammerfrauen, um ihr beim Anlegen einer bequemeren Haus-toilette behülflich zu sein.

Wie sie sich ihrer Herrin näherten, machte sie eine stolze, abweh-

rende Bewegung mit der Hand. Hinaus! sagte sie, hinaus! Nichts weiter, aber es klang wie ein Schmerzensschrei, ein Zornesruf, und die Kammerfrauen beeilten sich daher, zu gehorchen, oder vielmehr zu entfliehen. Als die Thür sich hinter ihnen schloß, stürzte Mariane hin, schob den Kiegel vor ließ die Portièrre niederrauschen.

Nun war sie allein, nun konnte Niemand sie sehen, Niemand sie hören. Mit einem wilden Aufschrei hob sie ihre schönen Arme empor und riß das Brillantenband aus ihrem Haar und schleuderte es zur Erde. Dann löste sie mit zitternden Händen den goldenen Gürtel von ihrer herrlichen Gestalt und die funkelnden Nadeln aus ihrem Haar und warf all dies kostbare Geschmeide zu Boden. Und mit ihren kleinen Füßen, mit den goldgestickten Atlaschuhen trat sie, stampfte sie auf das Geschmeide, mit flammenden Blicken, die Lippen vor Zorn emporgehoben, daß man die zwei Reihen köstlicher Zähne sah, die sie fest auf einander gepreßt hatte. Ihr langes Haar, nicht mehr von den Nadeln und Spangen zurückgehalten, war niedergefallen und umfloß jetzt, einem schwarzen Schleier gleich, ihre Gestalt und legte sich dicht an das sammetne Purpurgewand. Wie die Göttin der Rache war sie anzuschauen, so schön, so stolz, so zermalmend und so prächtig, die kleinen, geballten Hände zum Himmel empor schleudernd, mit den Füßen das bligende Geschmeide zertretend.

Verhöhnt, verlacht! murmelte sie. Das gemeinste Weib der Straße glaubt ein Recht zu haben, mich verachten zu können, mich, die stolze, die gefeierte Mariane Meier, mich, zu deren Füßen Grafen und Fürsten umsonst geseufzt haben! Und was bin ich denn, daß man es wagen darf, mich zu verachten?

Sie fragte es mit einem trotzigen, flammenden Blicke gen Himmel, aber auf einmal zuckte sie zusammen und ließ demüthig und zerbrochen ihr Haupt auf ihre Brust niederstinken.

Ich bin eine Schmachbeladene, küßte sie, Brillanten und Goldgeschmeide verhüllen nicht meine Schande. Ich bin die Maitresse des Fürsten, weiter nichts!

• Aber dies soll anders werden, rief sie auf einmal laut und stürmisch, Ich will ein Ende machen, ich muß ein Ende machen. Diese

Stunde hat über mein Schicksal entschieden und meinen Starrsinn gebrochen! Ich glaubte, der Welt Trotz bieten zu können in meiner Weise, glaubte, ihre Vorurtheile verhöhnen und verachten zu können, aber die Welt ist stärker, als ich, und so muß ich mich fügen und ihr Trotz bieten in ihrer Weise. Und das will ich und das werde ich! Gleich jetzt soll's geschehen!

Ohne weiter zu überlegen und zu sinnen, verließ sie das Gemach und eilte wieder durch die glänzenden Säle dahin. Ihr Haar flatterte jetzt wild um sie her, wie züngelnde Schlangen, ihr Purpurgewand, nicht mehr von dem goldenen Gürtel zusammengehalten, floß lose um ihre Gestalt nieder.

Sie achtete gar nicht auf diese Unordnung ihrer Toilette, ihre ganze Seele war nur erfüllt von Einem Gedanken, Einem Willen.

In athemloser Hast war sie vorwärts geeilt und öffnete jetzt mit raschem Griff eine letzte Thür, durch welche sie in ein mit allem Luxus und Comfort ausgestattetes Gemach eintrat.

Bei ihrem so unvermutheten und plötzlichen Erscheinen erhob sich der Herr, der auf dem seidenen Divan geruht, und blickte mehr erschreckt, als erfreut nach der unerwarteten Störung sich um. Als er indessen Mariane erkannte, flog ein Lächeln über seine Züge und er beeilte sich, ihr mit freundlichem Gruß entgegen zu gehen.

Schon wieder zurück, meine Theuerste? fragte er, ihr seine beiden Hände darreichend.

Ja, Durchlaucht, ich bin zurück, sagte sie trocken und kalt.

Ueber die alternden, matten Züge des Herrn flog ein ängstlicher Ausdruck und er heftete seine großen, von dicken, weißen Augenbrauen beschatteten Augen fest und prüfend auf seine Freundin hin. Jetzt erst gewahrte er ihr zorniges Antlitz, die Unordnung ihrer Toilette.

Mein Gott, Mariane, fragte er lebhaft, was bedeutet Ihre Aufregung, Ihre Unfreundlichkeit gegen mich? Was ist Ihnen geschehen?

Es ist mir geschehen, daß ich beschimpft, insultirt, bis auf den Tod gekränkt bin, rief sie mit zitternden Lippen, mit flammender Zornesröthe auf den Wangen. Es ist mir geschehen, daß ich eine Viertelstunde, nein, eine Ewigkeit das Hohngelächter, die Verachtung, das

Gespött des Pöbels habe ertragen müssen, daß man mich öffentlich geschimpft und geschändet hat.

Mein Gott, rief der alte Herr, ängstlich die Hände faltend, was ist denn geschehen, wer trägt denn die Schuld an dieser Beleidigung?

Wer die Schuld daran trägt? fragte sie, ihre flammenden Augen mit einem fascinirenden Ausdruck auf ihn richtend. Sie allein, mein Fürst, Sie sind die Schuld meiner Schmach und meiner Demüthigung. Um Ihetwillen hat mich der Pöbel verhöhnt und hat mich Ihre Maitresse genannt und hat gespottet über meine Brillanten, den Kaufpreis meiner Schande! Oh, wie viel Schmach, wie viel Demüthigung habe ich nicht um Ihetwillen schon erduldet, mit wie viel blutigen Thränen habe ich nicht diese Liebe schon verwünscht, die mich an Sie fesselt, und die ich doch nicht aus meinem Herzen reißen konnte, denn sie ist stärker, als ich. Aber jetzt ist es genug! So viel Schande und Spott erträgt mein Stolz nicht. Leben Sie wohl, mein Fürst, mein Geliebter, ich muß Sie verlassen, ich darf nicht mehr bei Ihnen bleiben, wenn die Schande mich nicht tödten soll! Leben Sie wohl! Niemand soll es mehr wagen dürfen, mich eine Maitresse zu nennen!

Sie wandte sich mit einem letzten glühenden Scheideblick nach der Thür hin, aber der Fürst hielt sie zurück. Mariane, fragte er zärtlich, wissen Sie denn nicht, daß ich Sie liebe, daß ich nicht ohne Sie leben kann?

Sie schaute zu ihm hin mit einem bezaubernden Lächeln. Und ich? fragte sie. Fern von Ihnen werde ich sterben vor Liebeskummer, bei Ihnen werde ich sterben vor Schmach. Ich ziehe den Liebeskummer vor! Leben Sie wohl! Niemand soll mich mehr eine Maitresse nennen dürfen! — Und sie legte schon die Hand auf den Griff der Thür.

Der Fürst legte seine beiden Arme um ihre Gestalt und zog sie zurück. Ich lasse Dich nicht fort, sagte er glühend. Du bist mein und sollst es bleiben. Oh warum bist Du so stolz und kalt! Warum willst Du unserer Liebe nicht das Opfer Deines Glaubens darbringen! Warum bestehst Du darauf, eine Zübin zu bleiben!

Durchlaucht, fragte sie, ihr Haupt an seine Schulter legend, weßhalb sollte ich denn eine Christin werden?

Weshalb? rief er. Deshalb, weil meine Religion und die Landesgesetze es mir verbieten, eine Jüdin zu meiner Gemahlin zu machen.

Und wenn ich Ihnen auch das Letzte noch opferte, was ich besitze? flüsterte sie. Mein Gewissen und meine Religion?

Mariane, rief er feierlich und laut, ich wiederhole Dir, was ich Dir schon oft gesagt habe: werde eine Christin, damit Du meine Gemahlin werden kannst!

Sie schlug mit einer heftigen Bewegung ihre Arme um seinen Hals und schmiegte sich fest an ihn. Ich werde eine Christin! flüsterte sie.

IX.

Tirbe und Politik.

Endlich also, endlich! rief Geng mit dem Ausdruck glühender Zärtlichkeit, sich Marianen nähernd, welche ihm mit einem holden Lächeln entgegen ging. Wissen Sie, Theuerste, daß Sie mich seit acht Tagen zur Verzweiflung gebracht haben? Kein Wort, keine Botschaft von Ihnen! So oft ich kam, Sie zu sehen, immer abgewiesen. Immer dieses fürchterliche: „Ihro Gnaden sind nicht zu Hause!“ während ich doch Ihre Nähe in jedem Nerv, jeder Ader fühlte und den Zauber Ihres Wesens in meinem zuckenden Herzen empfand. Und abgewiesen! Keine Antwort auf meine Briefe, auf mein glühendes Flehen, Sie nur eine Viertelstunde zu sehen!

Nun, Sie Undankbarer? fragte sie lächelnd. Habe ich nicht heute zu Ihnen gesandt? Habe ich Ihnen nicht ganz freiwillig dieses Rendezvous gewährt und Sie zu mir gerufen?

Sie wußten wohl, daß ich gestorben sein würde, wenn Sie nicht endlich Sich meiner erbarmten! Oh, Sie können nicht denken, himmlische Mariane, welche Thorheiten mich die Verzweiflung schon hat begehren lassen. Um Sie zu vergessen, habe ich mich in Zerstreuungen,

in Arbeiten, in Liebesaventuren gestürzt! Alles umsonst. Inmitten unserer Feste war ich traurig, bei meinen Arbeiten war ich zerstreut, und um meinen Liebesbethuerungen Leidenschaft und Wahrheit zu geben, mußte ich die Augen schließen und mir einbilden, Sie seien es, zu der ich redete.

Und dann gelang es Ihnen, nicht wahr? fragte Mariane lachend.

Ja, dann gelang es mir, sagte er vollkommen ernsthaft, aber meine Geliebte der Zerstreung und Verzweiflung ahnte nicht, daß ich sie nur deshalb so feurig umarmte, weil ich in ihr meine Geliebte des Herzens und der Begeisterung küßte.

Und wer war Ihre Geliebte der Zerstreung und Verzweiflung? fragte Mariane.

Ach, Mariane, können Sie verlangen, daß ich ein Weib verrathen soll?

Nein, nein, es freut mich, Sie als einen discreten Cavalier kennen zu lernen. Sie sollen kein Weib verrathen! Ich will Ihnen den Namen sagen! Die Geliebte der Zerstreung und Verzweiflung war das schönste und bezauberndste Weib in Berlin, es war die Schauspielerin Christel Enghaus. Mein Freund, ich mache Ihnen mein Compliment, bei dieser Schönen den Sieg über alle die girrenden, schmachtenden, verliebten Fürsten, Grafen und Herren davongetragen zu haben. Sie haben Ihre acht Tage der Verzweiflung wirklich gut und würdig zu benutzen verstanden!

Und doch, Mariane, doch wiederhole ich Ihnen: sie war nur meine Geliebte der Zerstreung, und nur um Sie zu vergessen, stürzte ich mich in dieses Verhältniß!

Sie lieben mich also wirklich? fragte Mariane.

Mariane, ich bete Sie an! Sie wissen es. Oh, ich darf Ihnen das jetzt sagen. Früher schreckten Sie mich zurück und wollten nichts hören von der Liebe des verheiratheten Mannes. Aber jetzt ist diese Schmach von mir abgefallen, Mariane, jetzt bin ich kein verheiratheter Mann! Jetzt bin ich frei und alle Frauen der Welt dürfen sich kein Gewissen mehr daraus machen, mich zu lieben. Ich bin frei, wie der Vogel in der Luft.

Und wollen wie der Vogel hierhin und dorthin flattern?

Nein, schönste, herrlichste Mariane, ihr Herz soll der Käfig sein, in welchem ich mich einschließe.

Hätten Sie Sich, mein Freund! Wenn dieser Käfig nun keine Thür hätte, aus welcher Sie wieder ent schlüpfen könnten?

Wär' eine Thür darin, ich würde sie verwünschen.

So grenzenlos also lieben Sie mich, daß Sie mir Ihre kaum erworbene Freiheit opfern wollen?

Sie fragen noch, Mariane? fragte Genz, zärtlich ihre schöne Hand an seine Rippen drückend.

Ernsthaft gesprochen, Freund, sagte sie lächelnd. Sie bieten mir also Ihre Hand an? Sie wollen mich heirathen?

Genz zuckte leise zusammen und blickte erstaunt und erschrocken zu ihr empor. Mariane lachte laut.

Ach, sagte sie, Ihr Gesicht ist die wundervolle Illustration von Goethe's Gedicht. Sie kennen's doch? Und mit komischem Pathos recitirte sie:

Heirathen, Kind, ist wunderbar Wort.

Hör' ich's, möcht' ich gleich wieder fort.

Mein Gott, welch ein tiefer Menschenkenner ist doch der große Goethe, und wie stolz bin ich darauf, ihn meinen Freund nennen zu können! „Heirathen, Kind, ist wunderbar Wort.“

Mariane, Sie sind grausam und ungerecht, Sie —

Und wissen Sie, wie das Gedicht weiter geht? unterbrach sie ihn. Das Mädchen antwortet darauf:

Heirathen wir eben,
Das Uebrige wird sich geben.

Sie höhnen und spotten, rief Genz lächelnd, und wissen doch, daß bei uns das Uebrige sich leider nicht hinterher geben würde, sondern vorher mein schönstes Glück, das Glück, Ihr Gemahl zu sein, unmöglich macht. Sie sind ja leider keine Christin, Mariane. Ich kann Sie also nicht heirathen.

Und wenn ich doch eine Christin wäre, Friedrich? fragte sie mit süßer, störender Stimme.

Er richtete seine Augen mit einem forschenden Ausdruck auf ihr reizendes, lächelndes Angesicht. Wie? fragte er verlegen. Wenn Sie doch eine Christin wären? Was wollen diese Worte sagen, Mariane?

Sie wollen sagen, Friedrich, daß ich dem Manne, welcher mich so glühend, so ausdauernd und treu liebt, den höchsten Beweis meiner Liebe gegeben habe. Ich bin Christin geworden um seinetwillen. Gestern ist die Ceremonie der Taufe gewesen. Jetzt, mein Freund, frage ich Sie noch einmal, frage Sie als Christin: Geng, wollen Sie mich heirathen? Ehrlich und offen, mein Freund! Bedenken Sie, daß es die Geliebte Ihres Herzens und Ihrer Begeisterung ist, welche vor Ihnen steht und von Ihnen eine Antwort fordert. Bedenken Sie, daß dieser Augenblick über unsrer Weiber Zukunft entscheidet und sofort und auf der Stelle entscheidet. Denn Sie sehen, ich habe alle Hindernisse aus dem Wege geräumt, ich bin Christin geworden, und ich sage Ihnen, ich bin bereit, noch in dieser Stunde Ihre Gemahlin zu werden. Noch einmal also: Geng, wollen Sie mich heirathen?

Er war aufgestanden und ging heftig einige Male auf und ab. Mariane verfolgte ihn mit einem lauernden Blick, einem spöttischen Lächeln, aber als er jetzt zu ihr trat, nahm sie schnell eine ernsthafte Miene an.

Mariane, sagte er fest, Sie wollen die Wahrheit wissen, und ich liebe Sie zu sehr, um Ihnen dieselbe verhehlen zu können. Ich will, ich darf, ich kann Sie nicht heirathen. Ich will nicht, weil ich mich außer Stande fühle, die Fesseln der Ehe noch einmal zu tragen! Ich darf nicht, weil ich Sie unglücklich und elend machen würde. Ich kann nicht, weil das hieße, einen Verrath an der Freundschaft begehen, denn Sie wissen es wohl, der Fürst von Neuß ist mein Freund!

Und ich bin seine Maitresse, das wollten Sie doch sagen?

Er liebt Sie grenzenlos, wollte ich sagen, und er ist ein edler, großmüthiger Mann, dessen Herz brechen würde, wenn man Sie ihm raubte.

Also zum letzten Male: Sie wollen mich nicht heirathen?

Mariane, ich liebe Sie zu sehr, um Sie heirathen zu können!

Mariane lachte laut auf. Ein seltsamer Weigerungsgrund, in der

That, sagte sie. So originell, daß ich Ihnen deshalb sogar Ihre Weigerung verzeihen könnte. Und dennoch hatte ich so fest und sicher auf Ihre Liebe und Ihre Einwilligung gerechnet, daß ich, im Vertrauen darauf, schon alle Vorbereitungen getroffen hatte, um heute noch unsere Trauung vollziehen zu lassen. Schauen Sie mich doch an, Geng, sehen Sie nicht, daß ich im Brautanzug bin? Im weißen Atlasgewand?

Ihre Schönheit umgibt Sie immer mit einem Brautanzug, Mariane.

Schön gesagt! Aber sehen Sie nicht dort auf dem Tisch den Kranz von blühenden Myrthen, meinen Brautkranz? *Hony soit qui mal y pense!* In der kleinen Kapelle steht auch schon der Priester bereit und erwartet das Brautpaar, die Lichter brennen vor dem Altar, Alles ist bereit zur Trauung. Nun denn, wir dürfen den Priester nicht länger warten lassen. Sie wollen nicht als mein Bräutigam bei der Trauung wirken, nun wohl, so fungiren Sie dabei als Zeuge! Wollen Sie das? Wollen Sie als treuer, verschwiegener Freund mir zur Seite stehen und meinen Contract mit unterzeichnen?

Ich bin bereit, Ihnen jeden Beweis meiner Liebe und Freundschaft zu geben, sagte Geng ernst.

Wohl, ich rechnete auf Sie, rief Mariane lächelnd, und um Ihnen die Wahrheit zu sagen, ich rechnete auch auf Ihre Weigerung, sich mit mir zu vermählen. Kommen Sie, reichen Sie mir Ihren Arm! Ich will Ihnen die kleine Kapelle zeigen, welche der Fürst von Neuz hier im österreichischen Gesandtschaftshôtel hat einrichten lassen. Das wird Niemanden von der Dienerschaft auffallen, ich hoffe überdies, daß uns Niemand begegnen wird. Vielleicht treffen wir in der Kapelle den Fürsten Heinrich, das ist ein Zufall, der Niemandem auffallen kann. Kommen Sie! Helfen Sie mir diesen langen, schwarzen Mantel umwerfen, der ganz und gar mein weißes Atlaskleid verbirgt. Den Myrthenkranz nehme ich unter den Arm, so sieht ihn Niemand. Und nun kommen Sie!

Ja, kommen Sie, sagte Geng, ihr den Arm reichend, ich sehe

wohl, daß Sie eine Mystification mit mir vorhaben, aber ich folge Ihnen, wohin Sie wollen, in die Hölle oder —

Oder in die Kirche, sagte sie lächelnd. Nun still, daß uns Niemand hört!

Schweigend gingen sie durch die Säle, dann einen langen Corridor hinunter, eine schmale, verborgene Treppe hinab, und traten jetzt in ein kleines Gemach ein, in welchem drei Herren sich befanden. Der Eine war ein katholischer Geistlicher im vollen Ornat, der Andere der österreichische Gesandte, Fürst von Neuz, Heinrich XIII., und der Dritte der erste Attaché von der österreichischen Gesandtschaft.

Der Fürst näherte sich Marianen, und indem er ihr die Hand reichte, grüßte er Geng mit einem freundschaftlichen Kopfsneigen. Alles ist bereit, sagte er, kommen Sie, Mariane. Lassen Sie mich Ihnen den Kranz aufsetzen!

Mariane warf ihren Mantel ab, und dem Fürsten den Myrthenkranz darreichend, beugte sie ihr Haupt und kniete halb vor ihm nieder. Er nahm den Kranz und befestigte ihn in ihrem Haar, dann winkte er dem Attaché, ihm das große Etui darzureichen, das dort auf dem Tisch stand. Dieses Etui enthielt eine kleine Fürstenkrone von wundervoller Arbeit, geziert mit den köstlichsten Brillanten.

Der Fürst befestigte diese Krone über dem Kranz Marianens, und wie Sterne funkelten jetzt die Brillanten über dem grünen Myrthenzweige.

Stehen Sie auf, Mariane, sagte er dann laut, ich habe die Krone Ihrer neuen Würde in Ihrem Haar befestigt, lassen Sie uns also jetzt zum Altar gehen.

Mariane richtete sich empor, ein wunderbarer Glanz triumphirender Freude war über ihr Antlitz ergossen, ihre Wangen, sonst immer so durchsichtig bleich, glühten jetzt purpurroth, um ihre vollen Lippen schwebte ein seltsames Lächeln. Mit einem stolzen, siegreichen Blick auf Geng, der erstaunt, sprachlos zu ihr hinstarrte, reichte sie dem Fürsten ihren Arm.

Der Priester schritt ihnen voran, und aus dem kleinen Gemach traten sie jetzt ein in die kleine Hauskapelle. Vor dem Altar, über welchem ein herrliches Gemälde von Dyk's hing, die Himmelfahrt der

heiligen Jungfrau darstellend, brannten die Kerzen auf hohen silbernen Leuchtern, auf dem Teppich vor dem Altar waren zwei Betschemel für das Brautpaar hingesezt, dahinter befanden sich Lehnsessel für die Zeugen. Dem Altar gegenüber, an der andern Seite des Raumes, war eine Art Chor oder Balkon angebracht, auf welchem eine Orgel sich befand.

Aber Niemand war da, dieselbe zu spielen. Alle übrigen Plätze und Stühle waren leer, ganz im Geheimen und in der Stille sollte die heilige Handlung vorgenommen werden.

Genz sah und beobachtete das Alles wie ein Traumgebilde, er konnte immer noch nicht die Wahrheit desselben glauben, er war verwirrt, bekümmert, er wußte selbst nicht, ob vor Ueberraschung, oder vor Aerger, so düpirt worden zu sein. Wie im Traum sah er das Paar auf den Betschemeln niederknien, sie, Mariane Meier, die Südin, zur rechten Hand, an dem Ehrenplatz, den nur die legitimen, standesmäßigen Bräute einnehmen, hörte er den vor dem Altar stehenden Priester feierliche Worte der Ermahnung und des Segens sprechen, und endlich von dem knieenden Brautpaar das Gelübde ewiger Treue, ewiger Liebe fordern. Beide sprachen sie das feierliche Ja zu gleicher Zeit, der Fürst, ruhig, ernst, Mariane hastig mit einem freudigen Accent. Dann sprach der Priester das Gebet und den Segen, und die Ceremonie war beendet. Das Brautpaar kehrte in das kleine Gemach, das zur Sacristei diente, zurück. Schweigend empfingen sie die stummen Glückwünsche der beiden Herren, die ihnen gefolgt waren. Alsdann nahm der Attaché aus seinem Portefeuille ein Papier hervor, auf welchem er schon im Voraus ein Protokoll der eben beendeten Ceremonie aufgesetzt hatte. Das Brautpaar sezte seine Namen darunter, dann folgten die Unterschriften der Zeugen und des Priesters, der seiner Unterschrift das kirchliche Siegel hinzufügte. Es war jetzt ein vollkommen gültiges Document ihrer legitimen Trauung, das Mariane aus den Händen des Fürsten empfing, und wofür sie ihm dankte mit einem zärtlichen Lächeln.

Sie sind jetzt meine legitime Gemahlin, sagte Keuß ernst, ich wollte Ihnen diesen Beweis meiner Liebe und Achtung geben, und ich

danke diesen Herren, daß sie Zeugen desselben gewesen sind, denn Sie könnten eines Tages dieses Zeugnisses bedürfen. Vorerst aber habe ich triftige Gründe, unsere Vermählung noch geheim zu halten, und Sie haben mir versprochen, das Geheimniß zu bewahren.

Und ich erneuere Ihnen dieses Versprechen hier an heiliger Stätte, und im Beisein des Priesters und unserer Zeugen, mein Gemahl, sagte Mariane. Niemand soll von mir auch nur mit einem Wort, einer Andeutung erfahren, was hier eben geschehen. Ich werde gehorsam und geduldig vor den Augen der Welt so lange nur als Ihre Geliebte gelten, bis es Ihnen gefällt, zu sagen, daß ich auch Ihre legitime Gemahlin bin.

Dieser Zeitpunkt soll nicht fern sein, sagte der Fürst. Und Sie, meine Herren, wollen auch Sie mir versprechen, auf Ihr Ehrenwort versprechen, daß Sie unser Geheimniß bewahren wollen?

Wir versprechen es mit unserm Ehrenwort! riefen die Herren.

Der Fürst verneigte sich dankend. Lassen Sie uns jetzt einzeln, wie wir gekommen, die Kapelle wieder verlassen, sagte er, unser gemeinschaftliches Fortgehen würde auffallen, wenn irgend Jemand von der Dienerschaft uns begegnete. Kommen Sie, Herr Baron, Sie begleiten mich! Er reichte dem Attaché seinen Arm und verließ mit ihm die Kapelle.

Und Sie begleiten mich, sagte Mariane, Geng freundlich zunicend.

Und ich bleibe hier, für das neuvermählte Paar zu beten, murmelte der Priester, die kleine Sacristei verlassend und wieder zu dem Altar hinschreitend.

Mariane löste jetzt mit hastiger Hand die Fürstenkrone und den Myrthenkranz aus ihrem Haar, und verbarg Beides unter dem schwarzen Mantel, den ihr Geng um die Schultern legte.

Schweigend kehrten sie wieder über die Treppen und Corridore zu Marianens Gemächern zurück. In ihrem Wohnzimmer angelangt, warf Mariane mit einem unbeschreiblichen Ausdruck stolzer Freude ihren Mantel wieder ab, und legte Myrthenkranz und Krone auf den Tisch.

Nun, fragte sie mit ihrer vollen, tönenden Stimme, was sagen Sie jetzt, mein zärtlicher Geng?

Er hatte seinen Hut genommen, und sich tief verneigend erwiderte er: Ich sage, daß ich mich vor Ihrer Klugheit und vor Ihrem Talent beuge! Sie haben da eine Meisterstück gemacht, Theuerste!

Nicht wahr? fragte sie triumphirend. Die verachtete, außerhalb der Gesellschaft stehende Jüdin ist plötzlich eine legitime Fürstin geworden, und hat die Macht, allen Spott, allen Hohn und alle Verachtung zu rächen! Oh, wie süß soll diese Rache sein, wie will ich sie Alle vor mir demüthigen, diese Weiber, die einst mich verächtlich über die Schultern anzusehen wagten, und die mir jetzt den Vortritt und den Ehrenplatz werden lassen müssen!

Und werden Sie Sich auch an mir rächen, Mariane? fragte Geng demüthig. An mir, der es wagte, Sie zu verschmähen? Aber nein, Sie müssen mir gerade dafür ewig dankbar sein! Denn nehmen Sie an, ich hätte Sie gezwungen, mir Ihr Wort zu halten, so wären Sie jetzt statt einer Fürstin die unglückliche Gemahlin des armen Kriegs-rath Friedrich Geng.

Mariane lachte. Sie haben Recht, sagte sie, ich bin Ihnen dafür dankbar. Aber, mein Freund, Sie dürfen und sollen nicht der arme Kriegs-rath Geng bleiben.

Der Himmel weiß es, daß dies auch nicht meine Absicht ist! rief Geng lachend. Gott hat ein Capital in mein Haupt gelegt, und ich werde mir hohe Zinsen davon verschaffen, seien Sie dessen gewiß!

Aber hier werden Sie diese Zinsen nicht erlangen, sagte Mariane hastig. Sprechen wir vernünftig mit einander, Freund. Wir haben jetzt der Liebe, der Freundschaft ihren Tribut dargebracht, reden wir jetzt auch einmal von Politik! Ich bin dazu bevollmächtigt, und die jetzt zu Ihnen spricht, ist nicht Mariane Meier, sondern die Gemahlin des österreichischen Gesandten, autorisirt, Ihnen allerlei Vorschläge zu machen. Kommen Sie, Freund, setzen Sie Sich auf den Lehnstuhl mir gegenüber, und lassen Sie uns eine diplomatische Conferenz halten!

Ja, lassen Sie uns das thun, sagte Geng lächelnd, indem er seinen Sitz einnahm.

Freund Genz, was haben Sie für Hoffnungen auf Ihre Zukunft? Eine inhaltsschwere Frage, aber ich will mich bemühen, sie kurz zu beantworten. Ich habe die Hoffnung, Ehre, Ruhm, Rang und Einfluß und eine bedeutende Stellung durch meine Talente zu erwerben.

Und Sie glauben, daß Sie das Alles hier in Preußen erobern können? Ich — ich hoffe es! sagte Genz zögernd.

Sie haben einen Brief an den jungen König gerichtet, ihn ermahnt, seinen Völkern Wohlstand, Glück, Ehre und Pressfreiheit zu schenken. Wie lange ist es her, daß Sie diesen Brief abgeschickt?

Es sind vier Wochen seitdem vergangen!

Vier Wochen, und man hat Sie noch nicht belohnt für Ihren herrlichen Brief, den doch ganz Preußen mit Jubel begrüßt hat? Man hat noch nicht daran gedacht, Ihnen eine Ihren Talenten würdige Stellung zu geben? Man hat Sie nicht an den Hof gerufen?

Doch, man hat mich an den Hof gerufen, die Königin hat gewünscht, mich kennen zu lernen, Quattieri hat mich ihr vorgestellt und die Königin hat mir sehr viel Verbindliches und Schmeichelhaftes gesagt. *)

Worte, Worte, mein Freund! Aber die Thaten sprechen entscheidender. Der König hat Sie nicht rufen lassen, der König hat Ihnen nicht gedankt. Der König bedarf Ihrer nicht, und gleichsam um Ihnen und allen Denen, welche Ihren Brief mit so großem Enthusiasmus aufgenommen haben, zu beweisen, daß er seinen eigenen Weg gehen, nicht auf Rathschläge und Warnungen hören will, hat der König in diesen Tagen eine Verordnung an das Kammergericht ergehen lassen, in welcher er ernstlich erinnert und befiehlt, die Fiskale zu strenger Wachsamkeit über Verleger und Verkäufer unzensurirter, oder ungestatteter Druckschriften zu verpflichten. **)

Das ist nicht wahr, das ist nicht möglich! rief Genz auffahrend.

Ich verzeihe Ihrem gerechten Kummer dieses heftige Streiten, sagte Mariane lächelnd. Daß ich aber die Wahrheit gesagt, werden Sie aus der morgenden Zeitung ersehen, in welcher dieser Erlaß des Königs erscheinen wird. Oh, Sie wissen wohl, mein Freund, die österreichische

*) Barmhagen, Gallerie von Bildnissen 2c. Bd. II.

**) F. Förster, Neuere und neueste Preussische Geschichte. Bd. I. S. 498.

Gesandtschaft hat überall ihre guten Freunde, welche sie mit Nachrichten versorgen, und sie au fait erhalten. Hoffen Sie also auf keine Anerkennung, keine Bevorzugung von dem jungen König. Ihr herrlicher Brief hat ihn verlezt, statt ihn zu gewinnen, er hat ihn zu lähn gefunden. Friedrich Wilhelm ist kein Freund des Kühnen, des Extravaganten, er schreckt zurück vor jeder gewaltsamen Reform. Der König von Preußen will nichts zu schaffen haben mit den Weltthändeln, der König von Preußen will neutral bleiben inmitten der Parteien. Statt mit dem Krieg und der Politik beschäftigt er sich mit der Kirchenagende, den Examina der Candidaten, und hat doch auch da nicht einmal den Muth, das Wöllnersche Religions-Edikt förmlich zurückzunehmen, und damit in der Verwaltung wenigstens einen entscheidenden Schritt zu thun. Man wird hier immer laviren, immer halbe Schritte thun, glauben Sie mir das, kommen Sie nach Oesterreich.

Und was soll ich in Oesterreich? fragte Geng sinnend.

Was Sie da sollen? rief Mariane leidenschaftlich. Sie sollen dem Vaterland, Sie sollen Deutschland dienen, denn Deutschland ist ja so gut in Oesterreich wie es in Preußen ist! Oh glauben Sie mir, Freund, nur in Oesterreich finden Sie Tapfere, welche es wagen werden, der französischen Despotie ein Ziel zu setzen. Und dort wird man Sie mit Freuden willkommen heißen, wird ihrem Genie einen geeigneten Wirkungskreis, Ihrem Ehrgeiz eine genügende Stellung gewähren. Ich bin officiell beauftragt, Ihnen diesen Vorschlag zu machen, denn Oesterreich weiß sehr wohl, daß es in der nächsten Zeit ausgezeichnete Männer bedarf, und es will Sie daher zu sich rufen, und es wird Ihre Dienste fürstlich lohnen. Kommen Sie, mein Freund; ich selber trete heute noch mit dem Fürsten eine Reise nach Oesterreich an. Begleiten Sie uns! Werden Sie der Unfere!

Der Unfere? Sie haben also schon aufgehört, eine Preußin zu sein?

Ich bin mit Herz und Geist Oesterreicherin geworden, denn ich liebe Entschiedenheit und energisches Handeln, und das finde ich in Oesterreich, bei dem Mann, der dort das Steuerruder des Staatsschiffes in Händen hält, dem Baron von Thugut. Kommen Sie mit uns, Thugut sehnt sich, Sie neben sich zu haben, begleiten Sie uns zu ihm.

Und was wollen Sie in Wien? fragte Geng ausweichend. Ist es eine bloße Vergnügungsreise, die Sie vorhaben?

Zu einem Andern würde ich diese Frage bejahen, Ihnen aber will ich durch mein unbedingtes Vertrauen beweisen, wie sehr ich Sie für meinen Freund halte. Nein, es ist keine Vergnügungsreise. Ich begleite den Fürsten nach Wien, der sich dort vom Baron von Thugut Instruktionen geben lassen und erfahren will, was in Kastatt weiter geschehen soll!

Ach, in Kastatt beim Friedens-Congreß! rief Geng. Der Kaiser hat ja die Reichsstände aufgefordert, ihre Deputirten nach Kastatt zu senden, um, wie es in der kaiserlichen Zuschrift heißt, über einen anständigen und billigen Reichsfrieden auf der Grundlage der Integrität des Reichs und seiner Verfassung mit Frankreich zu unterhandeln. Preußen hat ja auch schon seine Deputirten, den Grafen Görz und den Herrn von Dohm, dahin gesandt. Oh, ich hätte wohl gewünscht, sie begleiten zu können, um meinen Antheil zu haben an dem gesegneten Werk, daß dort geschaffen werden soll. Dieser Congreß in Kastatt ist die letzte Hoffnung Deutschlands, von ihm allein können wir eine Wiedergeburt des Reichs erwarten. Er wird den deutschen Völkern endlich alles das geben, was ihnen fehlt, eine Reichsjustiz, eine geregelte Organisation, Schutz der deutschen Manufaktur gegen den brittischen Uebermuth, und endlich und vor allen Dingen die ersehnte Pressfreiheit, nach welcher die Völker dürsten, wie nach dem Labetrant ihrer Seele.

Mariane lachte laut auf. Sie schwärmen und träumen, wie ein Nachtwandler, sagte sie, aber lassen Sie uns leise reden, denn selbst die Wände dürfen nicht hören, was wir jetzt sprechen wollen.

Sie neigte sich über den Tisch herüber näher zu Geng, und ihn mit ihren großen, flammenden Augen fixirend, fragte sie leise: Nicht wahr, Sie lieben Deutschland? Sie möchten nicht, daß das kluge Frankreich es verpeißte, wie es Italien verpeißt hat? Sie möchten doch auch nicht, daß es in sich selber zerfiel und zerbröckelte?

Ja, ich liebe Deutschland, sagte Geng begeistert. Alle meine Wünsche, meine Hoffnungen gehören ihm, und wollte Gott, daß ich

einst sagen könnte, auch alle meine Kräfte, meine Arbeit und Wirksamkeit ist ihm, meinem Vaterlande, ist Deutschland geweiht!

Nun, wenn Sie Deutschland wirklich nützen wollen, flüsterete Mariane, so eilen Sie, eilen Sie nach Mastatt. Wenn Deutschland noch gerettet werden soll, so muß es rasch geschehen. Sie kennen die Bedingungen des Friedens von Campo Formio, nicht wahr?

Ich kenne sie, wie alle Welt sie kennt.

Aber Sie kennen nicht die geheimen Bedingungen. Ich will sie Ihnen sagen. Hören Sie: die geheimen Bedingungen, welche der Kaiser eingegangen ist, lauten so: der Kaiser verpflichtet sich, zwanzig Tage nach der Ratifikation des Friedens, welche innerhalb zwei Monaten erfolgen muß, seine Truppen aus Mainz, Ehrenbreitstein, Mannheim, Königstein und im Allgemeinen aus dem deutschen Reich herauszuziehen.*)

Aber das heißt ja, dem Feind ganz wehrlos das Reich überliefern, rief Geng entsetzt. Das ist nicht möglich, das kann nicht sein! Kein deutscher Mann kann, ohne vor Scham in die Erde zu sinken, solche Bedingungen zugestehen und unterzeichnen. Das hieße jedem hohen Gedanken, jedem Gefühl der Vaterlandsliebe Trost bieten!

Und doch ist der Artikel unterzeichnet und wird erfüllt werden! Eilen Sie also, Deutschland ruft Sie, stehen Sie ihm bei, Sie haben die Kraft, haben Sie auch den Willen. Werden Sie ein Oesterreicher, wie Brutus ein Kaiserdiener war, werden Sie ein Oesterreicher, um vielleicht noch Deutschland retten zu können! —

Ach, Sie wollen mich verlocken, Delila, rief Geng. Sie wollen mir ein schönes Ziel entgegen halten, um mich die krummen Wege gehen zu machen, die vielleicht dahin führen! Nein, Delila, es ist umsonst! Ich bleibe hier, ich gehe nicht nach Oesterreich, denn Oesterreich ist es ja, welches Deutschland verrathen will. Vielleicht kann Preußen es noch retten, vielleicht bedarf es dazu meines Arms, meiner Feder, meiner Zunge! Ich bin ein Deutscher, aber ich bin zunächst auch ein Preuße, und jeder gute Patriot hat zunächst seinem engern

*) Schloffer: Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts. Th. V. Seite 43.

Vaterland zu nützen und zu dienen und seines Rufes zu harren! Noch hoffe ich auf den König, noch erwarte ich, daß Er berufen ist, Preußen groß und Deutschland frei zu machen. Noch muß ich also ein Preuße bleiben und bereit sein, meinem Vaterlande zu dienen.

Armer Schwärmer, Sie werden eines Tages bereuen, daß Sie Ihre Zeit mit phantastischen Hoffnungen vergeudeten.

Nun, ich verspreche Ihnen, wenn dieser Tag kommt, wenn Preußen mich nicht brauchen kann, dann will ich zu Ihnen kommen, dann sollen Sie mich anwerben für Oesterreich, vielleicht kann ich dann noch etwas thun für Deutschland. Bis dahin aber lassen Sie mich hier. Ich schwöre Ihnen, kein Wort von dem, was Sie mir eben gesagt, soll von mir verrathen werden, aber ich kann dem nicht dienen, welcher Deutschland verrathen hat.

Sie sind also unbeugsam? Sie bleiben hier? Gehen nicht mit mir nach Wien, nicht nach Rastatt, um vielleicht dort noch zu retten was von Deutschland zu retten ist?

Wenn ich einer Armee zu gebieten hätte, rief Genz mit flammenden Augen, wenn ich der König von Preußen wäre, ja dann ginge ich nach Rastatt, aber ich ginge hin, um alle diese Heuchler und Federfuchser und Schreiberseelen, welche sich Diplomaten nennen, auseinanderzufegen, um die französischen Republikaner, welche sich geberden, als hätten sie ein Recht, drein zu reden in die inneren Angelegenheiten Deutschlands, über den Rhein zurück zu jagen! Ich ginge hin, um die Rheinfestungen, welche der Kaiser von Deutschland wehrlos machen will, mit meinen Truppen zu besetzen und sie zu vertheidigen gegen jeden Feind, er komme von außen, oder von innen. Das thäte ich, wenn ich der König von Preußen wäre! Da ich aber nur der arme Kriegsrath Friedrich Genz bin und nichts habe, als ein wenig Genie und eine scharfe Feder, so bleibe ich hier und warte, ob Preußen mein Genie und meine Feder verwenden will! Gott schütze Deutschland und errette es vor seinen Aerzten, die in Rastatt eine Todes-Arzenei brauen! Gott schütze Deutschland!

Drittes Buch.

Frankreich und Deutschland.





I.

Die Bürgerin Josephine Bonaparte.

Eine freudige Bewegung herrschte am 8. November 1797 auf den Straßen und Plätzen der deutschen Festung Raftatt; die ganze niedere Bevölkerung der Stadt wogte auf den Straßen umher, während die vornehmen Leute in reichster Toilette sich an den geöffneten Fenstern ihrer Häuser zeigten, des Schauspiels gewärtig, das ihrer harpte, und dem die ganze Stadt nicht allein, sondern auch die fremden Gesandten, die jetzt in so großer Menge in Raftatt versammelt waren, mit lebhafter Ungeduld entgegenschauten.

Und allerdings, es war auch ein seltenes Schauspiel, das sich ihnen darbieten sollte; es war die Ankunft des Generals Bonaparte und seiner Gemahlin Josephine, welche man erwartete. Aber nicht gemeinschaftlich wollten sie kommen, sondern hier in Raftatt erst sollten sich ihre getrennten Wege wieder vereinigen. Josephine, deren Ankunft man zuerst erwartete, kam von Mailand her auf dem nächsten und kürzesten Wege, Bonaparte hatte von Campo Formio aus eine weitere Reise durch Italien und die Schweiz unternommen. Man wußte schon, daß er überall mit Enthusiasmus war begrüßt worden, daß alle Völkerstämme ihm entgegengejauchzt hatten als dem Messias der Freiheit. Keine Stadt war gewesen, welche ihn nicht mit glänzenden Festlichkeiten empfangen hätte, überall hatte man ihn gehuldigt wie einem Triumphator, einem erhabenen Fürsten, vor dem Alles sich in den Staub beugt. Selbst die freie Schweiz hatte davon keine Ausnahme gemacht. In Genf hatten die Töchter der ersten und größten Familien, in die

französischen Nationalfarben gekleidet, ihm im Namen der Stadt einen Lorbeerkranz überreicht, in Bern war er durch zwei Reihen glänzender Equipagen dahingefahren, in denen schöne, reichgeschmückte Frauen saßen, die ihn begrüßten mit dem lauten Jubelruf: Es lebe der Friedensstifter!*)

Auch seiner Gemahlin Josephine waren auf ihrer Reise die höchsten Ehren widerfahren, auch ihr hatte man überall gehuldigt wie einer souverainen Fürstin. Die Kunde davon war schon nach Rastatt gekommen, und es war daher natürlich, daß man auch hier jetzt nicht zurückbleiben durfte, daß man auch hier sich beeilen mußte, dem Sieger von Italien seine Huldigung darzubringen.

Man hatte daher vor dem Thor, das der General Bonaparte zu passiren hatte, einen stolzen Triumphbogen errichtet, und unter demselben erwarteten die Väter der Stadt in feierlicher Amtstracht den sieggekrönten Helben, um ihn zu der für ihn bestimmten Wohnung zu geleiten. Vor diesem Hause, welches sich auf dem großen Marktplatz befand, hatte sich eine Schaar weißgekleideter Jungfrauen aufgestellt, Körbe mit Blumen und Früchten in den Händen, um diese der schönen Josephine als Huldigung zu Füßen zu legen. An dem Thor, durch welche diese kommen mußte, hatte eine glänzende Cavalcade von Cavalieren sich aufgestellt, die Gemahlin des französischen Generals zu bewillkommen und ihr als Ehrenwache das Geleit zu geben.

Unter diesen Cavalieren befanden sich die meisten der Gesandten, welche aus allen Gegenden Deutschlands jetzt zu dem großen Friedenswerk hier in Rastatt versammelt waren. Jeder souveraine Fürst von Deutschland, jeder Churfürst und regierende Graf hatte hierher seine Abgeordneten gesendet, um mit den französischen Bevollmächtigten über das fernere Schicksal Deutschlands zu unterhandeln. Selbst Schweden hatte einen Vertreter geschickt, der indeß nicht so sehr für seinen Antheil an Deutschland, für schwedisch Pommern, gesandt war, als er die Rolle eines Vermittlers und Beschwichtigers zu spielen wünschte.

Alle diese Gesandten hatte man still und unbemerkt in Rastatt

*) Bourienne Mémoires II. 14.

einziehen lassen, keinem dieser deutschen Herren hatte die deutsche Stadt irgend eine öffentliche Aufmerksamkeit erwiesen, aber dem französischen General beeilte Jedermann sich zu huldigen, und selbst die Gesandten mochten nicht wagen, sich zurückzuziehen. Nur versuchten sie auch hier zu diplomatisiren, und statt gewissermaßen als demüthige Vasallen den siegreichen Feldherrn zu empfangen, zogen sie es vor, als galante Cavaliere seiner schönen Gemahlin ihre Huldigung darzubringen und diese zu empfangen.

Vor dem Thor also, welches Josephine zu passiren hatte, harrten die deutschen Gesandten auf ihren köstlichen, courbettirenden Pferden der Generalin Bonaparte. Selbst der alte Graf Metternich, der Vertreter des Kaisers von Oesterreich als deutsches Reichsoberhaupt, hatte, seiner steifen Glieder unerachtet, sich zu Roß geschwungen; neben ihm hielten die beiden andern Vertreter Oesterreichs, Graf Lehrbach, der Oesterreich als Mitglied der Reichsfriedensdeputation repräsentirte, und Graf Ludwig Cobenzl, der für Böhmen und Ungarn als Abgesandter fungirte. Hinter dem alten Grafen Metternich sah man auf einem schönen, kaum zu bändigenden Roß einen jungen Cavalier von herrlicher Gestalt und seltener Schönheit, das war der junge Graf Elemens Metternich, welcher das westphälische Grafen-Collegium zu vertreten hatte und hier in Rastatt seine officiële diplomatische Carrière unter den Augen seines Vaters beginnen sollte. Neben ihm erblickte man die ernstesten stattlichen Figuren der preußischen Gesandtschaft, den Grafen Görz, der einst beim bairischen Erbfolgekrieg eine für Preußen so wichtige und für Oesterreich so feindliche Rolle gespielt hatte, und den Herrn von Dohm, einen eben so gewandten Cavalier als Schriftsteller. Ihnen zur Seite hielten die Vertreter von Baiern, von Sachsen, Württemberg und der ganzen Schaar deutscher Reichsunmittelbaren, denen sich die Literaten und Publicisten angeschlossen, welche nach Rastatt geströmt waren in der Hoffnung, hier eine glückliche Ausbeute für ihre heißhungrige Feder zu finden. Aber nicht die deutschen Diplomaten allein und die jungen Herrn, welche zu den Bewohnern Rastatt's gehörten, harrten hier der Ankunft der Generalin Bonaparte, da war noch diese ganze Schaar französischer Säger, Schauspieler und

Glücksritter, welche sich mit dem Congreß zugleich über Mastatt niedergelassen, und den Herren Diplomaten die Langeweile der deutschen Kleinstadt durch ihre Vaudevilles und Dramen und ihr lustiges Operngeträller versüßen wollten. Da waren endlich noch die französischen Schauspielerinnen, Sängerinnen und Tänzerinnen, welche den Herren Diplomaten gegenüber an der Seite des Weges in einer langen Reihe köstlicher Equipagen, sie selber in glänzender Toilette, sich aufgestellt hatten. Viele dieser Equipagen trugen an ihren Schlägen große Wappenschilder und ein guter Heraldiker hätte daraus erkennen können, daß diese Wappen einige der Herrn Diplomaten da drüben als die Eigenthümer der Equipagen verriethen. In der That, es herrschte ein sehr gutes und freundliches Einvernehmen zwischen den Diplomaten und den Damen des französischen Theaters. Das verriethen nicht blos die Equipagen, welche die deutschen Diplomaten den französischen Damen zu dem heutigen Festtag geliehen, das sah man auch an den feurigen, zärtlichen und verheißungsvollen Blicken, die herüber und hinüber flogen, an dem Lächeln von Einverständnis und Schelmerei, an dem verstohlenen Winken mit dem Haupt oder mit dem Fächer.

Plötzlich indeffen ward dieses mimische Liebespiel durch das Heransprengen eines Couriers unterbrochen. Das war das Zeichen, welches die Annäherung der Generalkin Bonaparte verkündete. Wirklich erblickte man schon in der Ferne die Köpfe von vier Pferden, sie kamen näher und näher, und jetzt konnte man deutlich die Kutsche, welche diese Pferde zogen, und darin eine Frauengestalt erkennen.

Es war ein wundervoller, warmer Novembertag, die Generalin hatte daher ihre Kutsche zurückschlagen lassen, und den Neugierigen war es verstattet, nicht blos ihr Antlitz, sondern auch ihre ganze Gestalt, ja sogar ihre Toilette mit Muße zu betrachten. Der Wagen war im vollen Galopp herangekommen, jetzt aber, den Menschengruppen sich annähernd, fuhr er im Schritt, und Jedermann hatte Zeit und Muße, diese Dame zu betrachten, welche in dem Wagen thronte. Sie war nicht mehr in der Blüthe der ersten Jugend; mehr als dreißig Jahre waren schon über ihrem Haupte hingezogen, sie hatten ihrem Teint *seine natürliche Frische* genommen und ihre schöne, edle Stirn mit den

ersten, leisen Schriftzügen des Alters gezeichnet. Aber ihre großen, dunklen Augen strahlten noch in dem unvergänglichen Feuer innerer Jugend, und um ihren edel geformten, leicht aufgeworfenen Mund spielte ein holdes, anmuthiges Lächeln, das ihr ganzes Antlitz wie mit einem Abendsonnenstrahl verklärte. Ihre zierliche, anmuthige Gestalt war in ein enganschließendes Sammetgewand von dunkelgrüner Farbe gehüllt, das reich mit kostbarem Pelzwerk verbrämt war, ein kleiner gleichfalls mit Pelz eingefasster Hut bedeckte ihr Haupt, und unter diesem Hut flossen reiche, dunkle Locken nieder und saßten das schöne, edle Oval ihres Angesichts wie mit einem dunklen Rahmen ein.

Immer noch war die Generalin Josephine Bonaparte eine anziehende, reizende und liebenswürdige Erscheinung, und man begriff bei ihrem Anschauen sehr wohl, daß Bonaparte, obwohl jünger an Jahren, von dieser liebreizenden Frau gefesselt und für sie in höchster Leidenschaft erglüht war.

Die französischen Schauspieler machten jetzt ihrem Entzücken durch lautes Jubelgeschrei Luft, ihre Hüte hoch emporschwankend, riefen sie: vive la citoyenne Bonaparte! Vive l'auguste Épouse de l'Italique:

Josephine nickte lebhaft und mit liebenswürdiger Herablassung den enthusiastischen Schreibern zu und fuhr langsam weiter. Jetzt, den Diplomaten sich nähernd, nahm sie eine ernstere, aufrechtere Haltung an; sie empfing die tiefen, ehrfürchtvollen Verbeugungen der Cavaliere mit dem vornehmen, zugleich nachlässigen und verbindlichen Anstand einer Königin, sie schien für jeden Einzelnen einen Blick des Dankes, ein Lächeln der Huld zu haben. Jeder war überzeugt, von ihr besonders bemerkt und ausgezeichnet worden zu sein, und Jeder war daher geschmeichelt und erfreut. Von den Diplomaten wandte sie einen Moment ihr Haupt auf die andere Seite, den Damen zu, welche da in den stattlichen Equipagen saßen. Aber ihr scharfer Blick, ihr zarter Frauen-Instinct lehrte sie, daß diese Damen, trotz des Glanzes, der sie umgab, nicht die Vertreterinnen der vornehmen Welt seien; sie begrüßte sie daher mit einem raschen Kopfsneigen, einem güttevollen Lächeln, einem flüchtigen Gruß ihrer Hand und wandte das Haupt wieder ab.

Nun fuhr ihr Wagen durch das Thor, die Cavaliere umgaben ihn

von beiden Seiten und trennten so die Generalin von ihrem Gefolge, das in vier hochbepackten Wagen hinter ihr herkam. Diesen schlossen sich alsdann die Equipagen der Schauspielerinnen an, neben denen die Bühnenhelden pirouettirten und galoppirten und den lachenden Schönen mit den hochgeschminkten Wangen ihre Reiterkünste zeigten.

Es war ein langer, glänzender Zug, mit welchem die Generalin Bonaparte ihren Einzug in Raftatt hielt, und der letzte der Wagen hatte noch nicht das Thor passirt, als Josephinens Equipage schon bis zu dem Marktlaz gelangt war und vor dem Hause anhielt, das sie mit ihrem Gemahl bewohnen sollte. Noch ehe die Bedienten Zeit gehabt, sich von dem Bock zu schwingen, hatte Josephine mit eigener Hand schon den Rutschenschlag geöffnet, in zarter und schmeichelhafter Zuborkommenheit für diese jungen Damen, welche sie da vor der Thür ihres Hauses erwarteten. Mit freundlicher Hast schwang sie sich aus dem Wagen und trat mitten unter sie, den nächststehenden ihre Hände darreichend und ihnen anmuthige Dankesworte für die schönen Blumen und Früchte sagend, den ferner Stehenden dankend mit lebhaftem Kopfnicken und freundlichen Blicken. Zugleich hoheitsvoll und einfach stellte sie sich dar, aristokratisch und fürstlich vornehm in jeder Bewegung, jedem Kopfsneigen, jedem Winken mit der Hand, und doch wieder einfach, zuborkommend und vertraulich, sich Jedermann gleich stellend, wie es der Bürgerin der großen Republik geziemt, welche die *liberté, égalité, fraternité* zu ihrer Devise gemacht.

Beladen mit Blumen, fröhlich lachend wie ein junges Mädchen, trat Josephine endlich in das Haus ein; dort auf dem Flur erwarteten sie die Damen der französischen Gesandten, die Frauen und Töchter von Bonnier, Koberjot und Jean Debry. Josephine, welche eben im Kreise der jungen Mädchen ganz Heiterkeit, Anmuth und Vertraulichkeit gewesen, war jetzt wieder die vornehme Frau, die Gemahlin des Generals Bonaparte, und empfing die Begrüßung der Damen mit freundlicher Zurückhaltung. Doch reichte sie jeder der Damen eines der schönen Bouquets dar und wußte jeder von ihnen eine Verbindlichkeit zu sagen. An der Thür der für sie bestimmten Gemächer angelangt, entließ sie die Damen und winkte nur ihrer Kammerfrau, ihr zu folgen.

Jetzt, Amelie, sagte sie hastig, als die Thüren sich hinter ihnen geschlossen, jetzt laß uns vor allen Dingen an meine Toilette denken. Ich kenne Bonaparte, er ist immer stürmisch, immer ungebuldig, er kommt immer früher, als er gesagt hat. Er wollte um zwei Uhr hier sein, aber er wird um ein Uhr kommen und jetzt ist es fast schon die Mittagsstunde. Laß schnell die Koffer heraufbringen, denn es ist die höchste Zeit zur Toilette.

Amelie eilte von dannen, die Befehle ihrer Herrin auszuführen, und Josephine war jetzt ganz allein. Mit hastigen Schritten eilte sie zu dem großen Spiegel hin, der in dem zu ihrem Schlafzimmer bestimmten Gemache aufgestellt war, und betrachtete aufmerksamen, prüfenden Blickes ihr Angesicht.

Oh, oh, ich werde alt, murmelte sie dann leise, Bonaparte muß mich sehr lieben, wenn er das nicht sieht, oder ich muß sehr viel Kunst anwenden, um es nicht sehen zu lassen. Eh bien, nous verrons!

Und sie lächelte sich selber so siegreich und reizend zu, daß sich sofort ihr Gesicht um ein Jahrzehent verjüngte und verschönte. Oh, er soll mich schön finden und lieben müssen, flüsterte sie, denn ich liebe ihn ja so sehr.

Eben trat Amelie wieder ein, beladen mit Kisten und Cartons und gefolgt von den Dienern mit den großen Reisekoffern. Josephine überwachte selber das Niedersetzen der Koffer und Kasten, sie hatte selber Acht, daß keiner dieser Cartons gedrückt und gestoßen ward, und als alle diese Dinge endlich geordnet waren, schaute sie sich rings um mit einem triumphirenden Blicke, wie ein Feldherr, der seine Truppen mustert und seinen Schlachtplan entwirft.

Jetzt schließ die Thüren, Amelie, und laß Niemand ein, sagte sie, sich mit rascher Hand das sammetne Reisekleid öffnend. In einer Stunde muß meine Toilette vollendet sein! Aber halt! Zuerst müssen wir an Zephyr denken, er ist krank und angegriffen. Das liebe kleine Thier kann das Fahren nicht vertragen, er hat mich unterwegs oft so schmerzvoll und flehend angesehen, als wollte er mich beschwören, doch endlich dies fatale Reisen aufzugeben. Komm her, Zephyr, komm her, zu mir, mein Thierchen.

Auf ihren Ruf erhob sich ein kleiner, fetter Mops mit verdrießlichem Gesicht und hochgehobener, schwarzer Schnauze von dem Koffer, auf welchem er gelegen, und watschelte langsam und träge zu seiner Herrin hin.

Ich glaube wahrhaftig, Zephyr schmolzt mit mir, rief Josephine laut lachend. Sieh nur, Amelie, sieh dieses vornehme Blinzeln der Augen, diese schnüffelnde Stumpfnase, dieses stolz zurückgeworfene Haupt, das zugleich einen Braten zu riechen und ein Schimpfwort auszustoßen scheint. Er gleicht auf ein Haar meinem Freund Tallien, wenn der den Verliebten bei den Damen spielt. Komm her, mein kleiner Tallien, ich will Dir Zuckerbrod geben, sei dafür auch artig und freundlich gegen Bonaparte, belle nicht wieder so wüthend, wenn er eintritt, fahre ihm nicht zwischen die Füße, wenn er mir einen Kuß giebt, knurre nicht, wenn er Dich aus Versehen tritt. Sei recht sanft, recht wohlwollend und liebenswürdig, mein schöner Zephyr, damit Du Bonaparte nicht zornig machst, denn Du weißt wohl, er liebt die Hunde nicht und möchte Dich lieber zum Fenster hinauswerfen, als zu meinen Füßen dulden.

Sie hatte den Mops mit sanftem Streicheln auf einen Lehnstuhl gehoben und breitete jetzt Bisquit und Zuckerwerk vor ihm aus, das Zephyr mit vornehmer Schnüffeln seiner Prüfung unterwarf.

Jetzt, Amelie, zur Toilette, sagte Josephine dann, als sie gesehen, daß Zephyr endlich von den Bisquits zu essen geruhte.

Amelie hatte alle Koffer geöffnet und den Toilettentisch mit einer Unmenge kleiner Büchsen und Flacons versehen. Josephinens Schönheit bedurfte schon einiger Nachhülfe und die liebenswürdige Frau war sehr bereitwillig, ihr dieselbe zu gewähren. Die republikanische Sitte verachtete zwar die Schminke, denn diese war unter der „Zeit der Tyrannei,“ unter dem Königthum, Mode gewesen und Marie Antoinette hatte diese Mode begünstigt und viel Roth angelegt; aber Josephine fand doch, daß die Schminke ein nothwendiges Surrogat der Schönheit sei, und da man sie des republikanischen Anstands halber verleugnen mußte, machte sie aus ihrem Gebrauch ein Geheimniß; aber sie gebrauchte sie. — Amelie allein sah und wußte es, Amelie

allein war Zeugin all dieser kleinen Geheimnisse und Kunstgriffe, mit denen Josephine, die Frau von drei und dreißig Jahren, ihrer Schönheit zu Hülfe kommen mußte. Aber nur der Kopf bedurfte ein wenig der Nachhülfe, die Gestalt war noch jugendlich, anmuthig und von schönen, vollen Formen, und als Josephine ihre Toilette jetzt vollendet hatte, war sie wirklich von bezaubernder Schönheit und Anmuth. Ihre Augen waren so strahlend und feurig, ihr Lächeln so lieblich und siegesgewiß; und das schwere, weiße Seidengewand umfloß eng und fest ihre Gestalt und ließ deren schöne Formen und Contouren erkennen.

Jetzt noch ein wenig Schmuck, sagte Josephine, gieb mir Brillanten, Amelie, Bonaparte liebt das Funkelnde, Glänzende. Komm, ich will selbst aussuchen!

Sie nahm aus Amelie's Händen die große Cassette, in welcher alle ihre Schmuckkästen sich befanden, und überflog sie mit lächelndem Blick. Wie reich Italien ist an Kostbarkeiten und Goldgeschmeide, sagte sie mit leisem Kopfschütteln. Als ich vor einigen Monaten von Paris hinkam, hatte ich nur drei Schmuckkästen und es war nicht viel Kostbares darin, jetzt zähle ich hier vier und zwanzig Etuis und welche herrliche Dinge sind darin enthalten. *) Siehe diese kostbaren Perlen, die mir der Marquis Lambertin als Andenken gegeben. Er ist ein alter Mann und ich durfte seine Bitte nicht abschlagen. Dieses Etui enthält ein Bracelet, das mir Mancini, der letzte Doge von Venedig, verehrt und von dem er behauptet, daß Benvenuto Cellini es für eine seiner Urältermütter gearbeitet hat. Diesen Schmuck von Corallen und Brillanten gab mir neulich die Stadt Genua, als sie mich um Schutz anflehte und mich bat, für sie bei Bonaparte zu sprechen. Und hier — Aber mein Gott, hörst Du das Schreien und Rufen? Was bedeutet das? Sollte Bonaparte —

*) Josephine hatte nicht allein in Italien sehr viele Schmucksachen gekauft, sondern sie hatte auch sehr viele und die kostbarsten und auserlesensten Dinge zum Geschenk erhalten. Jede italienische Stadt, in welcher sie erschien, beeiferte sich, ihr Geschenke und Huldbigungen darzubringen, die Josephine, nicht aus Eigennutz, aber um die Geber nicht zu betrüben, freundlich annahm. Siehe: Denkwürdiger Rheinischer Antiquarius II. 2. S. 575.

Sie vollendete ihren Satz nicht, sondern eilte an's Fenster. Der Marktplatz, den sie von hier aus überschauen konnte, war jetzt dicht gedrängt voll Menschen, aber nicht um Josephine zu sehen, hatten alle diese Leute sich da versammelt. Aller Blicke waren nach jener Straße hingewandt, von welcher man immer neue, jubelnde Menschenmassen heranströmen sah und aus der man immer näher und näher heranschwellend lautes Vivatschreien und Jubeln vernahm. Jetzt bemerkte man inmitten dieser schwarzen, wogenden Menschenmasse einen weißen Punkt. Er kam näher und ward deutlicher, es waren die Köpfe weißer Pferde. Langsam nur rückten sie vorwärts, aber rascher flog das Jubelgeschrei durch die Luft daher und fand seinen Widerhall in tausend und tausend Kehlen.

Und unter diesem Jubelschrei kam der Zug näher, jetzt bog er aus der Straße nach dem Marktplatz ein. Josephine riß mit einem freudigen Ausschrei das Fenster auf und winkte hinunter, denn Er war es, Bonaparte, den das jubelnde Volk begrüßte.

Er saß ganz allein in einem zurückgeschlagenen Wagen, den sechs prächtige, milchweiße Kofse, mit silbernem Geschirr aufgepäumt, zogen.*)

Nachlässig und erschöpft zurückgelehnt in die Kissen, schien er das Jubelgeschrei, das ihn umrauschte, kaum seiner Beachtung werth zu halten. Sein Antlitz war bleich und angegriffen, eine Wolke stand auf seiner breiten, ehernen Stirn, und wenn er sich von Zeit zu Zeit dankend nach beiden Seiten hin verneigte, so geschah das mit einem müden, trüben Lächeln. Aber gerade diese kalte Ruhe, diese bescheidene Unscheinbarkeit, dieses bleiche, düstere Angesicht schien den Zuschauern zu imponiren und ihnen zugleich ein Gefühl grauenvollen Entzückens, bewundernden Schauders einzusüßen. Dieses bleiche, kalte, düstere, imposante Antlitz hatte kaum etwas von einem irdischen, sterblich geborenen Wesen. Es war, als ob das Gespenst eines der alten römischen Cäsaren, als ob das Gespenst Julius Cäsars sich in diesen

*) Diese sechs Pferde mit ihrem Geschirr waren ein Geschenk des Kaisers von Oesterreich an Bonaparte bei Gelegenheit des Friedens von Campo Formio. Das einzige Geschenk, das Bonaparte hatte annehmen wollen. Siehe: *Douzième Vol. I. S. 389.*

Wagen gesetzt hatte und sich von den schneeweißen Rossen daharzuziehen ließ in die Wirklichkeit, in das stuhende Leben. Man jubelte halb aus Erstaunen, halb aus Furcht, man rief: es lebe Bonaparte! halb um sich zu versichern, daß er wirklich lebe und nicht ein antikes Kaiserbild sei.

Jetzt hielt der Wagen vor dem Hause an; ehe Bonaparte sich von seinem Sitz aufrichtete, hob er einen raschen Blick zu den Fenstern empor. Wie er Josephinen gewahrte, die da oben am geöffneten Fenster stand, belebten sich seine Züge und ein langer, feuriger Blick seiner Augen traf ihr Gesicht. Aber er grüßte sie nicht und die Wolke auf seiner Stirn ward düsterer.

Er ist verstimmt und zornig, flüsterte Josephine, das Fenster schließend, und ich fürchte, sein Zorn gilt mir. Mein Gott, was kann es wieder sein, was kann seinen Zorn veranlaßt haben? Ich bin mir keiner Unvorsichtigkeit bewußt, ich —

Eben ward die Thür hastig geöffnet und Bonaparte trat ein.

II.

Bonaparte und Josephine.

Bonaparte hatte die französischen Gesandten mit ihren Frauen, welche ihn an der Treppe begrüßten, kaum eines Blickes, eines Kopfeignens gewürdigt. Alle seine Gedanken waren zu Josephinen gewandt, an sie denkend, war er mit stürmischer Eile die Treppe hinauf gestürzt, und hatte die Thür aufgerissen, überzeugt, daß sie da stehen und ihn mit offenen Armen empfangen würde. Als er sie nicht sah, stürzte er weiter, bleich, mit finstrem Angesicht, wie ein zürnender Löwe.

So stürmte er jetzt in das Gemach, in welchem Josephine sich befand, und ohne sie zu begrüßen, nur seine düster flammenden Blicke auf sie gerichtet, fragte er mit gepreßter, zorniger Stimme: Madame,

Sie halten es nicht einmal der Mühe werth, mich zu begrüßen? Sie kommen mir nicht entgegen?

Aber, Bonaparte, Du hast mir nicht die Zeit dazu gelassen, sagte Josephine mit einem reizenden Lächeln. Während ich Dich noch im Begriff glaube, aus dem Wagen zu steigen, leuchtest Du schon wie ein Blitz vom Himmel in dies Gemach herein.

Oh, und das hat Ihnen so sehr die Augen verblendet, daß Sie mich nicht einmal begrüßen können? fragte er zornig.

Und Du, Bonaparte? rief sie zärtlich. Du öffnest mir nicht Deine Arme? Du heißest mich nicht willkommen? Statt mich an Dein Herz zu drücken, zürst Du mir? Oh, komm, mein Freund, laß uns diese erste Stunde des Wiedersehens nicht verdüstert hinbringen. Wir haben uns fast zwei Monate lang nicht gesehen und —

Ah, Madame, Sie wissen das also mindestens, rief Bonaparte, es ist Ihnen also doch nicht ganz aus dem Gedächtniß geschwunden, daß Sie vor zwei Monaten von mir Abschied nahmen und mir damals ewige Liebe, ewige Treue schwuren und mir heilig zusicherten, täglich an mich zu schreiben? Sie haben Ihre Schwüre und Versicherungen schlecht gehalten, Madame.

Aber, mein Freund, ich habe geschrieben, so oft man mir sagte, daß ein Courier an Dich abginge.

Du hättest täglich einen eigenen Courier abschicken sollen, um mir Deine Briefe zu senden, rief Bonaparte, wild mit dem Fuße stampfend, daß die Gläser auf dem Tisch klirrten und Zephyr, von seinem Lehnstuhl springend, zu knurren begann. Josephine schaute ängstlich nach ihm hin und schien ihn mit dem leisen Winken ihrer Hand beruhigen zu wollen.

Bonaparte fuhr fort: Briefe! Aber diese Zettel, welche ich von Zeit zu Zeit erhielt, waren nicht einmal Briefe! Officielle Bülletins Deines Befindens, weiter nichts, kalt wie Eis! Madame, wie konnten Sie mir solche Briefe schreiben, und noch dazu nur alle vier Tage? Wenn Sie mich liebten, würden Sie alle Tage geschrieben haben. Aber Sie lieben mich nicht mehr, ich weiß es! Sie haben mich nur aus Laune geliebt, Sie fühlen jetzt, wie lächerlich es sein würde, wenn

Sie einen armen Menschen lieben wollten, der nichts ist, als Soldat, der Ihnen nichts zu bieten hat, als ein bißchen Ruhm und seine Liebe. Aber ich werde diese Liebe aus meinem Herzen verbannen, und müßte ich mein Herz mit meinen eigenen Zähnen zerreißen. *)

Bonaparte, rief Josephine halb zärtlich, halb entsetzt, was that ich denn, daß Du mir zürnst? Weshalb beschuldigst Du mich der Gleichgültigkeit, da Du doch weißt, daß ich Dich liebe?

Ah, es ist wenigstens eine sehr kalte Liebe, sagte er höhnißch. Freilich, ich bin nur der Ehemann, und es paßt nicht zu den adligen Sitten, seinen Ehemann zu lieben, das ist gemein, bürgerlich, republikanisch! Ich bin aber ein Republikaner, und ich will nicht eine Frau mit den Sitten des anciens régime. Ich bin der Ehemann, wehe dem, der sich mir darstellt mit dem Titel eines Liebhabers. Ich würde nicht einmal meines Schwertes nöthig haben, um ihn zu tödten, ich würde ihn mit meinen Blicken zerschmettern! **) Und ich werde ihn zu finden wissen, und flöhe er bis an's Ende der Welt. Mein Arm reicht weit, und ich werde ihn über die ganze Welt ausstrecken, um ihn zu packen.

Aber von wem willst Du sprechen? fragte Josephine entsetzt.

Von wem? rief er mit donnernder Stimme. Ah, Sie glauben, Madame, ich weiß nicht, was geschehen ist? Sie glauben, wenn ich nicht bei Ihnen bin, sehe und erfahre ich nichts? Ich mache Ihnen mein Compliment, Madame! Der schöne Adjutant Leclerc's ist eine Eroberung, um welche die Frauen von Mailand Sie gewiß beneidet haben, und Botot, der Spion, den Barras mir nachgesandt, gilt selbst in Paris für einen Adonis! Madame, was bedeuten die Vertraulichkeiten mit diesen beiden Männern? Sie haben den Adjutanten Charles Morgens um elf Uhr empfangen, während Sie doch niemals vor ein Uhr aus Ihrem Bett aufstehen. Oh, der junge, schöne Charles wollte Ihnen von seinem Heimweh nach Paris erzählen, von seiner

*) Bonaparte's eigene Worte. Siehe: Lettres à Josephine. Mémoires d'une contemporaine. I. 353.

**) Bonaparte's eigene Worte. Siehe ebendasselbst.

Mama und seiner Schwester, nicht wahr? Deshalb mußte man die bequemste Stunde wählen? Deshalb kam er um eils Uhr, als Sie noch im Bett lagen? Die Hitze war so groß, und um ein Uhr wäre seine Seele verbrannt vor Ungebuld! *)

Er wollte um zwölf Uhr schon abreisen nach Paris, deshalb empfing ich ihn so früh, mein Freund! sagte Josephine sanft.

Oh, Du leugnest also nicht, daß Du ihn empfangen hast, schrieb Bonaparte, und sein Antlitz war jetzt bleich wie Marmor. Mit flammensprühenden Augen, mit hochgehobener Rechten schritt er dicht zu Josephinen hin. Madame, rief er mit donnernder Stimme, Sie wagen es also, einzugestehen, daß Charles Ihr Liebhaber ist?

Ehe indeß Josephine noch Zeit hatte zu einer Erwiderung, stürzte Zephyr, der seine Herrin bedroht sah, mit rasender Wuth auf Bonaparte los, mit wüthendem Geheul und Gebell, mit fletschenden Zähnen, ganz bereit, den Feind seiner Herrin zu zerfleischen.

Ah, dies verwünschte Thier ist auch noch da, mich zu martern, rief Bonaparte, und den Fuß erhebend, trat er mit zerschmetternder Kraft auf den Leib des kleinen Hundes; ein einziger gellender Schrei ward gehört, dann stürzte das Blut ihm aus dem Maul, und zuckend lag das arme Thier am Boden. **)

Bonaparte, Du hast das Thier getödtet! rief Josephine schmerzvoll, sich zu dem sterbenden Hunde niederbeugend.

Ja, sagte er mit einem Ausdruck wilder Freude, ich habe ihn getödtet, und also, wie ihn, will ich jedes lebende Wesen zerstören, das sich zwischen mich und Sie zu drängen wagt!

Josephine hatte seine Worte nicht beachtet. Sie war neben dem Hunde niedergekniet und streichelte zärtlich seinen Kopf und seine zuckenden Glieder, bis sie starr und regungslos lagen.

Er ist todt, sagte sie, sich wieder erhebend. Armes, kleines Thier, er ist gestorben, weil er mich liebte! Verzeihen Sie mir, Herr Ge-

*) Bonaparte's eigene Worte. Siehe: Mémoires d'une contemporaine. II. 380.

**) Rheinischer Antiquar. II. 2, S. 574.

neral, daß ich um ihn weine. Allein er war mir ein liebes und theures Andenken an einen Freund, der auch erst kürzlich gestorben ist. Er war ein Geschenk vom General Hoche.

Von Hoche? fragte Bonaparte fast verlegen.

Ja, von Lazarus Hoche, der vor einigen Wochen gestorben ist, und kurz vor seinem Tode mir das Thier nach Mailand sandte, von Lazarus Hoche, der mich, Sie wissen es, geliebt, und dessen Hand ich ausschlug, weil ich Sie liebte, sagte Josephine mit einer edlen Würde und Ruhe, die indefß bitterer trafen, als alle lauten Vorwürfe es vermocht hätten.

Und jetzt, General, fuhr sie fort, jetzt will ich Ihnen auch auf Ihre Vorwürfe antworten. Ich sage nicht, mich rechtfertigen, denn das hieße, Ihre Anklage annehmen, aber ich will antworten! Ich habe Ihnen gesagt, weshalb ich Charles zu so früher Stunde annahm. Er wollte nach Paris, und ich hatte ihm wichtige und geheime Briefe und Aufträge zu geben.

Warum sandten Sie nicht einen eigenen Courier damit ab? fragte Bonaparte, aber mit viel sanfterer Stimme, als zuvor.

Weil es gefährlich gewesen wäre, meine Briefe an Botot einem Courier anzuvertrauen, sagte Josephine ruhig.

An Botot? Sie gestehen also auch Ihre Vertraulichkeit mit Botot zu? Man hatte mich also nicht hintergangen, als man mir sagte, daß Sie diesen Spion, welchen mir Barras nachgesandt, um mich zu belauschen, daß Sie Botot jeden Morgen in Ihrem Cabinet empfangen, daß Sie Ihre Kammerfrau stets entfernten, wenn er kam, daß Sie stundenlange Unterredungen mit ihm hatten?

Dies Alles ist wahr, ich leugne es nicht, sagte Josephine stolz.

Bonaparte stieß eine Verwünschung aus und wollte auf sie zu stürzen. Sie aber trat einen Schritt zurück, und mit einer raschen Bewegung auf das getödtete Thier hindeutend, sagte sie: Sehen Sie sich vor, General, es giebt hier kein zweites Thier mehr zu tödten, und ich bin nur ein schwaches, wehrloses Weib, das zu zerbrechen dem Sieger von Arcole schlecht anstehen würde.

Bonaparte ließ seinen Arm sinken und that fast beschämt einige Schritte rückwärts.

Sie leugnen also Ihren vertraulichen Verkehr mit Botot und mit Charles nicht?

Ich leugne nicht, daß Beide mich lieben, daß ich es wußte und daß ich ihre Liebe benutzt habe. Hören Sie mich wohl, General, ich habe sie benutzt. Das ist niedrig, ist verdammungswürdig, das heißt ein unwürdiges Spiel mit den edelsten Gefühlen Anderer treiben, ich weiß es, aber ich that es für Sie, General, ich that es in Ihrem Interesse!

In meinem Interesse? fragte Bonaparte erstaunt.

Ja, in dem Ihren, sagte sie. Jetzt kann ich Ihnen Alles sagen, Alles gestehen. Aber so lange Charles und Botot da waren, durfte ich das nicht, denn wenn Sie aufgehört hätten, eifersüchtig zu sein, wenn Sie, von mir in's Vertrauen gezogen, diese beiden Männer gütig und freundlich behandelt hätten, statt ihnen aus Eifersucht finster und abstoßend zu begegnen, so würden sie vielleicht Verdacht geschöpft, würden meine Intrigue durchschaut haben, und ich hätte sie nicht mehr benutzen können.

Aber wozu, um's Himmels willen, benutzten Sie sie denn?

Oh, mein Herr, man sieht wohl, daß Sie sich besser auf das Schwert, als auf Intriguen verstehen, rief Josephine mit einem reizenden Lächeln. Ich benutzte also meine beiden Liebhaber, um ihnen ihre Geheimnisse zu entlocken. Und sie hatten deren, General, denn Sie wissen es, Botot ist der vertrauteste und einflußreichste Freund von Barras, und der schöne Charles wird von Madame Tallien angebetet. Sie hat kein Geheimniß vor ihm, und was er will, das thut sie, und wiederum, was sie will, das thut ihr Gemahl, der eble Tallien, der gleich Barras einer von den fünf Directoren unserer Republik ist.

Oh, Weiber, Weiber, murmelte Bonaparte vor sich hin.

Josephine fuhr fort: Auf diese Weise, General, erfuhr ich alle Pläne, alle Gedanken des Directoriums, auf diese Weise, durch meine mir ergebenen Freunde Botot und Charles, ist es mir gelungen,

manches Unheil von Ihrem Haupte abzuwehren. Denn Sie waren und sind bedroht, General, und was Sie bedroht, das ist Ihr Ruhm und Ihre Größe, das ist die Eifersucht der fünf Könige von Frankreich, die jetzt unter dem Namen von Directoren herrschen, dort im Luxembourg herrschen. Nur mit Schrecken und Zorn sah das Quin-
tumvirat Ihre wachsende Macht und Ihren steigenden Ruhm, und all' ihr Bemühen war dahin gerichtet, diesem entgegen zu arbeiten. Ein Hauptmittel, Ihnen zu schaden, sahen sie darin, daß sie falsche Nachrichten über Sie verbreiteten. Durch Botot erfuhr ich, daß Barras sogar Journalisten besoldete, um gegen Sie zu schreiben und Sie zu verdächtigen. Bald verkündeten diese unter der Rubrik Verona, daß Bonaparte im Begriff sei, sich zum Dictator ernennen zu lassen, bald erzählte man in einem Artikel von der Grenze ober aus irgend einem Lande, daß die ganze Lombardei schon wieder am Vorabend eines Aufstandes sei, daß die Italiener die Tyrannei verabscheuten, welche der Sieger ihnen auferlegte, und daß Sie im Begriff seien, ihre alten Herzoge zurückzurufen.

Ah, die Miserablen, rief Bonaparte zähneknirschend, ich —

Still, General, hören Sie meine Antwort auf Ihre Vorwürfe bis zu Ende, sagte Josephine mit gebieterischer Ruhe. Ein anderes Mal verkündeten diese gebungenen Zeitungsschreiber in einem Brief aus Turin, daß eine weitverzweigte Verschwörung in Paris auf dem Punkt sei, auszubrechen, daß das Directorium durch diese Verschwörung abgesetzt, und durch eine militairische Dictatur, deren Chef Bonaparte sein würde, ersetzt werden sollte. Hierauf fußend, verbreitete man in den Departements die Nachricht, daß die Anstifter des Complots ergriffen und vor die Militair-Commissionen geführt wären, daß aber der Sieger von Italien für rathsam gefunden, sich durch die Flucht seiner Gefangennehmung zu entziehen.*)

Das ist ja ein wahres Hüllengewebe von Lüge und Bosheit, rief Bonaparte empört. Aber ich werde mich zu rechtfertigen wissen, ich

*) Le Normand Mémoires. Vol. I. S. 267.

werde nach Paris gehen und diesem elenden Directorium seine Verleumdungen und Bosheiten in's Gesicht werfen.

General, Sie haben nicht nöthig, in die Arena hinab zu steigen, um sich zu vertheidigen, sagte Josephine lächelnd. Ihre Thaten sprechen für Sie, der Eifer Ihrer Freunde wacht über Ihnen. Jedes Mal, wenn ein solcher Zeitungsartikel erschien, hat mir Botot ihn gesandt; wenn das Directorium eine neue Mine angelegt, hat Botot mich benachrichtigt. Und dann rief ich meinen Freund Charles zu Hülfe, und dieser mußte durch einen Journalisten, den ich besoldete, diese Artikel widerlegen und den Minen eine Contremine legen.

Oh, Josephine, wie viel Dank bin ich Dir schuldig, rief Bonaparte glühend. Wie sehr —

Ich bin noch nicht zu Ende, General, unterbrach sie ihn kalt. Die Widerlegungen und die wahre Darstellung Ihrer ruhmwürdigen Thaten fanden in ganz Frankreich einen begeisterten Wiederhall, und Jedermann sehnte sich, Sie zu sehen im Glanz Ihres Ruhmes und Ihnen in Paris zu huldigen. Aber das eifersüchtige Directorium berechnete im Voraus, wie sehr der Glanz Ihres Ruhmes den Staatsmännern der Republik gefährlich sei und wie sehr Ihre Heimkehr die fünf Könige verdunkeln würde. Deshalb beschloß man, Sie aus dem Wege zu räumen und zu beseitigen, deshalb allein ernannte man Sie zum ersten Bevollmächtigten des zu eröffnenden Congresses in Rastatt und übertrug Ihnen das Geschäft, hier an der Sicherung und Feststellung des Glückes der Völker zu arbeiten. Man wollte den Löwen an die Kette legen und ihn fühlen lassen, daß er einen Herrn hat, dem er gehorchen muß.

Aber der Löwe wird die Kette zerreißen und wird nicht gehorchen, rief Bonaparte zornig. Noch heute verlasse ich Rastatt und eile nach Paris.

Warten Sie noch einige Tage, General, sagte Josephine lächelnd. Sie werden nicht nöthig haben, einen Gewaltstreich zu machen, meine Freunde Botot und Charles haben mit mir für Sie gearbeitet. Da Botot allein nicht mächtig genug war, denn er konnte nur Barras bearbeiten, sandte ich ihm Charles zu Hülfe, damit der Madame Tallien

inspirire. Und die Kriegslift ist geglückt. Nehmen Sie hier diesen Brief, den ich gestern durch einen eigenen Courier von Botot erhielt. Sie kennen doch Botot's Handschrift?

Ich kenne sie.

Nun, so überzeugen Sie sich, daß er das wirklich geschrieben hat, sagte Josephine, aus ihrer Briefftasche ein Blatt Papier hervorziehend und es Bonaparte darreichend. •

Er schaute darauf hin mit einem flüchtigen Blick, aber ohne das Papier zu berühren. Ja, es ist Botot's Handschrift, murmelte er.

So lesen Sie doch, General, sagte Josephine.

Ich kann nicht, mag nicht, ich glaube Dir Alles, Alles, rief er stürmisch.

Ich werde Ihnen vorlesen, sagte sie, denn der Inhalt wird Sie interessieren. Hören Sie: „Angebetete Bürgerin Josephine. Wir sind am Ziel und haben gesiegt. Das Directorium hat endlich weisen Vorstellungen Gehör gegeben, es hat erkannt, daß es eines mächtigen und starken Arms bedarf, der es aufrechte, einer Säule, an die es sich lehne. Es wird Bonaparte zurückerufen, damit er ihm Säule und Arm sei. In einigen Tagen wird Bonaparte in Rastatt einen Courier erhalten, der ihn nach Paris ruft. Botot.“ — Das ist der ganze Brief, General, Sie sehen, es steht darin nichts geschrieben von Liebe, sondern nur von Ihnen.

Ich sehe, daß ich der glücklichste Mensch bin, rief Bonaparte freudig, denn ich werde nach Paris zurückkehren, und meine schöne, edle, angebetete Josephine wird mich begleiten.

Nein, General, sagte sie feierlich. Ich werde nach Italien zurückkehren, ich werde in irgend einem Kloster mich verbergen, um da über den kurzen Traum meines Glückes zu weinen und für Sie zu beten. Ich habe Ihnen jetzt Alles gesagt, was ich Ihnen zu sagen hatte. Ich habe auf Ihre Vorwürfe geantwortet. Sie sehen, daß ich die Liebe dieser beiden armen Männer schwachvoll benutzt, daß ich mich an dem heiligsten Gefühl veründigt habe, um Ihnen zu nützen. Ich handelte in der Stille und im Geheimen, denn ich sagte Ihnen schon, General,

Ihre tapfere Hand weiß besser das Schwert zu führen, als Intriguen zu leiten. Ein starker Griff dieser Hand hätte leicht das ganze künstliche Gewebe meiner Pläne zerstören können, darum schwieg ich. Aber ich rechnete auf Ihr Vertrauen, auf Ihre Achtung! Jetzt aber habe ich erkennen müssen, daß ich diese nicht besitze, und das trennt uns für ewig. Das rückhaltlose Vertrauen ist nicht blos die Nahrung, von welcher die Freundschaft lebt, sondern auch die Liebe stirbt und verhungert ohne dies Vertrauen.*) Leben Sie also wohl, General, ich vergebe Ihnen Ihr Mißtrauen, aber ich kann mich dem Zorn desselben nicht länger aussetzen. Leben Sie wohl!

Sie verneigte sich vor Bonaparte und wandte sich der Thür zu. Aber Bonaparte stürzte ihr nach, und mit seinen beiden Händen sie zurückhaltend, sagte er mit vor Bewegung zitternder Stimme: Wo willst Du hin, Josephine?

Ich sagte Ihnen schon, seufzte sie schmerzvoll, ich will in ein Kloster gehen, um zu weinen und für Sie zu beten!

Das heißt, Du willst mich tödten, rief er mit flammenden Augen. Denn Du weißt es, ich kann nicht ohne Dich leben. Wenn ich Dich, Deine Liebe, Deine reizende Person verlieren müßte, würde ich Alles verlieren, was das Leben angenehm und wünschenswerth macht. Josephine, Du bist für mich eine Welt, die ich mir nicht erklären kann, und mit jedem Tage liebe ich Dich mehr. Selbst, wenn ich Dich nicht sehe, wächst meine Liebe, denn die Abwesenheit heilt nur die kleinen Leidenschaften, die großen steigert sie.***) Mein Herz hat niemals Mittelmäßiges empfunden. Es hatte sich gegen die Liebe gewehrt, Du aber hast ihm eine Leidenschaft ohne Grenzen eingeflößt, eine Trunkenheit, welche es entwürdigt. Der Gedanke an Dich lebte in meiner Seele vor allen andern, Deine Laune war mir ein heiliges Gesetz. Dich sehen ist mein höchstes Glück, Du bist schön und anmuthig, Deine sanfte und himmlische Seele malt sich in Deinen Zügen. Oh,

*) Josephinen's eigene Worte. Siehe: Le Normand. I. 248.

**) Bonaparte's eigene Worte. Mémoires d'une contemporaine. Vol. II.

ich bete Alles in Dir an, wie Du bist; jünger würde ich Dich weniger geliebt haben. Alles, was Du thust, ist für mich Tugend, was Dir gefällt, ist für mich Ehre. Der Ruhm hat für mich nur noch Werth, weil er Dir angenehm ist und Deiner Eigenliebe schmeichelt. Dein Portrait ruht immer auf meinem Herzen, und wenn ich von Dir fern bin, vergeht keine Stunde, ohne daß ich es anschau und es mit Küffen bedeckte. *) Neulich, wie ich es allzu heftig an meinen Busen drückte, zerbrach das Glas. Meine Verzweiflung war grenzenlos, denn die Liebe ist abergläubisch und Alles ist ihr bedeutungsvoll. Ich hielt das für eine Ankündigung Deines Todes, und kein Schlaf kam in meine Augen, keine Ruhe in mein Herz, bis der Courier, den ich sofort an Dich abschickte, mir die Nachricht gebracht, daß Du gesund und von keinem Unheil betroffen seiest! **) Siehst Du, Weib, Weib, so liebe ich Dich, willst Du nun noch sagen, daß Du mich verlassen willst?

Ich muß es, General, sagte sie fest. Die Liebe kann ohne die Achtung nicht dauernd sein, und Sie achten mich nicht. Ihr unwürdiger Verdacht hat mich entehrt, und eine Entehrte und Beschimpfte kann nicht mehr Ihre Gemahlin sein. Leben Sie wohl!

Sie wollte sich von seinen Händen los machen, aber er hielt sie nun um so fester. Josephine, sagte er mit dumpfer Stimme, höre mich, treibe mich nicht in Verzweiflung, denn wenn ich Dich verlieren sollte, würde ich aufhören zu leben. Keine Pflicht, kein Titel würde mich an die Erde fesseln. Die Menschen sind so verächtlich, das Leben so jammervoll, Du allein löschest in meinen Augen die Schmach der Menschennatur aus. ***) Ohne Dich giebt es kein Leben, kein Glück, ich liebe Dich grenzenlos.

Nein, General, Sie verachten mich, Sie lieben mich nicht!

Sie, Sie, rief er, wild mit dem Fuße stampfend, Du selber Sie! Fahre nur so fort, und ich werde todt zu Deinen Füßen niederfallen.

*) Bonaparte's eigene Worte. Siehe: *Correspondance inédite avec Josephine*. Lettre V.

**) *Mémoires sur Napoléon*, par Constant. Vol. I. 309.

***) Bonaparte's eigene Worte. *Correspondance* etc. 375.

Martere mich nicht so fürchterlich! Erwinnere Dich, was ich Dir so oft gesagt habe: Die Natur hat mir eine starke, entschiedene Seele gegeben, Dich hat sie aus Gaze und Spißen gebaut. Ich liebe Dich nicht, sagst Du. Höre es zum letzten Mal. Ich habe, seit Du fern von mir bist, nicht einen Tag verlebt, ohne Dich zu lieben, nicht eine Nacht, ohne Dich im Geist an mein Herz zu drücken, ich habe nicht eine Tasse Thee getrunken, ohne den Ruhm und den Ehrgeiz zu verwünschen, die mich fern hielten von der Seele meines Lebens.*) Inmitten der Geschäfte, an der Spitze der Truppen, auf dem Marsch und im Felde, immer ist meine himmlische Josephine in meinem Herzen gewesen, hat meinen Geist beschäftigt, meine Gedanken absorbiert. Wenn ich mich von Dir entfernte mit der Unaufhaltsamkeit des Sturzes der Rhone, so geschah es, um bald wieder bei Dir zu sein. Wenn ich mich in der Mitte der Nacht erhob, um noch zu arbeiten, so that ich es, um den Zeitpunkt unserer Wiedervereinigung zu beschleunigen. Die schönsten Frauen haben mich umdrängt, haben mir gelächelt, haben mich ihre Gunst hoffen lassen, suchten mir zu gefallen, aber keine glich Dir, keine hatte die sanften und melodischen Züge, die sich so tief in mein Herz eingepägt haben. Ich sah nur Dich, dachte nur an Dich, das machte mir alle unerträglich, ich verließ die schönsten Frauen, um mich auf mein einsames Lager zu legen, und zu seufzen: wann wird meine angebetete kleine Frau wieder bei mir sein?**) Und wenn ich jetzt zornig und aufbrausend war, so geschah das doch auch nur, weil ich Dich so grenzenlos liebe, daß ich eifersüchtig bin auf jeden Blick, jedes Lächeln. Verzeihe mir also, Josephine, verzeihe meiner grenzenlosen Liebe zu Dir! Sage, daß Du wieder gut sein willst, daß Alles vergessen und vergeben sein soll.

Er sah sie mit flehenden Blicken, mit angstvollen Mienen an, aber Josephine erwiderte seinen Blick nicht, sie wandte ihre Augen zur Seite und blieb stumm.

Josephine, rief er außer sich, laß es jetzt genug sein. Fühle meine

*) Bonaparte's eigene Worte. 552.

**) Bonaparte's eigene Worte. Corrépondances. 349.

Stirn, sie ist mit kaltem Schweiß bedeckt, und mein Herz zittert, wie es nie in einer Schlacht gezittert hat. Laß es genug sein, ich bin erschöpft, außer mir, Josephine, öffne mir endlich Deine Arme!

Nun, so komm, Du böser, Du geliebter Mann, rief sie mit heravorstürzenden Thränen, ihm die Arme entgegenbreitend.

Bonaparte stieß einen Freudenschrei aus und preßte sie mit wildem Ungestüm an sein Herz und bedeckte sie mit seinen Küssen.

Jetzt, nicht wahr, jetzt ist Alles wieder gut, Alles vergessen? sagte er dann, sie noch immer in seinen Armen haltend. Du verzeihst mir meine tolle Leidenschaft, meine häßliche Eifersucht?

Ich verzeihe Dir, Bonaparte, wenn Du Besserung versprichst, sagte sie mit einem schönen Lächeln.

Ich verspreche Dir, niemals mehr eifersüchtig zu werden, sondern bei jedem Rendezvous, das Du einem Andern giebst, zu denken, daß es nur um meinetwillen geschieht, und um für mich zu conspiriren. Ach, mein braves Weib, Du hast tapfer für mich gearbeitet, und von nun an weiß ich, daß ich Dir meine Ehre und meinen Ruhm mit voller Zuversicht anvertrauen kann. Ja, selbst die Zügel eines Staates würde ich Dir ohne Furcht anvertrauen. Bete also, Josephine, bete, daß Dein Gemahl zu dem höchsten Range emporsteige, denn alsdann würde ich Dir eine berathende Stimme in meinem Conseil zugestehen und Dich zur Herrin über Alles setzen, eins nur ausgenommen.*)

Nun, und das Eine wäre? fragte Josephine lebhaft.

Das Eine, was ich Dir nicht anvertrauen würde, Josephine, sagte er lachend, das wären die Schlüssel meiner Schatzkammer; diese, meine schöne, verschwenderische Frau von Gaze und Spitzen, Brillanten und Perlen, diese würdest Du niemals bekommen.**)

Ach, Du würdest mir also das Recht entziehen, Wohlthaten in Deinem Namen auszutheilen? fragte sie traurig. Ist das nicht die schönste und köstlichste Pflicht der Frau eines großen Mannes, ihm durch Wohlthaten den Himmel* zu erobern, während er sich durch

*) Bonaparte's eigene Worte. Le Normand. 241.

***) Le Normand. I. S. 242.

Thaten die Erde erobert? Und dazu wolltest Du mir die Mittel entziehen, Bonaparte? Du bist eine wilde, leidenschaftliche Natur, und oft werde ich die Wunden heilen müssen, die Du in Deinem Zorn geschlagen hast. Wohl mir, wenn sie sich immer heilen lassen, wenn Dein Zorn nicht auch den Menschen gleich so tödtlich ist, wie meinem armen, kleinen Hündchen, das nichts weiter verbrochen hatte, als daß es mich vertheidigen wollte gegen Deinen Zorn.

Armes, kleines Thier, sagte Bonaparte, einen beschämten Blick zu Zephyr hinüberwerfend. Es thut mir wahrhaft leid, ihn getödtet zu haben, noch dazu, weil er ein Andenken an Hoche war. Aber da all' mein Klagen ihn nicht wieder lebendig machen wird, Josephine, so will ich ihn wenigstens unsterblich machen! Er soll nicht, wie so mancher Held, ein unbekanntes Grab finden, nein, wir wollen dem tapfern und unerschrockenen Vertheidiger dieser schönen Festung Josephine ein Denkmal errichten, welches der spätesten Nachwelt erzählen soll von seinen Thaten. Laß Zephyr in einen Kasten packen, es gehen noch heute Couriere und Transporte nach Mailand ab. Sie sollen die Leiche mitnehmen, und ich werde Ordre geben, daß man Deinem Zephyr in dem Garten unserer Villa ein kleines Denkmal errichte. *) — Aber jetzt, meine Josephine, genug des Plauderns, das Leben ruft mich mit seinem Ernst und seiner Strenge. Ich muß gehen, die Herren Gesandten zu empfangen!

*) Bonaparte hielt Wort. Das kleine Opfer seiner Eifersucht, der Hund Zephyr, ward in den Gärten von Monbeza, nahe bei Mailand, begraben und ihm dort ein Denkmal von Marmor errichtet. Siehe: Le Normand. I. 498.

III.

Die Begrüßung der Gesandten.

Ein buntes Gewühl von Uniformen und goldgestickten Staatsgewändern war seit der Ankunft des Generals Bonaparte und seiner Gemahlin in den Vorzimmern der französischen Gesandtschaft. Alle diese hohen Vertreter deutscher Fürsten und Länder eilten herbei, um der französischen Dame ihre Huldigungen darzubringen und sich der Gnade und Huld des siegreichen Generals der Republik zu empfehlen. Aber die Thüren des Generals und seiner Gemahlin öffneten sich eben so schwer, wie die der französischen Gesandten Bonnier, Jean Debry und Koberjot. Der General Bonaparte hatte die Gesandten Oesterreichs empfangen und ihnen seinen Gegenbesuch gemacht. Aber Niemand sonst war von ihm an dem ersten Tage empfangen worden. Um so eifriger drängten sich heute an dem zweiten Tage nach seiner Ankunft die Gesandten in die Vorzimmer der französischen Herren, denn Jeder wollte der Erste sein, der für seinen Fürsten und für sein deutsches Land die Gunst des französischen Siegers gewinnen könnte. Jeder wollte Vortheile erringen, Uebel abwenden und Gnaden erbitten.

Glücklich schon diejenigen, welche überhaupt bis in die Vorzimmer der französischen Gesandtschaft gelangt waren, denn man mußte sehr viel Geld gegeben haben, um nur bis dahin die Thüren für sich offen zu finden. Vor diesen Thüren standen die Kammerdiener der Gesandten, mit ernstern, strengen Gesichtern Jedem den Eintritt verweigernd, der nicht zuvor ihnen schon empfohlen war, oder sich ihnen nicht jetzt auf eine glänzende Weise zu empfehlen wußte.*) Und wenn man endlich,

*) Das französische Gesandtschaftspersonal, von dem ersten Secretair bis hinunter zum Lakaien und Koch, empfing von allen deutschen Gesandten beträchtliche Geschenke, denn Jedermann wollte die französischen Herren gewinnen, und getreu dem alten, diplomatischen Kunstgriff, wollte man durch die Dienerschaft sich die Gunst der Herrschaft erobern. Das Dienstpersonal der französischen Gesandtschaft machte daher ein sehr gutes Geschäft mit den deutschen Gesandten. Siehe: Deutsche Geschichte von Ludwig Häusser. II. S. 163.

Dank diesen Ueberredungskünften, die Schwelle des Vorzimmers überschritten hatte, so waren da wieder die Secretaire, die Schreiber der französischen Herren, und diese wieder belagerten die Thür des Cabinets, in welchem die Gesandten zu finden waren. Und die Secretaire und die Schreiber mußten wiederum gewonnen werden mit Bitten, mit Schmeicheleien und mit klingendem Metall, nur daß man statt des Silbers sich hier des Goldes bedienen mußte.

Und wenn sie dann endlich alle diese Hindernisse bestieg hatten, wenn diese Gesandten deutscher Mächte endlich bis zu den französischen Diplomaten gelangt waren, so fanden sie da statt der gehofften Freundschaft stolzes Abwehren, statt der Anerkennung ihrer Zuvorkommenheit höhnennden Spott. Vergebens, daß Deutschland sich so demüthigte und in den Staub warf, Frankreich war seiner Siege und seiner Ueberlegenheit sich zu sehr bewußt, und die Servilität der deutschen Herren erregte nur Verachtung und Spott, den die französischen Herren sich nicht scheuten, den demüthigen Bittstellern in's Gesicht zu werfen. Je mehr jene krochen, desto stolzer richteten sich diese auf, und immer fester und unerschütterlicher ward bei diesen wie bei jenen die Ueberzeugung, daß in den Händen Frankreichs allein das Glück und die Ruhe Deutschlands liege, daß Frankreich allein die Macht habe, den deutschen Fürsten ihre Länder zu erhalten, zu vergrößern, oder zu entreißen, je nachdem es ihm beliebe.

Aber heute waren alle diese vornehmen Herren, die deutschen Reichsgrafen, Reichsfreiherrn, Bischöfe und Prälaten nicht gekommen, um das Dreigestirn der französischen Gesandtschaft zu erobern, heute war ein neues, ein strahlenderes Gestirn aufgegangen und das wollten sie anstarren, Bonaparte und Josephine wollten sie bewundern.

Aber Bonaparte achtete wenig auf diese im Vorzimmer versammelten Herren. Die Hände auf dem Rücken gefaltet, ging er in seinem Zimmer auf und ab und hörte mit gespannter Aufmerksamkeit den Berichten zu, welche die drei französischen Gesandten ihm über ihre bisherige Wirksamkeit abstatteten.

Wir haben Alles gethan, um den republikanischen Geist auch hier auszubreiten, sagte Jean Debry am Schluß seiner langen Rede. Wir

haben überall in diese kleinen deutschen Staaten unsere Agenten gesendet, welche das Volk aufklären sollen über seine Würde und seine Rechte und über die Schmach, sich elenden Fürsten zu unterwerfen, statt frei und groß in republikanischer Freiheit dazustehen.

Wir haben außerdem auch hier am Orte unsere gewandten Unterhändler und Kundschafter unter den Herren Gesandten, sagte Roberjot, und wir haben durch sie geschickt das Feuer der Zwietracht genährt, das unter diesen Herren fortglimmt. Sie halten freilich täglich geheime Berathungen, in denen sie über die Zwecke, die sie verfolgen wollen, sich zu einigen suchen, aber die Zwietracht, der Neid und die Habsucht gehen immer mit ihnen in die Berathungszimmer und daher einigen sie sich nie. Außerdem sind diese deutschen Herren sehr schwachhaft, wir erfahren daher alle ihre Geheimnisse und es wird uns leicht, ihren Plänen entgegen zu arbeiten. Jeder von ihnen will sich vergrößern, wir lassen daher Jeden eine Vergrößerung auf Kosten seines Nachbarn hoffen und machen damit die Uneinigkeit und die Verwirrung noch immer größer. Wir erfüllen die Gesandten der kleinen, und besonders der geistlichen Fürsten, mit Mißtrauen gegen die mächtigen und großen deutschen Fürsten, und vertrauen ihnen, daß diese sich an ihnen zu vergrößern bezwecken und dazu Frankreichs Zustimmung verlangt haben; wir theilen den großen deutschen Gesandten das Gelüste, welches die kleinen nach einer Gebietsvergrößerung hegen, mit und warnen sie. So säen wir Zwietracht unter die Fürstendiener und suchen die deutschen Throne wankend zu machen.

Deutschland muß alle seine Fürsten wie reife Geschwüre abstoßen, rief Bonnier mit wildem Hohnlachen. Diese vielen Throne jenseits des Rheins sind unserer erhabenen, einigen und untheilbaren französischen Republik gefährlich und verderblich, denn das böse Beispiel verdirbt die guten Sitten. Alle Throne müssen von dem Erdboden verschwinden und die Freiheit und Gleichheit der Republik muß einer Sonne gleich die ganze Welt umleuchten.

Sie haben Recht, sagte Bonaparte ernst, es ist unsere Pflicht, Propaganda zu machen bei diesen deutschen Völkern, welche noch in der Knechtschaft leben, und den armen Sclaven zur Freiheit zu verhelfen.

Deutschland muß eine Conföderativ-Republik werden, und die Zwietracht ist das beste Schwert, mit dem man diese Fürstendiener angreift. Aber was will denn der schwedische Gesandte, dessen Namen ich auf der Liste der Angemeldeten sah, unter den deutschen Herren?

Er hat die Prätexten, hier als Gerant des Westphälischen Vertrags auftreten zu wollen, rief Jean Debry achselzuckend.

Seine Vertretung des Herzogthums Pommern ist nur ein Vorwand, sagte Bonnier düster. Dieser Herr Fersen ist ein Royalist, man kennt ja die politische Rolle, die dieser Unterhändler am Hofe Ludwig Capet's gespielt und nachher noch fortgesetzt hat. Er drängt sich an uns mit freundlicher Zuorkommenheit, er möchte durch uns der Republik Fallstricke legen.

Ah, wir werden dem Herrn beweisen, daß die Republik ein offenes Auge und eine feste Hand hat, und daß sie alle Schlingen und Fallstricke sieht und zerreißt, rief Bonaparte heftig. Genug der Geschäfte für heut, ich will gehen, diese Herren Gesandten, die schon lange in meinem Vorzimmer warten, zu empfangen.

Er begrüßte die Herren mit einem raschen Kopfnicken und begab sich dann in den Empfangssaal, dessen Thüren endlich geöffnet wurden, um die deutschen Gesandten eintreten zu lassen.

Es war eine glänzende Schaar, welche in feierlichem Zug durch die weitgeöffneten Flügelthüren eintrat. Die Gesandten aller Fürsten Deutschlands waren hier zugegen; nur die von Oesterreich und von Preußen fehlten, denn diese hatte Bonaparte schon in besonderer Audienz empfangen.

In stattlicher Zahl zog die große deutsche Friedensdeputation in den Saal ein, um dem französischen General zu huldigen; da waren zuerst die Gesandten von Baiern und Sachsen, von Baden und Württemberg, von Hannover und Mecklenburg, dann folgte die Schaar der kleinen Fürsten und freien Standesherrn, denen zur Seite die geistlichen Herren, die Vertreter der mächtigen Churfürsten und Bisthümer, einherstolzten. *)

*) Die große deutsche Friedensdeputation bestand aus 79 Personen, und alle diese 79 hochmögenden, vornehmen Herren, die Abgesandten von Kaisern, Königen und Fürsten, bewarben sich um die Gunst der Gesandten Frankreichs, und diese drei Herren schienen mächtiger und stärker, als alle Vertreter des ganzen Deutschlands.

Bonaparte stand stolz gehobenen Hauptes in der Mitte des Saals und sein düsterer Blick flog umher an den Reihen dieser Herren, die sich zu beiden Seiten des Saals aufzustellen begannen. Der erwählte Ceremonienmeister des Congresses schritt jetzt feierlich einher, und an den Herren vorüber schreitend, verkündete er mit lauter Stimme eines Jeden Namen, Rang und Stand.

Se. Excellenz, der Herr Graf Fersen, rief er eben laut und feierlich, Gesandter Sr. Majestät des Königs von Schweden und Herzogs von Pommern.

Graf Fersen hatte noch nicht seine ceremonielle Verbeugung beendet, als Bonaparte mit hastigem Schritt sich ihm näherte.

Sagen Sie doch, mein Herr, rief er mit brusquem Ton, wie heißt der Gesandte, den Schweden jetzt in Frankreich hat?

Graf Fersen blickte sichtbar überrascht und verwirrt in das bleiche Antlitz des Generals, dessen flammende Augen mit zornigem Ausdrucke auf ihm ruhten.

Ich weiß nicht, stammelte er verlegen, ich bin ungewiß —

Ach, mein Herr, Sie wissen es nur zu gut, daß Schweden dem Herrn von Staël noch immer keinen Nachfolger gegeben hat, unterbrach ihn Bonaparte heftig, und daß der Einzige, den es senden wollte, von dem Directorium zurückgewiesen werden mußte. Dieser Einzige waren Sie, mein Herr! Innige Bande haben von langen Zeiten her die französische und die schwedische Nation vereinigt, und ich glaube, Schweden sollte gerade jetzt die große Wichtigkeit derselben mehr als je erwägen und erkennen. Wie soll man sich daher dieses Benehmen des Hofes von Stockholm erklären, der es sich zur Aufgabe zu machen scheint, überall, sei's nach Paris oder sonst, wo die französischen Bevollmächtigten sich befinden, Minister und Gesandte zu schicken deren Personen jedem französischen Bürger wesentlich zuwider sein müssen.

Dies ist gewiß nicht die Absicht meines Hofes, rief Graf Fersen hastig.

Mag sein, sagte Bonaparte stolz. Aber ich möchte doch wissen, ob es der König von Schweden mit Gleichgültigkeit ansehen würde.

wenn ein französischer Gesandter versuchen wollte, das Volk von Stockholm gegen ihn aufzuregen. Ebenso wenig kann die französische Republik es dulden, daß Männer, die durch ihre Verbindung mit dem alten Hofe von Frankreich nur zu bekannt sind, kommen, um die republikanischen Gesandten zu ärgern und zu reizen, die Gesandten des ersten Volkes der Erde, das, bevor es noch seine Politik um Rath fragt, das Gefühl seiner Würde aufrecht zu erhalten weiß.

Ich werde sogleich nach Stockholm abreisen, um meinem Hofe diese Ansicht des Siegers von Italien mitzutheilen, sagte Graf Fersen, bleich vor Aerger und Scham.

Thun Sie das, reisen Sie sogleich ab, rief Bonaparte ungestüm, und sagen Sie Ihrem Herrn, daß, wenn er dieses alte Gerölle einer verbrauchten Politik nicht ändert, ich ihm eines Tages einen guten diplomatischen Gascogner schicken werde, der es versteht, die Maschine zu vereinfachen und sie im Schritt gehen zu machen. Der König Gustav wird es vielleicht auch zu spät und auf seine Kosten einsehen lernen, daß man die Zügel der Regierung mit fester Hand halten, und sich mit der andern nützlicher Weise des Schwertes bedienen muß, so lange es noch Zeit ist. Gehen Sie, mein Herr, das Ihrem König zu sagen.

Graf Fersen erwiderte nichts, er machte nur eine stumme, hastige Verbeugung, und seinem hinter ihm stehenden Gesandtschaftspersonal einen Wink gebend, verließ er mit seinem Gefolge den Saal.*)

Bonaparte verfolgte ihn bis zum Ausgange mit seinen glühenden, finsternen Blicken, dann wandte er sich wieder den Gesandten zu.

Ich durfte einen Verräther und Feind nicht in unserer Versammlung dulden, sagte er mit lauter, fester Stimme. Wir sind hier, um Frieden zu machen, er aber trug Unfrieden im Herzen und wollte die böse Saat der Zwietracht unter uns aussäen. Friede zu machen, meine Herren, daß sei unser Aller eifrigstes Bemühen. Zwingen Sie

*) Diese ganze Scene ist historisch und enthält nur Bonaparte's und Fersen's eigene Worte. Siehe: *Mémoires d'un homme d'état*. Vol. V. S. 64. — *Le Normand: Mémoires*. I. S. 263.

mich nicht, auch gegen Sie in die Schranken zu treten, denn der Kampf könnte nicht gleichmäßig sein zwischen einem Volk, das so eben erst seine Freiheit erobert hat, und zwischen Herren, die sie ihm wieder streitig machen wollen. Wenn Sie heute die Mittel zur Versöhnung, welche ich Ihnen biete, verwerfen, so werde ich Ihnen morgen andere Bedingungen machen; aber wehe demjenigen unter Ihnen, der meine Vermittelung verweigern wollte, denn ich würde dann das ganze Gerüst einer falschen Politik umstürzen, und der Thron, der sich auf eine schwache, thönerne Unterlage stützte, würde bald zusammenbrechen. Ich spreche zu Ihnen mit dem Freimuth eines Soldaten und dem edlen Stolze eines Siegers, ich warne Sie, weil mir das Wohl der Völker, welche der Segnungen des Friedens bedürfen, am Herzen liegt. In Ihren Händen ruht jetzt der Krieg oder der Frieden, und von Ihrer Fügbarkeit allein wird es abhängen, ob Frankreich mit seinen deutschen Nachbarn einen ehrenvollen Frieden machen kann, oder ob Sie uns zwingen wollen, abermals die Waffen zu ergreifen. Wehe aber alsdann Ihnen, denn wir würden eine blutige Satisfaction nehmen an denen, welche uns entgegen zu treten wagen.*)

Er schwieg und ließ seine Augen mit einem raschen Blick an den Herren vorübergleiten. Sie standen da mit ernstern, düstern Gesichtern, aber Keiner von ihnen hatte den Muth, den stolzen, demüthigenden Worten des französischen Generals einen würdigen Bescheid zu geben; mit dem Schweigen der Unterwürfigkeit nahmen die Gesandten Deutschlands die stolze Strafpredigt des Abgeordneten Frankreichs entgegen.

Ueber Bonaparte's bleiches Antlitz flog ein leises, höhnißches Lächeln. Er grüßte die Herren mit einem raschen Kopfnicken, und sich dann militairisch steif kurz umwendend, verließ er den Saal und kehrte in sein Gemach zurück.

*) Bonaparte's eigene Worte. Siehe: Le Normand. I. S. 964.

IV.

Frankreich und Oesterreich.

Bonaparte war kaum wieder in sein Gemach zurückgekehrt und hatte die Thür desselben hinter sich zugebrückt, als die entgegengesetzte Thür geöffnet ward und der eintretende Diener „Se. Excellenz den Grafen Ludwig von Cobenzl“ meldete.

Bonaparte winkte rasch mit der Hand und ging dem Grafen bis in den Vorfaal entgegen, um ihn mit der äußersten Höflichkeit und Freundlichkeit willkommen zu heißen.

Hand in Hand traten die beiden Herren in das Gemach ein, Jeder mit einem Lächeln auf den Lippen, Jeder dem Andern freundliche Worte sagend, Jeder mit dem geheimen Wunsch und Vorsatz, die Gedanken des Andern zu erforschen und zu errathen, seine eigenen aber in tiefster Brust verborgen zu halten. Mit zuvorkommender Freundlichkeit bot der General dem Grafen den Ehrenplatz auf dem Divan und setzte sich ihm gegenüber auf den Fauteuil. Ein kleiner runder Tisch mit Schreibzeug und Papieren stand zwischen ihnen und bildete so gewissermaßen die Grenze zwischen Oesterreich und Frankreich.

Die heißen Wünsche Oesterreichs sind also jetzt erfüllt, sagte Graf Cobenzl mit einem süßen Lächeln. Frankreich wird uns fortan nicht mehr feindlich gegenüberstehen, es wird uns ein Freund und Bundesgenosse sein.

Frankreich wird diesen Freund und Bundesgenossen willkommen heißen, rief Bonaparte lebhaft, vorausgesetzt, daß er es ehrlich meint. Ah, mein Herr Graf, keine Protestationen! In der Politik beweisen keine Worte, sondern allein die Thaten. Oesterreich beweise uns also durch seine Thaten, daß es das gute Einvernehmen mit Frankreich aufrichtig wünscht und seine feindliche Haltung gegen die Republik ehrlich und für immer aufgegeben hat.

Aber hat Oesterreich das nicht schon bewiesen? fragte der Graf erstaunt. Hat Se. Majestät der Kaiser nicht sich bereit erklärt, die

diplomatischen Beziehungen zu Frankreich wieder aufzunehmen und dadurch förmlich und vor aller Welt die französische Republik anzuerkennen.

Mein Herr, rief Bonaparte stolz, die französische Republik bedarf keiner Anerkennung. Sie weiß sich diese Anerkennung zu erzwingen, denn sie wirft wie die Sonne ihr Licht über den ganzen Erdball hin, und wer sich den Anschein geben wollte, sie nicht zu sehen, dem würde sie in die Augen stechen, daß er auf ewig davon erblindete!*) Oesterreich hat bei Vodi, bei Rivoli, Arcole und Mantua diese strahlende Sonne scheinen sehen, wo sollte es also den Muth hernehmen, sie verleugnen zu wollen? Aber statt der Worte geben Sie uns thatsächliche Beweise Ihrer Anerkennung.

Wir sind auch dazu bereit, sagte Graf Cobenzl verbindlich. Oesterreich ist bereit, dem großen General, dessen Ruhm jetzt schon die ganze Welt mit Staunen und Bewunderung erfüllt, einen öffentlichen, glänzenden Beweis seiner Bewunderung zu geben. Se. Majestät der Kaiser hat Ihnen schon in dem Schreiben, dessen Ueberbringer zu sein ich in Wien die Ehre hatte, mit beredten Worten gesagt, wie sehr er den Sieger Italiens bewundere, wie glücklich Seine Majestät sein würde, Ihnen irgend etwas Angenehmes erzeigen zu können. Damals lehnten Sie alle Anerbietungen ab, General, und nichts, was wir Ihnen darzubieten wünschten, hatte für Sie genug Werth, daß Sie es angenommen hätten.

Sagen Sie vielmehr, Graf, Alles hatte zu viel Werth, um nicht leicht als eine Bestechung angesehen zu werden, rief Bonaparte. Mit dem Schwert in der Hand unterhandelte ich mit Ihnen um Krieg oder Frieden, es würde mir schlecht angestanden haben, das Schwert bei Seite zu legen, um meine Hände mit Ihren Geschenken zu füllen!

Aber jetzt, General, jetzt, da wir das Schwert bei Seite gelegt, da wir Frieden gemacht haben, da wir gestern schon die Friedens-Ratificationen ausgewechselt haben, jetzt, wo Sie Oesterreich in Frieden und Freundschaft Ihre Hand darreichen, jetzt könnten Sie vielleicht

*) Bonaparte's eigene Worte. Siehe: Constant. I. 2A.

Er. Majestät dem Kaiser Franz von Oesterreich gestatten, Etwas in Ihre Freundeshand niederzulegen, das Ihnen beweisen könnte, wie aufrichtig der Kaiser Sie liebt und verehrt.

Und was wäre dies, was der Kaiser wünscht, in meine Hand niederzulegen? fragte Bonaparte ruhig und lächelnd.

Graf Cobenzl zögerte ein wenig, bevor er antwortete. General, sagte er dann, wenn ich Sie so anschau in Ihrer ehernen Schönheit, so muß ich unwillkürlich der Heroen Roms und Griechenlands gedenken, dieser Heroen, welche den Ruhm ihrer Länder unsterblich gemacht haben, die aber die Nachwelt mit ihrer Bewunderung für die Undankbarkeit ihrer Mitwelt entschädigen mußte. General, die Republiken sind niemals dankbar gewesen gegen ihre großen Männer, und nur zu oft haben sie ihnen ihre glormwürdigen Thaten sogar zum Verbrechen angerechnet, denn in der Größe ihrer Helden sahen die Republiken eine Ueberhebung, und wer sich auszeichnete, hob damit die Gleichheit und Brüderlichkeit auf. Perikles ward aus Athen verbannt, und Julius Cäsar ward ermordet! — General, werden die modernen Republiken dankbarer sein, als die antiken? Ich meinstheils wage es zu bezweifeln, und da die Franzosen Nachkommen der Römer sind, so fürchte ich, sie werden auch nicht dankbarer sein, als es die Römer waren. Der Kaiser, mein erhabener Herr, theilt meine Furcht, und da er Sie liebt und verehrt, möchte er Sie gern so hoch erheben, daß die Hände der politischen Parteien nicht bis zu Ihnen emporzureichen vermögen. Se. Majestät erbietet sich daher, Ihnen in Deutschland ein Fürstenthum zu errichten und Sie zum souverainen Herrn über zweimalhunderttausend Seelen zu machen, auch Sie zum Reichsfürsten zu ernennen, der im deutschen Reich Sitz und Stimme hat.*) General, nehmen Sie das Erbieten des Kaisers an?

Ein Vasall des Kaisers zu werden? fragte Bonaparte mit einem leisen Lächeln. Ein kleiner deutscher Reichsfürst, der bei festlichen Gelegenheiten vielleicht der Ehre theilhaftig werden könnte, dem Kaiser das Waschbeden reichen, oder die Schleppe seines Mantels tragen zu

*) Historisch. Siehe: Mémoires d'un homme d'état. Vol. V. 67.

dürfen, und der jedem König und Churfürsten den Vortritt lassen müßte? Nein, Herr Graf, ich nehme das Erbieten nicht an. Ich danke dem Kaiser aufrichtig für das Interesse, das er an meinem Schicksal nimmt, aber ich darf keine Geschenke und keine Gunst annehmen, die mir nicht unmittelbar von der französischen Nation kommen, und ich werde stets zufrieden sein mit dem Einkommen, welches diese mir bewilligt. *)

Sie lehnen das Erbieten des Kaisers ab? fragte Graf Cobenzl schmerzlich. Sie verschmähen es, eine Krone zu tragen?

Wenn die Krone mir die wenigen Lorbeerblätter, mit denen meine Siege mich geschmückt haben, zerdrücken würde, ja, dann ziehe ich es vor, die Krone auszuschlagen zu Gunsten meiner Lorbeern. Und, mein Herr Graf, wenn es mir so sehr um eine Krone zu thun gewesen, so hätte ich ja nur eine dieser Kronen aufheben können, die in Italien zu meinen Füßen niederfielen. Aber ich zog es vor, sie unter meinen Füßen zu zertreten, wie St. Georg den Lindwurm zertritt, und das Gold der zertretenen Kronen legte ich als dankbarer und gehorsamer Sohn auf dem Altar der großen französischen Republik nieder. Sie sehen also, es gelüstet mich nicht nach Kronen, dürfte ich meiner Neigung folgen, so kehrte ich in das Schweigen und die Dunkelheit meines früheren Lebens zurück und legte das Schwert aus der Hand, um nur als friedlicher Bürger zu leben.

Oh, General, wenn Sie das thäten, rief Cobenzl, dann würden sich bald Männer finden, die es aufhoben, um mit diesem Schwert die Republik zu bekämpfen und die Bourbonsen wieder zurückzurufen auf den Thron der Lilien!

Ein schneller Blitz aus Bonaparte's Augen traf das Antlitz des Grafen und begegnete seinen scharfen, forschenden Blicken.

Herr Graf, sagte er ruhig und gelassen, die Lilien von Frankreich sind abgefallen und im Blut der Guillotine ertränkt, sie werden sich nicht wieder zum Blühen aufrichten. Das wäre ein schlechter und

*) Wörtlich Bonaparte's eigene Antwort. Siehe: *Mémoires d'un homme d'état. Vol. V. 67.*

unkluger Gärtner, der es versuchen wollte, aus todtem, keimlosem Samen Blüthen zu ziehen! Und glauben Sie mir, wir sind in Frankreich keine schlechten und unklugen Gärtner! Sie sprachen vorhin von dem Undank der Republiken und fürchteten, daß auch ich davon Erfahrungen machen möchte. Ich versichere Ihnen aber, daß selbst der Undank meines Vaterlandes mir lieber sein würde, als der Dank eines Fremden, und daß die Dornenkrone, welche Frankreich mir auf's Haupt drücken mag, mir doch ehrenvoller erscheinen würde, als die Fürstenkrone, mit welcher der Feind Frankreichs meine Stirn schmücken könnte. Und jetzt, Herr Graf, sprechen wir nicht mehr von dieser Bagatelle! Sprechen wir von unsern Geschäften. Wir haben die Friedens-Ratificationen, welche dem Congreß vorgelegt werden sollen, unterzeichnet; es bleibt uns nur noch übrig, auch die geheimen Artikel, die nur Frankreich und Oesterreich erfahren sollen, zu unterzeichnen. Die Hauptsache ist, daß Ihre Truppen sofort Mainz räumen, damit die französischen Truppen die Festung besetzen können.

Ich fürchte, General, dies gerade wird ein Stein des Anstoßes sein, über welchen alle Mitglieder des Congresses stolpern und Wehe schreien werden.

Lassen Sie die Herren da schreien, sagte Bonaparte verächtlich, wir haben sie ja hier zusammengerufen, um zu plaudern, und während sie plaudern, handeln wir!

Man wird sagen, Oesterreich opfere seinen Privat-Interessen das Wohl und die Größe Deutschlands auf, rief Graf Cobenzl angstvoll.

Thoren sind diejenigen, welche sich an das lehnen, was die Leute sagen! rief Bonaparte achselzuckend. Der kluge Mann geht seinen Weg, grad auf sein Ziel hin, und das Geseumme der Schwärzer stört ihn nicht. Hören Sie mein letztes Wort: Wenn die österreichischen Truppen nicht in acht Tagen Mainz verlassen und an die französischen Truppen übergeben haben, so bleiben die französischen Truppen in Venedig, und ich würde es lieber in den Grund des Meeres bohren, als daß Oesterreich auch nur einen Stein davon bekomme. Mainz muß unser sein, oder ich zerreiße den Vertrag, und der Krieg soll sofort wieder beginnen!

Und Bonaparte ergriff mit wüthender Geberde die auf dem Tische liegenden Papiere und war im Begriff, sie zu zerreißen, als Graf Cobenzl auffrang und ihm rasch beide Hände festhielt.

General, sagte er stehend, was wollen Sie thun?

Was ich thun will? rief Bonaparte mit mächtiger Stimme. Ich will einen Friedenstraktat zerreißen, den Ihr nur mit der Feder, aber nicht mit Thaten unterzeichnen wollt! Oh, das war also das saubere Kunststückchen Eurer Diplomatie. Mit Eurer Fürstenkrone wolltet Ihr meinen Verstand umnebeln, mit den zweihunderttausend Seelen, die Ihr mir anbietet, mächtet Ihr meine Seele bestechen, daß sie die Ehre und die Größe Frankreichs verschachere für einen elenden und kleinen Purpurmantel! Nein, mein Herr, um so geringen Preis ist mir meine Ehre nicht feil. Ich stehe hier im Namen der französischen Republik und fordere von Ihnen, dem Bevollmächtigten Oesterreichs, daß Sie erfüllen, was wir in Campo Formio verabredet haben. Mainz muß unser sein, bevor unsere Truppen Venedig verlassen, verweigern Sie mir das, so ist unser Vertrag gebrochen und der Krieg beginnt auf's Neue. Nun, mein Herr, entscheiden Sie sich, ich bin nur ein Soldat und verstehe mich schlecht auf das diplomatische Handwerk, ich gehe mit meinem Schwert und meinem Wort immer grad auf ein Ziel los. Also kurz und gut, Herr Graf, wollen Sie Ihre Truppen aus Mainz und den übrigen Rheinfestungen herausziehen und unseren Truppen Mainz übergeben? Ja, oder nein!

Nun denn, rief Graf Cobenzl seufzend, ja, wir wollen Ihren Wünschen genügen, wir wollen unsere Truppen aus Mainz zurückziehen und den Franzosen die Festung übergeben.

Wann wird die Uebergabe stattfinden? So schnell als möglich, wenn ich bitten darf!

Also am neunten December, General.

Gut denn, am neunten December. Wir sind einig!

Aber machen wir aus der Uebergabe keine feierliche Handlung, sagte Cobenzl bittend, lassen wir unsere Truppen in der Stille abziehen, Ihre Truppen in der Stille Besitz nehmen, damit, wenn der Reichstag, der hier tagt, und dem der Kaiser von Deutschland die volle und

unantastbare Integrität des Reichs versprochen hat; von der Sache erfährt, dieselbe sei schon ein fait accompli, das nicht mehr zu ändern ist!

Es sei, wie Oesterreich es wünscht, sagte Bonaparte lächelnd. Und nun zu den andern geheimen Punkten. Die österreichischen Truppen ziehen sich aus dem deutschen Reich bis hinter den Inn und Lech zurück bis auf unmittelbares österreichisches Gebiet.

Ja, General, dafür aber verlassen die französischen Truppen am dreißigsten December die Festungen und das Territorium von Venedig, das der Friede von Campo Formio Oesterreich zugesichert hat, und ziehen sich hinter die Demarcations-Linie zurück.

Zugestanden! Zu gleicher Zeit bemächtigen sich die Truppen der Republik des Brückenkopfes bei Mannheim, sei es, indem sie die auf ihre Kraft beschränkte Besatzung einschüchtern, sei es, daß sie sich derselben durch einen Handstreich bemächtigen;*) und so lange die Unterhandlungen hier dauern, verlassen die französischen Truppen das linke Rheinufer und besetzen das rechte Ufer von Basel bis Mainz.

Zugestanden, seufzte Graf Cobenzl, Oesterreich gesteht Frankreich die Rheingrenze zu, das heißt, es überliefert ihm durch den gleichzeitigen Rückzug seiner eigenen Truppen die wichtigsten Punkte des deutschen Reichs, Ehrenbreitenstein mit eingerechnet. Der Congreß der deutschen Reichsfürsten wird also hier tagen unter dem unmittelbaren Eindruck, den die Nähe einer französischen Armee auf die Gemüther macht.

Der Congreß kann ja alsdann, wenn ihm die französischen Soldaten nicht gefallen, seine Augen nach der andern Seite wenden, wo die österreichische Armee an der Donau und am Lech steht, rief Bonaparte. Die Deputation des deutschen Reichs wird also von zwei

*) Mémoires d'un homme d'état. — Der Brückenkopf bei Mannheim ward, da die Besatzung sich nicht gutwillig fügen wollte, von den Franzosen am 25. Januar 1798 mit Sturm genommen. Mainz ergab sich ohne Kampf, und in der Nacht des 28. December 1797 zogen die Franzosen in Mainz ein, das jetzt der französischen Republik einverleibt ward.

Armeen umschlossen sein! Das wird diese guten Herren vielleicht ein wenig in der Redefreiheit geniren, aber es wird das Gute haben, daß sie ihre Arbeiten etwas beschleunigen und früher fertig sein werden.

Freilich, im Angesicht dieser beiden Armeen werden wenigstens die Kleinern deutschen Fürsten nicht zu opponiren wagen, wenn der deutsche Kaiser das linke Rheinufer ganz an Frankreich abtritt. Aber es erscheint nicht mehr als billig, daß man denselben eine Entschädigung bewilligt. Wir sollten daher in einem unserer geheimen Artikel die Verpflichtung anerkennen, den Fürsten und Churfürsten, je nachdem sie von Frankreich oder Oesterreich beschützt werden, Entschädigungen zu versprechen.

Ja wohl, versprechen wir ihnen Entschädigungen, sagte Bonaparte mit einem leisen Ausdruck des Spottes. Was die Besitzungen Preußens auf dem linken Rheinufer anbelangt, so erklärt sich Frankreich bereit, dem Könige von Preußen dieselben zurückzugeben.

Dafür aber verbürgen sich die beiden Mächte, daß der König von Preußen keine neuen Besitzungen erwerben solle, rief Graf Cobenzl hastig.

Ja, so lautet unser Uebereinkommen von Campo Formio, sagte Bonaparte. Oesterreich aber erhält als Entschädigung außer Venedig noch Salzburg und ein Stück von Ober-Baiern. Sollte es indeffen noch weitere Eroberungen in seinen Nachbarländern machen, so soll alsdann auch Frankreich noch einige weitere Erwerbungen auf dem rechten Rheinufer machen dürfen.*)

Es war dies der letzte Artikel unseres vorläufigen geheimen Tractats von Campo Formio, sagte Cobenzl seufzend.

Wir sind also nur unserm Uebereinkommen treu geblieben, rief Bonaparte, wir haben in keinem Punkt das Programm verändert, das wir damals verabredet und schriftlich aufgenommen haben. Es bleibt uns heute also nur noch übrig, dasselbe zu unterzeichnen.

*) Historisch. Siehe: Schöffers Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts. Th. V. S. 43.

Er nahm die Feder und schrieb mit raschen Zügen seinen Namen unter die beiden, auf dem Tische ausgebreiteten Actenstücke.

Graf Cobenzl unterzeichnete gleich ihm, nur zitterte seine Hand ein wenig, als er schrieb, und sein Antlitz war trübe und sorgenvoll. Vielleicht überkam ihn einen Moment das Gefühl, daß Oesterreich in dieser Stunde das Unglück und die Schande Deutschlands unterzeichne, um sich dafür einige Provinzen zu erkaufen, daß Oesterreich sich vergrößere auf Kosten und zum Unheil des Reichs, dessen Kaiser Franz der Zweite sich nannte! —

Die Geschäfte waren jetzt beendet, und Graf Cobenzl zog sich zurück. Bonaparte begleitete ihn wieder bis zum Ausgang des Vorsaals und kehrte dann in sein Gemach zurück.

Ein stolzes, triumphirendes Lächeln umspielte jetzt seine bleichen, schmalen Lippen und in seinen Augen war ein fast unheimliches Leuchten und Blitzen. Einen Moment trat er zu dem Tisch und heftete seine Blicke auf das Protocoll mit den beiden Unterschriften.

Das linke Rheinufer ist unser, sagte er, seine Hand schwer auf das Papier niederdrückend. Aber das rechte?

Er schüttelte leise das Haupt, und die Arme auf dem Rücken haltend, ging er langsam, in tiefe Gedanken verloren, auf und ab. Seine Züge waren jetzt von einer ehernen Ruhe, es war wieder das bleiche Gespenst Julius Cäsar's, das da auf und ab ging mit unhörbarem, leisem Schritt, und die alten Gedanken Julius Cäsar's, diese Gedanken, um derenwillen er den Tod hatte erleiden müssen, schienen auch wieder in Bonaparte aufgelebt zu sein, denn einmal murmelte er leise: Eine Fürstenkrone für mich! Eine Fürstenkrone in Deutschland! Die ist zu klein für mich! Wenn ich meine Hand nach einer Krone ausstrecke, so muß es —

Er schwieg und blickte starr vor sich hin, als schaue er hinein in die Zukunft, die mit gar wundersamen Bildern ihn umgaukelte. — Dann nach einer langen Pause zuckte er zusammen und schien wie aus einem Traume zu erwachen.

Ich will doch diesen Brief, den ich gestern durch die Post bekam, noch einmal lesen, sagte er leise vor sich hin. Es ist ein

wunderbares Schreiben, und ich möchte wohl wissen, von wem es mir kommt!

Er zog aus seinem Busen ein zusammengefaltetes Papier hervor und schlug es auseinander. In die Nische eines Fensters tretend, überlas er das Schreiben mit langsamen, prüfenden Blicken. Das helle Tageslicht beleuchtete sein Profil und hob dessen antike Schönheit noch schärfer hervor. Tiefe Stille umgab ihn, man hörte nichts als seine leisen, langen Athemzüge und das Knistern des Papiers, das er mit seinen beiden Händen vor sich hinhielt.

Als er es zu Ende gelesen, begann er es noch einmal, aber dies Mal schien er es nicht bloß mit seinen Augen lesen, sondern seinen Inhalt auch hören zu wollen, doch nur leise und gedämpft las er, und inmitten der Stille, die ihn umgab, tönten die Worte, die von den bleichen Lippen des wieder auferstandenen Julius Cäsar fielen, wie unheimliches Geistergeschlüster.

„Sie befinden sich jetzt, las er, in einer so großen Alternative, daß, so kühn auch Ihr Character sein mag, Sie doch ungewiß sein müssen über die Partei, welche Sie zu nehmen haben, wenn Sie wählen müssen zwischen der Achtung und dem Haß, dem Ruhm oder der Schande, einer großen Macht oder einer Nullität, die Sie auf das Schaffot führen wird, endlich zwischen der Unsterblichkeit eines großen Mannes oder der eines bestrafteu Parteigängers.“ — Ah, unterbrach sich Bonaparte in seiner Lectüre, und jetzt war seine Stimme laut und fest, ah, ich werde niemals schwankend sein, unter solchen Alternativen zu wählen. Schande, Nullität, Machtlosigkeit sollte ich ertragen? Und meine Hand sollte nicht verdorrt, und sie sollte noch im Stande sein, ein Schwert zu fassen, um es sich selber durch die Brust zu stoßen?

Er senkte seinen Blick wieder auf das Papier und las weiter: „Sie haben zu wählen zwischen drei Rollen: die erste ist, ruhig nach Frankreich zurückzukehren und da als einfacher Bürger zu leben; die zweite ist, nach Frankreich zurückzukehren an der Spitze einer Armee und da der Chef einer Partei zu werden; die dritte ist, aus Italien ein großes Reich zu bilden und sich selber zum König desselben zu

proclamiren. Ich rathe Ihnen, dies zu thun und mit fester Hand nach der Krone zu greifen.“ *)

Thor, unterbrach sich Bonaparte, Thor, der da vermeint, man könne sich zum König von Italien machen und sich halten, wenn man nicht zuvor sich der souverainen Gewalt Frankreichs bemächtigt hat.**) Doch still von solchen Gedanken! Ich will zu Josephinen gehen!

Er ballte das Papier hastig zusammen und verbarg es wieder in seinem Busen. Dann trat er zum Spiegel und schaute hinein, als wolle er sein Antlitz prüfen, ob es auch seine Gedanken nicht verriethe, und als er es ehern und bleich wie immer gefunden, wandte er sich um und verließ, hastig das Gemach.

V.

Die Fahne des Ruhms.

Vier Tage waren seit Bonaparte's Ankunft in Rastatt vergangen, und der Congreß hatte dieselben benützt, um dem französischen General und seiner schönen, anmuthigen Gemahlin zu Ehren die glänzendsten Feste zu geben. Alle diese Gesandten, diese Reichsgrafen, Barone, Bischöfe und Rathsherrn schienen sich nur deshalb hier in Rastatt versammelt zu haben, um Gastmähler zu geben, Feste zu arrangiren und Bälle zu veranstalten, von Geschäften war gar keine Rede, aller Ernst schien untergegangen in den Blumengewinden der Tanzsäle, dem Gläserklingen der herrlichen Diners, auf denen man mit schwungvollen Toasten den siegreichen General Frankreichs feierte und gar eifrig bemüht schien, das arme, sieche, geduldig wartende Deutschland ganz und gar zu vergessen.

*) Dieses anonyme Schreiben, das Bonaparte um jene Zeit erhielt, war von Sabatier de Castres, der damals im Hamburg wohnte.

***) *Mémoires d'un homme d'état*. V. S. 69.

Josephine gab sich mit lebensvoller Heiterkeit diesen Festlichkeiten hin. Sie war die Königin derselben, Alles huldigte ihr, Jeder war beiefert, ihr zu schmeicheln, Jeder drängte sich in ihre Nähe, um von ihr ein huldvolles Wort, einen freundlichen Blick zu erhaschen, um, muthig gemacht durch ihre stets bereite Freundlichkeit, sie um ihre Vermittelung, ihr Fürwort bei dem General zu bitten, in dessen Händen allein jetzt die Geschicke der deutschen Fürsten und ihrer Lande zu liegen schienen.

Aber während Josephinens strahlendes Lächeln Jedermann entzückte, während sie mit huldvollem Munde Jedermann ihre Verwendung und ihr Fürwort versprach, blieb das Antlitz ihres Gemahls ernst und düster, und nur mißmuthig und gezwungen wohnte er den Festen bei, die man ihm zu Ehren veranstaltet hatte. Oft richteten sich seine Blicke schon mit einem drohenden Ausdruck auf seine Gemahlin hin, und der unheimliche Zweifel, der immer in seiner eifersüchtigen Brust wach war, stüßerte ihm zu: Josephine hat Dich abermals betrogen! Sie hat, um Dich zu beschwichtigen, eine gar schöne Geschichte erfunden, von der indeß kein Wort wahr ist, denn das Abberufungsschreiben, das sie mir verheißen hat, kommt nicht, und das Directorium hält mich hier gefesselt.

Und wenn er das dachte, nahmen seine Züge etwas Unheimliches an, und seine Lippen murmelten leise: wehe Josephinen, wenn sie mich betrogen hat!

So war der vierte Tag gekommen, und heute wollte der Gesandte von Baiern ein glänzendes Fest geben. Bonaparte hatte die Einladung angenommen, aber mit drohenden Blicken hatte er zu Josephinen gesagt, er werde nur hingehen, wenn der erwartete Courier aus Paris endlich angekommen sei und er auf dem Fest also zugleich Abschied nehmen könne von all diesen schmeichlerischen und „hundewedelnden“ Gesandten des deutschen Reichs.

Aber der Morgen war vergangen, und immer noch war der erwartete Courier nicht gekommen. Bonaparte hatte sich in sein Zimmer zurückgezogen, und wie ein Löwe in seinem Käfig ging er mit finstern Grollen in dem Gemach auf und ab. Auf einmal indeß ward die

Thür hastig aufgerissen, und Josephine trat ein, strahlenden Ange-
sichts, in ihrer Rechten ein großes versegeltes Schreiben hoch empor
haltend.

Bonaparte, rief sie mit jubelnder Stimme, kannst Du errathen,
was ich Dir da bringe?

Er stürzte zu ihr hin und wollte hastig das Schreiben erfassen.
Aber Josephine entzog es ihm und barg es hinter ihrem Rücken. Halt,
mein Herr, sagte sie. Erst Abbitte gethan für die bösen Gedanken, die
ich in diesen letzten Tagen auf Ihrer Stirn gelesen habe. Oh, mein
Herr General, Sie sind ein armer Sünder, und ich weiß wahrlich
nicht, ob ich Ihnen überhaupt die Absolution ertheilen, und Ihnen die
Pforten des Paradieses öffnen darf.

Aber was that ich denn, Josephine? fragte er. War ich nicht ge-
duldig wie ein Lamm? Rieß ich mich nicht wie ein Tanzbär an der
Kette von einem Fest zum andern führen, schaute ich nicht mit Engels-
geduld zu, wie alle Welt Dir den Hof machte und Du nach allen
Seiten hin Deine Blicke und Dein Lächeln verschwendetest?

Was Du thatest, Bonaparte? rief sie ernst. Du verleumdetest
Deine Josephine, Du klagtest sie an in Deinem Herzen, und Nacht
und Tag stand mit Flammenschrift auf Deiner Stirn geschrieben:
„Josephine ist eine Verrätherin, Josephine hat mich betrogen.“ Nun,
wollen Sie gar zu leugnen versuchen, mein Herr?

Nein, sagte Bonaparte, ich will nichts leugnen, mein lieblicher,
schöner Herzenskündiger. Ich bekenne meine Sünden und flehe um
Bergebung. Aber nun, Josephine, sei auch so gut, laß mich nicht länger
warten, gib mir das Schreiben!

Still, mein Herr, dieses Schreiben ist nicht an Sie, sondern an
mich gerichtet, sagte Josephine lächelnd.

Bonaparte stampfte hastig mit dem Fuß auf dem Boden. Nicht
an mich, rief er zornig. Also wieder nicht vom Directorium, wieder
nicht meine Abberufung!

Still, Bonaparte, sagte Josephine lächelnd, mußt Du ewig auf-
brausen, wie das sturm bewegte Meer, das Deine Wiege umrauscht

hat, Du großes Kind? Sei ganz still jetzt, und höre mich vorlesen. Willst Du?

Ja, ich will, sagte Bonaparte hastig. Lies nur, ich beschwöre Dich, lies!

Josephine machte eine tiefe, ceremonielle Verbeugung und die Hand mit den Papieren hinter ihrem Rücken hervorziehend schlug sie hastig ein Blatt auseinander.

Zuerst ein Schreiben von meinem Freund Botot, sagte Josephine. Hören Sie: „Bürgerin Generalin. Das Directorium wollte heute mit beifolgendem Schreiben einen Courier an den General Bonaparte absenden. Ich aber bewirkte, daß man mir dieses Schreiben anvertraute und mir gestattete, an Sie und nicht an den General den Courier zu senden. Ihnen zunächst hat der General den Inhalt dieses Schreibens des Directoriums zu verdanken. Es ist daher nicht mehr als billig, daß Sie, Bürgerin, die Freude haben, ihm dasselbe zu überreichen. Thun Sie das, Bürgerin, und bitten Sie zugleich Ihren Gatten, Ihre und seine Freunde nicht zu verkennen. Botot.“ — Das ist mein Brief, Bonaparte, und hier, mein Freund, ist die Einlage an Dich! Du siehst, ich habe nicht den Fehler der Frauen, ich bin nicht neugierig, denn, prüfe es nur, das Siegel ist unverletzt!

Und mit einem köstlichen Lächeln reichte sie Bonaparte das Schreiben dar. Aber er nahm es nicht an.

Brich das Siegel, meine Josephine, sagte er weich. Von Dir will ich erfahren, was in dem Brief steht. Ist es eine üble Nachricht, so wird sie minder herbe klingen von Deinen Lippen; ist es eine Freudenbotschaft, so wird Deine Stimme sie mit der schönsten Musik begleiten!

Josephine nickte ihm zu mit einem zärtlichen, dankbaren Blick, und brach hastig das Siegel.

Nun, ich beschwöre Dich, rasch, rasch! rief Bonaparte, bebend vor Ungebuld.

Josephine las: „Das ausübende Directorium vermuthet, Bürger General, daß Sie in Kastatt angelangt sind. Es ist ungeduldig Sie zu sehen, und mit Ihnen die größten und vielfachsten Interessen des

Vaterlandes zu besprechen. Es wünscht daher, daß Sie selber die ausgewechselten Ratifikationen nach Paris bringen, und uns benachrichtigen, welche Dispositionen Sie für den Einmarsch unserer Truppen in Mainz getroffen, damit derselbe auf der Stelle, und ohne Verzug statt haben kann. Es wäre indeß möglich, daß Sie diese Nachrichten durch einen Courier oder einen Adjutanten an uns abgeschickt hätten: in diesem Fall wird man sie geheim halten bis zu Ihrer Ankunft. Die augenblickliche Reise, die Sie nach Paris machen, wird zuerst das Verlangen des Directoriums erfüllen, Ihnen öffentlich seine äußerste Zufriedenheit zu bezeugen, und Ihnen gegenüber der erste Dolmetscher der nationalen Dankbarkeit zu sein. Es ist überdies nothwendig, daß Sie die Absichten der Regierung genau erfahren, und mit ihr die äußersten Folgen der großen Operationen, zu denen man Sie bestimmt hat, überlegen; also, Bürger General, Sie werden erwartet. Das ausübende Directorium wünscht auch, daß Sie ihm mit dem rückkehrenden Courier, der Ihnen diese Depesche überbringt, ungefähr den Tag Ihrer Ankunft bestimmen mögen. Barras. Im Namen des Directoriums."

Wir werden sogleich abreisen, rief Bonaparte freudestrahlend.

Um zugleich mit dem Courier anzukommen? fragte Josephine lachend. Um so aller Triumphe verlustig zu gehen, die Dir das dankbare Vaterland bereitet? Nein, mein ungeduldiger Freund, Du wirst heute noch ruhig an der Seite Deiner Josephine verweilen, und morgen erst werden wir abreisen. Versprichst Du mir das?

Wohl, es sei, rief er glühend vor Aufregung, wir werden morgen abreisen, um nach Paris zurückzukehren. Mein Tagewerk in Italien ist vollbracht, jetzt wird es, so Gott will, in Paris neue Arbeit für mich geben!

Deine Feinde werden bald Mittel finden, Dich wieder von dort zu vertreiben, wenn Du nicht vorsichtig bist, und wenn sie fürchten, daß Deine Arbeit ihnen selbst gefährlich wird. Es ist nichts gefährlicher, als ein großer Mann zu sein, kleinen Seelen gegenüber. Sei dessen eingedenk, mein Freund!

Bonaparte faßte lebhaft ihre Hand. Glaube mir, flüsterte er leise,

so wie ich in Paris bin, werde ich wissen, was ich zu thun habe. Nicht zwei Jahre sollen vergehen, ohne daß dieses ganze lächerliche Gebäude der Republik zusammenstürzt.*)

Und dann, rief Josephine freudig, wenn Du dies erreicht hast, wenn Du dastehst als Sieger auf den Trümmern der Republik, dann wirst Du auf denselben den Thron wieder aufrichten?

Ja, ich werde den Thron wieder aufrichten,**) sagte Bonaparte begeisterungsvoll.

Und auf diesen Thron wird Dein Arm Denjenigen setzen, dem dieser Thron gebührt. Oh, mein großmüthiger, edler Freund, welch' ein himmlischer Tag wird es sein, wenn an Deiner Seite der König von Frankreich seinen Einzug in Paris hält, denn Du wirst es sein, der den rechtmäßigen König Ludwig den Achtzehnten wieder zurückruft aus dem Exil.

Bonaparte starrte sie mit verwunderten Blicken an. Du glaubst das? fragte er mit einem eigenthümlichen Lächeln.

Ich zweifle nicht daran, sagte sie harmlos. Bonaparte kann Alles, was er will. Er hat in Italien Throne umgestürzt, er kann in Frankreich den Thron wieder aufrichten! Ich sage es noch einmal, Bonaparte kann Alles, was er will!

Und weißt Du denn, Du kleine Thörin, weißt Du, was ich will? fragte er. Ich will der große Regulator der Schicksale Europa's sein oder der erste Bürger des Erdballs. Ich fühle die Kraft in mir, Alles über den Haufen zu stürzen und eine neue Welt zu begründen; das erstaunte Weltall soll sich vor mir beugen und meine Gesetze annehmen müssen. Dann will ich die Elenden erheben machen, die mich zwingen wollten, meinem Vaterlande fern zu bleiben.***) Der Anfang ist gemacht, und dieses elende Gouvernement muß mich schon wider seinen Willen nach Paris zurückberufen. Es soll bald nichts weiter mehr sein, als ein Werkzeug in meinen Händen, und wenn ich dies Werkzeug nicht

*) Mémoires d'un homme d'état. Vol. V. 60.

***) Bonaparte's eigene Worte. Mémoires d'un homme d'état. Vol. 70.

***) Bonaparte's eigene Worte. Le Normand: Mémoires. I. S. 247.

mehr bedarf, so werde ich es zerbrechen! Dieses Gouvernement von Advocaten hat Frankreich lange genug gebrückt, es ist Zeit, daß man es fortjagt.*)

Still, Bonaparte, um Gotteswillen, still, rief Josephine ängstlich. Laß Niemand hier Deine Pläne ahnen, denn wir sind hier in diesem Hause umgeben von strengen und wüthenden Republikanern, welche Dich, wenn sie Deine Worte gehört, als Verbrecher beim Directorium verklagen würden! Vertraue Deine Pläne Niemanden außer mir, Bonaparte, bleibe aller Welt gegenüber der begeisterte Republikaner, und erst, wenn die rechte Stunde gekommen ist, wirf deine Tunika ab und laß Deine königliche Uniform sehen!

Bonaparte legte lächelnd seinen Arm um ihren Nacken. Ja, Du hast Recht, sagte er, man muß verschwiegen sein. Seine geheimsten Gedanken muß man tief in seine Seele vergraben und sie Niemand, selbst seiner Geliebten nicht, verrathen! Aber komm, meine Josephine, ich bin Dir noch meinen Dank schuldig für die frohe Botschaft, die Du mir gebracht hast. Du mußt mir schon erlauben, Dir zum Lohn einige kleine Geschenke darzubringen.

Schenke mir Dein Vertrauen und Deinen Glauben, und ich bin überreich belohnt, rief Josephine zärtlich.

Von jetzt an vertraue ich Dir für alle Ewigkeit, sagte er innig. Wir gehören zu einander, und keine Macht der Erde und des Himmels kann uns von einander trennen! Du bist Mein und ich bin Dein, und da also, was Mein, auch Dein ist, so mußt Du mir erlauben, Dir einen Schmuck zu geben, den mir heute die Stadt Mailand zugesandt hat.

Einen Schmuck? rief Josephine mit leuchtenden Augen. Laß mich ihn sehen, ist er prächtig?

Bonaparte lächelte. Prächtig in den Augen Derer, welchen der Ruhm kostbarer erscheint, als Brillanten und Perlen, sagte er, indem er zum Tisch trat und ein kleines lebernes Etui von demselben nahm. Sieh, sagte er, dasselbe öffnend, es ist eine goldene Medaille, welche

*) Bonaparte's eigene Worte. Mémoires d'un homme d'état. V. pag. 70.

die Stadt Mailand zu meiner Ehre hat prägen lassen, und auf welcher sie mir den Titel „der Italier“ decretirt.

Gieb sie mir, rief Josephine freudig, gieb, mein Italier! Laß mich diesen köstlichen Schmuck tragen, den Dir die öffentliche Gunst gewährt hat!

Öffentliche Gunst, sagte er sinnend, öffentliche Gunst, sie ist so leicht wie der Zephyr, so unbeständig wie die Jahreszeiten, sie vergeht wie diese, und wenn der Nordwind sie bewegt, wird sie verschwinden!*) Er schwieg und blickte starr vor sich hin, dann fuhr er gelassener fort: Was meine Thaten anbetrifft, so ist es dem Griffel der Geschichte vorbehalten, sie für unsere Entel aufzuzeichnen. Ich werde entweder für ein Jahrhundert gelebt haben, oder ich werde vielleicht für all' meine hohen Thaten nichts ernten als Schweigen und Vergessen! Wer kann die Launen und die Gunst der Geschichte berechnen?**)

Er schwieg wieder und versank tiefer in sich selbst. Josephine wagte es nicht, ihn aus seinem Hinbrüten zu wecken, sie heftete ihre Augen auf die große goldene Medaille und war bemüht, die Inschriften zu entziffern.

Plötzlich hob Bonaparte sein Haupt wieder empor und wandte seine düsteren Blicke zu Josephinen hin. Nicht wahr, sagte er, Du weißt, daß ich unter allen Mailändern dem Herzog von Litalba immer den Vorzug gegeben, daß ich mich gewissermaßen um seine Freundschaft beworben habe?

Du hast ihm stets das seltenste Wohlwollen gezeigt, sagte Josephine, auch ist er Dir dafür mit treuester Dankbarkeit ergeben!

Dankbarkeit! rief Bonaparte ironisch. Es giebt auf Erden keine Dankbarkeit, und der Herzog von Litalba ist undankbar, wie sie Alle sind. Ich nannte ihn meinen Freund! Weißt Du, wie er mich dafür genannt, wie er von mir gesprochen hat?

Oh, man hat Dir also wieder Verleumdungen hinterbracht, man hat Dich wieder geärgert, indem man Dir sagte, was müßige Zungen erzählen und verbreiten!

*) Bonaparte's eigene Worte. *Le Normand*. I. 261.

**) *Le Normand*. I. 262.

Man soll mir Alles sagen, ich will Alles wissen! rief Bonaparte heftig. Ich muß meine Freunde und meine Feinde kennen! Und ich hielt Italba für meinen Freund; ich glaubte ihm, als er mir mit Thränen in den Augen sagte, wie tief ihn meine Abreise schmerze, und wie innig er mich liebe! Ich glaubte ihm, und denselben Tag sagte er in einem öffentlichen Casino: „Jetzt endlich wird sich aus unsern Mauern dies Meteor entfernen, das ganz allein fähig ist, ganz Europa in Brand zu stecken und die Funken seines revolutionairen Feuers bis an die äußersten Enden der Welt hinzusprühen.“ *) — Mich hat er gewagt, ein Meteor zu nennen, ein leuchtendes Nichts, das, indem es aufleuchtet, zerplatzt und sich in Dunst auflöst! Ich werde ihm und aller Welt beweisen, daß ich mehr bin, als das, und wenn ich ein Feuer über Europa aufleuchten lasse, so soll es groß genug sein, um alle meine Feinde zu verbrennen.

Dein Ruhm ist das Feuer, das Deine Feinde verzehren wird, rief Josephine lebhaft. Auf ihre Verleumdungen wirst Du nicht antworten, sondern Deine Thaten werden es für Dich thun. Achte nicht auf die Stimme der Verleumdung, mein Italer, sondern horche nur auf die Stimme Deines Ruhms. Er wird vor Dir herziehen nach Frankreich als ein Herold, er wird alle Gemüther mit Enthusiasmus erfüllen, und alle Herzen werden Dir zujuchzen, Dir, dem Schlachtenfeger, dem Eroberer von Italien!

Ich will Dir den Herold zeigen, den ich heute mir voraussenden will nach Frankreich, und den General Foubert in meinem Namen dem Directorium übergeben soll, rief Bonaparte. Es ist ein Herold, dessen stumme Sprache doch beredter ist, als alle Siegeshymnen, mit denen sie mich empfangen können! Warte hier, ich kehre sogleich zu Dir zurück!

Er winkte ihr mit der Hand und ging eilend hinaus. Josephine schaute ihm nach mit einem Ausdruck zärtlicher Bewunderung. Welch ein kühner Geist, Welch ein flammendes Herz! flüsterte sie leise. Wer

*) Le Normand. I. 262.

wird den Flug dieses Geistes hemmen und diesen Flammen Stillstand gebieten? Wer —

Die Thür öffnete sich und Bonaparte kehrte zurück, gefolgt von einigen Dienern, welche eine aufgerollte Fahne trugen. In der Mitte des Zimmers angelangt, nahm er ihnen dieselbe ab und winkte ihnen, hinauszugehen. Dann, als die Thür sich hinter ihnen geschlossen, entrollte er mit rascher, fester Hand die Fahne, daß sie rauschend über seinem Haupte empor flatterte.

Ah, das ist der stolze Sieger von der Brücke von Arcole, rief Josephine entzückt. So mußt Du ausgesehen haben, als Du ihnen voranschrittest in den Kugelregen, die Fahne hoch empor schwingend in Deiner Rechten. Oh, Bonaparte, wie schön Du bist unter der Glorie Deiner Siegesfahne!

Sieh nicht auf mich, sagte er, sieh auf die Fahne! Kommenden Geschlechtern mag sie dereinst als ein Märchen erscheinen, als ein Monument aus der alten Fabelzeit, und doch enthält dies Monument nur Wahrheit und Wirklichkeit! Das Directorium soll diese Fahne in seinem Sitzungsaal aufhängen, und wenn sie meine Thaten ableugnen wollen, so werde ich hindeuten auf diese Fahne, und sie wird ihnen sagen, was die französische Armee und ihr General in Italien zu Stande gebracht.

Josephine betrachtete mit schweigender Bewunderung die köstliche Fahne. Sie war von schwerstem weißen Seidenzeug, eingefast mit einem breiten Rande von blau und rother Farbe. Große Adler in Goldstickerei, mit Edelsteinen verziert, befanden sich in allen Ecken beider Seiten, kriegerische Embleme, in kunstvoller Malerei ausgeführt, zogen sich arabeskenartig innerhalb des farbigen Randes hin, und inmitten derselben waren Inschriften mit großen goldenen Lettern aufgezeichnet.

Lies diese Inschriften, Josephine, sagte Bonaparte gebieterisch, mit erhobenem Arm darauf hindeutend. Es ist ein einfacher, kurzer Abriss der Geschichte unsers italienischen Feldzugs. Lies laut, Josephine, laß mich von Deinen Lippen das Triumphlied meiner Armee vernehmen!

Josephine faßte mit beiden Händen die goldene Schnur, welche

von dem flatternden Ende der Fahne niederhing, und hielt sie damit fest und gespannt. An den goldenen Stiel der Fahne, die er mit beiden Händen umklammerte, stolz angelehnt, hörte Bonaparte lächelnd und mit blitzenden Augen Josephinen zu, als sie jetzt las:

„150,000 Gefangene; — 170 eroberte Fahnen; — 550 Kanonenstücke; 600 Feldstücke; — 5 Brücken- Equipagen; — 9 Schiffe von 64 Kanonen; — 12 Fregatten von 32 Kanonen; — 12 Corvetten; — 18 Galeeren; — Waffenstillstand mit dem König von Sardinien; — Convention mit Genua; — Waffenstillstand mit dem Herzog von Parma; — Waffenstillstand mit dem König von Neapel; — Waffenstillstand mit dem Papst; — Präliminarien von Loeben; — Convention von Montebello mit der Republik von Genua; — Friedens-Vertrag mit dem Kaiser in Campo Formio.“

„Die Freiheit gegeben den Völkern von Bologna, Ferrara, Modena, Massa Carrara, der Romagna, der Lombardei, von Brescia, Bergamo, Mantua, Cremona, Chiavenna, Bormio und dem Velteline; den Völkern von Genua, den kaiserlichen Vasallen, den Völkern des Departements von Corcyra, des Aegeischen Meeres und Ithaka's.“

„Nach Paris geschickt alle Kunstwerke von Michel Angelo, Guercino, Titian, Paul Veronese, Correggio, Albano, den beiden Carracci, Raphael und Leonardo da Vinci.“ *)

Ah, mein Freund, rief Josephine begeistert, das ist ein Blatt aus der Weltgeschichte, das der Sturmwind von Jahrhunderten nicht wehen wird!

Bonaparte neigte langsam die Fahne niederwärts, daß ihre Spitze fast die Erde berührte, und starr vor sich hinblickend, murmelte er leise: „gleich den Blättern im Winde, so sind die Geschlechter der Menschen; Blätter wehet zur Erde der Wind, und **) — doch still,

*) Diese wunderbare Fahne ward im Sitzungssaal des Directoriums aufgehangen, so lange dasselbe im Luxembourgtage. Später begleitete sie die drei Consuln in die Tuilerien und schmückte dort den großen Empfangssaal. Jetzt befindet sie sich im Invalidenthron in der Kapelle, in welcher der Sarg Napoleons steht.

**) Homer.

unterbrach er sich selber, ich werde meinen Namen auf jeden Fels und jeden Berg von Europa schreiben, und ihn mit so ehernen Klammern befestigen, daß kein Wind ihn vertreiben soll! Heba, Ihr da draußen, rollt die Fahne wieder auf und legt sie in ihr Futteral!

Die Diener eilten auf den mächtigen Feldherrnruf herbei und trugen die Fahne wieder hinaus. Bonaparte wandte sich lächelnd wieder seiner Gemahlin zu.

Ich versprach Dir einige Geschenke, sagte er, und ich habe Dir erst die Medaille gegeben. Das Beste habe ich noch zurückbehalten. Marmont hat mir die Statue der heiligen Madonna gesandt, welche er aus Voretto entführt hat.

Du hast also mein Flehen doch nicht erhört, rief Josephine schmerzvoll. Auch die Güter der Kirche und des heiligen Vaters zu Rom sind nicht sicher gewesen vor den Händen der Sieger!

Das ist das Recht des Krieges, sagte Bonaparte, wehe den Orten, die er durchschreitet. Aber beruhige Dich, Josephine, ich habe dem heiligen Vater nur das Ueberflüssige genommen, das er leicht entbehren kann. Ich habe ihm nur sein Silberzeug, seine Kleinodien und Diamanten entführt, ihn auf die Einfachheit der Apostel zurückführend, und ich bin gewiß, der gute Mann wird es mir Dank wissen. Ueberdies ist es ja nur das Heil seiner Seele, das ich mit allem diesem erstrebt habe, und eines Tages wird ihn der römische Martyrologe für seine edle Uneigennützigkeit in die Zahl der Heiligen aufnehmen.*) Die Kostbarkeiten und das Gold habe ich nach Paris gesandt, ebenso die Statue der Madonna von Voretto, aber einige Reliquien habe ich für Dich, Josephine, zurück behalten. Sieh hier die kostbarste von allen.

Er reichte ihr ein kleines zusammengefaltetes Papier dar; Josephine öffnete es hastig, und fragte dann verwundert: Ein Stück schwarzes, moirirtes Wollenzug? Und das ist eine Reliquie?

Und noch dazu eine sehr kostbare! Der größte Schatz von Voretto! Es ist ein Stück von dem Kleide der Jungfrau Maria, mit welchem

*) Bonaparte's eigene Worte. Le Normand. I. 243.

ste um den Heiland getrauert hat. *) Bewahre Dir diese Reliquie wohl auf, meine Josephine, und möge sie Dich behüten vor jedem Unheil und jeder Gefahr!

Josephine faltete das Stückchen Zeug zusammen, und ein großes Medaillon öffnend, das an schwerer goldener Kette um ihren Hals hing, legte sie die Reliquie hinein und schloß die Kapsel wieder.

Das sei das Sanctuarium meiner Reliquie, sagte sie, ich werde sie bewahren bis zu meinem Tode!

Was sprichst Du vom Tode? rief er fast unwillig. Was haben wir zu schaffen mit dem Tode, wir, denen das Leben noch so Vieles zu erfüllen und zu bieten hat! Wir kehren nach Paris zurück, und so Gott will, erwartet uns dort eine große Zukunft!

So Gott will, eine glückliche, sagte Josephine innig. Oh, Bonaparte, wie freue ich mich, wieder einzuziehen in unser liebes kleines Hôtel in der Rue Chanteraine, wo wir die ersten glücklichen Tage unserer Liebe verlebt haben!

Nein, Josephine, rief er lebhaft, dieses kleine Haus ziemt sich nicht mehr für den Sieger von Italien. Ich bin nicht mehr der arme General, der nichts besaß als seinen Degen, ich kehre zurück reich an Ruhm und auch nicht arm an Geld. Es hätte in meiner Macht gestanden, mir die Beute vieler Millionen zuzueignen, aber ich verschmähet das Geld der Beute und der Bestechungen, und das Wenige, was ich besitze, ist auf ehrlichem und ritterlichem Wege gewonnen. **) Aber dieses Wenige ist genug, um uns eine glänzende Existenz zu

*) Le Normand. I. 245.

**) Bonaparte hat auf Helena zu Las Cases gesagt, daß er aus Italien nicht mehr als 300,000 Francs für sich mitgebracht habe. Bourrienne hingegen versichert, es ganz gewiß zu wissen, daß Bonaparte drei Millionen Francs heimgebracht habe, aber er fügt hinzu, daß er diese Summe nicht durch Unterschleife oder Bestechungen gewonnen, denn Bonaparte sei ein durchaus unbefleckter Administrator gewesen. Aber man hatte die Minen von Ybria entdeckt, man lieferte das Fleisch für die Truppen. Er wollte unabhängig sein, und er wußte besser als irgend ein Anderer, daß man das nicht ohne Geld ist. Er sagte in Bezug darauf oft zu mir: „ich bin kein Capuziner, ich!“ Mémoires de Bourrienne. II. 47.

sichern. Ich werde nicht eher zufrieden sein, als bis ich mit Dir ein Haus bewohne, das dem Glanz meines Namens entsprechend ist. Ich bedarf eines Palais, und ich werde mir dasselbe ausschmücken lassen mit den in Italien von mir eroberten Fahnen. Dir allein, meine Josephine, Dir allein übertrage ich die Sorge, mir einen Palast zu bezeichnen, der es würdig ist, mir von der Nation, die ich unsterblich gemacht habe, angeboten zu werden, und würdig zugleich einer Gattin, deren Schönheit und Anmuth ihn nur noch verschönern können.*) Komm, Josephine, komm nach Paris, und diesen Palast auszusuchen.

VI.

Minister Thugut.

Der Premierminister Baron von Thugut befand sich in seinem Kabinet. Es war noch früh am Morgen und der Minister hatte daher sein Kabinet eben erst betreten, um sein politisches Tagewerk zu beginnen. Auf dem großen grünen Tisch, vor welchem Thugut sich eben niedergelassen, lagen die Depeschen und Briefe, welche die während der Nacht und des frühen Morgens angekommenen Couriere abgegeben, daneben aufgeschlagene Actenstücke und Verfügungen, die Thugut nur noch zu unterzeichnen hatte. Aber der Minister würdigte alle diese Papiere gar nicht seiner Aufmerksamkeit, sondern griff zuerst nach den Zeitungen und Journalen, die er mit großer Spannung zu lesen begann. Während des Lesens nahmen seine ernsten, strengen Züge einen noch strengeren Ausdruck an und eine düstere Wolke lagerte sich auf seiner Stirn. Plötzlich stieß er einen wilden Fluch aus, und das Zeitungsblatt, in welchem er eben gelesen, mit einer heftigen Bewegung zur Erde schleudernd, sprang er von seinem Sitz empor.

*) Bonaparte's eigene Worte. Le Normand. I. 265.

Zu viel der Frechheit! Zu viel des Hohns! rief er zornig. Es ist die höchste Zeit, diesen Zeitungsschreibern wieder einmal ein warnendes Beispiel zu geben, und bei Gott, sie sollen es haben! Ich —

Eben ward die Thür des Vorsaals geöffnet und der eintretende Kammerdiener meldete den Polizeiminister, Grafen Saurau.

Baron Thugut befahl, ihn sofort einzulassen, und ging dann dem Eintretenden lebhaft entgegen.

Sie kommen meinen Wünschen zuvor, lieber Graf, sagte er, ich war eben im Begriff, Sie rufen zu lassen.

Ew. Excellenz wissen, daß ich allzeit bereit bin, Ihrem Ruf zu folgen, sagte Graf Saurau mit geschmeibiger Höflichkeit. Ich erkenne Sie an als meinen Herrn und Meister, und obwohl unsere Stellung im Leben und Staatsdienst fast eine gleiche ist, ordne ich mich Ihnen willig unter und fühle mich als Ihren Untergebenen und Ihren Schüler.

Und ich glaube, das ist das Klügste, was Sie thun konnten, mein lieber, kleiner Graf, rief Thugut mit einem rauhen Lachen. Sie sind gut dabei gefahren, denke ich, ebenso gut wie das ganze Staatschiff Oesterreich, das sich meiner Führung anvertraut hat. Ja, ja, der Sohn des Schiffsbauemeisters Thunichtgut hat Euch adlig Gebornen und aristokratischen Herrchen ein Beispiel gegeben, daß Geist und Talent nicht ausschließliche Vorrechte Eures Standes sind, und daß man aus gemeinem Schiffsbauholz gar wohl einen Premierminister schnitzen und aus einem bürgerlichen Thunichtgut einen hochadligen Freiherrn von Thugut machen kann. Die große Kaiserin Maria Theresia hat an mir schon dieses Wunder und diese Taufe bewirkt, und ich denke wohl, Oesterreich hat es nicht zu bereuen gehabt. Der Schiffsbauersohn hat das Staatschiff bisher ganz gut durch alle Klippen geführt und wird es auch ferner führen, allen Grafen und Aristokraten zum Trost! Sie sehen, ich mache kein Geheimniß aus meiner Abkunft, ich rühme mich derselben vielmehr, und Ihr habt also nicht nöthig, mich an das zu mahnen, was ich nie vergessen will!

Ich sehe, daß wieder etwas geschehen ist, das Ew. Excellenz in gerechten Zorn versetzt hat, rief Graf Saurau.

Und das Sie ohne Zweifel wissen, da Sie Polizeiminister sind, sagte Thugut ironisch.

Graf Saurau zuckte die Achseln. Ich bekenne, daß ich nicht errathe —

Sie haben also heute Morgen noch nicht die Zeitungen gelesen? fragte Thugut höhnisch. Sie ahnen nichts von diesem nichtswürdigen Angriff, den ein hocharistokratischer Zeitungschreiber gewagt hat, gegen mich, ja sogar gegen den Kaiser zu richten?

Ich bekenne, daß ich nicht ahne, wovon Ew. Excellenz sprechen wollen, sagte Graf Saurau verlegen.

Nun denn, hören Sie! rief Thugut, das Zeitungsblatt wieder vom Boden aufrassend. Hören Sie wohl zu, was ich Ihnen vorlesen will: „Zu einer Zeit, wo die Sehnsucht nach Frieden das ganze österreichische Volk belebt, wo unsere erhabene Kaiserin Theresia und unser vielgeliebter Erzherzog Carl diese Gefühle des Volkes theilen und denselben Ausdruck verleihen vor den Stufen des Thrones und denen gegenüber, welche das geliebte Oesterreich mit dem Unheil und den Gefahren des Krieges überfluthen möchten, zu einer solchen Zeit schaut man gern zurück in die große Geschichte unsers Vaterlandes und erinnert sich, was große und geniale, vom rechten Volksgeist beseelte Mitglieder unsers Kaiserhauses in frühern Zeiten schon für das Wohl und die Ruhe Oesterreichs gethan haben, erinnert sich zum Beispiel, wie im Jahre 1619 Oesterreich wie jetzt von Feinden bedroht war und am Vorabend eines Krieges stand. Nicht weil die Ehre und das Wohlergehen Oesterreichs einen solchen Krieg nothwendig machten, sondern weil der ehrgeizige und hochfahrende Minister, Cardinal Clesel, ein hartnäckiger Friedensfeind und taub daher gegen die Wünsche des Volkes war. Er war es, der allmächtige Minister, welcher den Krieg begehrte, er belagerte mit seinen Forderungen das Ohr des schwachen Kaisers Matthias, und als Dieser vor Angst und Sorge erkrankte, verfolgte er ihn sogar mit seinem Kriegsgeschrei bis zu seinem Krankenlager hin. Da aber faßten die Erzherzöge, des Kaisers Brüder, einen kühnen Entschluß. Vor dem Bett des Kaisers ergriffen sie den tüchtigen Minister, nahmen ihn gefangen und führten ihn auf das tyrolische

Schloß Ambras, wo er lange Jahre saß zur gerechten Strafe seines Hochmuthes und seines volksfeindlichen Kriegsgelüstes! — Fast funfzig Jahre später geschah Aehnliches. Wieder war es ein Minister, der dem ganzen österreichischen Volk zum Troß den Krieg beehrte. Es war im Jahre 1673. Der Minister, der damals das Ohr des Kaisers Leopold beherrschte, war der Fürst Lobkowitz. Aber die Kaiserin Claudia erbarmte sich des Volks, das schwer seufzte unter der Hand des tyrannischen Ministers. Sie allein brachte es durch die Gewalt ihrer Rede und ihrer Schönheit dahin, daß der allmächtige Fürst Lobkowitz plötzlich aller Ehren und Würden entsetzt und auf einem Strohwagen, vom jauchzenden Wiener Pöbel mit Noth beworfen, nach der Festung Raasdniß abgeführt ward, mit dem Verbot, bei Todesstrafe niemals nach der Ursache seiner Bestrafung zu fragen.“*)

Nun? fragte Thugut, als er zu Ende gelesen. Was sagen Sie dazu?

Ich finde, daß das höchst müßige, historische Rück Erinnerungen sind, sagte Graf Saurau achselzuckend, daß diese aber in gar keinem Zusammenhang mit der Gegenwart stehen!

Das heißt, Sie wollen diesen Zusammenhang nicht zugestehen, mein kleiner Graf, Sie wollen Sich den Anschein geben, als wüßten Sie nicht, daß dieser ganze Artikel gegen mich gerichtet ist, daß man das Volk gegen mich aufhetzen und meinen Feinden Muth machen will, mit mir zu verfahren, wie man mit Clefel und Lobkowitz verfahren ist. Man spricht von den Erzherzögen, welche den hartnäckigen Friedensfeind und Minister gestürzt haben, von der Kaiserin Claudia, welche ihre Gewalt über den Kaiser benützt habe, um einen allmächtigen Minister, ihren Feind, zu stürzen. Und Sie wollen nicht einsehen, daß man damit den Erzherzog Carl und die Kaiserin Theresia ermuthigen will, auch so zu handeln, wie Jene gehandelt haben? Sie Beide stehen an der Spitze der Friedenspartei, sie Beide wollen Frieden mit Frankreich, und in ihrer Dummheit und Einfalt schwärmen sie für diesen französischen General Bonaparte, den sie „den Italier“ nennen,

*) *Formayr*: Lebensbilder aus dem Befreiungskriege. I. 321.

nicht bedenkend, daß er vielleicht eines Tages sich auch „den Austrier“ nennen wird, wenn wir ihm nicht energisch entgegenreten und seiner Eroberungssucht eine Grenze setzen. Man möchte mich beseitigen, wie man den Minister, Cardinal Clefel, beseitigt hat. Aber noch halte ich das Ruder, und ich bin nicht gewillt, es fallen zu lassen!

Es wäre auch ein maßloses Unglück für Oesterreich, wenn Ew. Excellenz das thäten, sagte Graf Saurau mit seiner sanften, schmeichlerischen Stimme. Auch werden die Kaiserin Theresia und der Erzherzog Carl nichts unternehmen wollen gegen Ew. Excellenz.

Und wenn sie es wollen, so werde ich es nicht dulden, rief Thugut. Wer wider mich ist, der möge sich wohl hüten, daß mein Elefantenschritt ihn nicht in die Erde stampft, er sei, wer er sei. Ich hasse dieses prahlerische, wählerische Frankreich, und Frieden mit ihm halten heißt die Ideen der Revolution und des Umsturzes zu uns herüberziehen! — Die kurzichtigen Menschen wollen das nicht einsehen und sie sind meine Feinde, weil ich der wahre Freund Oesterreichs bin! Aber weil ich das bin, muß ich auch alle Diejenigen bekämpfen, welche es wagen wollen, sich mir in den Weg zu stellen und mich zu hindern, denn sie hindern und bekämpfen in mir Oesterreich! — Vor allen Dingen und zuerst gilt es, diese Zeitungsschreiber und Literatoren aus dem Wege zu räumen; es sind aufgeblasene anmaßende Geschöpfe, die sich einbilden, Alles verstehen, Alles beurtheilen zu können, und sich berufen fühlen, über Alles mitzusprechen, weil sie eine Gänsefeder zu führen verstehen. Das Beste wäre, die Zeitungen und Journale ganz und gar zu unterdrücken und aufhören zu lassen! Wir, die wir die Politik machen, bedürfen der Zeitungen nicht, die doch nur die wiederläuenden Däsen dessen sind, was wir gegessen und schon verdaut haben; das Volk aber versteht nichts davon und braucht auch nichts davon zu verstehen. Das Volk ist da, um zu arbeiten, zu gehorchen, Steuern zu zahlen, und wenn es sein muß, sich für seinen Fürsten todtzuschlagen zu lassen; eine andere Politik braucht es nicht zu kennen, denn sie schadet seinem Gehorsam. Fort also mit diesem schädlichen Gewürm von Literatoren und Zeitungsschreibern, welche sich herausnehmen, mit ihrem politischen Gewäsche das Volk klug zu machen. Ach, ich

will diesen Grafen Erlach lehren, ein Zeitungsschreiber zu werden und den Leuten Entremets von historischen Erinnerungen aufzutischen! Er soll sie mir in seinen eigenen Hals hinein verschlucken müssen, daß ihm für immer dabei der Athem vergeht.

Dieser Artikel, den Ew. Excellenz lasen, ist vom Grafen Erlach? fragte Graf Saurau erschrocken.

Da, seine Name steht mit großen Buchstaben darunter, rief Thugut verächtlich, er hat sich nicht einmal die Mühe gegeben, ihn zu verbergen. Wir werden ihm unsern Dank sagen müssen für seine Aufrichtigkeit, und ich hoffe, Sie übernehmen es, ihm denselben auszudrücken.

Was wollen Ew. Excellenz, daß ich thun soll? fragte die Polizeiminister ängstlich. Ich glaube, es wäre nicht wohlgethan, es zu einem offenen Clat zu bringen.

Wer spricht von einem offenen Clat, rief Thugut lachend. Liebe ich das Clatmachen, das den Leuten nur Stoff zu müßigem Geschwätz giebt? Besinnen Sie Sich doch ein wenig, mein lieber kleiner Graf! Was thaten wir zum Beispiel mit dem neapolitanischen Grafen Montalban, der uns unbequem ward und Einfluß auf den Kaiser zu gewinnen trachtete? Klagten wir ihn des Hochverraths an? Beschuldigten wir ihn? Wir ließen ihn verschwinden, Niemand wußte, wo der interessante, schöne Graf geblieben war! Man sprach drei Tage davon, und dann vergaß man es.*) Mein Lieber, es geht nichts über die Dubletten und das Verschwinden! Ich habe Ihnen das schon oft gepredigt, und Sie vergessen es immer wieder! Gewalt! Wer wird solch ein Thor sein, durch offene Gewaltstreiche seine kleinen Geheimnisse zu verrathen. Wir stehen ja auf der Bühne des Lebens, und da giebt es, wie auf jeder andern Bühne, Versenkungen, durch welche diejenigen verschwinden, welche nicht mehr zu spielen haben! Bedienen wir uns also einer solchen Versenkung für den politisirenden Grafen Erlach!

Ich beschwöre Ew. Excellenz, üben Sie dies Mal Schonung,

*) Lebensbilder I. 321.

rief Graf Saurau dringend. Der Graf Erlach ist ein persönlicher Freund des Erzherzogs Carl, und auch die Kaiserin Theresie will ihm wohl!

Um so mehr ist es nothwendig, ihn verschwinden zu lassen und mich auf diese Weise zu bedanken für die Ohrfeigen, die sie mir mit ihren historischen Notizen geben wollten. Dieser Erlach ist überhaupt ein widerlicher Mensch, der gern den unbestechlichen Römer spielen und durch seine Tugend glänzen möchte! Es giebt aber nichts Langweiligeres und Unausstehlicheres als einen tugendhaften Menschen, den man nirgends fassen kann! Dieser hat hier eine Blöße gegeben, fassen und halten wir ihn!

Er hat weitverzweigte Verbindungen, mächtige Gönner, Excellenz. Wenn er verschwindet, werden sie Peter schreien, und sich ein Geschäft daraus machen, ihn zu suchen, und wenn sie ihn nicht finden, werden sie sagen, daß wir ihn vernichtet haben, weil Er. Excellenz ihn fürchteten!

Ich ihn fürchten! rief Thugut lachend. Als ob ich mich jemals gefürchtet hätte, als ob ich jemals erschrocken wäre! Selbst ein Erdbeben würde nicht im Stande sein, mir Schrecken einzusößeln, und wie Fabricius würde ich mich nur ganz langsam nach dem verdeckten Elephanten des Pyrrhus umsehen. Nein, ich kenne keine Furcht, aber ich will, daß Andere Furcht empfinden, und deshalb muß dieser Graf Erlach bei Seite geschafft werden.

Nun wohl denn, schaffen wir ihn bei Seite, rief Graf Saurau, aber auf einfache Weise, und vor Aller Augen! Glauben Sie mir dies Mal, Excellenz, ich kenne das Terrain, auf dem wir stehen, ich weiß, daß es unterminirt und bereit ist, zu explodiren, um uns in die Luft zu sprengen. Graf Erlach's Verschwinden wäre die brennende Lunte, welche leicht die Explosion bewirken könnte. Hüten wir uns also! Schaffen wir ihn über die Grenze, drohen wir ihm mit dem Tode, wenn er jemals wieder wagen sollte, Oesterreich zu betreten, aber lassen wir ihn frei und unbeschädigt ziehen!

Nun denn, es sei, ich will Ihnen den Willen thun, mein lieber ängstlicher Freund! Lassen Sie Erlach heute noch greifen und durch

zwei Polizei-Commissare über die Grenze bringen, und drohen Sie ihm mit dem Tode, oder mit mir, was für ihn gleichdeutend sein wird — wenn er zurückkehrt. Sorgen Sie auch durch unsere Freunde dafür, daß die Scribler und Zeitungsschreiber erfahren, weshalb der Graf Erlach fortgejagt ist. Die Klugen und Vorsichtigen werden sich dadurch warnen lassen und schweigen, die Dummen und Tollkühnen werden Jeter schreien, und wir werden dadurch Gelegenheit finden, auch ihrer habhaft zu werden. Es ist also abgemacht, transportiren wir den aristocratischen Zeitungsschreiber, und damit sei die Sache beendet. *) Aber ich werde weitere Genugthuung nehmen für diese Artikel der Zeitung. Oh, die neue Kaiserin Claudia und der Erzherzog sollen es erfahren, daß ich kein Esel oder Lohkowitz hin, den man durch eine Intrigue beseitigen kann. Ich werde noch heute mir von dem Kaiser einen Befehl erwirken, der den Erzherzog des Oberbefehls bei der Armee entbindet und ihn in Ruhestand versetzt. Er will ja durchaus Frieden und Ruhe, nun, so möge er schlafen und träumen, während wir wachen und handeln. Ich brauche einen kriegesmuthigen, entschlossenen General an der Spitze der Armee, einen Franzosenfresser, nicht einen Franzosenfreund! Was aber die Kaiserin anbetrifft, so —

Excellenz, unterbrach ihn Graf Saurau mit geheimnißvoller Miene, ich kam hierher, um mit Ihnen von der Kaiserin zu sprechen und Sie zu warnen.

Oh, mich zu warnen! rief Thugut mit stolzer Verachtung. Was giebt es denn Neues?

Sie wissen ohne Zweifel, daß die Kaiserin Theresia von ihrem Wochenbett völlig wieder hergestellt ist, und bereits seit acht Tagen Audienzen erteilt.

Als ob ich nicht der Erste gewesen wäre, der zur Audienz und zum gnädigen Handluch zugelassen worden! rief Thugut achselzuckend.

*) Der Graf Erlach ward wirklich wegen seines Zeitungsartikels durch zwei Polizei-Commissare über die österreichische Grenze deportirt. Erst nach Thugut's Rücktritt, 1801, durfte er nach Oesterreich und Wien zurückkehren. *Lebens-
Silber. I. 321.*

Auch die Herren Gesandten hat die Kaiserin bereits empfangen, fuhr Saurau fort. Den Gesandten der französischen Republik, General Bernabotte, sogar zwei Mal.

Thugut ward aufmerksam und heftetete seine stehenden kleinen Augen mit einem gespannten Ausdruck auf den Polizeiminister.

Zwei Mal? fragte er. Und wissen Sie, was in diesen beiden Audienzen gesprochen worden?

Excellenz, ich müßte ein sehr schlechter Polizeiminister und sehr ungenügend von meinen geheimen Agenten bedient sein, wenn ich es nicht wüßte!

Nun denn, lassen Sie hören, mein lieber Graf. Wovon unterhielt sich die Kaiserin mit Bernabotte?

In der ersten Audienz hielt der General Bernabotte zuerst seinen officiellen Vortrag, und die Kaiserin hörte ihm mit düsterer Miene zu. Alsdann ging man zu ungezwungenerer Unterhaltung über, und Bernabotte versicherte die Kaiserin, daß Frankreich durchaus keine Feindseligkeiten gegen ihr Geburtsland Neapel beabsichtige. Er sei sogar, dies waren seine eigenen Worte, vom Directorium der Republik beauftragt, Ihre Majestät officiell zu versichern, daß dieselbe sich in Hinsicht auf Neapel durchaus beruhigen könne, denn Frankreich hege nur freundliche Absichten in Bezug auf dasselbe. — Das Antlitz der Kaiserin klärte sich sofort auf, und sie antwortete dem General in sehr gnädigen Ausdrücken, erlaubte ihm auch auf seine Bitte, seine Besuche bei Ihrer Majestät erneuern zu dürfen, so oft er ihr irgend eine Mittheilung zu machen habe.

Diese erste Audienz kannte ich bis auf den Schlußsatz, sagte Thugut gelassen.

Aber gerade dieser Schlußsatz, Excellenz, ist von höchster Bedeutung, denn die Kaiserin gewährt damit dem französischen Gesandten beinahe vollkommen freie Entrée in die Gemächer. Er darf kommen, so oft er ihr eine Mittheilung zu machen habe. Es scheint, der Herr Gesandte hat viele Mittheilungen zu machen, denn zwei Tage nach der ersten Audienz, also gestern, war der General Bernabotte

schon wieder in der Hofburg, um eine Audienz von der Kaiserin zu erbitten. *)

Und die Kaiserin nahm ihn an? fragte Thugut rasch.

Sie nahm ihn an, Excellenz! Dies Mal begnügte sich der Herr Gesandte nicht mehr mit allgemeinen Phrasen und Redensarten, sondern er ward sehr offenherzig. Er gestand der Kaiserin, daß Frankreich nichts sehnlicher wünsche, als den Frieden, sowohl mit Neapel, als auch mit Oesterreich aufrecht erhalten zu können, daß dazu aber auch ein Entgegenkommen, namentlich Oesterreichs, dringend nothwendig sei. Dies lasse indeß Oesterreich dringend vermissen und hege durchaus feindselige Absichten gegen Frankreich. Als die Kaiserin aber eine nähere Erklärung dieser Worte begehrte, hatte Bernadotte die Kühnheit, ihr ein Memoire zu überreichen, daß gegen die Politik Eurer Excellenz gerichtet war, und in welchem, wie der Gesandte sagte, er im Auftrag des Directoriums sich bemüht habe, nachzuweisen, daß die Politik des Ministers von Thugut durchaus unvereinbar sei mit einem System guter Intelligenz und Harmonie zwischen Oesterreich und Frankreich, und daß ohne dies System das Schicksal Neapels immer nur ungewiß bleiben könne.

Was antwortete die Kaiserin? fragte Thugut, dessen Mienen auch nicht eine Spur von Aufregung oder Zorn verriethen.

Ihre Majestät antwortete, sie würde das Memoire mit der größten Aufmerksamkeit lesen und den Besitz desselben vor Jedermann geheim halten. Sie fügte hinzu, sie fürchte indeß, daß selbst, wenn das Memoire sie auch von der Unzweckmäßigkeit der Politik des Ministers von Thugut überzeugen möchte, es doch schwer, wenn nicht unmöglich sein möchte, den Kaiser zu ähnlicher Ansicht der Dinge zu bewegen, da derselbe unbedingtes Vertrauen in seinen Premierminister setze und vollkommen von der Treue, Redlichkeit und Unbestechlichkeit Eurer Excellenz überzeugt sei. — Nach dieser Antwort näherte sich Bernadotte der Kaiserin um einige Schritte und schaute sich vorsichtig und spähend im

*) Mémoires d'un homme d'état. V. 485.

Zimmer um, gleichsam, um sich zu überzeugen, daß Niemand außer der Kaiserin seine Worte hören könne. Alsdann —

„Nun, was zögern Sie? fragte Thugut hastig.

Seine Zunge sträubt sich, die Verläumdungen zu wiederholen, welche der französische Gesandte auszusprechen sich erkühnte.

Gebieten Sie Ihrer Zunge, daß sie sich nicht länger sträube, und lassen Sie mich hören, rief Thugut ironisch.

Also, mit Ihrer Erlaubniß, Excellenz. Jetzt neigte Bernadotte sich fast bis an das Ohr der Kaiserin und halb flüsternd sagte er zu ihr: das Directorium von Frankreich sei in Besitz von Papieren, welche den Minister Thugut compromittiren und den unwiderleglichen Beweis führen würden, daß Minister Thugut durchaus nicht unabhängig und reblich in seiner Gesinnung sei, sondern im Solbe auswärtiger Mächte, namentlich Englands und Rußlands, stehe, die ihn mit Millionen dafür bezahlten, daß er die Feindschaft Oesterreichs gegen Frankreich immer neu ansache! — Bernadotte fügte hinzu, daß diese Papiere schon unterwegs seien und mit dem nächsten Courier hier in Wien eintreffen würden. Er erlaubte sich die Anfrage, ob die Kaiserin ihm gestatten wolle, daß er ihr diese Papiere übergebe, um dieselben durch sie in die Hände des Kaisers gelangen zu lassen.

Und die Kaiserin?

Die Kaiserin versprach es und sicherte dem Gesandten eine dritte Audienz zu, sobald er im Besitz jener Papiere sei und um die Audienz nachsuche. *)

Sind Sie zu Ende? fragte Thugut mit der größten Gelassenheit.

Noch nicht ganz, Excellenz! Es bleibt mir noch übrig, Ihnen zu melden, daß der von Bernadotte erwartete Courier in dieser Nacht im französischen Gesandtschaftshôtel eingetroffen ist, und daß der Gesandte sogleich von seinem Lager aufgestanden ist, um selber die Depeschen in Empfang zu nehmen. Heute Morgen in aller Frühe herrschte schon eine außerordentliche Thätigkeit im Gesandtschaftshôtel, und sowohl der erste Attaché, wie auch der Secretair der Gesandtschaft, verließen

*) *Mémoires d'un homme d'état*. V. 290.

frühzeitig das Hôtel. Der erstere begab sich mit einem Brief Bernadotte's nach Laxenburg, wo die Kaiserin, wie Ew. Excellenz wissen, seit einigen Tagen mit ihrem Hof residirt. Nach einer Stunde lehrte er zurück und überbrachte dem General die mündliche Antwort der Kaiserin, daß dieselbe in drei Tagen, nach dem Fest der Freipwilligen, nach Wien zurückkehre und alsdann sofort bereit sei, dem Gesandten eine Audienz zu ertheilen.

Und wohin begab sich der Secretair der französischen Gesandtschaft?

Zuerst zu einem unserer renommirtesten Militairschneider und dann in ein Manufacturwaarengeschäft. Bei dem Schneider bestellte er eine Fahne, welche heute Abend noch fertig sein soll, und bei dem Seidenwaarenhändler kaufte er die Stoffe zu dieser Fahne, blau, weiß und roth. — Jetzt, Excellenz, bin ich zu Ende mit meiner Relation!

Ich gestehe Ihnen, Herr Graf, daß ich Ihnen mit der innigsten Freude und Genugthuung zugehört habe und nicht umhin kann, Ihnen meine lebhafteste Bewunderung auszusprechen über die Wachsamkeit und Energie Ihrer Polizei, welche nicht bloß die Vergangenheit und Gegenwart, sondern auch sogar schon die Zukunft ergründet. Also in drei Tagen wird der Gesandte Frankreichs eine Audienz bei der Kaiserin haben?

Ja, Excellenz, und er wird ihr in derselben die bewußten Papiere vorlegen!

Wenn er dergleichen in seinem Besitz hat, mein Freund! Papiere, welche mich compromittiren sollen! Als ob es solche Papiere gäbe! Als ob ich jemals ein solcher Dummkopf gewesen, einem Fezzen Papier Geheimnisse anzuvertrauen und ihm zu verrathen, was nicht Jedermann wissen darf. Wer Geheimnisse sicher bewahren will, und ich verstehe mich darauf! der wird sie dem Papier eben so wenig verrathen, als dem Menschenohr. Meine eigenen Haare würde ich verbrennen, wenn ich glaubte, daß die Gedanken meines Kopfes in sie transpirirten! Ich wäre in der That sehr begierig, diese Papiere zu sehen, welche Bernadotte —

Das heftige Eintreten des Kammerdieners unterbrach den Mi-

nister. Excellenz, sagte er, der Herr Gesandte der französischen Republik, General Bernadotte, wünscht Se. Excellenz in einer wichtigen und dringenden Angelegenheit sogleich zu sprechen.

Thugut wechselte mit dem Grafen einen raschen, lächelnden Blick. Führen Sie den Herrn Gesandten in den Salon und sagen Sie, daß ich sogleich kommen werde!

Nun? fragte er, als der Kammerdiener sich entfernt hatte. Glauben Sie nun noch, daß Bernadotte Papiere hat, die mich compromittiren? Würde er sonst hierher kommen? Ohne Zweifel denkt er, auch mir sein albernes Märchen zu erzählen, oder mich einzuschüchtern mit den Audienzen der Kaiserin, damit ich auf Frankreichs Wünsche eingehen und mich fügsamer zeigen soll! Aber man wird sich geirrt haben! Ich fürchte weder die Audienzen der Kaiserin, noch die Papiere Bernadotte's, und ich gehe unerschütterlich meinen Weg vorwärts! So Gott will, wird mich dieser Weg bald zu einer Stelle führen, wo man bequem eine Schlacht gegen diese übermüthigen Franzosen beginnen kann! Kommen Sie, lieber Graf! Begleiten Sie mich bis in das nächste Zimmer! Ich werde die von demselben in den Salon führende Thür ein wenig offen lassen, denn ich wünsche, daß Sie ein ungesehener Zeuge meiner Unterredung mit dem Gesandten sein können! Kommen Sie!

VII.

Das Fest der Freiwilligen.

Er nahm gelassen den Arm des Grafen und ging mit ihm in das anstoßende Zimmer. Mit einem Wink seiner Hand auf einen Sessel hindeutend, der da unfern der andern Thür stand, schritt er dann rasch vorwärts und trat allein in den Salon ein.

Der junge General Bernadotte näherte sich ihm in steifer, würdevoller Haltung, und auf seinem jugendlich schönen Antlitz lag ein Ausdruck kühnen Trozes, offener Feindseligkeit.

Thugut hingegen hatte ein Lächeln auf seine Lippen gerufen und seine Blicke waren voll außerordentlicher Milde und Freundlichkeit.

Wie glücklich ich bin, den Herrn Gesandten zu so unerwarteter Stunde bei mir zu sehen, sagte er freundlich. Wahrlich, das ist eine Auszeichnung, um welche mich alle unsere schönen Damen beneiden werden, und ich fürchte, General, Sie werden das schöne Geschlecht, welches mir niemals seine Gunst schenken mochte, noch mehr gegen mich erbittern, denn sicherlich trage ich jetzt die Schuld, wenn einige unserer schönsten Damen Sie vergeblich zum Rendezvous erwarten.

Ich pflege bei allen meinen Rendezvous pünktlich zu sein, Excellenz, sowohl bei denen mit den Waffen in der Hand, als auch bei denen, welche Ew. Excellenz erwähnen und also vorzugsweise zu lieben scheinen, sagte Bernadotte ernst. Indessen komme ich auch zu Ew. Excellenz im Auftrag einer Dame, im Auftrag der französischen Republik!

Und das ist in der That eine sehr erhabene, sehr große Dame, vor welcher alle Welt sich ehrfurchtsvoll neigt, sagte Thugut lächelnd.

Ich wollte mir also im Namen der französischen Republik und des Directoriums erlauben, Ew. Excellenz zu fragen, ob es gegründet ist, daß man hier in Wien morgen ein Volksfest begehen will?

Ein Volksfest? Ei, mein Herr General, ich hätte nicht geglaubt, daß die französische Republik ein so lebhaftes Interesse an den Volksfesten der Deutschen nehmen würde! Aber ich muß mir erlauben, General, Ihnen zu sagen, daß Sie Sich mit dieser Frage gütigst an den Herrn Grafen Saurau wenden müssen. Denn der Herr Polizeiminister hat die Pflicht, sich für diese unschuldigen Belustigungen und harmlosen Feste des Volkes zu interessiren!

Das Fest, von welchem ich rede, ist weder eine unschuldige Belustigung, noch ein harmloses Fest, rief Bernadotte hastig, das ist vielmehr eine politische Demonstration.

Eine politische Demonstration? wiederholte Thugut erstaunt. Von wem? Und gegen wen gerichtet?

Eine politische Demonstration Oesterreichs gegen die französische Republik, sagte der General ernst. Ew. Excellenz sagen zwar, daß Sie nichts wissen von diesem Fest des dreizehnten April, indeß —

Erlauben Sie, unterbrach ihn Thugut, ist morgen der dreizehnte April?

Ja wohl, Excellenz!

Dann allerdings weiß ich von diesem Fest, und kann Ihnen darüber Auskunft geben. Ja, mein Herr General, es findet allerdings morgen ein Volksfest statt!

Darf ich fragen, zu welchem Zweck?

Ah, mein Gott, das ist ganz einfach! Es ist morgen am dreizehnten April gerade ein Jahr her, daß die ganze Jugend von Wien, als sie das Vaterland in Gefahr und vom Feinde bedroht glaubte, in edlem Patriotismus sich freiwillig zur Vertheidigung des Vaterlandes unter die Fahnen stellte und sich enroliren ließ. *) Diese jungen Freiwilligen wünschen den wiederkehrenden Tag ihrer Einschreibung feierlich zu begehen, und der Kaiser hat ihnen, wie ich glaube, die Erlaubniß dazu erteilt.

Ich muß aber Ew. Excellenz bitten, daß Se. Majestät der Kaiser diese Erlaubniß zurücknimmt.

Eine sonderbare Bitte, und weshalb?

Weil dieses Fest eine Demonstration gegen Frankreich ist; denn jene vorjährigen Kämpfungen waren ja gegen Frankreich gerichtet, mit welchem Oesterreich jetzt Frieden geschlossen. Es ist daher sehr begreiflich, daß Frankreich dieses Fest der Freiwilligen nicht gern sieht!

Mein Herr General, sagte Thugut mit einem spöttischen Lächeln, glaubt denn Frankreich, daß Oesterreich etwa alle jene Feste gern gesehen, welche die einige und untheilbare Republik seit einem Jahrzehent gefeiert hat? Die Feste der republikanischen Hochzeiten, zum Beispiel, oder die Feste der Göttin der Vernunft, oder die Jahrestage blutiger

*) Mémoires d'un homme d'état. V. 493.

Hinrichtungen? Oder in neuerer Zeit die Feste der gewonnenen Schlachten, davon einige sogar Oesterreich Land und Leute gekostet haben? Ich gestehe Ihnen, daß Oesterreich sehr gern manche dieser Feste unterdrückt gesehen hätte, aber Frankreich hatte uns nicht um seinen Rath gefragt, und es wäre anmaßend und lächerlich gewesen, hätten wir denselben ungefragt ertheilen und uns in die innern Angelegenheiten Ihres Landes mischen wollen. Wir haben also Ihre Feste schweigend geduldet und erbitten uns Ihrerseits gleiche Duldung!

Die französische Republik wird und darf nichts dulden, was ihren Interessen zuwider läuft, rief Bernadotte heftig. Dieses Fest beleidigt uns, und ich muß Ew. Excellenz daher bitten, daß dasselbe nicht stattfindet.

Ueber das kalte, harte Antlitz Thugut's flog eine leise Röthe, aber er unterdrückte seinen Unmuth schnell wieder und schien ganz sorglos und unbefangen.

Sie bitten da etwas, Herr General, was nicht mehr in unserer Macht steht, zu gewähren, sagte er ruhig. Der Kaiser hat die Erlaubniß ertheilt, und wie könnten wir den Jünglingen der Hauptstadt eine Genugthuung verweigern, welche sie so dringend begehren, und die außerdem geeignet ist, die Liebe des Volks zu seinem Souverain und seinem Vaterlande zu nähren und neu anzufachen? Erlauben Sie uns, gleich Ihnen unsre patriotischen Feste zu feiern!

Ich muß meine Forderung wiederholen, daß dieses Fest nicht gefeiert werde, rief Bernadotte heftig.

Ihre Forderung? fragte Thugut mit schneidender Kälte. Ich glaube nicht, daß irgend Jemand außer dem Kaiser und seiner Regierung das Recht hat, in Oesterreich Forderungen zu stellen, und Ihre Bitte bedauere ich, nicht erfüllen zu können!

Ew. Excellenz wollen also in der That morgen dieses Fest der Freiwilligen feiern lassen?

Ganz gewiß! Se. Majestät hat die Erlaubniß dazu ertheilt!

Nun, dann zeige ich Ihnen an, daß, wenn das Fest morgen stattfindet, ich meinerseits morgen auch ein Fest geben werde.

Es steht hier in Oesterreich Jedermann frei, Feste zu geben, vor-

ausgesetzt, daß sie nicht der Wohlansständigkeit, der Schicklichkeit und der öffentlichen Moral und Sicherheit widerstreben.

Mein Herr Minister, jetzt werden Sie beleidigend, rief Bernabotte glühend.

Nicht doch, sagte Thugut gelassen, es wäre doch nur in dem Fall beleidigend, wenn ich Ihr Fest verhindern wollte! Ich sage aber im Gegentheil, geben Sie es, lassen Sie Ihr Fest mit dem unsrigen concurriren! Wir werden ja sehen, wer bei dieser Concurrrenz Sieger wird.

Sie wollen also in der That dieses Freiwilligenfest begehen, obwohl ich Ihnen sage, daß Frankreich dasselbe mißbilligt?

Mißbilligt? Frankreich möchte auch in den Ländern, welche es nicht erobert hat, als Herr und Gebieter sprechen? Erlauben Sie mir, Ihnen zu sagen, daß Oesterreich sich nicht zu diesen Ländern zählen wird! Das Freiwilligenfest findet morgen statt!

Und demgemäß auch das von mir veranstaltete Fest!

Sie haben also ohne Zweifel, gleich uns, gegründete Veranlassung, ein Fest zu feiern?

Ja wohl habe ich die! Ich werde morgen die Fahne der französischen Republik, die Tricolore Frankreichs, zum ersten Male von dem Gesandtschaftshôtel wehen lassen, und das verdient wohl, festlich gefeiert zu werden.

Sie wollen diese Fahne öffentlich aushängen lassen?

Ja wohl, mein Herr, sie wird sich über dem Balcon erheben und stolz in die Lüfte wehen, wie es die Tricolore Frankreichs überall gewohnt ist.

Ich weiß indeß nicht, ob die Lüfte in Oesterreich sich an die Tricolore Frankreichs gewöhnen werden, und ich bitte den Herrn Gesandten, gütigst zu bedenken, daß es ein ganz unerhörtes und außerordentliches Unternehmen ist, das er da beabsichtigt. Kein Gesandter irgend einer auswärtigen Macht hat hier an seinem Hause irgend eine Auszeichnung, und nie bis jetzt hat ein französischer Gesandter sein Hôtel mit hervorragenden äußeren Zeichen affichirt. Diese Fahne wäre daher ganz ohne Beispiel in der Geschichte der diplomatischen Repräsentation.

Auch das Fest, welches Sie unter den Augen der französischen Gesandtschaft und ihr zum Trotz geben wollen, ist ohne Beispiel!

Möge die französische Gesandtschaft ihre Augen schließen, wenn sie unsere österreichischen Feste nicht sehen will! Wie oft haben wir in Frankreich es ebenso machen und uns den Anschein geben müssen, das nicht zu sehen, was uns beleidigte.

Also zum letzten Mal, Sie feiern morgen das Fest der Freiwilligen, trotz der Einsprache Frankreichs?

Ich denke nicht, daß Frankreich Einsprache thun möchte in Dingen, die dasselbe nichts angehen. Sie haben gebeten, ich habe Ihre Bitte nicht erfüllen können, das ist Alles!

Gut denn, mein Herr Minister, feiern Sie Ihr Fest der Freiwilligen, ich feiere meine Fahnenweihe! Und damit habe ich die Ehre, mich Ew. Excellenz zu empfehlen!

Möge Ihre Fahnenweihe eine glückliche sein, Herr General. Ich erlaube mir noch einmal, Ihnen zu bemerken, daß Ihre Fahne großes Aufsehen machen wird. Die Wiener sind eigenstünnig, und ich kann nicht verbürgen, ob sie sich gewöhnen werden, daß hier in Wien eine andere Fahne weht, als die mit den österreichischen Farben geschmückt ist. Leben Sie wohl!

Er begleitete den General bis zur Thür und erwiderte dessen ceremonielle Verbeugung mit einem stolzen, nachlässigen Kopfnicken.

Dann durchheulte er rasch den Salon und trat wieder in das Gemach ein, in welchem der Polizeiminister ihn erwartete.

Haben Sie gehört? fragte Thugut, dessen Mienen jetzt den ganzen Zorn und die Wuth ausdrückten, welche er so lange verborgen hatte.

Ich habe gehört, Excellenz, sagte Graf Saurau seufzend. Die Unverschämtheit Frankreichs ist ohne Grenzen!

Wir werden ihr aber eine Grenze setzen, rief Thugut mit ungewohnter Festigkeit. Wir wollen dieser unverschämten Republik schon beweisen, daß wir sie weder fürchten noch lieben!

Das Fest soll also morgen wirklich stattfinden?

Sie zweifeln? Es würde sich wenig vertragen mit der Würde Oesterreichs, wenn wir jetzt nachgeben wollten. Die Jugend Wiens

folll ihr patriotisches Fest haben, und — lassen wir morgen die Polizei etwas nachsichtiger sein, als sonst. Die Jugend bedarf zuweilen ein wenig des Austobens! Gönnen wir ihr morgen diese Freiheit, lassen Sie die Jugend gewähren! Keine Beaufsichtigung morgen, keine Zurückhaltung. Lassen Sie das junge Volk seine patriotischen Lieder singen! Wer sie nicht hören will, mag sich die Ohren verstopfen! Wir wollen den guten Wienern morgen einmal einen Tag der Freiheit bewilligen, ich bitte Sie darum!

Aber wenn es zu Händeln und Kaufereien kommt?

Mein Lieber, Sie wissen wohl, wenn unsere Polizei sich nicht daren ein mischt, kommt es nicht zu Kaufereien, das Volk liebt und verträgt sich untereinander, wenn es sich selbst überlassen und ohne Aufsicht ist. Man wird morgen zu sehr erfüllt sein von Patriotismus, um nicht freudig und einig zu sein. Deshalb noch einmal: keine Beaufsichtigung und Ueberwachung! Mag die Polizei sich morgen im Volk auflösen und Eins mit ihm werden, mögen alle ihre Beamten und Agenten ihre Civilkleidung anlegen und sich unter das Volk mischen, nicht, um es zu überwachen, sondern um seinen Patriotismus zu theilen und zu lenken!

Ah, um ihn zu lenken! rief Graf Saurau mit dem Ausdruck eines Menschen, der eben ein Räthsel zu lösen beginnt. Wenn dieser Patriotismus auf seinem Triumphmarsch aber unglücklicher Weise einen Stein oder eine Fahne des Anstoßes fände?

So lassen Sie ihn ruhig seine Bahnen ziehen; der echte Patriotismus ist stark und heldentühh, und er wird jedes Hinderniß bewältigen, das sich ihm in den Weg zu stellen wagt. Es kommt nur darauf an, ihm Muth einzuflößen und seine Begeisterung immer zu schüren! Das ist morgen die einzige Aufgabe der Polizei!

Und sie wird sich derselben mit der größten Freudigkeit hingeben. Ich selbst werde morgen —

Sie, unterbrach ihn Thugut, Sie werden, wie es mir scheint, morgen leider wenig Theil nehmen können an dem patriotischen Fest. Sie sehen außerordentlich blaß und angegriffen aus, mein lieber Graf,

und wenn ich mir erlauben darf, Ihnen einen freundschaftlichen Rath zu geben, so gehen Sie zu Bett und lassen Sie den Arzt rufen!

Sie haben Recht, Excellenz, rief Graf Saurau lächelnd, ich fühle mich wirklich krank und angegriffen. Es wird daher für mich in der That das Beste sein, einige Tage das Bett zu hüten, und mein besorgter Arzt wird gewiß strenge Ordre ertheilen, daß man Niemand zu mir läßt und Niemand erlaubt, mit mir von Geschäften zu reden!

Sobald Ihr Arzt diese Ordre ertheilt hat, sagte Thugut, melden Sie es mir und bitten mich, während der Dauer Ihrer Krankheit die Geschäfte Ihres Ministeriums zeitweise zu übernehmen.

In einer halben Stunde werden Sie diesen Brief empfangen! Ich gehe, meinen Arzt rufen zu lassen.

Noch Eins, mein lieber Graf! Was ist aus diesem Volksanführer vom vorigen Jahr, dem Schneidermeister Wenzel, geworden? Ich empfahl ihn damals Ihrer besondern Fürsorge.

Und ich habe ihm dieselbe zu Theil werden lassen, Excellenz. Ich glaube, die aufrührerischen Gedanken sind ihm gänzlich vergangen und die Politik ist ihm vollkommen gleichgültig.

Ei, das sollte mir leid thun, sagte Thugut lächelnd. Sie haben ihn doch hier in Wien?

Ja wohl, und zwar in einem allerliebsten halbdunkeln Gefängniß unseres Zuchthauses.

Er spinnt Wolle?

Nein, er hat oft darum gebeten, wie ich höre, gebeten als um eine Günst. Ich hatte aber strenge Ordre gegeben, ihn unbeschäftigt und allein zu lassen. Das ist die beste Art, wie man solche politische Verbrecher und Schreier zum Schweigen und zur Raison bringt.

Ich möchte diesen Meister Wenzel sprechen, vielleicht schenken wir ihm seine Freiheit wieder, sagte Thugut. Wollen Sie Befehl ertheilen, mir diesen Mann unbemerkt und ohne Aufsehen hierher zu schaffen?

Ich werde Ihnen denselben senden, und dieses soll mein letztes Amtsgeschäft sein vor meiner Krankheit.

So sei es, lieber Graf! Eilen Sie zu Bett, es ist die höchste Zeit.

Sie reichten sich lächelnd die Hände und sahen einander lange und bedeutungsvoll an.

Es wird morgen ein sehr hübsches patriotisches Fest werden, sagte Thugut.

Ein sehr patriotisches Fest, und besonders eine schöne Fahnenweihe, rief Graf Saurau. Wie schade, daß meine Krankheit mich verhindert, dabei zu sein!

Er grüßte den Premierminister noch einmal zum Abschied und eilte dann hinaus. Als die Thür sich hinter ihm geschlossen, verschwand das Lächeln aus Thugut's Zügen und eine schwere Wolke lagerte sich auf seiner Stirn. Die Hände auf dem Rücken gefaltet, ging er langsam, in tiefe Gedanken versenkt, auf und ab.

Die Audienz bei der Kaiserin muß auf jeden Fall verhütet werden, murmelte er nach einer langen Pause, und müßten deshalb alle diplomatischen Verbindungen mit Frankreich abgebrochen werden. Auch muß ich diese Papiere haben, welche er der Kaiserin übergeben wollte; meine Ruhe, meine Sicherheit hängt davon ab. Oh, ich weiß sehr wohl, was für Papiere das sind, mit denen man mir droht. Es sind die Chiffrebriefe, welche ich an den englischen Emissair Burton gerichtet, an diesen Burton, den das französische Directorium vor einem Monat als Spion und Aufwiegler in Paris hat verhaften und seiner Papiere berauben lassen. Freilich, diese Briefe compromittiren mich, denn es ist auch eine Quittung von mir über empfangene hunderttausend Guineen dabei. Welch ein Thor ich war, diese Quittung auszustellen! Ich muß sie wieder haben und ich will es! —

Einige Stunden später ward ein hagerer, bleicher Mann in das Arbeitskabinet des Premierministers Baron von Thugut geführt. Der Minister empfing ihn mit freundlichem Kopfnicken und betrachtete mit lächelndem Wohlbehagen diesen kranken, düstern, verfallenen Mann, den er vor kaum einem Jahr so trotzig und keck vor sich gesehen.

Ihr habt Euch recht verändert, Meister Wenzel, sagte er freundlich. Es scheint, die Gefängnißluft behagt Euch nicht?

Meister Wenzel antwortete nicht, sondern ließ sein Haupt mit einem tiefen Seufzer auf seine Brust sinken.

Ei, ei, Meister, sagte Thugut lächelnd, es scheint, Ihr habt Eure schöne Beredtsamkeit auch gänzlich eingebüßt?

Ich habe einst zu viel geredet, darum bin ich jetzt schweigsam, murmelte der bleiche Mann vor sich hin.

Alles hat seine Zeit, das Reden wie das Schweigen, sagte Thugut. Euch freilich hat das Reden unglücklich und zu einem Hochverrätther gemacht. Wißt Ihr, auf wie viele Jahre Ihr verurtheilt seid?

Ich glaube, auf funfzehn Jahre, sagte Meister Wenzel, in sich erschauernd.

Funfzehn Jahr, das ist ein halbes Menschenleben! Aber Euch Auführer und Politiker ändert es doch nicht. Wenn Ihr einmal wieder frei seid, fangt Ihr die Wühlereien doch wieder an, und Eure wohlverdiente Stafe legt Ihr Euch dann als Märtyrerglorie um die Stirn. Die Hochverrätther sind einmal unverbesserlich, und wenn man sie nicht auf Lebenszeit knebelt, schreien sie immer auf's Neue und stiften Unruhe und Empörung!

Meister Wenzel wandte seine matten, stieren Augen mit einem trüben Ausdruck auf den Minister hin.

Ich werde niemals mehr Unruhe stiften und niemals mehr schreien, sagte er dumpf. Ich bin curirt davon für immer, aber es ist eine gar traurige Cur gewesen!

Und sie wird noch recht lange dauern, Meister Wenzel.

Ja, sie wird noch fürchterlich lange dauern, seufzte der Unglückliche.

Seid Ihr verheirathet? Habt Ihr Kinder?

Ja, ich habe eine Frau und zwei kleine Mädchen, zwei kleine Engel! Ach, wenn ich die nur noch einmal in meinem Leben wiedersehen könnte!

Wartet noch vierzehn Jahre, dann kann's geschehen; wenn sie dann noch leben und Euch noch wieder haben wollen!

In vierzehn Jahren lebe ich nicht mehr, murmelte der bleiche, gebeugte Mann leise.

Nun, hört mich an, Meister! Was würdet Ihr thun, wenn ich Euch die Freiheit schenkte?

Die Freiheit? fragte der Mann erschrocken. Die Freiheit? jubelte und kreischte er dann laut.

Ja, Mann, die Freiheit! Aber Ihr müßt sie Euch verdienen. Wollt Ihr das?

Ich will Alles thun, Alles, was man mir befiehlt, wenn ich wieder frei sein, wenn ich mein Weib und meine Mädels wiedersehen darf, rief Meister Wenzel, bebend vor Wonne.

Und wenn ich Euch befehle, wieder Volksredner zu werden und einen recht hübschen, kleinen Volksaufruhr anzuführen?

Das Feuer in den Augen des Mannes erlosch wieder und er schaute den Minister fast vorwurfsvoll an. Sie wollen mich verspotten, sagte er traurig.

Nein, Mann, ich rede im Ernst. Ihr sollt morgen wieder Volksredner werden und Volksanführer. Getraut Ihr's Euch?

Nein, ich habe nichts mehr zu schaffen mit dergleichen Dingen. Ich bin ein guter, gehorsamer Unterthan und verlange nichts, als in Frieden und Ruhe zu leben!

Thugut lachte laut auf. Ah, Ihr haltet mich für den Versucher und wollt mich abwehren, sagte er. Es ist aber mein Ernst, Meister Wenzel, wenn Ihr mir morgen einen recht guten und tüchtigen Cawall macht, schenke ich Euch die Freiheit, das heißt, so lange Ihr sie durch Gehorsam und guten Lebenswandel verdient. Sagt also, wollt Ihr frei sein und mir dienen?

Meister Wenzel schaute fragend und mit gespannter Aufmerksamkeit in das Antlitz des Ministers, dann, als er sich überzeugt, daß dieser wirklich im Ernst gesprochen, stürzte er vorwärts, und vor Thugut auf die Kniee niedersinkend, rief er: Ich will Ihnen dienen wie ein Slave, wie ein Hund! Nur geben Sie mir meine Freiheit wieder, nur lassen Sie mich meine Kinder wiedersehen und mein —

Ein Strom von Thränen stürzte aus seinen Augen und ersticke seine Stimme.

Es ist gut, ich glaube Euch, sagte Thugut ernst. Steht jetzt auf und hört, was ich Euch zu sagen habe. Ihr werdet heute Abend noch frei! Ihr besucht Eure guten Freunde von ehemals und erzählt ihnen,

daß Ihr eine Reise gemacht, daß Ihr unterwegs von Franzosen aufgegriffen und gefangen gehalten worden, bis Ihr auf Verwendung Oesterreichs wieder frei gelassen worden. Wenn Ihr Euch untersteht, ein Wort von Eurer hiesigen Gefangenschaft zu verrathen, seid Ihr verloren, denn ich höre und weiß Alles, und habe überall meine Kundschafter, die Euch beobachten sollen.

Ich werde gewiß nichts verrathen, rief Meister Wenzel zitternd.

Ihr werdet Euch zu Euren Freunden beklagen über die harte und grausame Behandlung der Franzosen. Ihr werdet sprechen, wie ein guter Patriot sprechen muß!

Ja, ich werde sprechen wie ein guter Patriot, rief Wenzel glühend.

Morgen werdet Ihr mit allen Euren Freunden auf der StraÙe sein, um dem Fest der Freiwilligen beizuwohnen und den Zug zu sehen. Wißt Ihr, wo das französische Gesandtschaftshôtel liegt?

Ja, am Kohlmarkt!

Dahin richtet Ihr das Volk. Der Gesandte von Frankreich wird morgen von seinem Balcon die französische Fahne wehen lassen. Kann das Volk von Wien das dulden?

Nein, das kann das Volk von Wien nicht dulden! schrie Meister Wenzel.

Ihr werdet den Leuten das sagen, Ihr werdet sie aufwiegeln gegen die Fahne und gegen den Gesandten, Ihr werdet Alle laut und stürmisch verlangen, daß der Gesandte seine Fahne fortnimmt.

Und wenn er's nicht thut?

So werdet Ihr mit Gewalt in das Haus bringen und sie fortnehmen!

Aber wenn sie die Thüren verschließen?

Dann werdet Ihr sie sprengen, wie Ihr's bei mir gethan habt. Und giebt es denn nicht außerdem Fenster, und sind nicht Steine da, welche auf eine allerliebste Weise die Fenster öffnen?

Ihr erlaubt uns, das zu thun?

Ich befehle es Euch! Nun hört Euren besonderen Auftrag. Einige meiner Beamten werden sich zu Euch halten; einmal im Hause *drin*, werdet Ihr vor allen Dingen das Arbeitskabinet des Gesandten

auffuchen. Alle Papiere, die Ihr dort findet, rafft Ihr zusammen und bringt sie mir. Sobald ich Euch mit diesen Papieren bei mir ein treten sehe, seid Ihr frei und erlöst für immer!

Ich bringe Ihnen die Papiere, rief Meister Wenzel mit strahlendem Angesicht.

Aber hört! Verrathet irgend einer menschlichen Seele nur ein Wort von dem, was wir hier geredet haben, und nicht blos Ihr, sondern auch Euer Weib und Eure Kinder sind verloren! Mein Arm ist stark genug, um Euch Alle zu fassen, und mein Ohr ist groß genug, um Alles zu hören!

Ich werde stumm sein, wie das Grab, betheuerte Meister Wenzel. Ich werde nur meine Stimme erheben, um zu dem Volk zu sprechen von unserm vielgeliebten, weisen Minister Thugut und von den erbärmlichen, anmaßenden Franzosen, die sich unterstehen wollen, hier in unserer Kaiserstadt, in unserem prächtigen Wien, die Fahne der blutigen Republik öffentlich auszuhängen!

So ist's recht, Mann! Nun geht und denkt nach über Alles, was ich Euch gesagt habe, und morgen früh kommt noch einmal zu mir, da will ich Euch noch weitere Instructionen geben. Nun fort, geht zu Eurer Frau und haltet reinen Mund!

Hurrah, es lebe der Herr Minister! jauchzte Meister Wenzel. Hurrah, ich bin frei! — Und wie ein Trunkener taumelte er von dannen.

Thugut schaute ihm nach mit einem Lächeln voll tiefer Verachtung. Das ist die Art, wie man das Volk erziehen muß, sagte er. Wahrhaftig, wenn wir jeden Oesterreicher nur ein Jahr in's Zuchthaus stecken könnten, so würden wir lauter gute und gehorsame Unterthanen haben!

VIII.

Die Revolte.

Ein unermessliches Gewoge von Menschen fand am andern Tage auf den Straßen Wiens statt. Alle Häuser waren geschmückt mit jungem Laubwerk und Blumenguirlanden, alle Arbeit ruhte, und in feinen schönsten Festtagskleidern eilte das Volk durch die Straßen, jauchzend, patriotische Lieder singend, und in freudiger Ungebuld des Moments harrend, wo der Zug der Freiwilligen vom Stadthause daher kommen würde, um sich nach der Burg zu begeben, dort dem Kaiser ein Lebehoch auszubringen, dann einen Umzug durch die Stadt zu halten, und zuletzt in einem festlich geschmückten öffentlichen Lokal mit Essen, Spielen und Tanzen sich zu belustigen.

Aber nicht das Volk allein, sondern auch das gebildete und vornehme Wien wollte Antheil nehmen an diesem Fest. An den geöffneten Fenstern aller Häuser sah man geschmückte Damen, mit Blumensträußen in den Händen, welche sie als Liebesgruß für die vorüberziehenden Freiwilligen bestimmt hatten; eine unabsehbare Reihe der glänzendsten Equipagen bewegte sich im langsamen Schritt, umwozt von dem Volk, durch die Straßen, und in diesen Equipagen sah man die Damen und Herren der hohen Aristokratie und Finanzwelt, welche mit lächelndem Wohlbehagen dem Enthusiasmus des Volkes zuschauten.

Nur die Equipagen der Minister suchte man vergeblich in diesem Zug, Keiner von ihnen war dabei erschienen, und die Menge erzählte sich, daß zwei der Herren, der erste Staatsminister Baron Thugut und der Polizeiminister Graf Saurau plötzlich erkrankt seien und das Bett hüten müßten, daß die andern Minister aber beim Kaiser in Laxenburg sich befänden.

Baron Thugut hatte also ganz richtig prophezeit, der Polizeiminister war wirklich am gestrigen Tage so heftig erkrankt, daß er das Bett hüten mußte und den Baron Thugut schriftlich gebeten hatte, die *Repräsentation seines Ministeriums* auf einige Tage zu übernehmen.

Aber der Premierminister selber war plötzlich unwohl geworden und konnte sein Zimmer nicht verlassen. Er war deshalb auch nicht gleich den andern Ministern zur kaiserlichen Tafel nach Laxenburg gefahren, und hatte sogar, ein unerhörter Fall, ganz allein in seinem Kabinet gespeist. Sein Kammerdiener hatte strenge Ordre erhalten, jeden Besuch abzuweisen, und auf jede Bestellung zu antworten, der Herr Minister liege im fürchterlichsten Fieber im Bett und müsse durchaus alle Geschäfte bis morgen verschieben.

So schlimm indessen war es nicht mit dem Zustand des Ministers Thugut. Er war allerdings im Fieber, aber es war nur das Fieber der Erwartung, der Ungeduld, der langen Spannung. Der ganze Tag war vergangen, ohne daß irgend ein Mißklang die reine Freude dieses Tages gestört, irgend eine heftige Scene das patriotische Jubelgeschrei unterbrochen hätte. Das Volk strömte in immer dichteren Schaaren auf den Straßen und Plätzen, aber überall herrschte Friede und Heiterkeit, überall sang und lachte man.

Das war es, was das Blut des Herrn Ministers fieberhaft aufregte, was ihm keine Ruhe ließ und sein so kaltes Herz lebhafter klopfen machte. Mit großen Schritten ging er in seinem Kabinet auf und ab, zuweilen einzelne abgebrochene Worte vor sich himurmelmnd, dann unruhig an's Fenster tretend, um, von dem Vorhang verhüllt, vorsichtig hinunter zu schauen auf die Straße und das dort auf und ab wogende Volk.

Eben begann die große Uhr auf dem Marmorkamin mit lautem Schlag die Stunde anzuschlagen; Thugut wandte sich hastig zu ihr hin. Sechs Uhr, und immer noch nichts! murrte er. Ich lasse diesen Meister Wenzel lebenslang in einen unterirdischen Kerker stecken und jage alle meine Agenten fort, wenn nichts —

Er schwieg und horchte. Es war ihm gewesen, als habe er an der unsichtbaren Thür, welche zu der geheimen Treppe führte, ein leises Klopfen gehört. Richtig, es wiederholte sich, und zwar stärker, dringender.

Endlich! rief Thugut aufathmend, und mit eiligen Schritten näherte er sich dem großen Bilde, welches, die ganze Wand bedeckend,

bis zur Erde nieder reichte. Mit rascher Hand drückte er an einer der Rosetten des goldenen Rahmens, das Bild drehte sich, und hinter demselben ward in der Wand eine Thür sichtbar.

Ganz deutlich und zum dritten Mal vernahm man jetzt das Klopfen. Thugut schob den Kiegel zurück und öffnete. Sofort stürzte sein vertrauter Geheimsecretair Hübschle mit glühendem Gesicht in athemloser Hast herein.

Excellenz, keuchte er, Excellenz, es geht los! Sie haben angebissen und stürzen jetzt wie eine wilde Meute über den Hirsch her. Oh, oh, sie werden ihn tüchtig hegen, denke ich!

Thugut warf einen Blick finstern Unwillens auf den kleinen, beweglichen Mann mit dem gedunsenen Angesicht. Sie haben schon wieder getrunken, Hübschle, sagte er, und ich hatte Ihnen befohlen, heute einmal nüchtern zu bleiben.

Excellenz, ich bin auch nüchtern, betheuerte Hübschle, habe wahrhaftig nicht mehr getrunken, als gerade der Durst erforderte.

Freilich, Ihr Durst erfordert immer große Quantitäten, rief Thugut lachend. Aber sprechen Sie jetzt rasch, kurz und bestimmt. Keine Umschweife, keine Tiraden, einfach und wahr! Was geht los?

Die Fahnenweihe, Excellenz.

Also Bernadotte hat die Fahne doch noch ausgehangen?

Er hat's gethan. Wir kamen eben mit ein paar tausend lustiger Kerls die Straße daher, der Meister Wenzel, ein prächtiger Gefelle, hatte eben mit ungeheurer Gewalt sein: „Gott erhalte Franz den Kaiser“ angestimmt, und alle die tausend und tausend Stimmen brüllten das Lied jetzt im Chor, als brächten sie damit dem französischen Gesandten ein Ständchen, da öffnete sich plötzlich die große Balconthür da oben, der General Bernadotte erschien in voller Uniform, begleitet von seinem ganzen Gesandtschaftspersonal, einige Diener trugen eine ungeheure Fahne und befestigten sie an dem Balcon. Wir waren mitten in unserm schönen Liede verstummt und mit neugierigen Blicken schaute das Volk zu dem Balcon empor, von welchem die Herren jetzt wieder verschwunden waren. Aber die Fahne war geblieben! Plötzlich kam ein gewaltiger Windstoß daher und bauschte die Fahne, welche

bisher schlaff niedergehangen, auf. Nun sah man stolz über unsern deutschen Häuptern die Tricolore wehen, und in ihrer Mitte stand mit großen goldenen Lettern zu lesen: *Fraternité! Liberté! Egalité!* *)

Welche Frechheit! murmelte Thugut.

Richtig, das war das Wort, rief Süßschle. Welche Frechheit! brüllte Meister Wenzel, und gleich schrie der ganze Haufe ihm nach: Welche Frechheit! Herunter mit der verdamnten Fahne! Wir sind nicht so dumm, wie die Leute in Mailand, Venedig und Rom, wir jauchzen nicht vor Wonne über die französische Fahne, wir ärgern uns über diese Fahne! Fort mit ihr! Es ist eine Beleidigung für den Kaiser, daß hier eine fremde Fahne mit solcher abscheulichen Inschrift wehen soll. Fort mit der Fahne!

Sehr gut! sagte Thugut lächelnd, dieser Wenzel ist wirklich ein brauchbares Subject. Was geschah weiter?

Immer neue Haufen Volks strömten herbei, immer drohender, immer gewaltiger ward das Geschrei: Fort mit der Fahne! Da kam aus der nächsten Straße ein kleines Detachement Soldaten herbei. Der Offizier bat das Volk mit freundlichen Worten, auseinander zu gehen. Aber es war vergeblich, der Tumult steigerte sich immer mehr, man fing an, das Straßenpflaster aufzureißen und mit Steinen nach den Fenstern, nach der Fahne zu werfen.

Und die Soldaten?

Die gingen still bei Seite. Aber — es klopft da drüben an der Thür. Soll ich öffnen, Excellenz?

Noch einen Augenblick! Ich will erst das Bild in Ordnung bringen. So! Nun öffnen Sie, Süßschle.

Der Geheimsecretair eilte mit etwas unsichern Schritten nach der Thür hin und schloß sie auf. Der zweite Geheimsecretair Thugut's trat mit einem versiegelten Schreiben in der Hand ein.

Nun, Heine, was giebt's? fragte Thugut gelassen.

Excellenz, der französische Gesandte General Bernadotte hat dieses Schreiben an Ew. Excellenz geschickt.

*) *Mémoires d'un homme d'état*. V. 494.

Und was haben Sie dem Boten geantwortet?

Daß Ew. Excellenz im fürchterlichsten Fieber liegen, daß der Arzt befohlen, Sie auf keinen Fall zu stören, daß ich aber, sobald der Herr Minister sich etwas erholt hätten, demselben das Schreiben übergeben wollte.

Recht so! Nun gehen Sie wieder auf Ihren Posten, und bewachen Sie mir die Thür gut, damit Niemand unbefugt zu mir eindringt. Und Sie, Hübschle, eilen Sie rasch wieder hinunter auf die Straße und sehen Sie zu, wie's da unten steht, und was beim Gesandtschaftshôtel geschieht. Aber nicht mehr getrunken! Ich gebe Ihnen nachher drei Tage Urlaub, um sich satt zu trinken. Fort, und bringen Sie mir bald wieder Nachricht!

Und jetzt, sagte Thugut, als er allein war, jetzt will ich doch sehen, was der Herr Gesandte mir schreibt.

Er öffnete das Papier, und als ob ihm das bloße Anschauen und Lesen mit den Augen nicht genüge, las er mit halblauter Stimme: „Der Gesandte der französischen Republik benachrichtigt Herrn von Thugut, daß im Augenblick, wo er ihm schreibt, eine fanatische Volksmasse es wagt, einen Auflauf vor der Thür seiner Wohnung zu bilden. Die Motive, welche die Zusammenrottungen veranlaßt, können nicht im Geringsten zweifelhaft sein, da schon mehrere Steine nach den Fenstern des Hauses geschleudert wurden, in welchem der Gesandte wohnt. Tief verletzt von so viel Unverschämtheit, bittet er Herrn von Thugut, sofort die nöthigen Untersuchungen zu befehlen, damit die Anstifter des Tumultes entdeckt und bestraft werden, auf daß ihre Bestrafung Andern zum Beispiel diene. Der Gesandte der französischen Republik zweifelt nicht, daß seine Reclamationen mit all' dem Eifer, den sie einflößen müssen, aufgenommen werden, und daß außerdem die Polizei wachsam genug sein wird, um ähnliche Scenen zu verhüten, die sich nicht erneuern könnten, ohne die ernstesten Folgen nach sich zu ziehen, da der Gesandte fest entschlossen ist, mit Energie die kleinste Beleidigung und um so mehr solche scandalösen Angriffe zurückzustossen. — Herr von Thugut wird außerdem benachrichtigt, daß man sich sehr über die Agenten der Polizei zu beklagen hat. Mehrere derselben wurden re-

quirirt, um den Auflauf zu zerstreuen, aber statt die Befehle des Gesandten zu erfüllen, blieben sie kalte und müßige Zuschauer der empörenden Unordnungen.“ *)

Welch eine übermüthige und stolze Sprache dieser Mensch zu führen wagt, rief Thugut, als er zu Ende gelesen. Sollte man nicht glauben, er sei hier der Herr und Gebieter, und — ha, da klopft es schon wieder. Sollte Hübschle schon wieder —

Er drückte rasch wieder an dem Bilde und die Thür sprang auf. Es war wirklich Hübschle, welcher eintrat.

Excellenz, ich komme nur rasch wie eine Kaze noch einmal heraufgesprungen, keuchte er. Habe hier unten vor der Thür von Einem von unsern Leuten die frischesten Nachrichten bekommen, und bin nur hier, um sie Ihnen rasch zu sagen.

Schwäger, machen Sie keine Verreden, sondern sprechen Sie.

Excellenz, es geht mächtig vorwärts. Die Emeute wächst mit jeder Minute und wird immer drohender. Graf Dietrichstein und der Polizeidirector Graf Fersen haben sich zum General Bernadotte begeben, und haben ihn beschworen, die Fahne wegnehmen zu lassen.

Die weicherzigen Narren! murrte Thugut.

Aber ihren Bitten waren vergeblich. Sie wiederholten sie mehrmals, und immer erhielten sie abschlägige Antwort. Sie gingen so weit, dem Gesandten die Versicherung zu ertheilen, daß, wenn er ihren Bitten nachgebe, damit man nur Zeit gewinne, das Volk zu beruhigen und zu vertreiben, das österreichische Gouvernement es sich zur Pflicht machen würde, ihm die Satisfaction, die er fordere, zu geben. Aber Herr Bernadotte beharrte bei seiner Weigerung und erwiederte gebieterisch: „Nein, die Fahne bleibt!“

Weiter! Weiter! rief Thugut ungeduldig.

Weiter weiß ich nichts, aber ich fliege, um neue Nachrichten einzusammeln und sie Excellenz zu bringen.

Hübschle verschwand durch die geheime Thür und Thugut schob das Bild wieder vor. Die Fahne bleibt! rief er mit höhnißchem Lachen.

*) Mémoires d'un homme d'état. V. 495.

Wir wollen doch sehen, wie lange sie bleibt. Ach, da klopf Heinle schon wieder an der andern Thür. Was giebt's, Heinle?

Eine zweite Depesche des französischen Gesandten, sagte Heinle, bloß den Arm mit dem Papier durch die Thür steckend.

Und Sie haben dieselbe Antwort ertheilt?

Dieselbe Antwort!

Gut! Auf Ihren Posten!

Der Arm verschwand wieder. Thugut öffnete die zweite Depesche und las, wie vorher, mit halbblauer Stimme: „Der Gesandte der französischen Republik benachrichtigt Herrn von Thugut, daß die Wuth des Pöbels immer im Steigen ist; bereits sind alle Fensterscheiben des Hôtels zerschmettert durch die Steine, welche die Aufrührer ohne Unterlaß gegen dieselben schleudern; er macht Ihnen die Anzeige, daß der Auflauf auf drei bis viertausend Köpfe angewachsen ist, und daß die herbeigerufenen Soldaten, weit entfernt, das Haus der französischen Gesandtschaft zu schützen, ganz wohlwollende Zuschauer der Laune und der Wuth des Volkes bleiben; ihre Unthätigkeit ermutigt das Volk, statt es zu erschrecken. Der Gesandte kann nicht umhin, zu glauben, daß diese scandalöse Scene von den Autoritäten nicht bloß gebuldet, sondern sogar genährt wird, denn nichts geschieht, um sie zu enden. Er sieht mit ebenso viel Bedauern als Kummer, daß die Würde des französischen Volks verletzt wird durch die Beschimpfung des Gesandten, der vergeblich die Menge beschworen hat, sich zu zerstreuen und friedlich in ihre Wohnungen zurückzukehren. In dem Augenblick, da der Gesandte schreibt, hat sich die Wuth so sehr gesteigert, daß die Pforten des Hôtels mit Steinwürfen eingeschlagen sind, und dies in Gegenwart der Soldaten, die müßig bleiben. Die dreifarbige Fahne ist mittelst Haken und Stangen von dem rasenden Pöbel heruntergerissen. Der Gesandte, der nicht länger in einem Lande bleiben kann, wo die heiligsten Geseze mißachtet, die beschworenen Verträge mit Füßen getreten werden, fordert daher von Herrn von Thugut einen Paß, um sich mit dem ganzen Gesandtschaftspersonal nach Frankreich zu begeben, wenn Herr von Thugut nicht sofort verkündigen läßt, daß das österreichische Gouvernement durchaus keinen Antheil genommen

hat an den Beleidigungen und Kränkungen, die man gegen die französische Republik ausgeübt, daß es dieselben vielmehr förmlich desavouirt, und befiehlt, daß die Urheber und Mitschuldigen aufgesucht und auf exemplarische Art bestraft werden sollen. Unter dieser Bedingung allein, und wenn die österreichische Regierung sich verpflichtet, die französische Fahne zu ersetzen und sie durch einen Stabsoffizier wieder auf dem Balcon des französischen Gesandtschaftshôtels befestigen zu lassen, kann der Gesandte bleiben. Herr von Thugut möge bedenken, daß die Zeit drängt, daß die Momente kostbar sind und daß er deshalb dem Gesandten eine rasche, kategorische Antwort auf alle seine Fragen schuldig ist.“ *)

Nun, ich denke, die guten Wiener werden es für mich übernehmen, Herrn Bernadotte eine kategorische Antwort zu geben und den übermüthigen Schwäger zum Schweigen zu bringen, sei's auf welche Art es wolle, rief Thugut mit einem harten Lachen. Ich bin wahrhaftig begierig, wie die Affaire enden wird, und wie meine braven Aufwiegler den Herrn Gesandten für seinen Uebermüth züchtigen werden. Was, es klopft schon wieder? Nun, Sie sind ja ein wahrer Postillon d'amour! Schon wieder ein Schreiben?

Eine dritte Depesche vom Herrn General Bernadotte, rief Heinle von außen her, wieder nur den Arm mit der Depesche durch die Thür schiebend.

Thugut nahm sie und entfaltete sie rasch. Die Sache wird dringender, wie es scheint, sagte er lächelnd. Lesen wir! — Und mit dem Ausdruck innigsten Behagens las er: „Der Gesandte der französischen Republik benachrichtigt Herrn von Thugut, daß der Tumult und die Excesse jeder Art schon seit fünf Stunden dauern, daß sich kein öffentlicher Beamter der Sicherheit bei ihm gezeigt hat, daß der wüthende Pöbel sich in Besitz eines Theils des Hôtels gesetzt hat und dort Alles zerschmettert und zerschlägt!“

Aha, mein Freund Wenzel sucht die Papiere in den Zimmern der Gesandtschaft, rief Thugut triumphirend. Dann las er weiter: „Der

*) Mémoires d'un homme d'état. V. 501.

Gesandte, die Gesandtschaftssecretaire, die französischen Bürger und Offiziere, die sich bei ihm befinden, sind genöthigt gewesen, sich in ein Zimmer zurückzuziehen, wo sie mit dem tapferen Muth, welcher die Republikaner charakterisirt, die weiteren Begebenheiten erwarten. — Der Gesandte wiederholt seine Forderung, die nöthigen Pässe zu schicken für ihn und alle Franzosen, die ihn begleiten wollen. Die Zusendung dieser Pässe ist um so dringender, da die Menge, im Begriff, sich in das Zimmer zu stürzen, wo die Franzosen sie erwarteten, erst dann zurückschreckte, als einige Diener der französischen Legation sich genöthigt sahen, von den Feuerwaffen Gebrauch zu machen, die sie in Händen hielten.“

Ah, es ist also zu einer öffentlichen Schlacht gekommen, jubelte Thugut, eine Festungsbelagerung im großen Styl! Mich wundert, daß Hübschle noch nicht wieder da ist. Doch halt, da höre ich ihn schon. Er klopft! Nun, nun, nur gelassen! Ich öffne schon!

Und Thugut beeilte sich, an dem Hilbe zu drücken und die Thür zu öffnen.

Es war allerdings der Geheimsecretair Hübschle, aber er kam nicht allein. Meister Wenzel, mit Blut bespritzt, den Anzug zerrissen und in wildester Unordnung, trat, auf Hübschle's Arm gelehnt, mit ihm ein.

Ah, Ihr bringt mir da einen angeschossenen Eber, rief Thugut verdrießlich.

Einen Eber, der die Meute gut gehegt und Tüchtiges geleistet hat, sagte Hübschle begeistert. Er hat eine Schußwunde im rechten Arm und ward ohnmächtig. Ich trug ihn mit einigen Freunden unter einen Brunnen, und wir begossen ihn, bis er aufwachte und wieder Theil nehmen konnte an dem allgemeinen Jubel.

Es war also ein recht hübscher Jubel? He, Meister Wenzel, redet doch!

Es war recht hübsch, sagte Wenzel leuchtend. Wir waren in's Hôtel eingedrungen und arbeiteten tüchtig in den prächtigen Sälen. Die Meubles, die Spiegel, die Kronleuchter, die Wagen im Hof,

Alles ward zerschlagen, und dabei sangen und jubelten wir: Es lebe der Kaiser! Gott erhalte Franz den Kaiser!

Was der liebe, sanftmüthige Haydn uns da für eine prächtige Marsellaise componirt hat, sagte Thugut leise, sich vergnügt die Hände reibend. Und die Fahne? Was ist aus der Fahne geworden?

Die Fahne hatten wir schon vorher in Stücke zerrissen, dann waren wir mit den Fegen auf den Schottenplatz gegangen und hatten sie unter dem Jubelgeschrei des Volks öffentlich verbrannt.

Sehr gut, und was geschah weiter im Gesandtschaftshôtel?

Wir stürmten weiter von Zimmer zu Zimmer. Nichts widerstand unserer Wuth, und endlich jetzt befanden wir uns vor dem Zimmer, in welchem der Gesandte sich mit seinen Leuten wie in einer Festung verbarricadirt hatte. Es war das Arbeitskabinet des Herrn Gesandten, sagte Wenzel bedeutungsvoll und langsam, das Kabinet, in welchem er seine Papiere aufbewahrt.

Thugut nickte leise mit dem Kopf und sagte nichts als: Weiter!

Ich stürzte auf die Thür los und ermunthigte die Andern, mir zu folgen. Es gelang uns, die Thür zu sprengen. Im selben Augenblick knatterten die Schüsse der Belagerten. Drei von uns fielen verwundet zusammen, die Andern liefen davon.

Ja, das elende Volk läuft immer, wenn es Pulver riecht, sagte Thugut unwillig. Und Ihr, Meister Wenzel?

Ich war verwundet und ohnmächtig geworden. Die Kameraden trugen mich hinaus.

Und die Papiere? fragte Thugut. Ihr ließt sie im Stich?

Excellenz, der General Bernadotte und das ganze Gesandtschaftspersonal war ja in dem Zimmer, wo der Gesandte seine Papiere hatte. Ich wäre mit meinen Freunden eingedrungen, wenn der Schuß mir nicht den Arm zerschmetterte und ich die Besinnung verloren hätte.

Ja, wahrhaftig, die Besinnung habt Ihr ganz und gar verloren gehabt, sagte Thugut streng, denn Ihr habt sogar vergessen, daß ich Euch die Freiheit nur unter der Bedingung versprochen habe, daß Ihr mir die Papiere des französischen Gesandten brächtet.

Excellenz, rief Wenzel entsetzt, ich —

Schweig! gebot Thugut. Wer hat Euch erlaubt, zu reden, ohne daß man Euch fragt?

Eben ward wieder hastig an die Thür geklopft und Heine's Arm erschien wieder in der Thürspalte.

Schon wieder eine Depesche vom französischen Gesandten? fragte Thugut.

Nein, Excellenz, eine Depesche von Sr. Majestät dem Kaiser.

Thugut griff hastig nach dem kleinen versiegelten Briefchen und öffnete es. Dasselbe enthielt nichts als die Worte: „Der Herr Gesandte hat eine gründliche Lehre empfangen und seine Fahne ist zerstört. Lassen wir es jetzt genug sein und vermeiden wir das Aeußerste. Es müssen Regimenter aufgeboden werden, um die Ruhe wieder herzustellen.“

Der Minister faltete das Papier langsam zusammen und schob es in seinen Busen. Dann klingelte er heftig und laut, daß Heine und die Kameraden eiligst hereinstürzten.

Alle Thüren aufgemacht, alle Diener in Bewegung, commandirte Thugut. Jedermann eingelassen, der mich zu sprechen wünscht. Zwei Boten zu Pferde sollen bereit sein, Depeschen zu befördern. Jedermann darf erfahren, daß ich, trotz meiner Krankheit, mich von meinem Lager erhoben habe, um die Ruhe wieder herzustellen.

Er trat an seinen Schreibtisch und schrieb rasch einige Worte auf, dann reichte er das Papier seinem Kammerdiener. Hier, Germain, eile mit dem Papier zum Polizei-Director, Grafen Fersen, und nehm mit gleich den Kerl dort mit. Zwei Diener können Dich begleiten. Ihr übergebt den Menschen dem Polizei-Director und sagt ihm, daß es einer der Auführer ist, den ich von meinen Agenten habe verhaften lassen. Der Herr Polizei-Director soll ihn in ein sicheres Gefängniß setzen und Niemand zu ihm lassen außer den Untersuchungsbeamten. Es ist ein sehr gefährlicher Verbrecher; das ist das zweite Mal, daß er als Auführer verhaftet wird. Nun, was fällt dem Kerl ein? Er taumelt ja wie betrunken! Hat sich wohl mit Branntwein begeistert zu seinen Heldthaten?

Verzeihen Excellenz, sagte Hübschle, der Mensch ist ohnmächtig geworden.

So tragt ihn fort und bringt ihn in einem Wagen zum Polizeidirector, sagte Thugut gleichgültig, und mit kaltem, theilnahmlosem Blick schaute er zu, wie die Bedienten hastig den bleichen, ohnmächtigen Mann packten und ihn von dannen schleppten.

Wieder trat er dann an den Schreibtisch und schrieb hastig einige Worte auf ein großes, goldgerändertes Papier, das er dann in ein Couvert schob, versiegelte und adressirte.

Eine Depesche an den Kaiser! sagte er dann, sie Heinle darreichend. Dieselbe soll sogleich durch einen reitenden Boten besorgt werden.

Diese Depesche enthielt die Antwort auf den lakonischen Brief des Kaisers, und sie war fast noch lakonischer, als jener, denn sie enthielt nichts als die Worte: „Sire, in einer Stunde soll die Ruhe wieder hergestellt sein.“

Jetzt, Hübschle, setzen Sie sich, sagte Thugut, nachdem auf seinen Befehl alle Uebrigen das Zimmer verlassen hatten. Nehmen Sie Ihre fünf Sinne zusammen und schreiben Sie, was ich Ihnen dictiren will.

Hübschle saß schon vor dem Schreibtisch und wartete mit der Feder in der Hand. Thugut, die Hände auf dem Rücken gefaltet, ging langsam auf und ab und dictirte:

„Mit unendlichem Bedauern hat der Minister der auswärtigen Angelegenheiten von den Unordnungen erfahren, die den Inhalt der Noten bilden, welche der Bürger Gesandter der französischen Republik diesen Abend an ihn gerichtet hat. Der Minister wird Sr. Kaiserlichen Majestät genauen Bericht darüber abstaten, und zweifelt nicht, daß Derselbe ein großes Mißbehagen darüber empfinden wird. Der Bürger Gesandter kann überzeugt sein, daß kein Mittel verabsäumt werden soll, um die Begebenheiten dieses Abends streng zu prüfen, und sie zu strafen mit aller Strenge, welche die Gesetze vorschreiben, und mit dem aufrichtigen Interesse, welches das österreichische Gouvernement immer gehegt hat, die so glücklich zwischen den beiden Mächten aufgerichtete Freundschaft zu cultiviren.“ *)

*) *Mémoires d'un homme d'état.* V. 501.

Nun, was untersteht Ihr Euch denn zu lachen, Häbschle? fragte Thugut, als er die Feder nahm, um die Depesche zu unterzeichnen.

Excellenz, ich lache über die vielen schönen und höflichen Worte, mit denen diese Depesche sagt: Bürger Gesandter, fordern Sie Ihre Pässe, Sie können reisen!

Thugut lächelte. Wenn Ihr betrunken seid, Häbschle, seid Ihr ungeheuer schlau, sagte er, und darum verzeihe ich Eure Unmäßigkeit. Eure weinduftende Nase hat doch wieder eine richtige Witterung gehabt. Der Gesandte hat schon seine Pässe gefordert. Aber fort jetzt! Tragt die Depesche hinaus, der zweite Courier soll sie sogleich in das französische Gesandtschaftshôtel bringen. Ihr aber sollt zum Stadt-Commandanten von Wien eilen und ihm dies Papier hier bringen. Mündlich sagt Ihr ihm: Die Thore sollen geschlossen werden, um den Pöbel aus den Vorstädten abzusperren. Das Regiment Preiß soll das Haus des Gesandten und die umliegenden Straßen besetzen und auf jeden schießen, der sich widersetzt oder die Ruhe stören will. In einer Stunde muß ganz Wien ruhig sein! Fort!

Häbschle stürzte von dannen, und Thugut blieb allein. Langsam und bedächtig nahm er in seinem Lehnstuhl Platz und überdachte mit lächelnder Ruhe die Begebenheiten dieser Nacht.

Ich habe zwar nicht ganz meinen Zweck erreicht, sagte er leise zu sich selber, aber Herr Bernabotte wird mir doch nicht mehr zu schaden versuchen. Morgen gleich werde ich ihm seine Pässe schicken.*)

*) Der französische Gesandte verließ wirklich die Kaiserstadt in Folge dieser Emeute. Vergeblich ließ der Kaiser einige Beschwichtigungsversuche machen. Bernabotte blieb bei seinen Forderungen: das österreichische Gouvernement solle die Fahne erlegen und durch einen Stabsoffizier auf dem Balcon des Gesandtschaftshôtels befestigen. Als Antwort auf diese erneuerte Forderung sendte ihm Thugut seine Pässe, und die Legation verließ Wien. Siehe: Häuffer, Deutsche Geschichte II. 180 und Mémoires d'un homme d'état. V.

Viertes Buch.

Die letzten Tage des achtzehnten
Jahrhunderts.





I.

Victoria von Poutet.

Ein Jahr war fast vergangen seit der Abreise des französischen Gesandten aus Wien, aber dennoch war es nicht zu dem vom Minister von Thugut so sehnlich gewünschten Abbruch des Friedens mit Frankreich gekommen. Eine starke Partei hatte sich im Cabinet des Kaisers gegen Thugut erklärt und diesmal einen Sieg über den sonst so allmächtigen Minister errungen. An der Spitze dieser Partei standen die Gemahlin des Kaisers und der Erzherzog Carl. Thugut mußte daher sogar seinen Born unterdrücken und seine Revanche auf eine andere Zeit verschieben.

Aber wenn die politischen Gewitterwolken somit auch wieder in die Ferne gerückt waren, so drohten sie doch immer noch als düsteres Gespenst am Horizont und warfen einen Schatten auf jeden Tag und jede Stunde.

Die heitern Wiener waren ernst geworden von der unaufhörlichen Andauer dieses dunklen Schattens und nannten laut und leise mit finstern Groll den Minister von Thugut den Urheber und Anstifter alles Unheils und aller Sorge, welche Oesterreich bedrohe. — In der That, Baron von Thugut war noch immer der allmächtige Minister, und da der Kaiser ihn liebte und fürchtete, beugte sich der ganze Hof, die ganze Stadt, der ganze Kaiserstaat vor ihm. Aber indem man sich beugte, haßte man ihn, indem man ihm gehorchte, verwünschte man ihn.

Thugut wußte es und lachte darüber. Was kümmerte ihn das Lieben und Hassen der Menschen! Möchten sie ihn verwünschen, wenn sie ihm nur gehorchten!

Und sie gehorchten ihm! Die Staatsmaschine drehte sich willig nach dem Druck seiner Hand, und mit kräftigem Arm führte er das Ruder. — Von seinem Cabinet aus lenkte er das Schicksal Oesterreichs, spann er geschickt und kunstvoll die Netze, mit denen er Freund oder Feind, je nachdem es seinen Zwecken entsprach, umgarnen wollte.

Auch heut hatte er in seinem Cabinet gearbeitet bis zum Abend, und eben erst waren die beiden Geheimsecrétaires Heinle und Hübschle von ihm entlassen worden. Dies war die Stunde, in welcher Thugut entweder zum Kaiser, oder nach seinem Garten in der Währingergasse zu fahren pflegte. Der Kammerdiener erwartete ihn daher schon in dem Toilettenzimmer, und drunten im Hof stand die Equipage schon bereit. Der Minister indeß schien heute von seiner Gewohnheit abzuweichen zu wollen, und statt zur Toilette zu gehen, klingelte er heftig.

Germain, sagte er dem eintretenden Kammerdiener, keine Uniform heute, kein Staatscostüm, sondern meine türkischen Gewänder. Das türkische Cabinet erleuchtet, Ambrablüste in den Ampeln, Blumen in den Vasen. In einer Stunde das Souper für zwei Personen im türkischen Cabinet. Sorge, daß nichts fehlt.

Germain verneigte sich stumm und eilte hinaus, um bald wieder mit dem befohlenen türkischen Costüm zurückzukehren. Schweigend ließ sich Thugut von ihm mit dem kostbaren türkischen Schlafrock, den goldgestickten Pantoffeln bekleiden, den wundervollen Caschmirshawl um seinen Leib schlingen und das Haupt mit dem türkischen Fez zieren. Dann trug Germain eine türkische Pfeife mit kunstvoll geschnitzter Bernsteinspitze herbei und reichte sie dem Minister dar.

Nun öffne die Thür, sagte Thugut lakonisch. Germain ließ die Maschinerie in dem Bilde spielen und durch die kleine Thür trat Thugut hinaus auf den Corridor. Mit hastigen Schritten eilte er denselben hinunter und stand jetzt am Ende desselben vor der schmalen Wand, an welcher ein von einer ewigen Lampe beleuchtetes Muttergottesbild hing. Wieder drückte Thugut hier an einer in dem Rahmen ange-

brachten Rosette und das Bild sprang zurück und eine Thür ward hinter demselben sichtbar.

Der Minister stieß diese Thür auf, und über die Schwelle schreitend, drückte er sorgfältig die Thür wieder hinter sich zu.

Er befand sich jetzt in seinem türkischen Cabinet; alle diese schönen Goldstoffe auf den niedrigen Canapees, diese herrlichen gewirkten Tapeten, welche die Wände bekleideten, diese kostbaren Teppiche des Fußbodens und der Tische, diese silbernen Ampeln von seltsamer Form, die von der Decke herniederhingen und mit Ambra gefüllt waren, alle diese zierlichen, reich vergoldeten Geräthschaften, welche an den Wänden umherstanden, waren schöne Erinnerungen für Thugut, Erinnerungen an die glücklichste Zeit seines Lebens, denn er hatte sich alle diese Dinge aus Constantinopel mitgebracht, wo er zehn Jahre als Gesandter Oesterreichs gelebt hatte. Thugut betrat daher nie dieses Cabinet, ohne daß ein mildes Lächeln seine harten Züge verklärte, und er betrat es nur dann, wenn er inmitten seiner Staatsgeschäfte und Regierungssorgen sich eine Stunde des Glücks erlauben wollte.

Auch jetzt war daher, sobald er die Schwelle dieses Zimmers überschritten, sein Antlitz milde und weich geworden, und der harte, abstoßende Ausdruck war aus seinen Zügen verschwunden. Mit einem Lächeln durchschritt er das Cabinet und zog mit rascher Hand an dem goldenen Knopf da drüben in der Wand. Nach einigen Minuten wiederholte er dieselbe Bewegung vier Mal hinter einander. Dann erhob er sein Auge zu der kleinen silbernen Klingel, die oben in der äußersten Ecke der Wand angebracht war, und betrachtete sie mit unverwandten Blicken. Während er so da stand, hatte sich eine kleine Seitenthür geöffnet, und Germain, in der reichen Tracht eines Paredieners, war eingetreten. Thugut hatte sich nicht ein einziges Mal nach ihm umgeschaut, er hatte nicht einen Blick für diese silbernen Vasen mit den herrlichsten Blumen, die Germain auf den Marmortischen aufgestellt, seine Nase schien ganz unempfindlich dagegen, daß Germain den Ambra in den silbernen Ampeln angezündet hatte und die bläulichen Rauchwolken einen süßen Wohlgeruch in denselben verbreiteten. Er sah nur die kleine Klingel und schien in athemloser Spannung ein

Zeichen von ihr zu erwarten. Aber Germain hatte längst den Auszug des Zimmers vollendet und war wieder hinaus gegangen; die Klingel schwieg noch immer. Eine Wolke zog über Thugut's Stirn und das Lächeln verschwand von seinen Lippen.

Vielleicht ist sie nicht da gewesen und hat mein Zeichen nicht gehört, murmelte er leise, ich will noch einmal läuten.

Er streckte schon die Hand nach dem goldenen Knopf in der Wand aus, als sich plötzlich ein heller, silberner Klang vernehmen ließ. Es war die kleine Glocke, welche angeschlagen hatte.

Thugut's Antlitz verklärte sich wie mit einem Sonnenschein des Glücks, in stummer Erwartung blickte er wieder zur Glocke empor. Einige Minuten hing sie wieder regungslos da, alsdann erklang sie abermals und zwar dreimal rasch hinter einander. In dreimal zehn Minuten wird sie hier sein, flüsterte Thugut mit einem glücklichen Lächeln. Erwarten wir sie also!

Er näherte sich dem kleinen Tisch, auf welchem er seine Pfeife hingelegt und neben welche Germain eine kleine silberne Schaal mit brennendem Ambra hingestellt hatte. Mit dem Anstand und der Gelassenheit eines echten Türken entzündete er seine Pfeife und ließ sich dann auf den niedrigen viereckigen Divan niedergleiten. Die Beine unterschlagend, in halb liegender Stellung, den rechten Ellenbogen auf goldbrokatene Kissen aufgestützt, überließ sich Thugut jetzt seinen Träumen und dem süßen Genuß des Rauchens. Bald saß er da, umhüllt von einer blauen Rauchwolke, aus welcher indeß funkelnd seine schwarzen Augen hervorleuchteten, die zu der großen Pendule auf der Console hinblickten.

Jetzt, als er sah, daß die dreimal zehn Minuten abgelaufen waren, sprang Thugut mit jugendlicher Lebendigkeit empor und stellte seine Pfeife bei Seite. Dann näherte er sich dem großen, seltsam geformten Fauteuil, der dicht unter der silbernen Klingel stand. Als er mit kräftigem Arm den Fauteuil zurückgeschob, ward hinter demselben eine kleine Thür sichtbar. Thugut öffnete dieselbe und stellte sich dann horchend neben derselben auf.

Möglich war es ihm, als wenn er in der Ferne leises Geräusch

vernahm. Es kam näher und näher, und jetzt erschien in der Oeffnung der Thür eine Frauengestalt von wunderbarem Reiz und überauschender Schönheit. Man konnte nichts Lieblicheres sehen, als diesen Kopf, von langen blonden Locken umflossen, die das Antlitz wie mit einem Heiligenschein umgaben und so seltsam contrastirten zu den großen schwarzen Augen, die im Feuer der Jugend und Leidenschaft funkelten. Ihre sanft aufgeworfenen Lippen waren von der dunkelsten Purpurgluth, ein zartes Roth, wie das sanfte Incarnat in dem Innern der großen Schneckenmuschel, färbte ihre Wangen. Ihre Nase, vom edelsten römischen Styl, war fein gebogen, ihre breite, hohe Stirn gab dem reizenden jugendlichen Angesicht etwas Bedeutsames, Ernstes. Man sah in diesen Augen Gluth und Leidenschaft, auf dieser Stirn Gedanken und energische Entschlüsse, auf diesem schwellenden Munde Jugendlust, Uebermuth und Scherz. Und in schönster Harmonie zu diesem reizenden Haupt stand die Gestalt dieser lieblichen Erscheinung; sie war klein, zart und ätherisch, wie die Gestalt einer Sphylpe, und doch von den reizendsten, üppigsten Formen; etwas größer, hätte man sie der Juno vergleichen mögen, etwar voller, der Venus; so wie sie war, machte sie den Eindruck einer Rosenknospe, die sich zu entfalten begonnen, einer jungen Sphylpide, die nur noch der Zeit bedarf, um zu einer Venus aufzublühen.

Sie blieb unter der Thür stehen und ließ ihre flammenden Blicke rings in dem Zimmer umherschweifen, dann heftete sie sie auf Thugut und brach in ein lautes, fröhliches Lachen aus.

Ach, ach, das ist das Lied meiner Bülbül, der schmetternde Gesang meiner orientalischen Nachtigall, rief Thugut, indem er mit sanfter Gewalt die Lachende vorwärts zog und den Stuhl wieder vor die geschlossene Thür schob. Nun sag' mir, meine Bülbül, warum lachst Du?

Muß ich nicht lachen, Freund? rief sie mit ihrer hellen, klangvollen Stimme. Ist dies nicht eine Ueberraschung wie aus Tausend und Einer Nacht? Sie sagen mir vor einem halben Jahr, daß Sie einen Weg einrichten lassen, auf welchem man von meinen Gemächern in der Burg ungesehen in Ihre Gemächer in der Staatskanzlei ge-

langen könne. Nun, ich zweifelte nicht daran, denn zum Glück liegt ja die Staatskanzlei neben der Burg, und es giebt hier und dort der geheimen Treppen und Thüren genug. Ich war also auch gar nicht erstaunt, als ich eines Tages in der Stille der Nacht leises Pochen an der Wand meines Schlafzimmers vernahm und sich plötzlich ein Loch in der Wand zeigte, das in wenigen Stunden zu einer Thür mit eben solchem Fauteuil, wie der da, sich umgestaltet hatte; dann erschien in der nächsten Nacht ein Schlosser und befestigte in meinem Zimmer eine kleine silberne Glocke, die hinter einer Ampel verborgen ward, und gestern flüstern Sie mir zu: „Erwarten Sie morgen das Zeichen! Ich habe Wichtiges mit Ihnen zu sprechen.“ — Ich warte mit aller Ungeduld der Neugierde, endlich tönt die Glocke sechs Mal, ich antworte und eile durch die kleinen Corridore und über nie geahnte kleine Treppen hierher, ganz überzeugt, zu einer Staats-Conferenz zu gehen. Und was finde ich? Ein kleines türkisches Paradies, und darin einen Pascha —

Der nichts ersehnte, als seine reizende Houri, um ganz im Paradiese zu sein, unterbrach sie Thugut. Alles hat seine Zeit, meine Victoria, die Staatsgeschäfte sowohl, wie das Glück.

Nur fragt es sich, mein kaltherziger Freund, was bei Ihnen vorgeht, die Staatsgeschäfte oder das Glück? fragte sie, ihm lächelnd mit dem Finger drohend.

Das Glück, wenn Sie es bringen, Victoria! rief er, die schöne Frau mit ungestümr Hestigkeit an seinen Busen drückend.

Sie lehnte ihr Haupt an seine Schulter und blickte mit einem Ausdruck schelmischer Schwärmerei zu ihm empor. Sind Sie jetzt glücklich? fragte sie leise.

Er antwortete nur mit glühenden Küffen und flüsterte Worte voll Leidenschaft in ihr Ohr. Sie wehrte ihm nicht, sie lauschte mit lächelndem Wohlbehagen auf seine Zuslüsterungen, und ein glühenderes Incarnat färbte ihre Wangen.

Ach, ich liebe es, Sie so sprechen zu hören, sagte sie, als Thugut schwieg, es entzückt mich, den Honig morgenländischer Poesie von den Lippen meines wilden Bären zu schlürfen. Selbst der Belvederische

Apoll ist nicht so schön, als Sie in Ihrer genialen, wunderbaren Häßlichkeit, wenn Sie von Liebe sprechen!

Thugut lachte. Sie finden mich also sehr häßlich, Victoria? fragte er.

Ja, so häßlich, daß Ihre Häßlichkeit für mich zur räthselhaftesten Schönheit wird, sagte sie, ihm mit ihren rothigen Fingern über das dunkle, gebräunte Antlitz fahrend. Zuweilen, Freund, wenn ich Sie mit Ihrem seltsamen Lächeln, Ihrer ernstesten Ruhe in den Kaisersälen sehe, meine ich, es ist der Gott der Finsterniß selber, den ich da erblicke, und der sich zur Erde niedergelassen, um einige Menschenseelen, auf die es ihm ankommt, persönlich einzufangen. Ach, ich möchte sie um keinen Zug hübscher, um kein Jahr jünger haben. Ich liebe Ihre dämonische Häßlichkeit, und Ihre Höllengluth, die sich unter dem Schnee Ihres Haars verbirgt, entzündet mich wahrhaft. Von jungen Männern mit dem flatternden Strohfeuer der Leidenschaft geliebt zu werden, ist etwas so Gewöhnliches, aber wenn ein Greis wie ein Jüngling liebt, wenn er die Geliebte immer mit der Glorie eines Feuers verklärt, das er sich aus der Hölle geholt hat, so ist das etwas Bezauberndes, Göttliches! Lieben Sie mich also auf Ihre Art, mein schöner, häßlicher Fürst der Finsterniß.

Ich liebe Dich auf meine Art, mein reizender Engel, von dem Niemand weiß, daß er ein Dämon ist, sagte Thugut lachend. Es geht mir wie Dir, meine Victoria, ich liebe Dich doppelt so glühend, weil ich Dich erkannt habe in Deiner wahren Gestalt, weil ich, wenn Du Andere anlächelst, allein die Schlange sehe, wo die Andern nur die Rosen gewahren, weil ich allein weiß, daß diese Engelsgestalt die Seele eines Dämons birgt. So lieben wir uns, weil wir zu einander gehören, meine Victoria, Du nennst mich den Fürsten der Finsterniß, und Du bist ohne alle Frage die Kronprinzessin der Hölle. Wenn ich sterbe, nimmst Du meinen Thron ein.

Es ist also in der Hölle wie in Oesterreich? fragte Victoria. Auch die Frauen werden zur Thronfolge zugelassen?

Run, zuweilen will es mich wahrhaftig bedünken, als wenn es in

Oesterreich wie in der Hölle ist, sagte Thugut, und als wenn die kleinen Teufel der Dummheit, der Thorheit und des Unverständes sich Oesterreich zu ihrem Spielplatz ausersehen hätten.

So verjagen wir sie, mein Freund, rief Victoria, ich denke doch, wir Beide haben die Macht dazu!

Willst Du mir helfen, sie zu verjagen? fragte Thugut rasch.

Sie fragen noch? sagte sie vorwurfsvoll. Sie haben also Alles vergessen? Unsere ganze Vergangenheit ist unter dem Staub Ihrer ministeriellen Acten begraben?

Nein, ich habe nichts vergessen, rief Thugut fast schwärmerisch, ich weiß noch Alles. Oh, wie oft, Victoria, sehe ich Dich in meinen Träumen, so wie ich Dich zuerst sah. Weißt Du noch, wo das war?

Im Lager vor Gyurgewo war's.

Ja, im Lager vor Gyurgewo, als die Türken unsere Tranchen überfielen,*) als alle Militairs den Kopf verloren, als der commandirende Prinz Coburg in feiger Flucht davongeritten, als Graf Thun zusammengehauen und General Ruffsch schwer verwundet war! Oh, es war ein fürchterlicher Tag, Schrecken und Entsetzen verbreitete sich durch das ganze Lager, in panischer Flucht stürzten die Soldaten auseinander, Jeder schrie, Jeder heulte und zitterte für seine eigene elende Existenz. Ich befand mich gerade im Hauptquartier, und ich darf sagen, ich allein zitterte nicht, denn die Natur hat mir die Eigenschaft der Furcht versagt. Ich sah mit Entsetzen die um sich greifende Verwirrung, da auf einmal sah ich ein Weib, einen Engel, welcher mit flatternden Roden, mit zornsprühenden Augen daher kam, welcher zu den Soldaten sprach und mit glühenden Worten sie an ihre Pflicht mahnte. Nein, das waren keine Worte, welche sie sprach, es war ein Strom der Begeisterung, der wie himmlische Flammen von ihren Lippen zuckte. Und die Soldaten hörten ihr staunend zu, die Fliehenden standen, die Feigen schämten sich, die Zitternden faßten wieder Muth, als sie die schmetternden, kühnen Worte der schönen Frau vernahmen. Die Besonnenheitkehrte ihnen zurück, sie konnten wieder hören und

*) Im Jahre 1790.

überlegen, was wir Beide ihnen sagten, und die schimpfliche Flucht verwandelte sich, Dank Dir und mir, in einen wohlgeordneten, ruhigen Rückzug. Wir Beide retteten, was noch zu retten war. Ah, es ist lustig zu denken, daß in dem großen Lager alle Soldaten den Kopf verloren, und nur ein Civilist und eine Frau ihn behielten.*) An jenem Tage schwur ich in meiner Begeisterung Dir eine ewige, unverbrüchliche Freundschaft.

Wir schwuren es Beide, rief Victoria.

Und haben Beide den Schwur gehalten! Ich empfahl Dich nach Wien an meinen Freund, den Grafen Colloredo, und er ehrte meine Empfehlung. Er stellte Dich bei Hofe vor, er erzählte dem Kaiser von Deinem Heroismus, und der ganze Hof feierte die kühne Heldin von Ghurgewo. Als Dein kühner Mann, der schöne Husarenrittmeister Charles von Boutet, in Belgien bei der Erstürmung der Aldenhover Schanzen fiel, da kam ich zu Dir und erneuerte Dir meinen Schwur unwandelbarer Treue und Freundschaft. Habe ich Wort gehalten?

Sie haben Wort gehalten! Dank Ihnen und Colloredo bin ich die Freundin der Kaiserin, die Aja ihrer erstgeborenen Tochter, der Erzherzogin Maria Luise, geworden. Aber als ich das ward, erneuerte auch ich Ihnen meinen Schwur ewiger Freundschaft, ewiger Treue. Habe ich auch Wort gehalten?

Sie haben Wort gehalten! Dank Ihnen und Colloredo bin ich der erste Staatsminister, der Lenker Oesterreichs geworden!

Und jetzt, mein Freund, eine Frage! Haben Sie dieses türkische Cabinet, die geheimen Treppen und Corridore und die Zeichensprache der silbernen Klingeln nur erfunden, um mir hier Gefühle unserer Vergangenheit zu erzählen?

Nein, Victoria, um hier das Gebäude unserer Zukunft zu bauen.

Hier in diesem verschwiegenen Cabinet wollen wir den Grundstein dazu legen und die Zeichnung entwerfen! Victoria, ich bedarf Deiner Hilfe, wirst Du sie mir versagen?

Strecken Sie die Hand mit dem Scepter aus, mein Gott der

*) Kaiser Franz und Metternich. Ein Fragment. S. 33.

Finsterniß, gebieten Sie mir, und ich gehorche, rief Victoria lächelnd, indem sie auf den Divan niederglitt und, die Arme über der Brust kreuzend, mit schmachttenden Liebesaugen zu Thugut emporschaute.

Er setzte sich neben sie und legte seine Hand über ihre Augen. Sieh mich nicht so bezaubernd an, daß mein Blut wie Feuer durch meine Adern stürzt, sagte er. Laß uns zuerst von Geschäften sprechen, und dann, dann wollen wir beim flammenden Sorbet Alles vergessen! Höre mich denn, Victoria, sei jetzt etwas weniger der bezaubernde Engel und etwas mehr der boshafte Dämon.

Gilt es einen Minister zu stürzen, einen Mächtigen in den Staub zu treten? fragte Victoria, und ihre schwarzen Augen bligten wie Dolchspitzen. Haben wir einen Feind, den wir über die Ponte dei sospiri in ein ewiges Gefängniß führen wollen? Sprich schnell, mein Freund, ich warte auf die Musik Deiner Worte.

Es giebt zwei Feinde auszuforschen, sagte Thugut langsam.

Auszuforschen! Weiter nichts? Ein bißchen Spioniren, das ist Alles?

Aber es könnte sein, daß bei diesem Spioniren Blut flösse.

Ich liebe das Blut, es hat eine so schöne purpurrothe Farbe, rief Victoria lachend. Wer sind die beiden Feinde, die ich ausforschen soll?

Frankreich und Preußen!

Oh, das ist ein lustiger Scherz.

Das ist ein tiefer Ernst. Frankreich und Preußen sind die beiden Feinde, deren innerste Gedanken Du ausforschen sollst.

Aber Frankreich und Preußen sind nicht hier in Wien.

Nein, nicht hier in Wien, aber sie sind in der Festung Raftatt.

Ich verstehe Sie nicht, mein Freund.

Höre mir zu, und Du wirst mich verstehen! Du weißt, daß ich Frankreich hasse, daß dieser erzwungene Friede mir ein Gräucl ist. Frankreich ist die Hydra, der man entweder den Kopf abschlagen, oder von der man sich verschlingen lassen muß. Ich bin für's Kopf-abschlagen!

Ich auch! rief Victoria lachend. Hast Du ein Schwert, welches

scharf genug ist, den Kopf der Hydra abzuschlagen, so gieb es mir und ich haue zu.

Die Hydra meint ein Schwert zu haben, mit welchem sie mich tödten könnte. Höre! Ich war einmal in meinem Leben ein Thor und unterschrieb ein Papier, das mich anklagen könnte, wenn man es dem Kaiser vor die Augen brächte. Dieses Papier ist in den Händen Frankreichs.

Frankreich hat eine große Hand. Welcher Finger hält es?

Vor einem Jahre war das Papier in Bernadotte's Händen, und er hatte schon bei der Kaiserin eine Audienz erwirkt, um ihr das Papier zu geben, das sie versprochen, dem Kaiser zu überreichen. Ich erfuhr's zur rechten Zeit und sandte einige gute Freunde aus, um die Papiere aus den Gemächern zu holen!

Ah, ich verstehe! Es war am Tage des Festes der Freiwilligen und der Nationalfahne.

Es war an jenem Tage! Der Coup gelang nicht ganz; wir gaben Bernadotte eine gute Lehre, wir zwangen ihn, Wien zu verlassen, aber — er nahm jene Papiere mit!

Und wo ist Bernadotte?

In Kasatt, wo er als Militair-Bevollmächtigter Frankreichs dem Congreß beiwohnt.

Ich werde als Ihr Bevollmächtigter auch dahin gehen, mein Freund, rief Victoria lächelnd. Aber dies Mal werden wir, um die Papiere zu erlangen, nicht einen Sturm auf sein Haus unternehmen; wir werden nur sein Herz bestürmen, und daß ich da eine Bresche mache, groß genug, um die gefährlichen Papiere hindurchzulassen, das hoffe ich, glauben Sie meiner Gewandtheit und —

Und Deiner Schönheit, ja! unterbrach sie Thugut. Aber ich glaube, meine schöne Victoria wird nicht bei Bernadotte, sondern anderswo Bresche schlagen müssen. Bernadotte hat sich warnen lassen von jener Scene in seinem Hôtel, er hat sehr wohl begriffen, daß der Besitz jener Papier gefährlich ist, und er hat daher die Gefahr von sich auf andere Schultern gewälzt. Er hat die Papiere einem Andern anvertraut.

Wem? Wenn es ein Mann von Fleisch und Blut ist, so nenn' ihn mir, und ich wage den Kampf gegen ihn, rief Victoria.

Es ist jedenfalls einer von den drei officiellen Gesandten der französischen Republik, und ich habe Grund, zu glauben, daß es der übermüthige und freche Bonnier ist. Mindestens ist er es gewesen, der zum Grafen Cobenzl von gewissen Papieren gebrochen hat, die mir gefährlich werden könnten, und verstoßen angefragt hat, ob Cobenzl geneigt sein möchte, dieselben dem Kaiser zu übergeben.

Lassen Sie mich abreisen, Freund, ich muß die Papiere haben, sagte Victoria aufspringend.

Ach, wie schön Du bist in Deinem Ungestüm, rief Thugut lächelnd, wir sind aber noch lange nicht am Ende mit unserer Conferenz, meine Victoria. Allein um dieser elenden Papiere willen würde ich meinen Engel nicht ansehen, seine Dämonsflügel zu entfalten und mir beizustehen. Handelte es sich nur um meine Interessen, so würde ich das Schicksal walten lassen, und Alles seiner Entscheidung anheim stellen! Aber es handelt sich zu gleicher Zeit um die Interessen Oesterreichs, und dies sage ich nicht in dem Sinn, in welchem mein großer Vorgänger, der Fürst Kaunitz, zu sagen pflegte: „Wer mich angreift, der greift Oesterreich an, denn Oesterreich kann nicht bestehen ohne mich! Es würde zusammen fallen, wenn meine starke Hand es nicht hielte.“ — Nein, ich weiß sehr wohl, daß kein Mensch unentbehrlich ist, daß wir Alle nur Maschinen sind in der Hand des Fatums, und daß, wenn eine der Maschinen abgenutzt und entbehrlich ist, das Fatum dieselbe bei Seite schiebt, um eine neue an seine Stelle zu setzen. Aber der Staat ist ein höherer und wichtigerer Begriff als ein Individuum; den zu vertheidigen muß man alle seine Macht, alle seine Energie zusammen raffen, und es kann gar nicht darauf ankommen, ob dabei einige Menschenleben gefährdet, und einiges Blut vergossen wird. An Menschenleben ist Ueberfluß in der Welt, und das vergossene Blut ersetzt sich in einigen Stunden. Victoria, nicht mir allein sollst Du beistehen und helfen, sondern den Staat sollst Du unterstützen, für ihn sollst Du ein kleines Wagniß unternehmen.

Nur der Wagende gewinnt! rief Victoria mit einem bezaubernden Lächeln. Sag' mir, was ich thun soll, mein Freund!

Bezaubernd sein, von der Gewalt Deiner Reize Gebrauch machen, weiter nichts! Einen Bären zähmen, um ihm seine Geheimnisse zu entlocken.

In welchem Walde finde ich diesen Bären?

In Nastatt, und sein Name ist Roberjot oder Bonnier oder Debry, was weiß ich es! Versuch's mit allen Dreien. Einer von ihnen wird doch ein Herz haben, um der Liebe fähig zu sein, und Augen, um die Schönheit zu erkennen. Diesen Einen fessele an Deinen Triumphwagen, forsche ihn aus, mache Dich zu seiner Vertrauten, ergründe seine Geheimnisse.

Zu einem bestimmten Zweck, oder nur im Allgemeinen?

Zu einem bestimmten Zweck! Ich habe Grund zu glauben, daß Frankreich mit uns ein doppeltes Spiel spielt, daß es, indem es unsere Bundesgenossenschaft sucht und täglich Bethuerungen seiner Freundschaft macht, doch ganz im Stillen gegen uns conspirirt.

Conspirirt, mit wem?

Mit Preußen, mit dem Todfeind Oesterreichs! Uns hat Frankreich die Versprechungen geleistet, daß es Preußen keine weitem Erwerbungen zugestehen wolle; ich bin überzeugt, daß es ganz in der Stille ähnliche Zusicherungen an Preußen in Bezug auf uns gegeben hat, und daß es ebenso eifrig und mit ebenso viel Versprechungen die Bundesgenossenschaft Preußens, wie die Oesterreichs, sucht. Es ist aber für uns von der äußersten Wichtigkeit, zu wissen, was Frankreich an Preußen versprochen haben mag und wie weit die Unterhandlungen zwischen den beiden Mächten überhaupt gediehen sind. Dies zu ergründen, sei's mit Güte oder mit Gewalt, mit List oder mit Zwang, mit Bestechung oder mit Drohung, dies ist Deine Aufgabe, mein himmlischer Dämon.

Es ist eine schöne Aufgabe, weil es ein schwierige ist, sagte Victoria stolz. Es ist ein geistiger Zweikampf auf Leben und Tod, den ich da mit einem dieser französischen Bären führen will.

Aber es soll meiner schönen Victoria nicht an Secundanten

fehlen, welche ihr die Waffen schleifen und Alles thun sollen, was sie begehrt.

Wer sind meine Secundanten?

Graf Lehrbach und der Oberst Barbaczy.

Ah, Barbaczy, den wir vor Ghurgewo kennen lernten?

Derselbe! Ein kühner, unerschrockener Mann, dem es vor Gott und dem Teufel nicht graut!

Lehrbach und Barbaczy, Deine beiden Bluthunde, sagte Victoria sinuend. Wenn die dabei und meine Secundanten sind, so fürchte ich, es wird nicht bloß beim geistigen Zweikampf und bei Herzwunden bleiben, sondern es wird auch wirkliches Blut und fleischliche Wunden geben.

Ich muß die Papiere haben, rief Thugut, sei's mit List oder mit offener Gewalt, verstehst Du mich? Und was die Wunden und das Blut anbetrifft, so wünschte ich von ganzem Herzen, diesen unverschämten republikanischen Gesellen, welche sich in Nastatt geberden, als wären sie die Herren von Deutschland, eine derbe und blutige Lection zu geben, und damit Frankreich unsere Gesinnung durch die That zu beweisen!

Gut, mein Gott Satanas, ich werde Dir helfen, dieses Hüllenstückchen auszuführen. Nun bleiben mir nur noch zwei wichtige Fragen. Die erste ist: unter welchem Vorwand bekomme ich hier Urlaub von meiner kaiserlichen Herrin?

Hast Du nicht eine Schwester, welche an einen reichen Grundbesitzer im Großherzogthum Baden verheirathet ist und von der Du gestern Nachricht erhieltest, daß sie plötzlich gefährlich erkrankt sei?

Ich, eine Schwester? rief Victoria lachend. Ich, welche niemals gewußt hat, was ein Vaterhaus, eine Familie ist, ich, welche wie eine reife Pfirsichblüthe zur Erde gefallen und da zertreten wäre, wenn nicht zufällig mein schöner, großmüthiger Charles von Poutet gerade vorübergekommen wäre, als der Wind mich daher trieb, und wenn er mich nicht ritterlich aufgehoben und an seinen Busen gesteckt hätte! Ich habe niemals eine Familie gekannt. Als Waise bin ich aufgezogen,

und daher hat mich auch das Leben so weise gemacht. Nein, mein Freund, ich habe keine Schwester.

Besinnen Sie Sich doch, Victoria, es ist ja Ihre Schwester, welche Sie sterbend zu sich ruft, und der zu Gefallen Ihnen die Kaiserin Urlaub geben wird!

Ah, vraiment, jetzt besinne ich mich! Ja wohl, ich muß zu meiner Schwester! Das gute, treue Schwesterherz, wie es sich nach mir sehnt, wie es des Wiedersehns bedarf, um genesen zu können. Oh, ich muß zu meiner Schwester, nichts kann mich zurückhalten, nichts mich hindern. Die gütige Kaiserin kann mir den Urlaub nicht verweigern, denn es gilt, eine geheiligte Pflicht zu erfüllen. Heiliger als alle andern Bande sind die Bande der Familie.

Ah, Sie sind in der That eine zärtliche Schwester; die Kaiserin wird einer solchen gern Urlaub ertheilen, und morgen Abend werden Sie abreisen. Ich werde dafür sorgen, daß auf jeder Station vier Postpferde für Sie bereit stehen, einen bequemen Reisewagen sende ich Ihnen morgen früh. Somit wäre Ihre erste Frage beantwortet. Jetzt zur zweiten.

Ja, mein Freund, also kurz und gut, meine zweite Frage: Wenn ich meinen Auftrag ausgerichtet, mein Duell ritterlich ausgekämpft und die Papiere erobert habe, was bekomme ich dann für einen Lohn?

Den einzigen, welchen ich wagen darf, einer schönen, jungen Wittwe anzubieten, sagte Thugut, mit einem diabolischen Lächeln. Einen Gemahl, der Ihnen einen glänzenden Namen giebt, Ihre Stellung bei Hof consolidirt, und Ihnen dereinst ein fürstliches Erbtheil hinterläßt.

Wie? rief Victoria freudig, Sie wollen sich mit mir vermählen, mein Freund?

Ich? fragte Thugut fast erschrocken. Wer sprach von mir? Bin ich ein Mann, der Ihnen Reichthum und einen glänzenden Namen zu bieten hat? Mein Vermögen wär' zu gering, um Ihnen nur als Nadelgeld zu dienen, und der Sohn des Schiffbauers hat sich wohl einen tüchtigen Namen zusammenzimmern können, aber es fehlt ihm der

Afchenftaub von zehn vermoberten Ahnen. Ich bin mein eigener Ahn, und mein Gefchlecht wird nur nach Einem Manne zählen, nach mir felber. Nein, Victoria, ich habe etwas Besseres erfonnen. Ich mache Dich zur Gemahlin des Ministers Grafen Colloredo. Er ist von altabligem Gefchlecht, und feine Gemahlin hat vor allen Gemahlinnen der Minister und des niedern Adels den Vortritt bei Hofe. Er ist außerdem reich und der Liebling des Kaiſers. Ich werde ihm begreiflich machen, daß er Dich glühend liebt, daß er ſterben wird vor unbefriedigtem Sehnen, wenn Du ihn ausſchlägſt. Der gute Graf hört nicht gern von Sterben, er wird es als eine Rettung betrachten, wenn Du ſeine Werbung annimmſt und ihm erlaubſt, ſich in Deinen Armen zu verjüngen. Ihn dahin zu bringen und ihn richtig zu leiten, dies Alles iſt meine Sorge. An dem Tage, wo Du mir die Papiere bringſt, die Papiere, wenn ſie auch ein bißchen mit Blut beſpritzt ſind, an dem Tage habe ich die Ehre, Dich zum Traualtar zu führen und in Dir die Gräfin Colloredo zu begrüßen.

Der Plan iſt gut und ausführbar, ſagte Victoria ſinnend, und doch gefällt er mir nicht ganz. Frei und offen, Freund, wenn Sie doch meinen, daß ich mich wieder vermählen ſoll, warum heirathen Sie mich alsdann nicht? Was ſoll ich mit dem kindiſchen, eitlen, ahnenſtolzen, ſiebenzigjährigen Colloredo, da ich meinen Gott der Finſterniß haben kann? Thugut, ich frage Sie, warum wollen Sie mich nicht heirathen?

Thugut erwiderte den flammenden Blick der reizenden Frau mit einem lauten Lachen. Ich Dich heirathen, mein himmlischer Dämon? Ah, das würde ſehr unklug ſein, denn alsdann müßte ich von Dir verlangen, daß Du ein frommes und keuſches Leben führteſt und meinen Namen unbesleckt erzielteſt.

Ah, Sie ſind grob, rief Victoria glühend. Sie wollen mir ſagen, daß ich es nicht werth bin, Ihre Gemahlin zu ſein!

Du biſt viel mehr werth, Theuerſte, denn Du biſt ein Dämon der Liebe; meine Gemahlin aber dürfte nur eine Matrone der Keuſchheit ſein.

Oh, wie langweilig! ſeufzte Victoria.

Nicht wahr, wie langweilig? fragte Thugut. Und unser eigenes himmlisches Verhältniß, der letzte Blüthenraum meines Lebens, würde der nicht auch zerrissen, wenn Du meine Gemahlin wärst? Wozu bedürften wir dann des Geheimnisses, der verborgenen Treppen und Thüren, dieses türkischen Cabinets, da ich berechtigt wäre, vor den Augen aller Welt in Dein Zimmer zu treten? Auch würdest Du mir und ich Dir dann nicht mehr nützen können! Meine Gemahlin müßte natürlich aller Orten meine Partie ergreifen und mich vertheidigen, während, wenn Du die Gemahlin eines Andern bist, Du die volle Freiheit hast, für mich zu handeln und mich zu begünstigen. Meine Gemahlin dürfte ich bei Hofe nicht weiter pouffiren, sie nicht der Kaiserin gegenüber loben, sie nicht zu neuen Ehrenstellen und Würden empfehlen. Meine Gemahlin würde daher die Aja der kleinen Erzherzogin Marie Luise bleiben, die Gräfin Victoria Colloredo aber kann ich durch meinen Einfluß zur Oberhofmeisterin der Herzogin befördern.

Zur Oberhofmeisterin! rief Victoria freudig und mit glühenden Wangen. Sie haben Recht, Freund, es ist besser, daß ich den Grafen Colloredo heirathe. Colloredo beherrscht den Kaiser, ich beherrsche die Kaiserin und werde auch Colloredo beherrschen. Aber ich werde wiederum beherrscht von Dir, und so wirst Du es allein sein, Du, der uns Alle und der Oesterreich beherrscht, denn ich werde und will allzeit Deine getreue Dienerin und Freundin bleiben!

Frauenschwülre rauschen vorüber wie der Wind, sind beweglich wie die Wolke! sagte Thugut achselzuckend. Aber Dir glaube ich, Victoria, denn Du bist kein Weib, wie andere Weiber sind. Aber müßte ich Dich doch eines Tages so erkennen, bei Gott und allen Teufeln, ich würde eine fürchterliche Rache nehmen!

Was für eine Rache mein Freund? fragte Victoria, sich lächelnd und zärtlich an ihn schmiegend.

Für mich giebt es nur Eine Art, wie man ein treuloses Weib strafen kann, sagte Thugut, und wenn ich meinen Freund, den guten Sultan Mustapha, um etwas beneide, so ist es darum, daß er diese Strafe so öffentlich verfügen kann. Ein treuloses Weib läßt man säcken, das ist Alles! Man steckt sie in einen Sack, getnebelt natür-

lich, daß sie nicht schreien kann, und in der Stille der Nacht fährt man mit ihr hinaus ins Meer, das seine Wogen schweigend öffnet, um das schweigende Opfer zu empfangen. Ich habe in Constantinopel dreimal diesem romantischen Schauspiel beigewohnt und jedesmal hat es mich entzückt! Es ist so geräuschlos, so einfach und doch so viel-sagend! Nun, wir haben hier zwar nicht das Meer, aber wir haben die Donau, und es ist kaum in ihr für viele treulose Weiber. Hüte Dich also, Victoria! Aber nun genug von Geschäften und von Politik! Jetzt, mein Dämon, entfalte Deine Engelsflügel und laß mich eine Stunde bei Dir im Paradiese sein! Willst Du mir die Ehre erzeigen, Gräfin Colloredo der Zukunft, mit mir hier zu soupiren?

Hier? sagte Victoria, verwundert um sich schauend. Ist die Tafel gedeckt?

Sie ist gedeckt! Merk auf!

Thugut bückte sich und drückte mit kräftiger Hand an dem goldenen Knopf, der auf dem Parquet dicht neben dem Divan angebracht war. Sofort vernahm man ein seltsames Knarren und Klirren, der Fußboden schob sich von einander und gab einer weiten Oeffnung Raum. Aus dieser Oeffnung stieg nach wenigen Minuten langsam und majestätisch eine reich servirte, von Silber und Krystall strahlende, mit den duftigsten Speisen, den funkelndsten Weinen besetzte Tafel empor.

Herrlich! rief Victoria, wie eine Fee die zauberische Tafel um-tanzend. Herrlich! Der Fürst der Finsterniß befehlt, die Hölle thut sich auf, und an dem Feuer, an welchem man da unten die Menschen-seelen röstet, hat man für Gott Satanas die würzigsten Speisen be-reitet! Aber schwöre mir erst, Freund, daß dieser Fasan nicht, statt mit Trüffeln, mit Menschenseelen gespeist ist!

Meine Victoria, rief Thugut lachend, den Menschenseelen geht es nur zu oft wie den Trüffeln, sie werden von Schweinen entdeckt und aufgefunden! Komm, diese Schaal Sorbet trinke ich auf das Wohl der künftigen Gräfin Colloredo!

II.

In Raftatt.

Zwei Jahre fast tagte jetzt der Congreß in Raftatt, zwei Jahre stritten sich die deutschen Gefandten mit Frankreich um die uralten Grenzen des Reichs, stritten einer mit dem andern um einige Streifen Landes, einige Privilegien, welche Dieser begehrte, Jener nicht bewilligen wollte!

Es war ein trauriger, unheilsvoller Anblick, den dieser Congreß von Raftatt gewährte, und mit trüben Blicken schaute ganz Deutschland ihm zu, mit höhnischem Lachen zeigte Frankreich darauf hin und rief: nicht wir sind es, welche Deutschland zerstören und auflösen, sondern Deutschland tödtet sich selber. Es löst sich auf an seiner eigenen Schwäche, und an der Uneinigkeit seiner Fürsten und Herrn wird es sterben!

Ja, in der That, Deutschland trug den Keim des Todes und der Auflösung in seiner kranken, zerfetzten Brust, und schon zeigten sich die ersten Symptome der Verwesung. Diese ersten Symptome, das war der Neid, der Haß und Haß der deutschen Stände untereinander, das war die böshafte Freude, mit welcher Einer den Andern dahin sterben sah, ohne Mitleid mit seinen Qualen, nur daran gedenkend, daß er den Sterbenden beerben wolle.

Das erste Glied Deutschlands, welches dem Tod verfiel, das waren die Bisthümer und die geistlichen Staaten. Sie zuerst zeigten die Fäulniß und Verwesung der deutschen Zustände. Diejenigen also der deutschen Länder, welche Vortheil von der Auflösung derselben erwarten konnten, stimmten für die Säcularisation, diejenigen, welche dadurch mit Verlusten bedroht wurden, stimmten dagegen. Ein neuer Zankapfel war in das deutsche Reich geworfen, in zwei Parteien, die sich drohend gegenüberstanden, löste der letzte Funke deutscher Einigkeit sich auf. Oesterreich erhob laut seine Stimme gegen die Säcularisation der geistlichen Güter, weil es darin keinen Vortheil für sich, son-

bern nur für seine Rivalen sah, Preußen erklärte sich für die Säcularisation, weil es für sich Vortheil und Vergrößerung davon erhoffte, und dringender noch als Preußen begehrt die mittleren und kleinen Fürsten die Aufhebung der geistlichen Stifte, die zum Theil auch ihnen als Erbe anheimfallen mußten.

Die Habgier ließ die deutschen Fürsten und Stände alle andern Interessen übersehen, und alle Prinzipien verleugnen; aus Habgier rüttelten sie zuerst an dem alten, morschen, tausendjährigen deutschen Reich; aus Habgier zerstörten sie die alte Ordnung der Dinge, und das Gebäude deutscher Reichsverfassung erhielt seinen ersten Riß von deutschen Händen.

Die deutschen Gesandten zu Rastatt vergaßen daher des eigentlichen Zweckes ihrer Sendung; sie waren gekommen, um das Fortbestehen des deutschen Reichs zu sichern und Deutschland zu wahren gegen Frankreichs Uebergriffe, und jetzt waren sie selber es, welche untereinander das deutsche Reich bedrohten. Sie waren gekommen, um die Grenzen Deutschlands festzustellen, und jetzt waren sie es selber, welche die Grenzen der einzelnen Länder und Staaten des Reichs angriffen.

Kein Wunder, daß Frankreich Vortheil zu ziehen trachtete von diesem Haber der Deutschen untereinander, kein Wunder, daß es vermeinte, sich auch ein Stück Deutschland aneignen zu dürfen, da es sah, wie die deutschen Stämme untereinander daran rüttelten und zerrten. Frankreich schob daher seine Truppen auf dem rechten Rheinufer weiter vor und beanspruchte die Festungen Kehl, Ehrenbreitstein und Cassel als Eigenthum Frankreichs.

Einen Moment verstummten vor diesem neuen, unerhörtesten Begehren die Zwistigkeiten der Deutschen untereinander, und alle Stimmen vereinigten sich, um sich laut und feierlich zu verwahren gegen diese neue Forderung der französischen Republik.

Aber die feierlichen Proteste der deutschen Gesandten zu Rastatt erwiderten die Franzosen mit kaltem Hohngelächter, mit ungestümen Drohungen. Da man ihnen Ehrenbreitstein nicht gutwillig überliefern wollte, blockirten sie es, schrieben auf dem rechten Rheinufer Kriegskontributionen aus, und erklärten die Güter der Ritterschaft zu Ra-

tionaldomainen der Republik.*) Als die deutschen Gesandten über solch unbilliges Verfahren in Rastatt Klage erhoben, erklärten die Franzosen: „die Großmuth der französischen Nation habe alle Erwartungen übertroffen. Sie wäre in der Lage, Alles zu nehmen und begnüge sich mit Wenigem.“

Man war nach Rastatt gekommen, um den Frieden zu vermitteln, aber aus diesem Frieden, den man gewollt, wuchs immer deutlicher die unheilvolle Knospe des Krieges und des Unfriedens empor. Immer unerträglich ward der Uebermuth und Hohn Frankreichs, immer sichtbarer der Wunsch Oesterreichs, endlich diesen Uebermuth zu strafen und Rache zu nehmen an Frankreich für so viel erduldete Schmach, so viel empfindliche Beleidigungen. Aber wieder fehlte es in Deutschland an Einigkeit. Preußen zauderte, sich Oesterreich anzuschließen und in offenem Krieg sich gegen Frankreich zu erklären; es hielt einen Krieg für seine Sonderinteressen verderblich und wünschte sich selber den Frieden zu bewahren; die kleineren deutschen Staaten aber ließen sich einschüchtern von den Drohungen Frankreichs, sie alle mit Haut und Haaren zu verschlingen, und waren ganz geneigt, Deutschland immer auf's Neue demüthigen zu lassen, vorausgesetzt, daß nur ihre eigene kleine Existenz nicht gefährdet werde.

So ging das Friedenswerk nicht vorwärts, sondern ward nur zur Schmach Deutschlands, und der Congreß in Rastatt war nur ein Sympton der Krankheit, an welcher Deutschland bald dahin sterben sollte. Einem alten, erschöpften Greise gleich schien Deutschland sterben zu müssen an seiner eigenen Schwäche und der Erschöpfung seiner Kraft.

Diese Schwäche wuchs mit jedem Tage. Im Januar 1799 war Ehrenbreitstein gefallen und die Franzosen hatten es in Besitz genommen.

Und die Friedens-Commission in Rastatt tagte weiter und unterhandelte ungestört weiter mit Frankreich, welches jetzt eben erst treulos

*) Deutsche Geschichte von Ludwig Häuffer. Theil II. S. 201.

wieder die Friedens-Verträge gebrochen und deutsches Eigenthum und Land sich angeeignet hatte.

Wenn die deutschen Gesandten vielleicht kein Gefühl ihrer Schmach und Entwürdigung hatten, so war das bei den französischen Gesandten desto lebhafter und schneidender. Mit verachtungsvollem Hohn begegneten sie den Gesandten Deutschlands, mit stolzem Uebermuth wagten sie es, sich einzumischen in die inneren Angelegenheiten des deutschen Reichs, mit gebieterischem Tone in ihrer gewohnten, hochfahrenden Weise traten sie immer mit neuen Forderungen hervor, und die Vertreter des deutschen Reichs wagten kaum noch im schwächernen Ton eine Weigerung sich zu erlauben.

Nur einer von den drei französischen Gesandten war seit einigen Wochen weniger hochfahrend gewesen, er hatte überhaupt weit weniger als sonst an den Angelegenheiten des deutschen Congresses Theil genommen, und während Koberjot und Jean Debry in jeder Congress-Sitzung ihre hochfahrende und stolze Stimme vernehmen ließen, hielt sich Bonnier ganz abgeschlossen und fern von denselben. Er verkehrte auch nicht mehr mit seinen eigenen Landsleuten, und nicht mehr wie sonst sah man jeden Abend seine hohe, imposante Gestalt mit dem düstern, stolzen Angesicht in den Salons der französischen Damen Koberjot und Debry. Er floh die Gesellschaft, wie er den Congress floh, und die französischen Damen lächelten dazu und erzählten sich leise untereinander, daß dem starken Republikaner, dem wilden Frauenverächter etwas Unerhörtes, Seltsames widerfahren, daß er verliebt sei, verliebt in jene wunderbar schöne Fremde, welche sich seit einigen Wochen in Rastatt aufhielt, aber in solcher Zurückgezogenheit lebte, daß man nur flüchtig und von fern zuweilen ihrer ansichtig geworden. Niemand wußte, wer diese Fremde sei und was sie hier wolle; nirgends hatte sie Besuche gemacht, oder ihre Karten abgeben lassen; nur in Begleitung eines Dieners und einer Kammerfrau war sie gekommen; aber es war schon im Voraus für sie eine glänzende Wohnung und eine Loge im Theater gemiethet worden; in dieser Loge sah man allabendlich in dicke Schleier eingehüllt die schöne, schlante Gestalt der räthselhaften Fremden, und neben ihr hatte man alsdann mehr als

einmal das düstere bleiche, von langem schwarzem Haar umwallte Antlitz Bonnier's erblickt. —

Victoria von Poutet hatte also ihren Zweck erreicht, sie hatte einen der französischen Vären gezähmt, und ihn in die Zauberneze ihrer Schönheit verstrickt. Sie war diese räthselhafte Fremde, deren Erscheinung seit einigen Wochen die Salons in Rastatt beschäftigte, sie war es, welcher Bonnier wie ihr Schatten folgte.

Sie war zu ihm gekommen als eine Flüchtige, Verfolgte, mit Thränen in den Augen. Sie hatte ihm eine tragische Geschichte erzählt von Thugut's Tyrannei und böser Lust. Weil sie den Wünschen und Gelüsten des österreichischen Ministers sich nicht hatte fügen wollen, hatte er ihr Verderben geschworen, hatte seine Liebe sich in wüthenden Haß verkehrt. Mit der Einziehung ihrer Güter, mit Gefängniß, Tod und Schande hatte er sie bedroht, und nur ihrem Muth und ihrer List war es gelungen, sich zu erretten und zu entfliehen. Jetzt kam sie zu Bonnier, um von der Großmuth Frankreichs Schutz und Hülfe zu beanspruchen, um sich von der rohen Gewalt eines deutschen Ministers zu den chevaleresken Schutz der französischen Republik zu retten.

Wie schön sie war in ihren Thränen, mit dem traurigen Lächeln um die schwellenden Lippen. Aber wie viel schöner noch, wenn ihre Wangen in dunklem Incarnat erglüheten, wenn ihre großen dunkeln Augen blitzten in der Gluth der Rache und des Zorns.

Denn Victoria von Poutet wollte nicht bloß Schutz, sie wollte auch Rache. Rache an diesem tyrannischen Thugut, der es gewagt, ihre Unschuld und ihre Tugend zu bedrohen und ihre Ehre, ihr Lebensglück anzugreifen. Sie war nicht bloß verfolgt, sie war auch beleidigt, und für die Beleidigung wollte sie den österreichischen Gewalthaber züchtigen. Dazu sollte Bonnier ihr behülflich sein. Er sollte ihr die Mittel in die Hand geben, Thugut zu stürzen.

Mit welcher begeisterten Beredsamkeit sprach sie zu Bonnier von ihrem Unglück, ihrem Zorn und ihrem Rachedurst. Welche Wahrheit in ihrem Ausdruck, welche dämonische Gluth in ihrem Blick, welche Energie in ihrem ganzen Wesen, das von kühnen Entschlüssen, hohem Willen flammte und glühte.

Bonnier schaute sie an mit staunenden Entzücken, mit scheuer Ehrfurcht. Er, welcher die Weiber gehaßt hatte, weil sie so elend, schwach und kleinlich waren, er sah jetzt vor sich ein Weib mit der Energie eines Haffes, wie er ihn selber kaum gekannt hatte, mit der Begeisterung eines Rachegefühls, das keine Gefahr und kein Hinderniß scheute. Unter dieser zarten, ätherischen Frauenhülle barg sich der Geist, das feste Wollen eines Mannes, kühne Gedanken standen auf ihrer hohen Stirn, bezauberndes Lächeln spielte um ihre vollen Lippen. Während Bonnier den Dithyramben ihres Haffes und ihrer Rache zuhörte, schlich sich die Liebe in sein eigenes Herz ein; sie hatte ihn bezaubert mit ihren Rachegefängen, wie Andere mit ihren Liebesliedern bezaubern.

Victoria war sich ihres Sieges bewußt, sie hatte mit ihrem Adlerblick jede Bewegung, jeden Schritt dieses unschuldigen Lammes, das sie erwürgen wollte, verfolgt, sie hatte ihn hineinschreiten sehen in die sternenfunkelnden Netze, die sie ihm ausgespannt, sie wußte, daß er darin gefangen war, ohne es selbst zu ahnen und zu wissen.

Nun nahm ihr Wesen eine neue Nuance an, nun war sie nicht mehr bloß das racheglühende Weib, sondern auch das schwärmerische, liebebegehrende, nun haßte sie nicht mehr bloß, sondern sie schien auch empfänglich für mildere Gefühle, vor Bonniers glühenden Blicken schlug sie ihre Augen nieder und erröthete, seinen schüchternen, stotternden Liebesbekenntnissen antwortete sie mit verstohlenen Seufzern, mit einem träumerischen Lächeln, und als Bonnier endlich mit kühneren Bekenntnissen und heißerer Liebe sich ihr zu nahen wagte, als er ganz Gluth und Begeisterung vor ihr auf den Knien lag und um ihre Gegenliebe flehte, da neigte Victoria sich mit einem süßen Lächeln zu ihm nieder und flüsterte: geben Sie mir die Papiere, welche Thugut verderben sollen, überliefern Sie ihn meiner Rache und ich bin die Ihre mit meinem Leben und meiner Liebe!

Bonnier blickte zu ihr empor mit einem triumphirenden Lächeln. So sind Sie Mein, Victoria, sagte er, denn Sie sollen diese Papiere haben! Ich überliefere den bösen, verrätherischen Mann Ihrer Rache!

Sie streckte mit einem Ausruf seligen Entzückens ihm ihre beiden

Hände entgegen. Geben Sie mir die Papiere, rief sie, geben Sie sie mir und ich will Ihnen danken, wie nur die Liebe danken kann!

Bonnier schaute sie an mit einem langen Blick, und sein sonst so düsteres Antlitz war jetzt wie verklärt von einem glücklichen Lächeln.

Morgen, meine holde Fee, sagte er, morgen sollen Sie die Papiere haben, welche Ihrem Feind die Hölle, Ihrem entzückten Freund den Himmel öffnen sollen. Aber Sie müssen mir auch einen Beweis Ihres Vertrauens und Ihrer Liebe geben, Sie müssen zu mir kommen, sich diese Papiere von mir abzuholen. Ich gebe Ihnen den höchsten Beweis meiner Liebe, indem ich Ihnen Documente überliefern will, die nicht mir, sondern der Republik gehören. Geben auch Sie mir den höchsten Beweis Ihrer Liebe. Kommen Sie zu mir! Schenken Sie mir einige Stunden stillen verschwiegeneu Glücks!

Sie sah ihn an mit einem langen, glühenden Blick. Ich komme! flüsterte sie leise. —

Und Victoria hielt Wort. In der Frühe des nächsten Morgens sah man eine tiefverschleierte Dame in das Kastatter Schloß, welches jetzt die drei französischen Gesandten bewohnten, hinein schlüpfen. Bonnier selbst empfing sie am Fuß der großen Treppe und reichte ihr den Arm, um sie hinauf zu führen in die von ihm bewohnten Gemächer.

Sie sprachen Beide kein Wort, sondern durchschritten schweigend die Reihe dieser glänzenden Gemächer und traten endlich in Bonnier's Arbeitszimmer ein.

Hier sind wir am Ziele, hier heiße ich Sie willkommen, meine Zauberkönigin! rief Bonnier. Nun fort mit diesen neidischen Schleiern! Lassen Sie mich endlich Ihr schönes Antlitz sehen.

Er riß mit einer heftigen Bewegung ihren schwarzen Schleier fort; Victoria duldete es lächelnd und schaute ihn an mit einem wunderbaren Ausdruck von Freude und Glück.

Sind Sie nun zufrieden? fragte sie mit ihrer köstlichen, sonoren Stimme. Hat der stolze Herr der Schöpfung sich nun einen neuen, genügenden Triumph bereitet? Die arme Sclavin, welche er liebt, muß zu ihm kommen, um ihn um Liebe und Glück zu bitten.

Sie hatte die Hände über der Brust gekreuzt, und halb vor Bonnier niederknieend schaute sie mit einem bezaubernden Gemisch von Schelmerie und Leidenschaft zu ihm auf.

Bonnier zog sie empor in seine Arme und wollte einen Kuß auf ihre Lippen drücken, aber sie wehrte ihn heftig zurück.

Nein, sagte sie, lassen Sie uns vernünftig sein, so lange wir es vermögen! Erst müssen die Geschäfte beendet sein, dann mag das Glück und die Liebe den opiumduftenden Schleier über uns ausbreiten.

Geschäfte! rief Bonnier. Was haben wir zu thun mit Geschäften! Laß sie den Diplomaten und Schriftgelehrten! Was soll dies böse und kalte Wort auf so schönen Lippen.

Wenn ich Geschäfte sage, so meine ich Rache! sagte Victoria glühend. Geben Sie mir die Papiere, Bonnier, die Papiere, welche Thugut in's Verderben führen sollen!

Bonnier nahm ihren Kopf zwischen seine beiden Hände und schaute sie an mit einem düster flammenden Blick. Sie hassen ihn also immer noch, Sie wollen immer noch Rache an ihm nehmen? fragte er.

Ja, ich hasse ihn, rief sie, und der schönste Tag meines Lebens wird der sein, wo ich ihn von seiner Höhe gestürzt, elend, verachtet und einsam von dannen gehen sehe.

Beim ewigen Gott, man sollte glauben, daß es ihr Ernst ist, und daß nur die Wahrheit solche Töne hat, murmelte Bonnier, immer noch ihr Haupt zwischen seinen Händen haltend und sie anstarrend. Schwöre mir, Victoria, schwöre mir bei Allem, was dir heilig ist, daß Du Thugut hassest, daß Du sein Verderben wünschest?

Ich schwöre es bei dem, was mir am heiligsten ist, sagte sie feierlich, ich schwöre es bei Ihrer Liebe!

Das ist der beste und unzweideutigste Schwur, und an den glaube ich! rief Bonnier lachend.

Und Sie werden mir also jetzt diese Papiere geben? fragte sie.

Ja, sagte er rauh, ich will sie Dir geben! Komm, mein Engel, Du hast Recht, laß uns zuerst von Geschäften sprechen! Da, setze Dich hierher vor meinen Arbeitstisch! Oh, von nun an wird mir der Platz geheiligt sein, denn Deine himmlische Nähe hat ihn geweiht!

Nich laß hier neben Dir sitzen, und so wollen wir wie zwei gute und pflichteifrige Diplomaten uns unsere Depeschen vorlegen. Sieh da! In dieser Mappe liegt Ihre Rache und Ihre Genugthuung. Diese Mappe enthält die Papiere, welche beweisen, daß Thugut von Rußland und von England Selber empfangen, um den Kaiser von Oesterreich gegen Frankreich aufzuheizen, und daß die angebliche patriotische Ent-rüstung weiter nichts ist, als die bezahlte Rolle eines Schauspielers. Ich habe diese Mappe aus dem allgemeinen Gesandtschaftsarchive ent-wendet, verstehen Sie, Victoria, ich habe sie für Sie gestohlen.

Lassen Sie uns diese Papiere ansehen, rief Victoria, bebend vor Ungeduld.

Bonnier öffnete die Mappe und zog ein Papier aus derselben hervor. Dann, als er es angeschaut, flog eine düstere Wolke über sein Antlitz hin, und er schüttelte unwillig sein Haupt.

Ach, elender Thor, der ich bin, rief er heftig. Mich so fürchterlich zu irren. Ich habe eine falsche Mappe genommen. Diese enthält nicht die Papiere, welche Sie begehrt.

Das heißt, sagte Victoria mit schneidender Kälte, das heißt, Sie haben mich absichtlich getäuscht. Sie haben mich hierhergelockt mit falschen Vorspiegelungen, Sie haben mir ein Märchen erzählt von wichtigen Papieren, die Sie besitzen, und die Sie mir zum Zweck meiner Rache anvertrauen wollten. Und jetzt, da ich in edlem Vertrauen auf Ihr ritterliches Wort zu Ihnen komme, jetzt zeigt es sich, daß Sie mich hintergangen haben, daß diese wichtigen Papiere gar nicht existiren.

Ah, glauben Sie mir, es existiren hier Papiere, die vielleicht noch wichtiger sind, als jene Documente, die Sie begehren, sagte Bonnier achselzuckend, glauben Sie mir, Herr Thugut würde viele Tausende darum geben, wenn er die Papiere, die in dieser Mappe sind, erhalten könnte. Sie sind vielleicht noch wichtiger, als jene andern Documente.

Victoria's Augen starrten höher auf, und der zornige Ausdruck verschwand schnell aus ihren Zügen. Mit einem lieblichen Lächeln wandte sie sich an Bonnier. Was sind das für Papiere? fragte sie.

Papiere, die Dich nicht interessiren, meine holde Fee, sagte er lächelnd, denn was hat die Liebe und die Rache mit den Verhandlungen

der Diplomatie zu schaffen? Diese Mappe enthält nur diplomatische Actenstücke, nur die geheime Correspondenz zwischen uns und dem preussischen Gouvernement und die Unterhandlungen eines Bündnisses zwischen Frankreich und Preußen, weiter nichts. Dich, meine schöne Victoria, interessiert das nicht, aber Thugut würde diese Papiere gern erkaufen mit denen, welche Du begehrt.

Victoria's Blicke ruhten mit einem glühenden Ausdruck auf der Mappe, und unwillkürlich zuckte ihre Hand nach derselben hin. Bonnier sah es und ein seltsames Lächeln flog einen Moment über sein düsteres Antlitz.

Ein Glück, sagte er, daß ich meinen Irrthum noch bemerkte, bevor ich Dir die Mappe gab. Der Verlust dieser Papiere würde mich unrettbar compromittirt haben! Aber Du schweigst, Victoria, Du sagst kein Wort? Du glaubst noch immer nicht an die Wahrheit meiner Worte? Ich schwöre Dir, meine Zauberin, es war nur ein Versehen, ich habe nur die falsche Mappe gegriffen.

Schwören Sie nicht, sondern überzeugen Sie mich, sagte Victoria. Gehen Sie und holen Sie die andere Mappe!

Und ich sollte Dich hier so lange allein lassen? fragte er zärtlich. Sollte ein solcher Verschwender sein, diese kostbaren Minuten zu verschleudern, die ich an Deiner Seite sein darf?

Victoria sprang auf und sah ihn mit flammenden, gebieterischen Blicken an. Holen Sie die Papiere, rief sie, oder ich verlasse Sie in diesem Moment und Sie sehen mich niemals wieder.

Das ist ein Wort, mit welchem Sie mich selbst in die Hölle treiben würden! sagte Bonnier glühend. Erwarten Sie mich hier, Victoria, ich hole Ihnen die Papiere.

Er grüßte sie mit einem raschen Neigen des Kopfes, und die Mappe unter den Arm nehmend, schritt er hastig der Thür zu. Hier wandte er sich noch einmal nach ihr um, seine Augen begegneten ihren Blicken, die fest auf ihm ruhten.

Er drückte seine Fingerspitzen an seine Lippen und warf ihr Küsse hin; während er das that, glitt die Mappe leise unter seinem Arm nieder und fiel zu Boden. Bonnier achtete nicht darauf, er hatte nur Sinn

und Aufmerksamkeit für die schöne Victoria. Aber sie sah es, und ihre Augen bligten vor Freude.

Kehren Sie bald zurück! sagte sie mit einem bezaubernden Lächeln, und Bonnier ging. Sie schaute ihm erwartungsvoll nach, bis die Thür sich hinter ihm geschlossen, dann horchte sie auf das Geräusch seiner Schritte. Jetzt verhallten sie, jetzt war Alles still um sie her.

Victoria bewegte sich nicht, sie ließ nur ihre großen Augen mit einem langen, prüfenden Blick durch das ganze Zimmer gleiten, sie bohrte sie in jeden Vorhang, jedes Meuble. Aber nirgends regte sich etwas; tiefes lautloses Schweigen umgab sie.

Nun erhob sie sich langsam von ihrem Sitz und that einige Schritte vorwärts. Das Rauschen ihres schweren Seidenkleides unterbrach allein die Stille.

Jetzt stand sie wieder still und horchte, und ihre Augen richteten sich mit verlangender Gluth auf die Mappe, die dort neben der Thür lag. Warum hatten ihre Blicke nicht die Kraft eines Magneten, warum konnten sie diese Mappe nicht zu sich ziehen! — Die Mappe lag ruhig und unbeweglich da, Victoria streckte vergeblich die Hände nach ihr hin, sie vermochte sie nicht zu erreichen.

Noch einmal warf sie einen flammenden, fragenden Blick im Zimmer umher, dann sprang sie vorwärts wie eine Löwin, die sich auf ihre Beute stürzt.

Nun hatte sie die Mappe erfaßt, nun hob sie sie empor mit einem triumphirenden Lächeln. Rasch senkten sich ihre kleinen Hände hinein und zogen die Papiere hervor. Es waren nur wenige Briefe, dann einige eng beschriebene Blätter. Victoria ließ sich nicht die Mühe sie anzuschauen, sie senkte die Papiere rasch in die Tasche ihres Kleides und haufte die Falten wieder auf, daß nichts zu sehen war von ihrem schweren Inhalte. Dann schlug sie die Mappe wieder zu und legte sie wieder auf den Fußboden, genau auf dieselbe Stelle, wo sie vorher gelegen.

Jetzt war das Werk vollbracht. Wie ihr Antlitz leuchtete vor Entzücken, welsch ein dunkles Incarnat auf ihren Wangen brannte, wie ihre Augen bligten vor diabolischer Lust, vor triumphirender Freude.

Mit leichten, unhörbaren Schritten schwebte sie jetzt wieder durch das Gemach hin und nahm ihren Platz vor dem Schreibtisch wieder ein. Und ein Glück war's, daß sie das gethan, denn schon näherten sich von außen Schritte; die Thür ward geöffnet, und Bonnier trat ein.

III.

Die Rechtfertigung.

Einen Moment blieb Bonnier auf der Schwelle stehen und seine Augen hefteten sich auf Victoria, die ihn mit einem süßen, zauberhaften Lächeln begrüßte. Aber das Lächeln verblich auf ihren Lippen, als sie den drohenden, zornflammenden Blick sah, mit welchem er sie anstarrte, und den Ausdruck finstern Grolls auf seinem düstern, stolzen Angesicht. Indeß sie täuschte sich vielleicht, und es war nur die Angst ihres Gewissens, welche sie fürchten machte.

Und Sie bringen mir die Papiere, mein geliebter Freund? fragt sie mit einem Ausdruck bezaubernder Freundlichkeit.

Ja, sagte er, immer noch auf der Schwelle stehend, ich bringe Ihnen die Papiere, aber sehen Sie nur, welch einen Thoren die Liebe aus mir gemacht hat! Um Ihetwillen habe ich da die Mappe mit diesen andern Papieren vergessen und zu Boden fallen lassen. Erkennen Sie nun Ihre Allgewalt über mich? Denn ich sagte Ihnen doch, daß der Verlust dieser Papiere mich unrettbar compromittiren würde?

Ja, Sie sagten mir das, sagte Victoria lächelnd.

Und dennoch vergaß ich sie hier! rief Bonnier, indem er sich niederbückte, um die Mappe aufzuheben. Aber sofort sprang Victoria auf und eilte zu ihm hin.

Zur Strafe Ihrer Unachtsamkeit sollen Sie jetzt die Mappe am Boden liegen lassen, sagte sie lächelnd, und sollen gar nicht mehr an

sie denken dürfen, so lange als ich bei Ihnen bin. Sagen Sie, wird Ihnen das so schwer werden?

Sie neigt ihr schönes Antlitz dicht zu ihm hin und sah ihm mit ihren brennenden Blicken tief in die Augen.

Bonnier ließ die Klappe wieder zur Erde niedergleiten und lächelte. Mag sie denn da liegen bleiben, sagte er, sie hat ihre Rolle ausgespielt. Und jetzt, nicht wahr, jetzt wollen wir wieder von Geschäften sprechen?

Ja, das wollen wir, rief Victoria. Geben Sie mir die Papiere.

Nicht doch, man giebt so wichtige Dokumente nicht aus der Hand, ohne Zeugen zu haben, sagte Bonnier. Erlauben Sie daher, daß ich meine Zeugen rufe.

Er wandte sich rasch der Thür zu und stieß sie auf.

Treten Sie ein, meine Herren! rief er, und sofort erschienen auf der Schwelle die beiden andern französischen Gesandten, Roberjot und Debray. Ohne Gruß und Verbeugung, Victoria nur mit kalten, verachtungsvollen Blicken anschauend, traten die beiden Herren ein und schritten gerade zu dem Arbeitstisch hin. Bonnier aber verschloß hinter ihnen die Thür und steckte den Schlüssel in seine Tasche.

Victoria sah das und eine leichte Blässe flog einen Moment über ihr rosiges Antlitz.

Wollen Sie mir sagen, mein Herr, was dies Alles bedeutet? fragte sie mit drohender Stimme.

Sie werden es sogleich erfahren, sagte Bonnier. Nehmen Sie gefälligst Ihren Lehnsstuhl wieder ein, denn wir wollen unsere diplomatischen Verhandlungen wieder aufnehmen. Sie meine Herren, setzen Sie sich zu beiden Seiten der Dame, ich setze mich ihr gegenüber und bei der geringsten Bewegung, die sie macht, entweder um dort zum Fenster hinauszufahren, oder auch mit einem Wort, einem Ausruf uns zu unterbrechen, schiesse ich ihr eine Kugel durch den Kopf! So wahr ich Bonnier heiße!

Er zog aus seinem Busen ein Terzerol hervor und spannte den Hahn. Ich befehle Ihnen, zu schweigen und sich still zu verhalten, sagte er, sich an Victoria wendend. Das Terzerol ist geladen, und beim

ewigen Gott, wenn Sie meine Befehle nicht respectiren, vollziehe ich an Ihnen die Strafe, die Sie verwirkt haben, ich nehme Ihnen das Leben, wie man es jedem Spion thut, der sich in ein feindliches Lager eingeschlichen!

Er ließ seine Rechte, welche das Terzerol hielt, auf den Tisch niedergleiten und wandte sich dann an die beiden Herren, die mit düfterm Schweigen ihm zugehört hatten.

Jetzt, meine Freunde, sagte er, sein Haupt rückwärts biegend, um seine langen, schwarzen Haare, die Mähnen gleich sein Gesicht umwogten, fort zu schütteln, jetzt, meine Freunde, bitte ich Euch, meine Rechtfertigung anzuhören. Ihr habt mich in letzter Zeit für einen Thoren, für einen verlorenen Sohn der Republik gehalten, welcher um elenden Liebesspiels mit einer Coquette willen die heiligsten Interessen seines Vaterlandes vernachlässigte. Ihr sollt jetzt erkennen und eingestehen, daß, indem ich verloren schien, ich doch nur thätig war zum Wohl und Ruhm der einigen und großen Republik, und daß dieses Weib mit ihrer schönen Larve mich keinen Moment die Pflichten gegen mein Vaterland hat vergessen lassen! Meine Rechtfertigung liegt in diesen Papieren! In diesen Papieren, Madame, mit welchen Sie Sich zu rächen hofften! Verzeihen Sie, mein Zauberkönigin, ich habe mich abermals vergriffen und eine falsche Mappe gebracht, es sind immer noch nicht die Documente, welche Sie haben wollen. Vielleicht sind sie doch in der Mappe, welche da am Boden liegt!

Er sah Victoria mit einem spöttischen Lächeln an; sie hielt ihre großen Augen fest und unverwandt auf ihn gerichtet; keine Muskel ihres Gesichts zuckte, nicht die leiseste Unruhe oder Furcht sprach aus ihren Mienen.

Bonnier öffnete die Mappe und zog die Papiere hervor. Ich werde Euch nur kurz den Inhalt jener Papiere andeuten, sagte er, Ihr könnt sie nachher mit Ruhe durchlesen, meine Freunde. Dieses erste Papier ist ein Brief, den ich mit einem Courier aus Wien erhielt, ohne daß ich weiß, wer ihn mir gesandt. Der Brief enthält nichts als die Worte:

„Seien Sie auf Ihrer Huth. Man wird einen sehr gefährlichen

Spion an Sie absenden, eine Frau, welche die genaueste Freundin eines hochgestellten Mannes ist. Empfangen Sie sie gut und lassen Sie Niemand diese Zeilen sehen. Es ist zum Wohl Frankreichs." — Ihr werdet es natürlich finden, daß ich schwieg, selbst gegen Euch, meine Freunde, schwieg und wartete. Zwei Tage später erhielt ich dieses zweite Papier. Es kam von einer Dame, welche schrieb, daß sie eben in Kastatt angelangt sei und mich dringend zu Sprechen begehre, aber unter den Schleiern des tiefsten Geheimnisses. — Ich folgte dem Ruf und begab mich in das bezeichnete Haus. Dort fand ich diese Dame, die sich mir selber darstellte als die Frau Victoria von Pontet und wenn Ihr sie jetzt ansieht, meine Freunde, werdet Ihr begreifen, daß sowohl der raffinierte Halbtürke Thugut, als auch der tolle Wüstling Graf Lehrbach sie lieben, denn sie ist schöner wie die schönste Odalische und die schönste Phryne!

Die drei Männer richteten ihre Augen auf Victoria und schauten sie mit prüfenden, unverschämten Blicken an. Victoria saß gradaufgerichtet, unbeweglich da, nicht einmal ihre Wimpern zuckten, sie schien diese auf sie gerichteten Blicke gar nicht zu sehen, denn ihr Auge starrte in die Weite, sie schien auch die Worte Bonniers gar nicht gehört zu haben, denn ihr Antlitz blieb ruhig, fast lächelnd.

Bonnier fuhr fort: Die Dame erzählte mir ein allerliebstes Märchen, dessen nähere Details ich Euch erspare. Genug, sie war von Thugut an ihrer Unschuld und Ehre, — merkt wohl auf, an ihrer Unschuld und Ehre! — gekränkt und wollte Rache nehmen. Dazu sollte ich ihr behülfflich sein. Ich gab mir den Anschein, ihr Alles zu glauben, und versprach ihr den Schutz, den sie von mir beehrte. —

Dieses dritte Papier hier fand ich auf meinem Schreibtisch, als ich von der Dame heimkehrte. Ein Unbekannter hatte es abgegeben, es war von derselben Handschrift, wie der erste Brief. Hört seinen Inhalt: „Man will einen Roman mit Ihnen spielen, gehen Sie darauf ein! Man kennt die Zauberkrast der Schönheit und will Sie verzaubern, um Ihnen Geheimnisse und Papiere zu entlocken. Geben Sie

Sich den Anschein verzaubert zu sein und Sie werden die Intrigue durchschauen.“ —

Der Rath war gut und ich befolgte ihn. Ich gab mir den Anschein verzaubert zu sein. Ich spielte den schwärmerischen Liebhaber dieser Dame gegenüber, und obwohl ich ohne Zweifel mich dabei sehr ungeschickt geberdet habe, war sie doch so gütig mir zu glauben, denn sie weiß ja, daß Niemand der Macht ihrer Schönheit widerstehen kann. Aber um meine Rolle wahrheitsgetreu durchzuführen, mußte nicht blos Frau von Boutet, sondern auch ganz Kastatt von meiner Verzauberung überzeugt sein, denn Victoria ist sehr verächtlich und schlaue, Thugut hat sich an ihr eine würdige Schülerin gebildet. Ich mußte also die Maske meiner Verliebtheit überall tragen, selbst vor Euch, meinen Freunden! Ich mußte es mir gefallen lassen, so lange für einen Narren zu gelten, bis ich Euch beweisen konnte, daß ich ein verständiger Mensch sei, ich mußte meine Larve so lange tragen, bis ich diesem Weibe da ihre Larve fortreißen konnte! Oh, meine Freunde, ich versichere Euch, es ist kein leichtes Spiel der Liebhaber dieser Dame zu sein! Sie verlangt sehr viel Anbetung, sehr viel Gluth, sehr viel Leidenschaft, sie hat selbst sehr heißes Blut, und irre ich nicht, ist sie eine Urenkelin der schönen Römerin Messaline.

Jetzt zum ersten Male ging ein leises Zucken durch Victoria's Gestalt, und eine dunkle Purpurgluth schoß über ihre Wangen. Aber das dauerte nur einen Moment, dann saß sie wieder ganz theilnahmslos und unbeweglich da.

Sie haben, trotz der Schwierigkeit Ihrer Aufgabe, Ihre Rolle meisterhaft gespielt, sagte Jean Debry mit rauher, strenger Stimme, wir Alle glaubten an Ihre Verliebtheit, und sicher hat auch diese neue Messaline nicht gezweifelt.

Nein, sie hat nicht gezweifelt, sagte Bonnier mit einem verächtlichen Lächeln. Sie umgab sich mit Spionen, die mich beobachteten, aber zum Glück kannte ich diese und verrieth mich nicht.

Woher kannten Sie diese? fragte Roberjot.

Mein unbekannter Brieffschreiber lehrte sie mich kennen. Er hatte *sein Incognito* aufgehoben und kam zu mir, indem er sich durch einige

Zeilen, die er in meiner Gegenwart schrieb, als den Schreiber jener beiden ersten Briefe ausgewiesen. Er bot mir gegen glänzende Bezahlung seine Hilfe an, um die Intrigue zu entwirren und ich versprach ihm fünftausend Francs. Er war einer unserer schlauesten und gewandtesten Spione, und er wollte mit dieser Affaire sein Meisterstück liefern, um von mir die Empfehlung an den General Bonaparte zu erhalten, der eben aus Aegypten heimgekehrt ist. Ich werde ihm heute seinen versprochenen Lohn, und die Empfehlung geben, denn er hat Beides wohl verdient, und hat mir treulich beigestanden, dieses Weib zu entlarven. *) Von ihm erhielt ich jeden Morgen einen schriftlichen Rapport über Alles, was Frau von Poutet am vorhergehenden Tage gethan; alle diese Papiere befinden sich in dieser Mappe, und Ihr werdet Einsicht davon nehmen, meine Freunde! Ihr werdet daraus ersehen, daß Frau Victoria, welche zu mir gekommen, um sich an Thugut zu rächen, Dennoch mit seinem genauesten Freunde, dem Grafen Lehrbach, in recht gutem Einverständniß gestanden, denn jeden Abend, wenn ich Victoria verlassen, begab sich der eble Graf in ihr Haus und weilte dort mehrere Stunden lang an ihrer Seite, obwohl Victoria mir gesagt, daß Graf Lehrbach nichts von ihrem Hiersein ahne. — Indessen war es möglich, daß mein Spion auch mich hinterging, so gut, wie er die Dame Poutet hintergangen. Um das zu prüfen, theilte ich eines Abends meiner Victoria mit, daß am andern Morgen ein französischer Courier nach Paris abgehen werde, welcher dem Directorium außerordentlich wichtige Papiere über eine Allianz mit Rußland überbringen sollte. Am andern Tage schickten wir einen Courier ab, und schon unweit von Rastatt ward er von österreichischen Husaren angehalten, seiner Papiere beraubt,

*) Dieser Spion hieß Schulmeister und war später der gewandteste, treueste und unerschrockenste Spion, dessen sich Bonaparte bediente. Er selber erzählte später von der Rolle, die er in Rastatt gespielt, und wobei er doppeltes Geld verdient. Einmal vom Grafen Lehrbach, dem er mitgetheilt, daß bei den Franzosen sich sehr wichtige Papiere befänden, und dann von den französischen Gesandten, die er vor Lehrbach gewarnt, und denen er gerathen, ihre Papiere zu verbrennen und auf ihrer Huth zu sein. „Lebensbilder aus dem Befreiungskrieg.“ II.

und gefangen nach Gernsbach in das Lager des österreichischen Obristen von Barbacz gebracht, obwohl unser Courier mit französischem Paß und Schild versehen war, und sich vollkommen legitimiren konnte. *)

Es war dies eine unerhörte Verletzung des Völkerrechts, um dero-willen wir vergeblich Genugthuung gefordert haben, sagte Jean Debrü düster. Diese deutschen Memmen haben aber nicht einmal den Muth, sich zu ihren Thaten zu bekennen. Sie leugnen es, unsern Courier beraubt zu haben, aber sie können es nicht leugnen, daß sie ihn widerrechtlich gefangen gehalten.

Wie Victoria jetzt nicht mehr leugnen kann, daß sie es gewesen, die Lehrbach und Barbacz von dem Abgang des Couriers benachrichtigt hatte, sagte Bonnier, denn noch eine Viertelstunde vorher wußte der Courier selber nichts davon, und die Depeschen waren natürlich sehr unschuldiger Art. Aber mein schöner Vogel da war in die aufgestellte Falle geschlüpft, und ich hielt ihn darin fest, ohne daß er es merkte. Sie war ganz arglos, und Dank meinem Schauspielertalent und meiner Liebe erfuhr ich endlich den Zweck ihres Kommens.

Gestern versprach ich ihr, daß ich ihr heute Papiere übergeben wollte, welche Thugut gefährdeten, und ihn als einen künstlichen Söbbling Englands enthüllten; am Abend sandte Graf Lehrbach einen Courier ab. Wir gebrauchten Repressalien, ließen den Courier anhalten, und nahmen ihn seine Papiere ab. Er hatte indessen nur ein einziges kleines Briefchen an den Minister Thugut bei sich. Hier ist es! Es enthält nichts als die Worte: „morgen werde ich die Papiere erhalten. Victoria!“ Aber diese Worte waren von der schönen Hand derselben Frau geschrieben, die mir in der letzten Zeit so manches zärtliche Liebesbriefchen gewidmet! — Ich hatte ihr diese Papiere versprochen, wenn sie dieselben heute von mir abholen wollte, und Ihr seht, meine Freunde, daß sie gekommen ist!

Aber ich wünschte zu wissen, ob dies wirklich der einzige Zweck war, um dessenwillen Herr von Thugut uns seine schönste und klügste

*) Historisch.

Agentin gesandt, oder ob es nicht noch einige Nebenwede dabei gäbe. Ich beschloß also dies heute zu prüfen.

Mein kluger Spion hatte mir gesagt, daß Frau von Boutet auch doch auf gewisse andere Papiere sahnde. Ich gab mir also heute den Anschein, mich in den Papieren vergriffen und eine Mappe gebracht zu haben, welche unsere Correspondenz mit dem preukfischen Minister und Documente über eine Allianz zwischen Frankreich und Preußen enthalte.

Ich sagte meiner schönen Freundin, daß der Verlust dieser Papiere mich unrettbar compromittiren würde, und war doch ein so von Liebe geblendeter Thor, daß ich die Mappe mit den Papieren unter meinem Arm niedergleiten ließ, als ich meiner Dulcinea ein zärtliches Fußhändchen hinwarf. Seht Ihr, meine Herren, die Mappe liegt noch dort am Boden, aber freilich, die Papiere sind nicht mehr darin! Die befinden sich wohl geborgen in der Kleidertasche meiner Victoria. Oh, es war eine allerliebste Scene, als sie dieselben stahl! Ich beobachtete sie durch ein kleines Loch, das ich mir heute Morgen durch die Thür gehohrt habe, und durch welches ich meine schöne Victoria und jede ihrer Bewegungen sehr deutlich sehen konnte. Ja, meine Victoria stahl die Papiere, obwohl sie wußte, daß mich dieser Verlust unglücklich machen würde!

Uebrigens, meine Freunde, wird die Republik nicht nöthig haben, mich zu strafen für diesen Diebstahl der Frau von Boutet, denn die Papiere, welche sie in der Tasche trägt, sind nichts weiter, als das getreue Journal meines täglichen Zusammenseins mit Victoria von Boutet. Ich habe darin jedes mein Gespräch mit ihr, jede empfangene Gunstbezeugung genau notirt, und Victoria mag dies Journal immerhin ihrem Minister geben. Wenn er nicht eifersüchtig ist, wird er nichts auszusetzen haben.

Und jetzt, meine Freunde, bin ich zu Ende mit meiner Rechtfertigung, und ich frage Euch: habe ich gehandelt als ein guter und treuer Sohn der Republik? Habe ich meine Schuldigkeit gethan? Wird das Vaterland mit mir zufrieden sein?

Ja, sagte Roberjot feierlich, Sie haben gehandelt als ein guter

und treuer Sohn der Republik. Sie sind dem Feinde, der sich Ihnen auf Schleichwegen nahte, mit beherztem Muthe in seine Schlupfwinkel gefolgt und haben den bösen Ränken, die er gegen Frankreich schmiedete, nachgespürt. Sie haben ihre Schuldigkeit gethan!

Ja, die Republik wird Ihnen Dank wissen für Ihren Eifer, rief Jean Debry. Sie haben sich in große Gefahr begeben um ihretwillen. Denn gefährlicher noch als eine giftige Schlange ist ein schönes, mol- lästiges und ränkesüchtiges Weib. Wie der heilige Antonius haben Sie der Versucherin widerstanden, indem Sie zu unserer Aller Mutter, zu der großen einigen Republik beteten! Ja, das Vaterland wird mit Ihnen zufrieden sein!

Ich danke Euch, meine Freunde, sagte Bonnier mit einem glück- lichen Lächeln, jetzt stehe ich wieder vor Euch mit reinem Gewissen und ohne Schamröthe auf den Wangen! Ihr habt meine Sühne angenommen! Was dieses Weib anbetrifft, so wollen wir keine weitere Strafe über sie verhängen. Sie war nur ein Werkzeug in Thugut's Händen, weiter nichts. Diese Stunde hat sie gestraft genug, und unsere tiefste Verachtung allein sei die Strafe, die sie mit sich nimmt.

Ja, unsere tiefe Verachtung sei die Strafe, die sie mit sich nimmt! riefen Roberjot und Jean Debry zu gleicher Zeit.

Nichts Schmachvolleres unter der Sonne, als ein Weib, das aus ihren Reizen eine käufliche Waare macht, und damit handelt und feilscht, sagte Roberjot.

Nicht Fürchterlicheres und Ehrloseres als eine coquette Buhlerin ohne Herz, rief Jean Debry mit dem Ausdruck glühender Verachtung.

Victoria von Boutet, sagte Bonnier, indem er das Terzerol von sich warf, zwischen uns war Alles Komödie, auch dies Terzerol, dessen vermeintliche Kugel Ihnen Schrecken einjagte und Sie schweigen ließ. Es war nicht geladen. Jetzt ist die Komödie zu Ende, und Ihnen bleibt nichts weiter übrig als zu Ihrem Theaterdirector zu gehen und ihm zu sagen, daß Sie mit Ihrer Komödie durchgefallen sind. Sie können jetzt gehen, nichts hält Sie hier zurück!

Doch, sagte Victoria mit vollkommen ruhiger, klangvoller Stimme,

Sie haben vergessen, daß Sie den Schlüssel zu der Thür in Ihre Tasche gesteckt haben, gehen Sie also hin und schließen Sie auf.

Sie deutete mit einer gebieterischen Handbewegung nach der Thür hin, und Bonnier ging, sie aufzuschließen. Victoria, immer noch stolz und ruhig auf ihrem Lehnstuhl sitzend, schaute ihm nach, und erst als Bonnier die beiden Thüren weit geöffnet hatte, und wieder zu dem Tisch zurückgekehrt war, erhob sie sich leise von ihrem Sitz:

Wie sie jetzt da stand, hochaufgerichtet, mit flammendem Angesicht, mit purpurrothen Wangen, die halbgeöffneten Lippen umspielt von einem verächtlichen Lächeln, die hohe, weiße Stirn in finstere Falten gelegt, kalt wie Marmor und doch unter dieser Marmorhülle ein Strom glühenden Erzes, der, wenn er hervorstürzt, Tod und Verderben bringen mußte! Es war eine diabolische Schönheit, und wie sie jetzt ihre Augen auf die drei Republikaner hinwandte, leuchteten sie wie glühende Dolchspitzen.

Ich habe Ihnen auf Herrn Bonniers lange Rede nur eine kurze Antwort zu geben, sagte sie stolz und ruhig. Dies ist meine Antwort: Ich werde jene Papiere doch erhalten, und ich werde Rache nehmen für diese Stunde! Ihre letzten herrlichen Sentenzen beantworte ich mit einer anderen Sentenz: Nichts Gefährlicheres, als ein gereiztes und beleidigtes Weib, denn sie wird sich rächen, und wird die Beleidigung abwaschen mit dem Blut derer, die sie beleidigt haben. Roberjot, Bonnier und Debry, Ihr habt mich beleidigt, und ich sage Euch, ich werde Rache nehmen. Ehe drei Mal drei Tage vergangen sind, habt Ihr mit Euren Blut für diese Stunde gebüßt! Gott sei Euren armen Seelen gnädig!

Sie grüßte sie Alle mit einem stolzen Neigen des Kopfes und sich langsam umwendend, schritt sie hoch aufgerichtet durch das Gemach. Die drei Männer schauten ihr nach mit düstern bleichen Gesichtern und ein leises Frösteln beschlich einen Moment die Herzen der sonst so kühnen Republikaner.

Sie hatte das Aussehen eines bösen Dämons, der uns die Zukunft prophezeihte! murmelte Roberjot leise vor sich hin.

Sie wird ihr Wort erfüllen, sie wird uns zu ermorden trachten, sagte Bonnier. Habt ihr gesehen, ihre Augen waren naß, aber es

wären nicht Thränen, welche darin glänzten, sondern nur das Gift, das sie auf uns ausströmen will. Hüten wir uns!

Ja, hüten wir uns vor dem Gift der Schlange, rief Jean Debry mit seiner düstern Energie. Hüten wir uns und seien wir vor allen Dingen Männer, die sich nicht einschüchtern lassen von den wüthenden Drohungen eines Weibes. — †

Aber Jean Debry kannte weder die Energie noch die Macht dieses Weibes, deren Drohungen er verachtete. Er wußte nicht, daß sie, einmal zum Zorn gereizt, nicht eher ruhte, bis sie ihre Rache genommen. Spät am Abend dieses Tages, als ganz Kastatt schlief, empfing Victoria in ihrem Hause ihre beiden mächtigen Genossen, den Grafen Lehrbach und den Husarenobrist Barbacz, den sie durch einen reitenden Boten von Gernsbach zu sich eingeladen hatte.

Es war eine lange und inhaltschwere Unterredung, welche diese Drei mit einander hatten, und in der sie die Mittel überlegten, die französischen Gesandten zu strafen und ihnen die Papiere zu entwenden, welche Thugut begehrt.

Wir wollen und müssen die Papiere haben, es koste, was es wolle, rief Victoria mit aufflammenden Augen.

Was wird es weiter kosten, als ein bißchen Blut! rief Graf Lehrbach mit kreischender Stimme und rauhem Lachen. Diese übermüthigen französischen Gesellen haben uns hier zwei Jahre lange unter ihre Füße getreten und uns mit Nadelstichen gepeinigt! Wir wollen sie jetzt wieder dafür treten und stechen, und wenn unsere Nadeln größer sind, als die ihrigen, was schadet das!

Thugut will die Papiere haben und er hat es im Voraus verziehen, wenn sie auch ein wenig mit Blut bespritzt sind, sagte Victoria, indem sie lächelnd zum dem alten Obrist Barbacz hinblickte, der die Hände auf dem Rücken gefaltet, die großen buschigten Augenbraunen finster zusammen gezogen im Gemach auf- und abging.

Barbacz, Barbacz, murmelte er leise vor sich hin, was wird die Welt zu Deinem alten Kopf sagen. *)

*) Barbacz's eigene Worte. Siehe: Literarischer Zodiacus. Schriften in bunter Reihe. Herausgegeben von Theodor Mundt. Jahrgang 1835. Drittes Heft. S. 208.

Die Welt wird es diesen heißblütigen Franzmännern gönnen, wenn sie einen kleinen Aderlaß bekommen, und sie wird Sie als einen guten Wundarzt preisen, mein lieber Barbaczy, rief Lehrbach lachend. Uebrigens fällt die Verantwortung ja nicht auf Sie! Was können Sie dafür, wenn Ihre hitzigen Sczeller Husaren über die Schnur hauen und ein bißchen Straßentaub üben. Sie befehlen Ihnen ja keinen Mord, Sie befehlen Ihnen nur, den Gesandten ihre Papiere abzunehmen, sei's gutwillig oder mit Gewalt.

Ich werde morgen früh fünfzig Sczeller Husaren in die Stadt legen, sagte Barbaczy gebankenvoll. Sie sollen vor dem Ettlinger Thor lagern, daß Niemand, wer es auch sei, die Communicationsbrücken zwischen der Stadt und der Vorstadt passiren kann, ohne durch ihre Reihen zu kommen.

Victoria trat zu ihm und ihre beiden Hände auf seine Schulter legend, schaute sie mit einem reizenden Lächeln zu ihm empor.

Und Sie werden einige der beherztesten Husaren zu mir und zu Lehrbach schicken, damit wir den Tapfern sagen, Welch ein Lohn ihrer wartet, wenn sie ihre Sachen gut machen? Nein, mein schöner Kriegsgott, schütteln Sie nicht so wild Ihre Silberlocken, drohen Sie mir nicht mit Ihrer zürnenden Stirn. Denken Sie an Ghurgewo, Freund? Wissen Sie noch, was Sie mir damals in den Tranchéen geschworen, als ich Ihnen mit eigener Hand eine Wunde verband, die Ihnen ein Türkensäbel geschlagen? Wissen Sie, daß Sie mir damals geschworen, mir einen Gegen dienst zu leisten, sobald es in Ihrer Macht stände?

Ich weiß das, und bin bereit meinen Schwur zu erfüllen, sagte Barbaczy seufzend.

Kun, mein Freund, ich fordere weiter nichts, als dies: schicken Sie morgen sechs der tapfersten und wildesten Ihrer Husaren hierher, und befehlen Sie ihnen, das getreulich zu thun, was Graf Lehrbach und ich ihnen auftragen werden!

Morgen früh um neun Uhr sollen die Husaren vor Ihrer Thür stehen, sagte Barbaczy entschlossen.

Und ich werde sie einlassen, rief Victoria lächelnd. Sie werden bei mir sein, nicht wahr, Graf Lehrbach?

Ich werde bei Ihnen sein, um den weisen Lehren zuzuhören, welche die Göttin Victoria den Söhnen des Mars ertheilt, rief Lehrbach, seine kleinen schielenden Augen mit listernem Ausdruck auf Victoria's schönes Antlitz heftend. Bei Gott, es wird keines andern Mittels bedürfen, als Ihres Lächeln und Ihrer Schönheit, um die tapfern Soldaten zu den kühnsten Heldenthaten anzuspornen. Wer wäre nicht gern und freudig bereit, ein bißchen Franzosenblut zu vergießen, wenn ihm dafür ein Lohn von Ihren Lippen verheißen wird?

Und was für einen Lohn wollen Sie den Soldaten verheißen? fragte Barbaczy, sich an Frau von Poutet wendend. Was für Thaten wollen Sie von Ihnen fordern?

Nichts weiter, als den Gesandten alle ihre Papiere abzunehmen, sagte Victoria.

Und sogar auf ihren Leibern genaue Nachsuchung zu halten, ob sie vielleicht dort Papiere verborgen haben, lachte Graf Lehrbach.

Und ihr Lohn soll sein, daß die Husaren außer den Papieren auch noch ein bißchen nach anderer Beute sehen dürfen, sagte Victoria.

Also ein Raubmord, seufzte Barbaczy, und verläßt von Soldaten meines Regiments! Ein Raubmord!

Pfui, welch ein häßlicher Ausdruck und wer denkt denn an einen Mord! rief Victoria. Sind wir Deutsche denn gestorben an den Fußtritten und Kolbenschlägen, die uns die Franzosen seit einigen Jahren so reichlich ausgetheilt haben? Wir wollen ihnen die nur wiedergeben, und die Herren Franzosen werden doch auch gerade nicht eine so feine Haut haben, daß sie gleich daran sterben.

Thun Sie, was Ihnen gut scheint, seufzte Barbaczy. Graf Lehrbach hat das Recht, mir und meinen Truppen Befehle zu ertheilen, und Ihnen bin ich es schuldig, meinen Schwur zu erfüllen. Morgen besetzen meine Husaren die Stadt und ich ertheile den französischen Gesandten die Ordre, sofort abzureisen. Was bei Ihrer Abreise weiter geschehen soll, das mögen Sie Beide mit den Husaren, die ich Ihnen sende, verabreden. Ich kümmerge mich nicht weiter darum.

Und daran thun Sie sehr wohl, Obrist, rief Lehrbach. „Alz' viel Wissen macht Kopfweh!“ pflegt ja unser gnädiger Kaiser zu

sagen, wenn er die Depeschen ungelesen an Thugut zurückgiebt. Senden Sie uns also morgen Ihre Husaren, und was auch geschehen mag, Obrist, wir verrathen einander nicht.

Nein, wir verrathen einander nicht! riefen Victoria und Barbacch mit aufgehobener Rechten.

Auf morgen also! sagte Victoria dann. Jetzt gute Nacht, meine Herren!

IV.

Der Mord.

In der Frühe des nächsten Morgens verbreitete sich eine seltsame und überraschende Kunde durch Rastatt. Oesterreichische Regimenter umlagerten ganz Rastatt, und von Sczeller Husaren waren alle Thore besetzt. — Das war die Kunde, welche diejenigen, die nicht in die Politik eingeweiht waren und den diplomatischen Verhältnissen ferne standen, mit Staunen und einem leisen Schauer erfüllte. Denn mit dieser Umlagerung der Stadt, in welcher die französischen Gesandten immer noch verweilten, und welcher, so lange der Congreß nicht auseinandergegangen, sich sowohl deutsche, als französische Truppen im Umkreise von drei Meilen nicht nähern sollten, war der Friede gebrochen und die Verträge aufgelöst.

Erst jetzt erfuhr man auch, was die noch in Rastatt verweilenden Herren Gesandten bis dahin sorgsam verschwiegen hatten, daß der kaiserliche Gesandte Graf Metternich bereits vor einigen Tagen in aller Stille Rastatt verlassen, und daß gestern die Reichsfriedensdeputation sich für suspendirt erklärt habe.

Der Congreß war also aufgelöst, die Friedens-Deputirten von Deutschland und Frankreich hatten zwei Jahre getagt, ohne ihr Werk

zu vollenden, und es sollte jetzt Alles wieder auseinandergehen in Unfrieden und Krieg.

Denn der Krieg war es, welcher schon wieder sein drohendes Gorgonenhaupt emporrichtete, und nicht nach ruhiger Uebereinkunft, sondern in eiliger Verwirrung löste der Congreß sich auf. Jedermann beschloß abzureisen, alle Koffer wurden gepackt, alle Wagen aus ihren Schuppen hervorgeholt. Die französischen Schauspieler und Tänzer hatten schon vor einigen Wochen, beim ersten rauhen Windstoß des nahenden Sturmes, Kastatt verlassen, den Ratten gleich, welche von dem untergehenden Schiffe sich flüchten. Die Klänge des Jubels und der Freude waren verstummt, und überall hörte man nur ernste, düstere Worte, begegnete man nur trüben Gesichtern.

Jedermann, wie gesagt, rüstete sich zur Abreise, auch die französischen Gesandten wollten heut am achtundzwanzigsten April Kastatt verlassen. Ihre Wagen standen schon in der Frühe des Morgens gerüstet im Hof des Schlosses, als auf einmal einige Diener der Gesandtschaft mit bleichen, erschrockenen Gesichtern hineinstürzten und berichteten, daß die Thore von österreichischen Husaren besetzt seien, und daß diese Niemand mehr aus- und einlassen wollten. Selbst dem badischen Commandanten von Kastatt hatten diese Husaren nicht erlaubt, aus dem Thor hinauszureiten, und er hatte umkehren müssen.*)

Wir aber werden nicht umkehren, sagte Roberjot entschlossen. Man wird es nicht wagen, den Gesandten der französischen Republik den ungehinderten Abzug zu wehren.

Die Republik würde ein solches Wagniß blutig rächen, und diese Deutschen fürchten den Zorn der Republik! rief Jean Debry hochfahrend.

Bonnier schüttelte heftig seine schwarzen Mähnen, und eine finstere Wolke lagerte auf seiner Stirn. Es sind Barbacz's Husaren, welche vor den Thoren lagern und Victoria von Poutet hatte diese Nacht wieder eine Zusammenkunft mit Lehrbach und Barbacz, sagte er.

*) Historisch. Siehe: Geheime Geschichte der Kastatter Friedensverhandlungen in Verbindung mit den Staatshandeln dieser Zeit. Von einem Schweizer. Theil VI.

Wenn ich, wie Ihr Beide, mit mir zugleich das Leben von Weib und Kind gefährdete, würde ich nicht ohne Garantien abzureisen wagen.

In diesem Moment ward die Thür geöffnet, und ein Diener überreichte Koberjot ein Schreiben, das so eben von dem preussischen Gesandten Grafen Görz gesandt worden.

Koberjot erbrach das Schreiben und überlas es rasch! Die Garantie, welche Sie fordern, Bonnier, wird bald hier sein, sagte er lächelnd. Es scheint, die deutschen Gesandten theilen Ihre Besorgnisse. Sie haben sich in einer gemeinschaftlichen Eingabe an den Obristen Barbacz gewandt, und von ihm verlangt, daß er ihnen die schriftliche Versicherung ertheile, es stände der Abreise der französischen Gesandten kein Hinderniß entgegen, und dieselben würden durch nichts gefährdet werden. Der Graf Görz bittet uns also, nicht eher abzureisen, als bis die schriftliche Antwort auf die Anfrage des Gesandten eingetroffen. Wollen wir unsere Abreise bis dahin verschieben?

Wir wollen es, sagte Bonnier. Ihr vergebt Eurer republikanischen Würde nichts dadurch, wenn Ihr für die Sicherheit Eurer Weiber und Kinder sorgt. Ich darf das sagen, ich, welcher für nichts zu sorgen hat, als für sich selber, und welcher weiß, daß da alle Sorge unnütz ist.

Was wollt Ihr damit sagen, Freund? fragte Jean Debry.

Ich will damit sagen, daß ich noch heute sterben werde, sagte Bonnier feierlich.

Koberjot erbleichte. Still, flüsterte er, sagen wir den Frauen nichts von allen diesen Dingen. Mein Weib hat ohnehin diese Nacht einen schlimmen Traum gehabt, sie hat mich im Blute schwimmend, von Wunden zerstückt gesehen, und sie behauptet, daß ihre Träume immer eintreffen.

Koberjot, Bonnier und Debry, Gott sei Euren armen Seelen gnädig! murmelte Bonnier leise.

Ich glaube nicht an Träume! rief Jean Debry mit einem lauten, erzwungenen Lachen, und außerdem hat mein Weib gar keinen schlimmen Traum gehabt, und keine Warnung vom Schicksal erhalten. Kommen Sie, lassen Sie uns zu unsern Damen gehen, die bereits in

Reisekleidern sind und auf die Abfahrt hoffen. Sagen wir ihnen, daß wir vielleicht noch einige Stunden warten müssen.

Aber Stunde nach Stunde verging, und die von den Gesandten abgeschickte Ordonnanz kehrte nicht zurück. Die deutschen Gesandten kamen Einer nach dem Andern zu den Franzosen, um ihnen ihr eigenes Befremden, ihre tiefe Indignation über so rücksichtsloses Zögern auszudrücken und sie zu beschwören, nicht abzureisen, ehe nicht endlich diese Botschaft gekommen.

Die französischen Gesandten selber waren unschlüssig und verdüstert, die Frauen gingen mit trüben, verweinten Augen umher. Alles war voll Unentschlossenheit, Verwirrung und unbestimmten Schrecken.

So verging der Tag und der Abend dämmerte herauf, als endlich die erwartete Ordonnanz, welche die Gesandten an Barbaczy abgeschickt, zurückkehrte. Aber sie brachte nicht die erwartete schriftliche Antwort des Obristen. Statt ihrer erschien ein österreichischer Husaren-Officier, der sich zum preussischen Grafen Görz begab, bei welchem die Gesandten versammelt waren, und demselben die mündliche Antwort des Obristen Barbaczy überbrachte. Der Obrist ließ sich entschuldigen, daß er wegen vielfacher Geschäfte nicht schriftlich zu antworten vermöge, und zugleich ließ er dem Grafen und den Gesandten versichern, daß die französischen Minister mit Sicherheit reisen könnten, und daß ihnen dazu ein Termin von vierundzwanzig Stunden bestimmt sei. *)

Für die französischen Gesandten indeß hatte der Officier ein eigenhändiges Schreiben Barbaczy's erhalten, und er begab sich in das Schloß, um ihnen dasselbe zu überreichen.

Dieses Schreiben Barbaczy's lautete:

„Minister! Sie werden von selbst einsehen, daß innerhalb der von k. k. Truppen besetzten Positionen keine französischen Bürger geduldet werden können. — Sie werden es mir daher nicht mißdeuten, wenn ich mich genöthigt sehe, Ihnen, Mi-

*) v. Dohm nach seinem Willen und Handeln. Ein biographischer Versuch von Cronau. S. 600.

nister, anzudeuten, Raßatt binnen vierundzwanzig Stunden zu verlassen.“

Gernsbach,

den 28. April 1799.

Barbaczy, Obrist. *)

Run, und was wollen wir thun? fragte Koberjot, als der Officier sie verlassen hatte.

Wir wollen abreisen, sagte Jean Debry heftig.

Ja, wir wollen abreisen, rief sein junges, schönes Weib, ihn mit ihren beiden Armen umschlingend. Die Lust hier, scheint mir, riecht nach Mord und Blut, jede Minute Zögerung verdoppelt die Gefahr.

Armes Weib, haben sie Dich auch schon angesteckt mit ihren bösen Ahnungen und Träumen, sagte Jean Debry, sein Weib zärtlich an sich drückend. Gott verhüte, daß auch nur ein Haar Deines lieben und schönen Hauptes sollte gefährdet werden. Ich bange nicht um mich, sondern um Dich und unsere beiden kleinen Töchter. Für Euch und unsere Freunde hier möchte ich das Beste wissen und wählen.

Last uns abreisen, rief Madame Koberjot, der furchtbare Traum dieser Nacht hat uns warnen sollen. Wenn wir bleiben, droht uns der Tod. Oh, mein Gemahl, ich liebe nichts auf der Welt als Dich allein, Du bist meine Liebe und mein Glück! Ich würde sterben vor Gram, wenn ich Dich verlieren müßte! Aber nein, nein, nicht verlieren! Wir leben und wir sterben zusammen. Wer Dich tödtet, muß auch mir den Tod geben!

Sie sollen uns Beide nicht tödten, meine Geliebte, sagte Koberjot weich, das Leben hat uns hoffentlich noch viele Freuden aufgespart, und wir wollen heimkehren in unser Vaterland, um sie dort zu suchen. Bonnier, Sie allein schweigen? Sind Sie nicht auch der Meinung, daß wir abreisen müssen und zwar diesen Abend?

Bonnier fuhr wie erschreckt aus finstern Sinnen empor. Reisen wir ab, sagte er, man muß dem Schreckniß, welchem man nicht entgehen kann, beherzt die Stirn bieten. Reisen wir ab.

*) Das Schreiben theilt Dohm nach einer von ihm selber gemachten Abschrift mit.

So ist es! riefen Koberjot und Jean Debry. Die Republik möge ihre treuen Söhne schätzen!

Und Gott möge seine Gnade über uns walten lassen und uns beschützen, rief Madame Koberjot, auf ihre Kniee niederstürzend.

Und neben ihr sank Jean Debry's Gattin auf ihre Kniee, ihre kleinen Mädchen mit sich nieder ziehend.

Laßt uns beten, beten, meine Kinder, für Euren Vater, für uns und unsere Freunde, sagte sie, den Kleinen die Hände faltend.

Während die Frauen beteten, machten die Männer ihre letzten Anordnungen, ertheilten sie die letzten Befehle an die Dienerschaft und die Postillone.

Endlich war Alles bereit, und wenn man wirklich abreisen wollte, mußte es jetzt geschehen.

Leise und mit bewegten Mienen näherten sich Koberjot und Jean Debry ihren Frauen, die noch immer auf ihren Knieen lagen und beteten, leise hoben sie sie empor.

Jetzt seid stark und muthig, seid die würdigen Frauen Eurer Männer, flüsterter sie. Trocknet Eure Thränen und kommt! Die Wagen stehen bereit. Kommt, kommt, Frankreich erwartet uns!

Oder das Grab! murmelte Bonnier, der den Andern in den Hof und zu den bereit stehenden Equipagen folgte! —

Endlich hatten die Gesandten mit ihren Frauen und ihrem Gefolge beim Schein von Lichtern und Laternen ihre Plätze in den Wagen eingenommen. In dem ersten Wagen saß Koberjot mit seiner Gemahlin, in dem zweiten Bonnier, in dem dritten Jean Debry mit seiner Gemahlin und seinen Töchtern, in dem vierten, fünften und sechsten endlich folgten die Gesandtschaftssecrétaires, die Schreiber und das übrige Gefolge der Gesandten.

Die letzte Wagenthür ward geschlossen, auf das laute, wirre Durcheinander der Stimmen, des Rufens und Schreiens folgte jetzt eine tiefe, augenblickliche Stille. Dann fragte die laute, tönende Stimme Koberjot's aus dem ersten Wagen: ist Alles bereit?

Es ist Alles bereit! war die Antwort aus allen Wagen.

So laßt uns abfahren, rief Roberjot, und sofort setzte seine Equipage sich in Bewegung. Langsam folgten ihr die fünf andern.

Es war eine kühle, finstere Nacht. Der Himmel war mit schweren Wolken behangen, nicht der leiseste Schimmer des Mondes, kein einziger Stern war zu sehen. Um den Weg nicht zu verfehlen, und die Brücke über den Rhein zu sehen, mußte ein Mensch mit einer Fackel den Wagen vorausgehen. Aber der Wind wehte die Flamme hin und her, daß sie bald zu verlöschen schien, bald hoch aufflackerte, und den langen Zug der Wagen mit einem blizenden Streiflicht beleuchtete. Dann ward Alles trübe und dunkel und grauig still.

Der Fackelträger, welcher dem ersten Wagen voranging, schritt rüstig auf der Landstraße dahin. Auf einmal war es ihm, als tauchten zu beiden Seiten des Weges schwarze Gestalten empor und huschten leise vorwärts. Aber er irrte sich gewiß, es waren nur die Schatten der Bäume, die zu beiden Seiten die Chaussée begrenzten.

Nein, jetzt sah er es ganz deutlich, es waren Reiter, die neben ihm hinsprengten.

Er hob seine Fackel höher empor und schaute zur Seite. Nicht einer, nein, eine ganze Reihe von Reitern sprengte da neben ihnen her. Jetzt setzten sie über den Chausséeegraben, jetzt stellten sie sich quer über die Straße in Front auf, und versperrten den Wagen den Weg.

Der Fackelträger stand still und wandte sich um, den Wagen ein Halt! zuzurufen. Aber nur ein unarticulirter gellender Schrei kam aus seiner Kehle hervor, im selben Moment sprengten zwei der Reiter zu ihm heran, und hieben mit ihren blitzenden Schwertern nach ihm. Er streckte ihnen seine Fackel, seine einzige Waffe, entgegen und parirte damit den einen Hieb, der andere berührte nur leicht seine Schulter.

Was giebt es da, rief jetzt Roberjot's zürnende Stimme aus dem ersten Wagen.

Die Reiter packten den Fackelträger an beiden Seiten und schleppten ihn nach dem Wagen. Leuchte, schriegen sie ihm zu und hinter ihnen her sprengte jetzt eine ganze Schaar lustiger Reiter. Wie sie vorüberbrausten an der Fackel, sah man aus der Dunkelheit hervor ihre wilden

bärtigen Gesichtes, ihre glühenden Augen und die Silberschnüre an ihren Uniformen aufblitzen.

Die Fackel verrieth das Geheimniß der Nacht, und ließ die Sczeller Husaren von Barbaczy's Regiment erkennen.

Jetzt umringten sie mit wüstem Geschrei den ersten Wagen, und hieben mit ihren Säbeln die Fenster ein.

Minister Koberjot! Seid Ihr Minister Koberjot? fragten ein Duzend wilder, tobender Stimmen.

Sofort erschien in der Fensteröffnung Koberjot's ernstes, trotziges Antlitz, das von der Fackel mit hellem Schein beleuchtet ward. Ja, ich bin Koberjot, sagte er laut, bin der Gesandte Frankreichs, und hier ist der vom kurmainzischen Gesandten mir ausgestellte Paß.

Er reichte das Papier dar, aber die Husaren achteten nicht darauf, vier kräftige Arme zogen Koberjot aus dem Wagen, und ehe er noch Zeit hatte, die Hand nach seiner Waffe auszustrecken, sauseten die Säbel der Husaren auf seinen Kopf, auf seine Schultern nieder.

Ein furchtbarer, gellender Schrei ward gehört, aber es war nicht Koberjot, welcher ihn ausstieß, sondern sein Weib, die mit bleichen, schmerzenthstellten Zügen in der Thür des Wagens erschien, um zu ihrem Geliebten hinzueilen, um ihn zu retten, oder mit ihm zu sterben.

Aber zwei starke Arme hielten sie zurück, die Arme des Kammerdieners, welcher, da er sah, daß sein Herr unrettbar verloren war, doch wenigstens seine Herrin von den saufenden Säbeln der Husaren zurückhalten wollte.

Laß mich, laß mich, ich will mit ihm sterben! rief sie, aber der treue Diener hielt sie fest, und nicht zu ihrem Geliebten könnend, mußte sie es sehen, wie die Husaren auf ihn einhieben, bis er in seinem Blute schwimmend zusammenbrach.

Er ist todt! schrie sein Weib mit lautem Jammerton, und dieser Ruf weckte Koberjot noch einmal aus seiner Betäubung. Er öffnete seine Augen und schaute noch einmal nach seinem Weibe hin.

Sauvez! Sauvez! rief er angstvoll, oh —

Was, noch nicht todt! brüllten die Husaren, und hieben wieder auf ihn ein.

Jetzt starb er! Dieses laute, fürchterliche Todesröcheln, das war sein letzter Lebenskampf. Der Kammerdiener hielt seiner Herrin, die starb vor Entsetzen zu ihrem sterbenden Gatten hinschaute, mit seinen beiden Händen die Ohren zu, damit sie diesen fürchterlichen Ton nicht hören solle.

Sie hörte ihn nicht mehr, sie lag ohnmächtig in des Dieners Armen. In diesem Moment legte sich eine schwere Faust auf seine Schulter, und das wilde, härtige Antlitz eines Husaren schaute ihn an.

Bedienter? fragte der Husar in seinem gebrochenen ungarischen Deutsch.

Ja, Bedienter! sagte der Kammerdiener in ebenso gebrochenem Deutsch. Der Husar klopfte ihn lächelnd mit einer Hand auf die Schulter, und zog ihm mit der andern Hand die Uhr aus der Tasche, indem er wohlwollend sagte: Bedienter bleib! Mit böß! — Dann neigte er sich vorwärts und riß mit raschem Griff die Kette und Uhr von dem Halse der ohnmächtigen Madame Koberjot.

Nun war sein Werk vollbracht, nun sprengte er weiter zu dem zweiten Wagen, nach welchem die übrigen Husaren soeben den Fackelträger geschleppt, und den sie umzingelt hatten.

Bonnier, steig aus! riefen die Husaren mit wüthendem Geschrei, Bonnier steig aus!

Hier bin ich! sagte Bonnier, die Wagenthür aufstoßend, hier —

Sie ließen ihm nicht Zeit, weiter zu sprechen. Sie rissen ihn aus dem Wagen und hieben unter wildem Lachen und Schreien auf ihn ein. Bonnier wehrte sich nicht, er wich keinem ihrer Hiebe aus; ohne einen Laut, eine Klage sank er zusammen. Nur ein einziges Wort flüsterten seine sterbenden Lippen. Dieses Wort hieß: Victoria!

Die sechs Husaren, die um ihn sich drängten, hielten keuchend inne in ihrer wüthenden Mordarbeit. Sie sahen, daß Bonnier todt, wirklich todt, daß ihre Arbeit gethan sein. Jetzt begann ihre Beute, ihr versprochener Lohn. Vier von ihnen stürzten zu dem Wagen, um ihn zu durchsuchen, alle Papiere, alle Kostbarkeiten und Koffer hervorzuholen, die andern zwei plünderten und entkleideten mit gewandten Händen Bonnier's noch nicht erkaltete Leiche.

Dann stürzten die sechs Husaren den andern nach zu dem dritten Wagen, zu Jean Debry. Aber die Andern waren ihnen schon zuvor gekommen, sie hatten Debry, seine Gattin und seine Töchter schon aus dem Wagen gerissen, sie beraubten und plünderten die Frau und die Kinder, sie hieben mit ihren Säbeln auf Jean Debry ein.

Er sank zusammen, der Athem stockte in seiner Brust, die blutende Gestalt dehnte und streckte sich und lag dann kalt und unbeweglich da.

Todt! todt! jubelten die Husaren. Die drei Thaten sind gethan, jetzt kommt die Beute. Unser sind die Wagen, unser Alles, was drinnen ist! Kommt, laß uns den vierten Wagen untersuchen! Es wird nicht mehr gemordet, es wird nur noch geplündert!

Und Alles jubelte und kreischte: Geplündert! Geplündert! Unser ist die Beute! — Und schreiend stürzte die wilde Meute vorwärts. — Jean Debry lag regungslos, eine blutende Leiche, zur Seite des Wagens.

Tiefe Nacht umgab die Scene des Grausens und Entsetzens, die Fackel war verlöscht, kein menschliches Auge sah die Leichen mit ihren klaffenden Wunden. Die Frauen waren von ihren Dienern in ihre Wagen zurückgebracht, die Husaren waren mit der Plünderung der letzten drei Wagen beschäftigt, deren Inhaber indeß bei Zeiten gewarnt von dem Geschrei und den Schmerzenslauten, die aus den ersten Wagen zu ihnen gedrungen, ihre Wagen verlassen, und über sumpfige Wiesen zu der Mauer des Schloßgartens sich geflüchtet, diese übersprungen hatten, und den Garten durchrennend in die Stadt geeilt waren, um dort überall die Schreckensnachricht von der Ermordung der Gesandten zu verbreiten.

V.

Jean Debray.

Auf die Nachricht von der Mordthat ward es sofort lebendig in Raftatt und zum ersten Mal nach zwei Jahren des Streitens und Haberns sah man die Gesandten aller deutschen Mächte von einem und demselben Gedanken belebt, und in Eintracht und Einmüthigkeit handeln. In feierlichem Zuge begaben sie sich an das Ettlinger Thor, ihnen voran schritt der Graf Görz und der Herr von Dohm, je zwei und zwei folgten die Uebrigen, nur den österreichischen Gesandten, den Grafen Lehrbach, vermifste man in diesem Zuge. Aber die Wache am Thore verweigerte ihnen den Durchgang, und als sie endlich nach langen Verhandlungen denselben erlangt hatten, stellte sich ihnen draußen der österreichische Rittmeister Burkard mit seinen Husaren entgegen.

Graf Görz schritt ihm mit unerschrockenem Muth entgegen. Haben Sie vernommen, daß unweit von der Stadt eine unerhörte Mordthat an den französischen Gesandten ausgeübt worden?

Ich habe es gehört, sagte der Rittmeister achselzuckend.

Und welche Maßregeln haben Sie ergriffen, um die Unglücklichen vielleicht noch zu retten?

Ich habe einen Officier und zwei Husaren abgeschickt, um mir Bericht zu erstatten.

Das genügt nicht, mein Herr! rief Graf Görz. Sie müssen mehr thun, Sie müssen Alles anbieten, was in ihren Kräften steht, denn dies ist nicht eine gewöhnliche Mordthat, es handelt sich hier nicht bloß um vergossenes Blut und um einige Menschenleben, sondern es handelt sich um Ihre Ehre, um die Ehre Ihres Monarchen, um die Ehre der deutschen Nation!

Es handelt sich um die Ehre der deutschen Nation! riefen die Gesandten einmüthig. Unserer Aller Ehre ist besleckt durch den Mord.

Aber der Rittmeister blieb kalt und gleichgültig. Es ist ein un-

glückliches Mißverständniß, sagte er; bei der Nacht schwärmen freilich die Patrouillen umher, und da kann leicht dergleichen geschehen! Die französischen Minister hätten nicht bei Nacht reisen sollen! Das Unglück ist nun einmal geschehen, wer kann dafür? Auf Befehl ist es nicht geschehen.*)

Wer könnte es nur für möglich halten, daß eine solche Schandthat auf Befehl irgend einer Behörde geschehen sei, rief Graf Görz entrüstet.

Ach Gott, Schandthat! sagte Burkard achselzuckend. Es sind einige Gesandte getödtet. Auch uns sind wohl schon einige Generale todt geschossen worden!**)

Graf Görz wandte sich mit dem Ausdruck edler Indignation an seine Begleiter. Sie sehen, meine Herren, sagte er, wir haben hier wenig auf Hilfe und Beistand zu hoffen, lassen Sie uns ihn anderwärts suchen. Mögen einige von uns sich selbst nach Gernsbach zum Obrist Barbaczy verfügen, während wir gemeinschaftlich uns dorthin begeben wollen, wo die Mordthaten geschehen sind. Wenn der Herr Rittmeister uns keine Escorte dahin geben will, so werden wir uns ohne Escorte auf den Weg machen, und wenn wir dabei unser Leben verlieren, so wird Deutschland uns zu rächen wissen!

Ich werde Ihnen eine Escorte geben, sagte Burkard, ein wenig eingeschüchtert von dem energischen Wesen des Grafen.

Während die Gesandten am Ettlinger Thor mit dem Rittmeister unterhandelten, waren die Husaren immer noch mit der Ausplünderung der sechs Wagen beschäftigt. Als sie mit den ersten drei Wagen fertig waren, bedeuteten sie die Frauen und Diener, dieselben wieder zu besteigen, und ruhig und schweigend abzuwarten, was weiter mit ihnen geschehen solle. Niemand wagte sich zu widersetzen, Niemand hatte die Kraft dazu. Das Entsetzen hatte sie alle betäubt, sinnlos gemacht. Madame Debray lag mit offenen Augen, mit thränenlosen, starren

*) Die wörtlich genaue Antwort des Rittmeisters Burkard. Siehe: „Gemeinschaftlicher Bericht deutscher Gesandtschaften über den an der französischen Gesandtschaft in der Nähe von Raftatt verübten Muechelermord.“

**) Wörtliche Antwort. Ebendaselbst.

Blicken da, und weder die Thränen noch die Rüsse ihrer Töchter vermochten sie aus dieser Erstarrung zu wecken. Madame Koberjot lag händeringend in ihrem Wagen, und rief unter furchbarem Schluchzen immer nur: sie haben ihn vor meinen Augen zerhackt!*)

Niemand kümmerte sich um die Leichen, welche mit ihren klaffenden Wunden da im Graben lagen! Die schwarze Nacht allein deckte sie zu, die schwarze Nacht allein sah, wie Jean Debry auf einmal leise sich zu regen begann, wie er die Augen öffnete und den Kopf empor hob, um zu sehen, was um ihn her geschah. Mit dem Muth der Verzweiflung hatte er, so lange die Husaren noch in seiner Nähe waren, die Rolle eines bewegungslosen, starren Todten gespielt, jetzt, da er kein Geräusch mehr in seiner unmittelbaren Nähe vernahm, jetzt war es Zeit, an seine Rettung zu denken.

Er setzte sich im Graben aufrecht und horchte. Sein Haupt war so schwer, daß er nicht die Kraft hatte, es empor zu halten, es sank wieder auf seine Brust, das Blut rann aus einer brennenden, schmerzenden Wunde über sein Antlitz in seinen Mund und war der einzige durststillende Trank für seine lechzenden Lippen. Er wollte den Arm heben, um diese Wunde zu schließen, und das Blut aufzuhalten, aber sein Arm fiel schwer und lahm an seiner Seite nieder, und er fühlte jetzt erst, daß er auch dort tief verwundet sei.

Aber obwohl blutend und zerhackt von Wunden, er lebte doch, und er mußte daran denken, sein Leben zu erhalten. Denn da drüben aus jenem Wagen könnte das Weinen seiner Kinder, und der Klageschrei seiner Diener. Nur sein Weib hörte er nicht! Ob sie dort war? Ob man auch sie gemordet hatte?

Er durfte jetzt nicht darnach forschen und fragen. Er mußte und er wollte sich retten.

Langsam, seiner Schmerzen nicht achtend, stand er auf. Alles blieb still um ihn her. Niemand hatte sein Aufstehen gesehen, die Nacht beschützte ihn mit ihren schwarzen Schleiern. Sie schützten ihn, wie er jetzt einige Schritte vorwärts that, dem Walbe zu, der da zur

*) Ils l'ont haché devant mes yeux. Jobiacus. III. 195.

Seite der *Chaussée* hinlief. Der Wald nahm ihn auf, die Schatten der Nacht und des Waldes deckten diese hohe schwarze Gestalt, die jetzt im Dickicht verschwand.

Aber in diesem Dickicht konnten auch seine Feinde auf ihn lauern. Jeder Schritt vorwärts konnte ihm neue Gefahren bringen. — Trostlos und erschöpft lehnte Jean Debry seine schwankende Gestalt an einen Baum, den festen Stamm desselben mit seinen beiden Armen umrankend. Dieser Baum war jetzt sein einziger Schutz, der einzige Freund, an den er sich lehnen konnte! Ihm allein konnte er und wollte er sein Leben vertrauen.

Seines verwundeten Armes, seiner Schmerzen nicht achtend, kletterte Jean Debry an dem knorrigen Stamm empor. Nun schwang er sich empor in die Zweige, kletterte von Ast zu Ast. Einige aus ihrem Schlaf aufgeschreckte Vögel hoben sich aus dem Blätterwerk und huschten von dannen. Jean Debry schaute ihnen nach und flüsterte: Ihr werdet mich nicht verrathen!

Auf dem höchsten der Aeste, im dichtesten Laubwerk setzte er sich nieder, keuchend von der Anstrengung, wimmernd von den Schmerzen seiner Wunden. Todesmatt lehnte er sein Haupt rückwärts an den Stamm des Baumes, dessen dichtes Gezweig ihn sanft umhüllte, und seinem Haupt ein Dach, seinen Füßen einen Sessel gab.

Hier bin ich in Sicherheit, hier sucht mich Niemand, murmelte Jean Debry, und erschöpft von allen Qualen und Leiden schlief er ein.

Die Nacht mit ihren schwarzen Schleiern deckte ihn zu und säthelte mit ihren kühlenden Lüften seine heiße Stirn, das Laub des Baumes legte sich weich und frisch um seine stehenden Wangen und liebliche Träume stiegen vom Himmel hernieder, diese arme geängstete Menschenseele zu erquicken.

Nach Stunden kräftigenden Schlafs ward Jean Debry geweckt, aber nicht von rauhen Menschenhänden, sondern der Himmel selber weckte ihn mit Strömen herniederprasselnden Regens.

Oh wie diese kalten Tropfen seine lechzenden Lippen erquickten, wie dies weiche, linde Wasser das Blut und den Staub aus seinen Wunden fortwusch, und seine armen erstarrten Glieder badete!

Er fühlte sich gestärkt und erquickt, und voll Muth seine weitere Rettung zu wagen. Langsam glitt er vom Baume hernieder und stand jetzt wieder auf der Erde.

Der Regen strömte mit immer heftigerer Gewalt hernieder, der Regen war jetzt beim Anbruch des Tages Jean Debrÿ's Beschützer, wie es vorher die Nacht gewesen. Wenn die Menschen den armen zerquälten Menschen aufgeben und verlassen, so erbarmt sich seiner die Natur und nimmt ihn in ihre rettenden und schützenden Mutterarme.

Der Regen beschützte Jean Debrÿ, er wusch den Staub und das Blut von seinen Kleidern, er machte ihn den andern Menschen gleich, die da wassertriefend in großen Haufen zusammenstanden! Sie schauten Alle mit entsetzten Blicken und bleichen Gesichtern nach einem Etwas, das in ihrer Mitte sich befand. Was war dieses Etwas, was machte die sonst so tobende Menge schweigsam und still?

Jean Debrÿ drängte sich dichter hinein in den Haufen und mit schauerndem Entsetzen sah er jetzt, was alle diese Menschen beschäftigte und schweigen machte.

Es waren die blutigen, zerhackten Leichname seiner beiden Freunde, die Leichname von Roberjot und Bonnier.

Jean Debrÿ preßte seine Lippen fest auf einander, daß sie den Schrei zurückhielten, der sich aus seiner Brust hervordrängte, er preßte die Thränen mit aller Kraft seines Willens in seine Augen zurück und wandte sich ab, um weiter zu gehen, weiter nach Kastatt hin.

Der Regen beschützte Jean Debrÿ. Der Regen hatte die Soldaten am Thor in die Wachtstube getrieben und die Schildwache in ihr Schilderhaus. Niemand achtete auf diesen von Regen triefenden Menschen, der da durch das Thor schritt.

Er ging unaufgehalten weiter, die Straße entlang, grad hin zu dem Hause, in welchem Graf Görz, der preussische Gesandte, wohnte. Mit festem Schritt trat er in's Haus und eilte in das Vorzimmer, das er, wie er es sonst gewöhnt gewesen, durchschreiten wollte, um unangemeldet in das Zimmer des Grafen zu gehen.

Aber die Diener hielten ihn zurück; sie wollten diesen bleichen

Menschen mit dem zeretzten Gesicht und den zerrissenen Kleidern nicht zu ihrem Herrn eintreten lassen.

Kennt Ihr mich nicht mehr, Freund? fragte er traurig. Hat das Entsetzen mich so entstellt, daß Jean Debry Euch unkenntlich geworden?

Jetzt erkannten die Diener ihn an seiner Stimme und der Kammerdiener eilte, ihm die Thür zu dem Grafen zu öffnen und mit lauter Stimme zu rufen: Se. Excellenz der französische Gesandte Debry!

Graf Öbry stieß einen freudigen Schrei aus und erhob sich eilig von dem Divan, auf welchem er, erschöpft von den Anstrengungen dieser fürchterlichen Nacht, ein wenig geschlummert hatte.

Jean Debry trat in's Zimmer. Welch' eine bejammernswerthe, herzerschütternde Erscheinung, grausenenerregend mit seinen klaffenden Wunden, Mitleid erweckend mit seiner zitternden Gestalt, die wie vom Sturmwind bewegt hin und her schwankte!

Er heftete seine matten, blutunterlaufenen Augen auf den Grafen, und sah ihn an mit einem Ausdruck unaussprechlicher Seelenangst.

Sind mein Weib und meine Kinder gerettet? fragte er athemlos.

Ja, sie sind gerettet und in Sicherheit, rief der Graf.

Und Jean Debry, der strenge Republikaner, der hohnlachende Atheist, Jean Debry stürzte nieder auf seine Kniee. Die Arme gen Himmel erhebend, rief er mit hervorstürzenden Thränen: „Göttliche Vorsehung, wenn ich bis jetzt Deine Wohlthaten verkannt habe, oh, so verzeihe es mir!“*)

Und strafe diejenigen, welche diese furchtbare That verübt haben! rief Graf Öbry, auch die Hände faltend und betend. O Gott, enthülle dieses Verbrechen, laß uns diejenigen finden, welche diese Frevelthat verübt, damit sie nicht als ein blutiges Brandmal der Schande auf der Stirn Deutschlands haste! Erbarme Dich dieses armen Deutschlands, dem jetzt diese That auf der Stirn brennt und das Ströme seines besten Blutes wird vergießen müssen, um dieses Verbrechen zu sühnen, und seine Ehre wieder rein zu waschen! Erbarme Dich unserer Aller,

*) „Divine providence, si j'ai méconnu tes bienfaits jusqu'ici, pardonne!“ waren seine Worte. Siehe: Jobiacus. III. Seite 195.

und gieb uns Muth, den Stürmen zu trotzen, welche dieses furchtbare Ereigniß über Deutschland hereinrufen wird! Erbarme Dich Deutschlands, o Gott, strafe nur die Mörder, nicht aber Deutschland! —

Dieses Gebet des Grafen Görz erfüllte sich nicht. Die eigentlichen Anstifter des Mordes wurden nie entdeckt und zur Bestrafung gezogen, obwohl der österreichische Hof in einem öffentlichen Manifest an die deutsche Nation eine genaue Untersuchung dieser Sache, und eine strenge und gesetzmäßige Bestrafung der Mörder versprach. Aber diese Untersuchung ward nur oberflächlich betrieben, und das Resultat derselben ward niemals bekannt gemacht. Die Sczeller Husaren verkauften am andern Tage ganz öffentlich die geraubten Uhren, Tabatièren und Pretiosen der französischen Gesandten, einige von ihnen bekannten sogar ganz laut, daß sie es gewesen, welche die Mordthat verübt, und von ihren Offizieren dazu angetrieben worden seien. Allein Niemand dachte daran sie zu verhaften, oder zur Verantwortung zu ziehen. Freilich wurden einige von den Husaren anfänglich verhaftet und zum Verhör gebracht. Aber diese Verhöre wurden niemals veröffentlicht, obwohl der österreichische Hof ausdrücklich eine Bekanntmachung aller Verhöre und deren Resultate versprochen hatte. — Man bemühte sich die ganze Angelegenheit möglichst zu beschweigen, damit sie vergessen werde. Und man vergaß sie, und sie blieb ungestraft. In den diplomatischen Kreisen indeß war man gar nicht im Zweifel über die eigentlichen Anstifter der blutigen That. „Es war, sagt der Verfasser der Memoiren eines deutschen Staatsmannes (Graf Schütz), es war ein Mann, der durch seine Stellung auch in Kistatt eine hervorragende Rolle spielte. Die eblere nicht, denn wäre sie es gewesen, so wurde sie durch ihn entweiht; er mischte allein sein Gift hinzu. Ihn hatte Rachegefühl entflammt und bestimmt, sich die geheimsten Papiere der Gesandten, es koste, was es wolle, anzueignen. Das eigentliche größere Archiv war indeß schon mehrere Tage vorher nach Straßburg hingesendet worden. In dem rohen Husarenhaufen hatte er Werkzeuge gefunden. Die Glenden glaubten, was ein im Dienst hochgestellter Mann verlange, sei auch der Wille ihres Herrn. Der Unverstand wird leicht durch Bosheit

miflleitet und so wurden Soldaten Räuber und Mörder an Unbewaffneten, die unter dem heiligen Schutz des Völkerrechts standen.“ —

Die Aufregung und das Entsetzen über diese That war in ganz Europa allgemein, und Jedermann erkannte in ihr die blutige Saat zu einer Zeit der Schrecknisse und Greuel, Jedermann war überzeugt, daß Frankreich blutige Rache nehmen würde für solchen Mord. Auch flog das Wort „Rache“, sobald diese That bekannt wurde, als einziger Wuthschrei durch ganz Frankreich hin. In Mainz langte die Nachricht grade während des Theaters an, der Commandant ließ sie von der Bühne aus verkünden, und das wüthende Publikum schrie; Vengeance! Vengeance! et la mort aux Allemands!

In Paris wurde ein feierliches Tobtenfest für die Ermordeten gehalten. Die Stühle, welche Bonnier und Koberjot früher in der Versammlung des Corps legislativ eingenommen hatten, waren mit ihren blutigen Kleidern bedeckt; nach dem namentlichen Aufruf Weiber erhob sich der Präsident und erwiderte feierlich: „In Rastatt ermordet.“ Darauf erwiderten die Secretaire: „Ihr Blut komme über die Urheber ihres Mordes.“

VI.

Die Coalition.

Graf Haugwitz, der preussische Minister des Auswärtigen, war soeben erst von der Reise, die er mit dem jungen König nach Westphalen gemacht, zurückgekehrt. Noch bestäubt, in Reisekleidern und erschöpft von den Anstrengungen der Reise, hatte er doch, sobald er in sein Cabinet eingetreten, eiligst zwei Briefe geschrieben, und diese seinem Kammerdiener mit der Weisung übergeben, sie sofort an ihre Adressen, an die Gesandten von Rußland und England, zu senden. Dann erst hatte er sich auf sein Ruhebett gelegt, aber die strenge Ordre ertheilt, ihn zu wecken, sobald einer der Gesandten das Hôtel beträte.

Kaum eine Stunde war daher vergangen, als der Kammerdiener den Grafen mit der Nachricht weckte, daß die beiden Gesandten eben zu gleicher Zeit angelangt wären, und im kleinen Salon des Grafen harrten.

Der Minister sprang eilig von seinem Lager empor, und ohne seiner Toilette und seiner etwas in Unordnung gerathenen Perrücke nur einen Blick zu gönnen, durchschritt er sein Cabinet und trat in den Salon, in welchem Lord Greenville und Graf Panin ihn erwarteten.

Meine Herren, sagte der Graf mit einer hastigen Verbeugung, haben Sie die Gnade, meinen Anzug zu betrachten, und dann werde ich hoffentlich in Ihren Augen entschuldigt sein, daß ich es wagte, Sie um Ihren Besuch zu bitten, statt zu Ihnen zu kommen, wie es natürlich meine Schuldigkeit gewesen. Allein Sie sehen, ich habe noch nicht meine Reisefleider gewechselt, und ich durfte es nicht wagen, in solchem Aufzug zu Ihnen zu kommen; aber die Nachrichten, die ich Ihnen bringe, sind so wichtiger Art, daß ich keine Stunde Zeit verlieren mochte, sie Ihnen mitzutheilen, und deshalb wagte ich es, die beiden Herren um Ihren Besuch zu bitten!

Und ich meinstheils bin sehr gern gekommen, sagte Lord Greenville bedächtig, denn in bedeutenden Momenten setzt man sich leicht und gern über beengende Formen hinweg.

Daß ich nicht minder gern gekommen bin, sagte Graf Panin mit einem feinen Lächeln, das sehen Sie daraus, daß ich mit dem englischen Herrn Gesandten zu gleicher Zeit hier eingetroffen bin. Jetzt aber, meine Herren, genug der Vorreden und Complimente! Gehen wir gerade auf die Sache los, und sparen wir uns alle Redensarten. Ich bin seit dem halben Jahr, das ich hier in Berlin bin, um über die Coalition mit Preußen zu verhandeln, so unausgesetzt und hartnäckig mit Redensarten abgepeist, daß ich die Kost endlich satt habe, und mich nach consistenterer Nahrung sehne!

Sie werden heute Ihre Sehnsucht befriedigt sehen, Herr Graf, sagte Graf Haugwitz mit einem stolzen Lächeln, indem er mit einem freundlichen Wink seiner Hand die Herren bedeutete, auf dem Divan Platz zu nehmen, und sich ihnen gegenüber auf einen Fauteuil setzte.

Ja, Sie werden heute eine gute und kräftigende Kost finden, und hoffentlich mit dem Koch, der sie Ihnen bereitet hat, zufrieden sein. Ich darf es sagen, dieser Koch bin Ich, und es ist keine ganz leichte Aufgabe gewesen Ihnen diese Speise zu bereiten, glauben Sie mir das, Messieurs.

Sie haben den König von Preußen bewogen, endlich der Coalition beizutreten, und sich mit Rußland, England und Oesterreich gegen Frankreich zu verbinden? fragte Graf Panin freudig.

Sie haben Sr. Majestät gesagt, daß England bereit ist, bedeutende Subsidien zu zahlen, sobald Preußen ein Heer gegen Frankreich in's Feld stellt? fragte Lord Greenville.

Meine Herren, sagte Graf Haugwitz mit einer feinen Ironie, ich fühle mich unendlich geschmeichelt von Ihren stürmisch auf mich eindringenden Fragen, denn sie beweisen mir, welchen hohen Werth Sie Beide auf eine Verbindung mit Preußen legen. Indessen erlauben Sie mir, Ihnen ruhig und gelassen den Verlauf der Unterhandlungen mitzutheilen. Sie wissen, daß ich die Ehre hatte, meinen königlichen Herrn in seine westphälischen Provinzen zu begleiten, wo Seine Majestät ein Manoeuvre mit sechszigtausend Mann abhalten wollte.

Es wäre besser gewesen, diese sechszigtausend Mann gleich zum wirklichen Krieg ausrücken zu lassen, statt nur Krieg zu spielen, murmelte Panin.

Der Minister schien seine Worte gar nicht gehört zu haben, und fuhr fort: In Peterhagen schlug Se. Majestät sein Hauptquartier auf, und hier war es, wo wir die Nachrichten erhielten, daß der Erzherzog Carl von Oesterreich den Rhein gegen Bernadotte und Jourdan behauptete, und daß die kaiserlichen Waffen in Italien unter Ray auch siegreich gewesen, wobei Ihnen freilich das russische Hülfsheer unter Feldmarschall Souwarow gar glücklich zur Seite gestanden. Diese Nachrichten verfehlten nicht, einen gar mächtigen Eindruck auf meinen jungen, königlichen Herrn zu machen, und, ich gestehe es Ihnen, auch auf mich! Ich war bis dahin, wie Sie wissen, immer einem Krieg gegen Frankreich abgeneigt gewesen, und es hatte mir für Preußen immer als das *Zuträglichste* erscheinen wollen, den Krieg mit Frankreich zu vermeiden.

Aber die glänzenden Waffenthaten Rußlands und Oesterreichs in Italien, die Siege des Erzherzogs am Rhein scheinen endlich ein deutlicher Beweis, daß der Glückstern Frankreichs verblichen, und daß es daher auch für Preußen vortheilhaft ist, sich mit offenem Bistri in die Reihe seiner Feinde zu stellen und anzugreifen.

Ein sehr kühner und hochherziger Entschluß, sagte Graf Panin mit einem leisen, spöttischen Lächeln.

Ein Entschluß, bei welchem die englischen Subsidien, die ich Ihnen versprochen, auch wohl ein wenig in Anschlag kamen, rief Lord Greenville.

Hören Sie weiter, meine Herren, sagte Graf Haugwitz mit seinem feinen höflichen Lächeln. Der König, ungewiß, was zu thun sei, versammelte in Peterhagen einen Kriegsrath, bei welchem vor allen Dingen unser großer Feldherr, der Herzog Ferdinand von Braunschweig, nicht fehlen durfte. Se. Majestät ersuchten uns, unverhohlen und frei unsere Meinung zu sagen, ob wir für Frieden oder Krieg mit Frankreich stimmten. Der Herzog von Braunschweig war natürlich der Erste, welcher Antwort gab; er stimmte für den Krieg, er setzte in einer feurigen und energischen Rede die Gründe für seine Meinung auseinander, und bewies dem König, daß in einem Moment, wo England ein Heer in Holland wolle landen lassen, auch unsererseits ein rasches Vordringen nach Holland von dem größten Erfolg sein würde. — Ich meistheils schloß mich unbedingt der Meinung des Herzogs an, und da auch Herr von Köckeritz uns zustimmte, schwankte der König nicht mehr, sondern faßte einen großen und kühnen Entschluß. Er beauftragte den Herzog Ferdinand von Braunschweig, ihm in einer ausführlichen Denkschrift seine Gründe für den Krieg und zugleich einen detaillirten Feldzugsplan aufzuzeichnen, und nach Berlin zu senden, er befahl mir, sofort nach Berlin abzureisen, und während der König seine Reise nach Wesel fortsetzte, hierher zu eilen, um Ihnen, meine Herren Gesandten, zu sagen, daß der König entschlossen ist, der Coalition beizutreten, und um mit Ihnen die näheren Details —

In diesem Augenblick ward die Thür des Cabinets hastig geöffnet, und der erste Secretair des Ministers trat ein.

Berzeihung, Excellenz, daß ich störe, sagte er, dem Grafen ein

versiegeltes Schreiben darreichend, allein es trifft so eben ein Courier von Sr. Majestät ein, mit einem eigenhändigen Schreiben des Königs. Die Ordre lautet, daß dieses Schreiben sofort in die Hände Ew. Excellenz gelangen solle, weil es Nachrichten von der äußersten Wichtigkeit enthalte.

Sagen Sie dem Courier, daß der Befehl ausgeführt ist, sagte Graf Haugwitz, und Sie, meine Herren Gesandten, Sie erlauben wohl, daß ich dies Schreiben meines Königs in Ihrer Gegenwart öffnen darf. Vielleicht enthält es einige wichtige Details in Bezug auf unser neues Bündniß.

Die beiden Herren versicherten ihn ihrer vollsten Zustimmung, und Graf Haugwitz erbrach das Siegel. Sein Antlitz war, als er zu lesen begann, so heiter und zuversichtlich wie immer, aber allmählig nahmen seine Züge einen ernsteren Ausdruck an, und das Lächeln verschwand von seinen Lippen.

Die beiden Gesandten, welche verstohlen das Antlitz des Grafen beobachteten, bemerkten sehr wohl diesen raschen Wechsel in seinen Zügen, und auch ihre Angesichter nahmen jetzt einen düsteren Ausdruck an.

Graf Haugwitz schien indeß die Lectüre dieses königlichen Schreibens gar nicht beenden zu können, immer auf's Neue begann er es zu lesen, als suche er hinter den Worten, die es enthielt, einen ihm selber unerklärlichen, räthselhaften Sinn. So vertieft war er in seine Lectüre, daß er die Anwesenheit der beiden Herren ganz vergessen zu haben schien, bis ein leises Hüfteln des englischen Gesandten ihn aus seinem Nachsinnen aufschreckte.

Verzeihen Sie, meine Herren, sagte er hastig und verlegen, dieser Brief enthält in der That eine Nachricht, welche mich in außerordentliches Erstaunen setzt.

Welche aber hoffentlich keinen Einfluß hat auf das Zustandekommen der Coalition? fragte Panin, seine fixirenden Blicke auf das Antlitz des Ministers heftend.

Nicht im Mindesten, sagte Graf Haugwitz rasch und lächelnd. Die außerordentliche Nachricht war nur diese: Se. Majestät der König

trifft in dieser Stunde noch in Berlin ein und befiehlt, daß ich sofort zu ihm in's Schloß komme.

Der König kehrt nach Berlin zurück? rief Graf Panin.

Und sagten Sie uns nicht soeben, Excellenz, daß der König nach Wesel abgereist sei? fragte Lord Greenville mit seiner gewohnten stoischen Ruhe.

Ich berichtete Ihnen, meine Herren, was vor vierzehn Tagen geschah, sagte Graf Haugwitz achselzuckend.

Wie? Vor vierzehn Tagen? Und Ew. Excellenz kommen doch eben erst in Berlin an, und sind noch im Reisecostüm?

Allerdings, so ist es! Ich bin vor vierzehn Tagen von Minden abgereist, aber die schlechten Wege haben mich wie eine Schnecke reisen lassen. Täglich ist mein Wagen in diesem Meer von Roth und Lehm so fest gefahren, daß ich aus den nächsten Dörfern Leute requiriren mußte, um ihn wieder flott zu machen. Zwei Mal ist mir die Achse gebrochen, und ich habe in den elendesten kleinen Landstädten Tage lang warten müssen, bis die Wiederherstellung meiner Equipage gelungen war.

Der König scheint bessere Wege gefunden zu haben, sagte Graf Panin mit lauernden Blicken. Die Reise nach Wesel ist wenigstens außerordentlich rasch gegangen.

Der König hat, wie es scheint, diese Reise aufgegeben, und ist unterwegs umgekehrt, sagte Graf Haugwitz befangen.

Es wäre sehr traurig, wenn der König auch seine andern gefaßten Entschlüsse so rasch ändern wollte, rief Lord Greenville.

Ew. Excellenz fürchten nicht, daß diese schnelle Heimkehr des Königs in irgend einem Zusammenhang steht mit unsern Plänen? fragte Panin. Der König hat Ihnen Vollmacht gegeben, mit dem englischen Gesandten, Sir Thomas Greenville, und mit mir, dem Vertreter des Kaisers Paul von Rußland, über das Abschließen eines Bündnisses zu verhandeln, dessen Zweck ist, dies raubsüchtige, revolutionaire und blutgierige Frankreich hinter seine Grenzen zurückzutreiben, und dem bedrohten Europa die Ruhe wieder zu geben?

Der König hat mir allerdings vor vierzehn Tagen diese Vollmacht

ertheilt, sagte Graf Haugwitz beklommen, und ich zweifle keinen Augenblick, daß Se. Majestät auch noch jetzt dieser Ansicht sind. Aber Sie begreifen, meine Herren, daß ich jetzt vor allen Dingen eilen muß, dem heimkehrenden König meine Aufwartung zu machen, um von ihm selber seine weitem Befehle zu empfangen.

Das heißt, Herr Graf, Sie haben uns gebeten, hieher zu kommen, um uns zu sagen, daß wir wieder gehen können? fragte Panin mit düsterer Stirn.

Ich bin in Verzweiflung, meine Herren, über dieses unglückliche Zusammentreffen von Zufälligkeiten, rief Graf Haugwitz ängstlich, indess ist es mir unmöglich, mich jetzt auf weitere Erörterungen einzulassen. Ich muß sogleich ins Schloß zu Sr. Majestät, und ich bitte Sie Beide inständigst um Verzeihung wegen dieser unerwarteten Unterbrechung unserer Verhandlungen.

Ich nehme Ihre Entschuldigung so aufrichtig an, wie sie geboten wurde, und habe die Ehre, mich Ihnen zu empfehlen, sagte Panin, sich verneigend und sich zum Abgehen umwendend.

Graf Haugwitz beeilte sich, ihn zu begleiten. An der Thür angelangt, und schon im Begriff hinauszugehen, wandte Panin sich noch einmal um. Mein Herr Graf, sagte er mit barschem Ton, haben Sie die Güte, den König darauf aufmerksam zu machen, daß mein Herr und Kaiser, welcher sehr die Entschiedenheit liebt, einen offenen und entschiedenen Feind sogar einem neutralen und unentschlossenen Freund vorzieht. Wer Niemandes Feind und aller Welt Freund sein will, wird bald erfahren, daß er gar keinen Freund hat, und daß Niemand es ihm dankt, irgend welche Feindschaft vermieden zu haben. Es ist am Ende noch besser, einen Nachbar zu haben, mit dem man in offener Fehde lebt, als einen, auf dessen Hülfe und Beistand man niemals rechnen kann, und der, wenn man Streit mit einem Dritten hat, sich damit begnügt, die Hände in den Schooß zu legen, und Niemandem zu Hülfe zu kommen. Haben Sie die Güte, das Ihrem König zu sagen.

Er verneigte sich leicht, und schritt mit trotzigem Gesicht in das *Vorzimmer*. Graf Haugwitz wandte sich um, und begegnete dem kalten,

ernsten Antlitz des englischen Gesandten, der sich eben auch mit langsamen, gemessenen Schritten der Thür näherte.

Mein Herr Graf, sagte Lord Greenville gelassen, ich habe die Ehre, Sie darauf aufmerksam zu machen, daß, sobald der König von Preußen nicht jetzt eine bestimmte und unumwundene Erklärung über seinen Beitritt zur Coalition zwischen Rußland, Oesterreich und England giebt, wir die Subsidien Gelder, welche wir Preußen für eine Armee von fünfundzwanzigtausend Mann zugesagt hatten, natürlich anderweitig verwenden werden. Uebrigens bitte ich, Se. Majestät an einen Ausspruch seines großen Ahnherrn, des Churfürsten Friedrich Wilhelm zu erinnern. Dieser große und tapfere Herrscher hat gesagt: „Was neutral sein heißt, habe ich schon erfahren; wenn man auch die besten Bedingungen hat, wird man doch übel traktirt; ich habe auch geschworen, mein Leben lang nicht neutral zu sein, und würde mein Gewissen damit beschweren.“*) Ich habe die Ehre, Herr Graf, mich Ihnen zu empfehlen.

Und mit einer steifen Verbeugung schwenkte Lord Greenville sich an dem Grafen vorbei und verschwand in der Thür des Vorzimmers.

Graf Haugwitz blickte ihm seufzend nach und trocknete sich den Schweiß ab, der in großen Tropfen auf seiner Stirn stand. Dann nahm er das Schreiben des Königs wieder aus seiner Buisentafel und überlas es noch einmal.

Es ist des Königs Handschrift, sagte er kopfschüttelnd, und es ist auch seine kurze, wortfarge Manier! Und gleichsam, als wolle er sich durch das Gehör von dem Inhalt dieses Briefes überzeugen, las er laut: „Lassen Sie Sich mit dem russischen und englischen Gesandten durchaus in keine Unterhandlungen ein. Wir wollen noch einmal Kriegsrath halten. Ich komme selbst nach Berlin. Eine Stunde nach Empfang dieser Zeilen erwarte ich Sie in meinem Cabinet. Ihr wohlaffectionirter Friedrich Wilhelm.“ — Ja, ja, der König hat das geschrieben, sagte Haugwitz, den Brief wieder zusammenfaltend, ich muß also eilen, Toilette zu machen, und mich in's Palais zu begeben. Bin

*) Häusser. Deutsche Geschichte. II. S. 281.

doch neugierig, woher dieser neue Wind weht, und wer den König wieder so umgestimmt hat. Sollte mein alter Freund Köderitz doch heimlich für Frankreich sein? Dann wäre es doch freundlicher gewesen, mir das im Vertrauen zu sagen, und wir hätten uns verständigt, denn ich selber hege ja durchaus keine feindlichen Absichten gegen Frankreich und bin gern bereit, wenn es irgend möglich ist, für den Frieden zu stimmen. Oder wie, sollte der junge König diesmal einen eigenen und selbstständigen Entschluß gefaßt haben? Ei, ei, das wäre eine gefährliche Neuerung, und dagegen müßten wir denn doch rasche und entscheidende Maßregeln treffen. Eh bien, nous verrons! Ich will Toilette machen.

VII.

Der friedliebende König.

Der König war mit seiner gewohnten Pünktlichkeit genau um die bestimmte Zeit in Berlin eingetroffen, und als daher Graf Haugwitz sich in das Palais begab, ward er sofort zu dem König geführt, der ihn in seinem Cabinet erwartete.

Graf Haugwitz wechselte einen raschen, fragenden Blick mit Herrn von Köderitz, der in einer Fensterische stand, und näherte sich dann dem König, der mit langsamen Schritten und verbüßerten Mienen, die Hände auf dem Rücken gefaltet, im Zimmer auf und ab ging.

Er grüßte den Minister mit einem raschen Kopfneigen und setzte schweigend seine Wanderung durch das Zimmer noch einige Zeit lang fort. Dann näherte er sich seinem, mit Papieren und Actenstücken beladenen Schreibtisch, und auf dem einfachen Rohrstuhl, der vor demselben stand, Platz nehmend, bedeutete er die Herren, sich ihm zu beiden Seiten niederzulassen.

Der Courier ist noch zeitig genug bei Ihnen eingetroffen? fragte er, sich an Graf Haugwitz wendend.

Majestät, Ihr königliches Schreiben langte gerade bei mir an, als ich mich in einer Conferenz mit dem russischen und englischen Gesandten befand, und eben denselben den Entschluß Eurer Majestät, der Coalition beizutreten, anzeigen wollte.

Sie hatten es also noch nicht gethan? fragte der König hastig. Es war demnach Ihre erste Conferenz.

Ja Majestät, die erste, und zwar unmittelbar nach meiner Ankunft.

Sie hatten also vierzehn Tage zu Ihrer Reise von Minden nach Berlin gebraucht?

Ja, Majestät, volle vierzehn Tage.

Und dennoch sind diese Herren der Meinung, daß wir marschiren lassen sollten, rief der König heftig. Ja, wenn meine Soldaten alle unmittelbar an den Grenzen Hollands lagerten und dort ihr Standquartier hätten! Aber um ein genügendes Heer nach Holland zu schicken, müßte ich sie aus Schlesien und Preußen herbeiziehen; sie müßten durch Westphalen marschiren, durch Westphalen, wo Sie mit Ihrer Equipage von Minden bis Berlin vierzehn Tage bedurften. Und meine Soldaten haben keine andere Equipage, als ihre Füße. Sie würden zu Hunderten und Tausenden in diesem Lehm und Morast stecken bleiben, sie würden vor Elend und Hunger umkommen, und dieser Marsch würde mich mehr Leute kosten, als eine große entscheidende Schlacht. Ich hatte Ihnen mein Wort gegeben, der Coalition beitreten zu wollen, Herr Minister, ich hatte Ihnen sogar aufgetragen, mit den Gesandten von England und Rußland zu unterhandeln, aber auf der beabsichtigten Reise nach Wesel mußte ich wohl meinen Entschluß ändern. Fragen Sie doch Herrn von Köderitz, was wir an dem ersten Tage unserer Reise zu dulden hatten, und wie weit wir nach zwölfstündiger Reise gelangt waren.

Ja, in der That, es war eine entsetzliche Fahrt, sagte General von Köderitz seufzend. Trotz des vorsichtigen Fahrens ward Se. Majestät innerhalb eines Tages fünf Mal umgeworfen, und der Wagen stak so fest im Koth und Lehm, daß wir Hülfe aus den nahen Orte-

schaften requiriren mußten, um ihn wieder flott zu machen. Wir waren zwölf Stunden unterwegs und hatten doch kaum eine Strecke von drei Meilen zurückgelegt!

Und mußten in einem elenden Dorf übernachten, wo wir kaum ein Bett fanden, unsere zerstoßenen und zerschlagenen Glieder zu ruhen, sagte der König unwillig. Und diesen Strapazen und Mühseligkeiten sollte ich meine Armee aussetzen? Sollte sie, allem menschlichen Mitgefühl abgewandt, nur aus staatskluger Raison, den größten Beschwerden und Entbehrungen entgegentreiben, sie in diesen Sümpfen und Morästen untkommen lassen, die auch die Artillerie und die Pferde der Kavallerie vernichten würden? Und alles dieses, weshalb? Um Preußen gewaltsam in einen Krieg hineinzuziehen, den man mit Besonnenheit und kluger Zurückhaltung vermeiden könnte, um andern, von Frankreich nicht einmal bedrohten Mächten zu Hülfe zu eilen, und uns dafür selber den Zorn und die Feindschaft Frankreichs zu erobern!

Aber auch die Sympathien von ganz Europa, sagte General Rödertz lebhaft. Ew. Majestät haben einmal die Gnade gehabt, mir zu erlauben, daß ich meine Meinung allzeit offen und ehrlich sagen darf, und ich muß daher bei meiner Meinung beharren: jetzt oder nie ist der Zeitpunkt gekommen, wo Preußen aus seiner Neutralität heraustrreten, und eine entschiedene Stellung annehmen muß. Frankreich hat sich als ein verderblicher Gegner aller gesetzlichen Ordnung, aller durch Jahrhunderte geheiligten Verträgen gegenüberstellt, es bedroht alle Monarchieen und Dynastieen, und will bei allen Völkern Propaganda machen für seine republikanischen Ideen. Und an der Spitze dieses republikanischen Frankreichs steht ein junger Feldherr, dessen Ruhm die ganze Welt erfüllt, der den Sieg an seine Fahne heftet, und die Völker berauscht mit seinen republikanischen Phrasen von Freiheit und Brüderlichkeit, so daß sie in trunkener Freude die Throne umstürzen, ihre Fürsten verjagen, um dann unter dem republikanischen Joch Frankreichs aus ihrem Freundesrausch zu erwachen. Ich glaube, Majestät, daß es die Pflicht jedes Fürsten ist, sein Volk vor diesen Verirrungen zu bewahren, und, mit dem Volk vereint, Frankreichs Eroberungsgelüsten

einen Damm entgegenzustellen. Oesterreich und Rußland haben dieses heilige Werk schon begonnen, schon sind von ihren heldenkühnen Schaaren die übermüthigen Franzosen überall zurückgedrängt, und sie haben ihre Eroberungen in Italien und in der Schweiz wieder fahren lassen müssen. Wenn Ew. Majestät sich mit England vereinigen, in Holland einrücken, dieses Land seinem rechtmäßigen Herrscher wiedergeben, und die Nordgrenzen Frankreichs bedrohen, wie Oesterreich die Südgrenzen, so wird der Uebermuth Frankreichs gebändigt, der ausgetretene Strom wieder in sein natürliches Bett zurückgeführt werden, und Europa wird endlich wieder Frieden und Ruhe haben!

Es muß ein Jeder zunächst an sich selber denken, sagte der König eifrig. Preußen hat bis jetzt seine Ruhe und seinen Frieden, und meinem Lande diese Wohlthat zu erhalten, scheint mir meine Hauptaufgabe. Ich bin kein Herrscher, welcher nach Ruhm und Ehre dürstet, ich verlange keine Eroberungen zu machen, und keine Länder zu gewinnen, sondern ich will mich begnügen mit dem bescheidenen Ruhm, meine Regentenpflichten nach bester Einsicht und Ueberzeugung erfüllt zu haben, und der Vater und Freund meines Volkes gewesen zu sein!

Ich habe mich daher nicht erkühnt, meinen Namen der Regentenreihe Friedrichs des Einzigen anzureihen, und mich Friedrich der Dritte zu nennen, denn ein Name legt Verpflichtungen auf, und ich weiß wohl, daß ich kein Held und kein Genius bin, wie Friedrich es war. Ich nannte mich deshalb Friedrich Wilhelm, als der Nachfolger meines Vaters, des friedliebenden Königs. Freilich hat Friedrich Wilhelm der Zweite auch einen Krieg geführt, aber gerade dieser hat mich überzeugt, welche Gefahren und welches Unheil ein Krieg mit Frankreich über Preußen bringen kann. Ich habe den Feldzug in der Champagne mitgemacht, meine Herren, und ich bekenne es Ihnen ehrlich, ich bin sehr wenig geneigt, einen Krieg wieder aufzunehmen, bei welchem selbst von dem glücklichsten Erfolge für Preußen nur Aufopferung, kein Kampfpfeis in Aussicht steht.

Der Kampfpfeis, Ew. Majestät, ist indessen vorhanden, sagte Graf Haugwitz feierlich, es ist die Aufrechthaltung der Throne und des monarchischen Princips. Wir dürfen es uns nicht verhehlen, die

Throne sind bedroht, und diese Republiken von Amerika, Frankreich und Italien rufen den Völkern gar neue und gefährliche Lehren in's Ohr: die Lehren von der Selbstregierung und der Volkssouverainetät. Der erobrerungslüchtige General Bonaparte hat diese beiden Worte an seine Fahne geheftet, und wenn die Fürsten nicht mit vereinter Macht und Kraft ihn bekämpfen, und ihm diese Fahne zu entreißen suchen, so wird er sie bald zu allen Völkern hintragen, und alle Völker werden ihm entgegenjubeln und dem Beispiel Frankreichs folgen wollen!

Ich fürchte nichts für mich, sagte der König ruhig, aber selbst wenn ich so unglücklich wäre, an der Liebe und Treue meines Volkes zweifeln zu müssen, dürfte doch der Gedanke an meine persönliche Sicherheit und das Schicksal meiner Dynastie nicht entscheidend einwirken auf meine Entschlüsse in Bezug auf das Wohl meines Landes. Ich sagte Ihnen schon, ich will der Vater meines Volkes sein: ein guter Vater aber denkt immer zuerst an das Wohl seiner Kinder, und sucht dieses zu fördern, und dann erst, wenn ihm dies gelungen, denkt er an sich!

Ein guter Vater muß vor allen Dingen darnach trachten, sich seinen Kindern zu erhalten, rief Graf Haugwitz. Ein verwaistes Volk ist eben so unglücklich, wie verwaiste Kinder! Ihr Volk bedarf Ihrer, Eure, es bedarf einer weisen und sanften Hand, welche es führt!

Und doch wollt Ihr mir das Schwert in die Hand geben, und zu Blut und Kampf soll ich mein Volk führen? rief der König.

Damit aus Blut und Kampf der Frieden emporblühe, sagte Graf Haugwitz ernst. Das blutige Ungeheuer des Krieges schreitet jetzt einmal durch die ganze Welt hin, und da man ihm nicht ausweichen kann, thut man besser, es anzugreifen, und ihm die Stirn zu bieten. Rußland, Oesterreich und England sind dazu bereit, und bieten Ihnen die Hände. Schlagen Sie diese aus, so werden Sie drei mächtige Feinde gewonnen haben für den zweifelhaften und gefährlichen Freund Frankreich.

Und nehme ich sie an, so werde ich mit dem Blut meines Volkes nicht Preußen, sondern nur Oesterreich und Rußland genützt haben, rief der König. Wenn Frankreich sehr geschwächt oder gar vernichtet

würde, so ist das eine Gefahr für Preußen, denn Oesterreich und Rußland würden sich dann vereinigen, um uns zu bedrohen. Sie würden für sich sehr leicht und schnell Entschädigung ausfinden, und namentlich Oesterreich würde Vortheil haben von Frankreichs Verlusten, denn es würde sich die Niederlande, welche Preußen jetzt mit seinem Blut erobern soll, als Erbgut zurücknehmen, und vielleicht auch Baiern an sich ziehen. Aber woher sollte eine Entschädigung für Preußen kommen? Oder glauben Sie etwa, Oesterreich würde vielleicht aus Dankbarkeit etwas von seinen Erbländern an Preußen abtreten? Nein, nein, kein Krieg mit Frankreich! Mögen Rußland und Oesterreich allein kämpfen, sie sind stark genug dazu! — Ich sage dies nach reiflicher Ueberlegung, und es ist dies nicht bloß meine Meinung, sondern auch diejenige krieggeübter, ausgezeichnetener Generale. Auch der General von Tempelhof ist meiner Ansicht, und hat mir dieselbe in einem Memoire, um das ich ihn bat, bestätigt.

Ev. Majestät haben auch den Herrn Herzog von Braunschweig um eine Denkschrift über diese beabsichtigte Kriegscoalition ersucht, sagte General Köckeritz hastig. Ich habe bei unserer Ankunft dies Manifest vorgefunden, und wie Ev. Majestät befohlen, es durchgelesen. Der Herzog bleibt unerschütterlich bei der Meinung stehen, daß es für Preußens Ehre, Ruhm und Sicherheit nothwendig sei, sich der Coalition anzuschließen, und Frankreich gerüstet gegenüber zu treten! Majestät, ich muß es bekennen, ich denke wie der Herzog!

Und auch ich denke so, rief Graf Haugwitz, und nicht wir Beide allein, sondern Ihr ganzes Volk hegt diese Gedanken, Sire, Ihr ganzes Volk glüht vor Verlangen, dieses übermüthige Frankreich zu züchtigen, und Deutschland zu reinigen von diesen hereinbrechenden Jakobinerschaaren. Oh, mein Herr und König, versuchen Sie es nur, erheben Sie Ihre Stimme, und rufen Sie Ihr Volk zu den Fahnen, zum Kriege gegen Frankreich. Sie werden sehen, wie es jubelnd herbeiströmen, wie es Sie segnen wird. Und wenn Sie diesen Kampf beginnen, Sire, so werden Sie und Ihr Heer einen furchtbaren, einen unüberwindlichen Bundesgenossen haben, dieser Bundesgenosse ist: Die öffentliche Meinung, Sire! Die öffentliche Meinung begehrt diesen Krieg, die

öffentliche Meinung, welche jetzt nicht mehr ein stummes, im Dunkeln dahinschleichendes Etwas ist, sondern welche eine Stimme hat, und sie weiterschallend erhebt in den Zeitungen und Journalen. Eine dieser Stimmen ließ sich vor einigen Wochen schon in dem politischen Journal also vernehmen: „Kann unser Monarch das deutsche Reich verlassen? Zu sehen, daß Frankreich sich die Wege bahnt, um dereinst auch Preußen anzugreifen, wenn dessen Reihe kommen wird? Man darf nur an Italien, an die Schweiz und an Holland denken, um die französische Freundschaft zu würdigen.“*) — Diese Stimme hat einen Nachhall gefunden in ganz Preußen, und Jedermann schaut hoffend und ahnungsvoll zu dem Thron Ew. Majestät, und erwartet, daß auch Sie das Schwert erheben, für deutsche Ehre und für deutsches Recht. Sire, ich bin in diesem Augenblick nichts als die Stimme Ihres Volkes, und deshalb beschwöre ich Ew. Majestät: fassen Sie einen kühnen, mannhaften Entschluß! Heben Sie das Schwert auf zu Preußens Ehre, und zu Deutschlands Sicherheit!

Und auch ich beschwöre Ew. Majestät, so zu thun, rief General Koberitz, auch ich wage es, zu Ew. Majestät im Namen Ihres Volkes zu stehen: Oh, Sire, fassen Sie einen kühnen mannhaften Entschluß; Heben Sie das Schwert auf zu Preußens Ehre, und zu Deutschlands Sicherheit!

Der König war aufgestanden und ging mit heftigen Schritten auf und ab. Seine sonst so ruhigen, sanften Züge waren jetzt bewegt und unruhvoll, eine tiefe Wolke lag auf seiner Stirn, ein schmerzlicher Ausdruck zuckte um seine Lippen. Er schien wie in einem tiefen, zweifelungsvollen Kampf mit sich selber, und der Athem ging schwer und keuchend aus seiner Brust hervor. Endlich nach einer langen Pause näherte er sich wieder den beiden Herren, die gleichfalls aufgestanden waren, und mit besorgten Mienen dem König zugesehau hatten.

Ich kann alle diese Gründe nicht widerlegen, sagte der König keuchend, aber eine innere Stimme sagt mir, daß ich Unrecht thue, mein Wort und den Frieden zu brechen. Indes, wenn das Wohl des Staats

*) Politisches Journal aus Berlin. Journal. 1798.

es verlangt, trete ich der Coalition bei, jedoch nur unter der Bedingung, daß die Oesterreicher Mainz mit allem Nachdruck angreifen, es erobern und dadurch die linke Flanke meiner Operationsbasis decken. *) Und damit wollen wir für heute unsere Berathung schließen! Gehen Sie, Graf Haugwitz, und beginnen Sie Ihre abgebrochenen Unterhandlungen mit dem russischen und englischen Gesandten auf's Neue; Sie, General von Rödertitz haben Sie die Güte, mir erst das Memoire des Herzogs von Braunschweig hierher zu bringen, und dann mögen Sie sich in Ihre Wohnung begeben, um der Ruhe zu pflegen, welcher Sie ohne Zweifel nach so vielen Strapazen sehr bedürftig sein werden!

Er grüßte die beiden Herren mit einem raschen Kopfsneigen und wandte ihnen den Rücken, gar nicht auf die tiefen und ehrerbietigen Verneigungen achtend, mit welchen der Minister und der General sich nach der Thür zurückzogen.

Draußen im Vorzimmer angelangt, überzeugten sich die beiden Herren mit einem raschen Blick durch den Salon, daß sie allein seien und Niemand sie hören und belauschen könne.

Er war sehr ungehalten, flüsterte General von Rödertitz, er hat nur mit dem äußersten Widerstreben nachgegeben, und glauben Sie mir nur, mein Freund, der König wird uns diesen Sieg, den wir ihm eben abgewonnen, niemals vergessen, er kann für uns die schlimmsten Folgen haben und unsere ganze Stellung gefährden!

Es ist wahr, seufzte Graf Haugwitz, der König entließ uns so Barsch und kurz wie noch niemals. Wir hätten lieber nachgeben sollen und dem König seinen Willen lassen! Wer weiß, ob er nicht recht hat und ob nicht für Preußen eine Allianz mit Frankreich mehr werth wäre, als diese Coalition mit Oesterreich und Rußland. Daß Oesterreich zumal gar so eifrig Preußens Beitritt zur Coalition wünscht, macht mich etwas stutzig, denn Oesterreich möchte wenig geneigt sein, etwas zu proponiren, bei dem Preußen möglicherweise Vortheil haben könnte!

*) Des Königs eigene Worte. Siehe Memoiren zur Geschichte des preussischen Staats 2c. Von dem Obristen von Massenbach, III. S. 88.

Wer weiß, ob die Vortheile für Preußen nicht auf der französischen Seite liegen!

Aber die öffentliche Meinung würde dies Bündniß verwünschen, sagte General von Rödertz seufzend, die öffentliche Meinung —

Lieber Freund, unterbrach ihn Graf Haugwitz ärgerlich, die öffentliche Meinung ist wie der Wind, der heute von dieser, morgen von jener Seite herbläst. Die Erfolge allein bestimmen die öffentliche Meinung, und wenn die Coalition der drei Mächte von Frankreich besetzt wird, so wird dieselbe öffentliche Meinung, welche uns jetzt zum Beitritt drängt, uns verdammen! Die öffentliche Meinung ist nicht so viel werth, daß wir um ihretwillen unsere Stellung gefährden und unsern Einfluß auf den König auf's Spiel setzen sollten. Und ich sage Ihnen, ich fürchte für unsere Stellung! Der König war außerordentlich gereizt; er schien mit Unwillen zu fühlen, daß er nicht ganz ein freier und unabhängiger Herrscher ist, daß er uns etwas Macht über seinen Willen eingeräumt hat.

Wir sollten noch jetzt nachgeben, sagte General von Rödertz ängstlich, wir sollten dem König bekennen, daß seine Gründe uns überzeugt, daß wir uns geirrt haben —

Damit er doppelt fühlt, nicht sein eigener Wille, sondern nur unsere umgeänderte Meinung bestimme sein Handeln? fragte der Minister. Nein, wir müssen dem König Gelegenheit geben, einen Machtspruch zu thun und zu beweisen, daß er allein der Herrscher ist! Sie können ihm dazu die beste Veranlassung geben, denn Sie haben einen Vorwand, gleich wieder zu ihm zu gehen. Hat der König Ihnen nicht aufgetragen, ihm die Denkschrift des Herzogs von Braunschweig zu bringen?

Mein Gott, es ist wahr, der König erwartet mich mit der Denkschrift! rief der General erschrocken. In meiner Beängstigung vergaß ich sogar dieses Befehls.

Eilen Sie, mein Freund, ihm jetzt zu genügen, sagte Graf Haugwitz, und ich meinstheils werde mich mit Ihrer Erlaubniß noch ein wenig in dem Zimmer, das die Gnade des Königs Ihnen hier im Palais eingeräumt hat, ausruhen, im Fall noch Contreordre kommen sollte! —

Einige Minuten später trat der General von Rödertz, mit den

Papieren in der Hand, wieder in das Cabinet des Königs, der noch immer, ohne den Eintretenden zu bemerken, langsam auf und ab ging.

Ew. Majestät, sagte der General schüchtern und verlegen, ich bringe hier die befohlene Denkschrift des Herzogs Ferdinand von Braunschweig.

Legen Sie sie nur dort auf meinen Tisch, sagte der König weiter wandelnd.

Herr von Köckeritz schritt zu dem Tisch und legte die Papiere auf demselben nieder. In diesem Moment war auch der König im Auf- und Abwandeln bis zu dem Schreibtisch gelangt und blieb jetzt dem General gegenüber stehen. Er heftete einen langen und traurigen Blick auf ihn und schüttelte langsam sein Haupt.

Auch Sie verlassen mich, sagte der König seufzend. Die Herren mögen Recht haben! Ich habe Ihren tieferen Einsichten einen Augenblick nachgegeben, aber eine innere Stimme sagt mir, daß ich Unrecht habe, den Frieden zu brechen, weil Frankreich jetzt von allen Seiten bedroht und in diesem Moment unglücklich ist. *)

Ew. Majestät allein ist hier der Herr und Gebieter, sagte Köckeritz feierlich. Ihre Ueberzeugung ist uns Befehl, und wir unterwerfen uns im pflichtschuldigen Gehorsam Eurer Majestät besserer Einsicht! Es ist an Ihnen, uns Ihre Befehle zu ertheilen, an uns zu gehorchen!

Ein rascher Blitz leuchtete in den Augen des Königs auf und über seine Wangen flog ein höheres Roth. Der General sah das und verstand es gar wohl.

Zudem, fuhr er mit niebergeschlagenen Augen und beschämter Miene fort, zudem habe ich Eurer Majestät ein Bekenntniß zu machen, ein Bekenntniß in meinem und des Grafen Haugwitz Namen! Indem wir Ew. Majestät zu unsern Gründen für den Krieg und die Coalition herüberziehen wollten, ist es uns geschehen, daß wir von den Gründen, welche Euer Majestät gegen den Krieg und die Coalition aussprachen, belehrt wurden und durch Ew. Majestät überzeugt worden sind, daß wir in einem Irrthum befangen waren. Es ist vielleicht schmähslich,

*) Des Königs eigene Worte. Siehe: Memoiren von Massenbach. III. S. 90.

zu gestehen, daß unsere Ueberzeugung so schnell in das Gegentheil umschlagen konnte, aber die überzeugende Beredtsamkeit Eurer Majestät—

Nein, nicht meine armseligen Worte, sondern die Wahrheit der Sache hat Sie überzeugt, rief der König freudig, und ich danke Ihnen, daß Sie den wahrhaft männlichen und edlen Muth haben, es einzugestehen, daß Sie geirrt und zu anderer Einsicht gekommen sind. Ich danke es auch dem Minister, Grafen Haugwitz, und ich werde Ihnen Beiden dieses edle Selbstbekenntniß und diese Wahrheitsliebe nie vergessen. Es ist mir ein neuer Beweis, daß ich an Ihnen treue und zuverlässige Freunde und Diener habe, welche sich nicht schämen, einen Irrthum einzugestehen, und denen es nur um die Sache, nicht um das Durchführen ihres Willens zu thun ist. Ich nehme mein Wort also zurück. Ich werde der Coalition nicht beitreten! Eilen Sie zu Haugwitz, mein Freund! Sagen Sie ihm, er solle sich sofort zum russischen Gesandten verfügen und ihm die Mittheilung machen, daß ich der Coalition kein Hülfsheer zur Verfügung stellen und mich auch sonst nicht an einem Kriege gegen Frankreich betheiligen werde. Auch dem englischen Gesandten soll Haugwitz diese Mittheilung machen und ihm anzeigen, daß ich demgemäß auf die sechs Millionen Thaler Subsidien verzichte, die England mir für mein Hülfsheer leisten würde. Sechs Millionen Thaler! General Tempelhof hat wohl Recht, die Belagerung einer Festung von nur mittelmäßigem Range kostet eine Million Thaler, und wir würden deren in Holland mehr als zehn den hartnäckigen und tapferen Franzosen wegnehmen müssen. Wir würden also über zehn Millionen auszugeben haben, und außerdem noch unsere eigenen Festungen im Innern des Landes von Geschütz, Pulver und aller Munition entblößen!*) Was würden mir also diese sechs Millionen Thaler englischer Subsidien nützen? Ich würde wenigstens noch vier Millionen hinzufügen müssen und das Leben und Blut meiner tapferen und schönen Soldaten gefährden, ohne vielleicht für Preußen auch nur den mindesten Vortheil zu erlangen! Eilen Sie, General,

*) Gedanken über die Frage: Soll Preußen der Coalition gegen Frankreich beitreten? (Vom General von Tempelhof.) S. 28.

dem Minister, Grafen Haugwitz, meinen bestimmten und unabänderlichen Entschluß mitzutheilen. Preußen bleibt neutral und nimmt nicht Theil an diesem Krieg gegen Frankreich!

Ich eile, den Befehlen Eurer Majestät zu genügen, rief General von Köckeritz, nach der Thür zuschreitend, und ich weiß, daß Graf Haugwitz mit eben der freudigen Demuth und Unterwürfigkeit dem königlichen Befehl sich fügen wird, wie ich es thue! —

Der König schaute ihm mit innigem Ausdruck nach. Er ist ein treuer und ehrlicher Freund, sagte er, und das ist in der That ein seltenes Besitztum für einen König! Ah, es mir also gelungen, ich habe diese blutige Gewitterwolke noch einmal an Preußen vorübergeführt und ich werde meinem Volk die Segnungen des Friedens erhalten! Und jetzt darf ich mir wohl eine Belohnung dafür gönnen und ein wenig ausruhen von den Regierungssorgen! Ich will zu Luise gehen. Ihr Anblick und das Lächeln meiner Kinder soll mich dafür belohnen, daß ich als König meine Pflicht gethan!

VIII.

Die legitime Gemahlin.

Der Fürst von Neuß, Heinrich XIV., der Gesandte Oesterreichs in Berlin, hatte vor einer Stunde seinen letzten Seufzer ausgehaucht. Eine schmerzvolle Krankheit hatte ihn seit Wochen an sein Lager geheftet, und Mariane Meier hatte ihn in dieser Zeit mit der treuesten Sorgfalt und Liebe gepflegt. Sie war Tag und Nacht nicht von seinem Lager gewichen, und Niemand außer ihr, dem Arzt und einigen Dienern, hatte das Krankenzimmer betreten dürfen. Die Brüder und Neffen des Fürsten, welche nach Berlin gekommen waren, ihren sterbenden Verwandten noch einmal zu sehen, hatten sich vergeblich um diese Gunst beworben, denn die Aerzte hatten ihnen erklärt, daß für

den leidenden Fürsten jede Aufregung vermieden werden müsse, und daß eine solche bei dem gefährlichen Zustand des Fürsten seinen augenblicklichen Tod herbeiführen könne. Außerdem aber hatte der Fürst seinen vertrauten Kammerdiener zu seinem Bruder gesandt, und ihm sagen lassen, er würde, selbst wenn er gesund wäre, die Besuche eines Bruders nicht annehmen, der ihm so wenig brüderliche Liebe bewiesen, und so viel Aergerniß bereitet habe, indem er sich feindlich und höhrend seiner treuen und vielgeliebten Freundin Mariane Meier gegenübergestellt habe.

Die hohen Verwandten des Fürsten hatten sich daher wohl begnügen müssen, sein Palais nur aus der Ferne zu beobachten und einige der fürstlichen Diener zu gewinnen, damit sie ihnen einen stündlichen Rapport über das Befinden des Fürsten abstatteten.

Und jetzt war Fürst Heinrich XIV. heimgegangen zu seinen Ahnen, und sein Bruder war jetzt sein Nachfolger und Erbe, denn der Fürst hatte keine legitimen Erben. Er war niemals verheirathet gewesen, und sein ungeheures Vermögen, seine Güter und Titel fielen daher seinem Bruder zu. Freilich war da seine Geliebte, die schöne Mariane Meier, welche der Fürst in der Verblendung seiner Liebe als eine Gemahlin hatte neben sich geehrt wissen wollen! Aber diese hatte natürlich keinen Anspruch auf irgend eine Erbschaft; wenn man großmüthig sein wollte, ließ man ihr die kostbaren Geschenke des Fürsten und gab ihr eine kleine Pension, weiter nichts!

Der Fürst hatte daher kaum seine Augen geschlossen, und die Aerzte hatten kaum das Todesverdict über ihn ausgesprochen, als sein Bruder, der nunmehrige Fürst Heinrich XV., begleitet von einigen Rechtsanwaltschaften, bereits das Hôtel des Verstorbenen betrat, um Besitz zu nehmen von seinem Eigenthum, und die nöthigen Versiegelungen vornehmen zu lassen.

Indessen, um sich wenigstens den Anschein brüderlicher Liebe zu geben, und dem Decorum zu genügen, wollte der Fürst sich zuerst in das Sterbezimmer begeben, und dem Heimgegangenen ein letztes Lebewohl sagen. — Aber in dem Vorzimmer fand er die beiden *Kammerdiener seines Bruders*, welche es wagten, ihm den Weg zu

vertreten, um ihm zu sagen, daß Niemand das Sterbezimmer betreten dürfe.

Und wer untersteht sich, dies zu befehlen? fragte der Fürst, seinen Weg fortsetzend.

Die gnädige Frau hat es so befohlen! sagte der erste Kammerdiener. Die gnädige Frau wollen allein sein mit der Leiche ihres Gemahls.

Der Fürst zuckte die Achseln und schritt, gefolgt von den Justizbeamten, der Thür zu, welche er indeß vergeblich zu öffnen versuchte.

Ich glaube, diese Person hat die Thür von innen verschlossen, sagte der Fürst mit verhaltenem Zorn.

Ja, mein Herr, die gnädige Frau haben sich eingeschlossen, sagte der Kammerdiener, die gnädige Frau wollen in ihrem Schmerz nicht von Condolenz=Visiten gestört werden.

Nun, so überlassen wir sie ihrem Schmerz, rief der Fürst mit einem spöttischen Lächeln. Kommen Sie, meine Herren Beamten, gehen wir an unser Geschäft! Nehmen wir ein Inventarium in sämmtlichen Zimmern auf und versiegeln wir! Führen Sie uns in die Zimmer, Herr Kammerdiener.

Aber der Kammerdiener zuckte kopfschüttelnd die Achseln. Verzeihung, gnädiger Herr, das ist unmöglich. Se. Durchlaucht, unser verstorbener Herr und Fürst, hat schon vor einigen Tagen, als er sein Ende herannahen fühlte, sämmtliche Zimmer schließen und im Beisein des Gesandtschafts=Personals von dem ersten Attaché der Gesandtschaft versiegeln lassen. Die Schlüssel sämmtlicher Zimmer aber sind auf Befehl des Fürsten der gnädigen Frau, seiner Gemahlin, übergeben worden.

Der neue Fürst Heinrich XV. wandte sich etwas bestürzt an die Justizbeamten.

Dürfen wir die Thüren mit Gewalt öffnen? fragte er.

Nein, das wäre ungesetzlich, sagte einer der Rechtsanwälte leise. Ohne Zweifel hat der verstorbene Fürst auch darüber seine Befehle erlassen und den Beamten der Gesandtschaft dieselben anvertraut. Ew. Gnaden müßten sich zuerst an diese Herren wenden.

Ist der erste Attaché der Gesandtschaft, Baron von Werbern, im Hôtel anwesend? fragte der Fürst den Kammerdiener.

Nein, Ew. Gnaden, er ist so eben mit einigen anderen Herren von der Gesandtschaft hingegangen, um zwei Beamte der Obrigkeit hierher zu bitten, damit in deren Beisein das Testament eröffnet und gelesen werde.

Mein Bruder hat also ein Testament gemacht? fragte der Fürst ein wenig erschrocken.

Ja, Ew. Gnaden, und er hat es im Beisein des Gesandtschaftspersonals, zweier Beamten der hiesigen Obrigkeit und seiner sämtlichen Dienerschaft vor drei Tagen in eine eiserne Cassette gelegt, den Schlüssel derselben den Magistratspersonen übergeben, in deren Beisein alsdann die Cassette in dem Bureau der Gesandtschaft deponirt worden ist.

Und weshalb ist der Baron von Werbern schon jetzt zu den Herren von der Obrigkeit gegangen?

Um dieselben zu bitten, hierher zu kommen, denn laut dem mündlichen Befehl des verstorbenen Fürsten soll das Testament zwei Stunden nach seinem Tode schon eröffnet werden. Der Herr Baron wollte daher zu gleicher Zeit auch Ew. Gnaden hierher einladen.

Nun, so warten wir, bis die Herren kommen, sagte Fürst Heinrich XV. achselzuckend. Indessen scheint es mir doch etwas seltsam, daß ich hier im Vorzimmer, wie ein Supplicand warten muß. Melden Sie mich Ihrer gnädigen Frau!

Der Kammerdiener verneigte sich und eilte hinaus. Der Fürst winkte die beiden Rechtsanwalte zu sich. Was halten Sie von dieser ganzen Sache? fragte er leise.

Die beiden Männer des Gesetzes zuckten die Achseln. Durchlaucht, sagten sie, es ist hier Alles geschehen in der Form Rechtsens, wie es scheint. Wir müssen die Rückkehr der Herren und die Eröffnung des Testaments abwarten.

Eben trat der Kammerdiener wieder ein und näherte sich dem Fürsten. Die gnädige Frau lassen sich dem Herrn Fürsten empfehlen, sagte er, und bitten um Verzeihung, daß sie augenblicklich außer

Stande sind, den Besuch ihres Herrn Schwagers zu empfangen, da sie eben mit ihrer Toilette beschäftigt sind. Sie werden die Ehre haben, den gnädigen Herrn Schwager bei der Ceremonie zu begrüßen.

Kennt Ihre sogenannte gnädige Frau etwa mich ihren Herrn Schwager? fragte der Fürst mit dem Ausdruck tiefster Verachtung, indem er dem Kammerdiener den Rücken wandte. Wir werden also hier warten, meine Herren, fuhr er fort, sich zu den Rechtsanwältinnen wendend. Diese Person gedenkt, wie es scheint, in diesem Moment eine kleine Revanche zu nehmen für die offene Verachtung, die ich ihr immer bewiesen habe. Ich werde sie indeß dafür zu strafen wissen, und —

Still, Durchlaucht, flüsterte einer der Justizbeamten, still, man kommt!

In der That, da drüben öffneten sich eben die beiden hohen Thürflügel, und man erblickte dort auf einer schwarz decorirten Estrade die Leiche des heimgegangenen Fürsten, auf einem Ruhelager liegend und beleuchtet von den hohen Wachskerzen, die auf den zu beiden Seiten des Lagers aufgestellten Candelabern brannten.

Von einer unwillkürlichen Scheu ergriffen schritt Fürst Heinrich vorwärts, und dieses ernste Antlitz seines Bruders, mit dem er in so langem Unfrieden gelebt und den er seit Jahren nicht mehr gesehen, erfüllte sein Herz mit einem unheimlichen Grausen.

Mit zögernden leisen Schritten näherte er, gefolgt von seinen juristischen Beiständen, sich dem Gemach. Jetzt erschien auf der Schwelle der Thür der erste Attaché, Baron von Werbern, und sich tief verneigend vor dem Fürsten, lud er ihn flüsternd ein, näher zu treten.

Der Fürst schritt vorwärts, und wie er das Gemach betrat, schien es ihm als ob die Leiche seines Bruders sich regte, als ob seine halbgeöffneten Augen mit drohendem Ausdruck auf ihm ruhten.

Der Fürst wandte seine Blicke entsezt von der Leiche fort und begrüßte die Herren, welche um den schwarzbehangenen Tisch standen. Zwei hohe Armleuchter mit brennenden Wachskerzen, eine eiserne Cassette und ein Schreibzeug befanden sich auf diesem Tische,

und vor demselben standen auf der einen Seite zwei schwarzdecorirte Lehnstühle.

Zu einem dieser Lehnstühle führte der Baron den Fürsten hin, und lud ihn ein, auf demselben Platz zu nehmen. Fürst Heinrich that es und blickte dann erwartungsvoll nach den Magistratspersonen, die in ihren schwarzen Talaren neben dem Tisch standen, und hinter welchen das ganze Gesandtschaftspersonal, die Aerzte und die sämmtliche Dienerschaft des Fürsten aufgestellt waren.

Eine lange Pause trat ein, dann auf einmal öffneten sich beide Flügelthüren, und der Haushofmeister des Fürsten erschien auf der Schwelle.

Ihro Durchlaucht, die verwitwete Frau Fürstin von Neuß, sagte er mit lauter feierlicher Stimme, und jetzt erschien in der Thür die hohe, imposante Gestalt Marianens. Ein schwarzes Wollengewand, bis oben zum Halse hinreichend, und in einer langen Schleppe endigend, umhüllte sie, ein langer, schwarzer Kopfschleier, über der Stirn von einer Fürstkrone zusammengehalten, umfloß ihre edle, hohe Erscheinung wie eine dunkle Wolke, und aus dieser Wolke hervor glänzte ihre hohe, gedankenvolle Stirn, bligten ihre großen, feurigen Augen. Die tiefste, stolzeste Ruhe sprach aus ihren Zügen, und wie sie jetzt vorwärts schritt und die Herren mit einem leisen Neigen ihres Hauptes begrüßte, war eine so wahrhaft fürstliche Würde und Hoheit in ihrem ganzen Wesen, daß selbst Fürst Heinrich sich davon imponirt fühlte, und sich ganz unwillkürlich von seinem Lehnstuhle erhob.

Mariane indessen achtete nicht auf ihn, sondern näherte sich zuerst der fürstlichen Leiche. Mit einer unnachahmlichen, stolzen Anmuth kniete sie auf den Stufen der Estrade nieder. Ihr gegenüber auf der andern Seite der Estrade kniete der Priester, der im vollen Ornat Marianen gefolgt war.

Beide murmelten inbrünstige Gebete für den Gestorbenen, dann erhob sich Mariane von ihren Knien, und sich über die Leiche neigend drückte sie einen langen Kuß auf ihre Stirn.

Lebe wohl, mein Gemahl! sagte sie mit ihrer vollen, melodischen Stimme, und nun wandte sie sich um, und schritt zu dem Tisch hin.

Ohne den Fürsten auch nur eines Blickes zu würdigen, ließ sie sich auf dem Lehnstuhl nieder.

Ich bitte die Herren vom Magistrat, jetzt die Cassette zu öffnen, sagte sie mit fast gebieterischer Stimme.

Der Magistratsbeamte reichte dem Herrn von Werbern den Schlüssel dar, dieser öffnete die Cassette und nahm ein versiegeltes Schreiben hervor, das er dem Beamten überreichte.

Erkennen sie das Papier für dasjenige, welches Sie selber hier in dieser Cassette verschlossen haben? fragte er. Für dasselbe, welches Ihnen Se. Durchlaucht der verstorbene Fürst von Neuß Heinrich XIV. übergeben hat?

Ja, es ist dasselbe, sagten die beiden Beamten, es ist das Testament des verstorbenen Fürsten.

Und Sie wissen, daß Se. Durchlaucht uns befahl, dasselbe sofort nach seinem Tode zu öffnen und zu publiciren. Thun Sie also, wie der Verstorbene befohlen hat.

Der erste der Magistratsbeamten erbrach das Siegel, und jetzt, wie er das Papier auseinander schlug, wandte Mariane ihr Haupt ein wenig zur Seite und heftete ihre brennenden Blicke mit einem durchbohrenden Ausdruck auf das Antlitz des Fürsten.

Der Beamte begann seine Lectüre. Zuerst kamen die Formeln und Einleitungen, wie solche bei jedem Testament üblich sind, dann las der Beamte mit erhobener Stimme wie folgt:

„Indem ich mich bereite, vor dem Thron des Herrn zu erscheinen, fühle ich mich vor allen Dingen gedrungen, hiermit öffentlich meiner Gemahlin, der Fürstin Mariane, gebornen Meier, meinen freudigsten Dank abzustatten für die Treue, Liebe und Hingabe, welche sie mir während der ganzen Dauer unserer Ehe bewiesen, für die Aufopferung und hingebende Geduld, mit welcher sie mich während meiner jetzigen Krankheit gepflegt hat. Ich fühle mich in meinem Gewissen um so mehr zu diesem Bekenntniß verpflichtet, als meine Gemahlin aus Liebe zu mir viel unverdiente Verdächtigung und Kränkung erduldet hat, weil sie, um meinen Wünschen zu genügen, unsere Ehe als Geheimniß bewahrt hat, und daher den Spott Uebelwollender und die Verhöhnung

gehäßiger Feinde zu tragen gehabt hat. Sie ist aber meine rechtmäßige Gemahlin vor Gott und Menschen, und ist vollkommen be-rechtigt und befugt, sich die Gemahlin des Fürsten von Neuß zu nennen. Ich gebe ihr hierdurch das Recht, dies zu thun, und indem ich damit das Geheimniß, welches während meines Lebens über unsrer Ehe gewaltet hat, aufhebe, ermächtige ich meine Gemahlin zur Annahme der Titel und Würden, welche ihr gebühren, befehle ich meinem Bruder, so wie dessen Söhnen und den übrigen Mitgliedern meiner Familie, der verwittweten Fürstin Neuß, gebornen Meier, die Achtung, Unterwürfigkeit und Ehrfurcht zu bezeugen, welche ihr als der Wittwe des verstorbenen Hauptes der Familie zukommt, und auf welche sie durch ihre Tugend, ihr untadelhaftes Betragen, ihre Ehrbarkeit, Schönheit und Liebenswürdigkeit die gegründetesten Ansprüche hat. Die verwittwete Fürstin Neuß ist befugt, ihre Diener die Farben meines Hauses tragen zu lassen, an ihren Equipagen das Fürstlich Neuß'sche Wappen zu führen und alle Vorrechte ihres Standes zu genießen. Sollte mein Bruder Heinrich, der Erbe meiner Titel, Zweifel hegen über diese Befugniß, so hat der Vorleser meines Testamentes ihn zu fragen, ob er noch weiteres Zeugniß der Rechtmäßigkeit meiner Ehe verlange."

Verlangen Ew. Durchlaucht weiteres Zeugniß? fragte der Magistratsbeamte, sich in seiner Lectüre unterbrechend.

Ich verlange es, sagte der Fürst, welcher mit bleichem Angesicht, mit düstern Mienen der Vorlesung zugehört hatte.

Und hier ist das Zeugniß, sagte der Priester, indem er dem Caplan winkte, der auf der Schwelle der Thür stand. Er näherte sich jetzt dem Priester und überreichte ihm ein großes schwarzgebundenes Buch.

Es ist das Kirchenbuch, in welchem ich alle in der Capelle der österreichischen Gesandtschaft vorgenommenen Trauungen, Taufen und Leicheneinssegnungen verzeichnet habe, sagte der Priester. Hier auf dieser Seite finden Sie das Protocoll der vor zwei Jahren erfolgten Vermählung des Fürsten Neuß, Heinrich XIV., mit Fräulein Mariane Meier. Ich selber habe die Frau Fürstin durch die heilige Taufe in

den Schooß der heiligen Mutterkirche aufgenommen, ich selber habe sie dem Fürsten angetraut. Ich lege hiermit Zeugniß ab, daß die Frau Fürstin die legitime Gemahlin des Fürsten ist, wie solches auch das Protokoll in dem Kirchenbuch besagt. Diese Trauung ist an heiliger Stätte vollzogen, und im Beisein von Zeugen, welche gleich mir die Trauungsacte unterzeichnet haben.

Ich war Zeuge der Trauung, sagte Baron von Werbern, und außer mir der Kriegsrath Genz, der, wenn Ew. Durchlaucht noch weiteres Zeugniß begehren, gleich uns bereit sein wird, dasselbe abzulegen.

Nein, sagte der Fürst düster, ich begehre kein weiteres Zeugniß, ich erkläre mich für überzeugt, und mache hiermit meiner Frau Schwägerin, der verwitweten Fürstin Neuß, gebornen Meier, mein Compliment.

Er verneigte sich mit einem spöttischen Lächeln, welches einen Moment das Blut in Marianens bleiche Wangen jagte, und lehnte sich dann nachlässig in seinen Fauteuil zurück.

Haben Sie jetzt die Güte, in Ihrer Lectüre fortzufahren, sagte er, sich an den Magistratsbeamten wendend.

Dieser nahm das Testament wieder zur Hand und las die einzelnen Paragraphen und Bestimmungen desselben. Der Fürst vermachte in demselben sein Palais nebst dem ganzen darin enthaltenen Inventarium seiner Gemahlin Mariane, ebenso seine Kutschen, seine Pferde und die von seiner Mutter ererbten Familienbrillanten. Sein übriges bedeutendes Vermögen aber so wie alle seine Güter hinterließ er seinem Bruder, indem er es diesem anheimgab, sich mit der Fürstin Mariane über eine, ihrem Range und ihren Verhältnissen angemessene Pension zu einigen. Alsdann folgten einige Legate und Pensionen für die alten Diener seines Hauses, einige Schenkungen an die Armen und zuletzt die Aussetzung eines Capitals, für welches alljährlich am Todestage des Fürsten eine Messe für das Wohl seiner Seele gelesen werden sollte.

Die Ceremonie war beendet. Die Magistratsbeamten und das Gesandtschaftspersonal hatten das Sterbezimmer verlassen, und auf einen Wink Marianens war auch die Dienerschaft hinausgegangen.

Der Fürst hatte sich leise und rasch mit den beiden Rechtsanwältinnen besprochen, und alsdann hatten auch diese sich zurückgezogen. Niemand außer dem Bruder und der Gemahlin des Verstorbenen waren jetzt noch in diesem düstern, von den flackernden Wachskerzen erhellten Gemach anwesend. Mariane schien indessen die Gegenwart des Fürsten gar nicht zu bemerken; sie war wieder zu der Leiche hingeschritten und schaute sie an mit einem langen, innigen Blick.

Ich danke Dir, Heinrich, sagte sie laut und feierlich. Ich danke Dir aus tiefster Seele; Du hast mir meine Ehre wieder gegeben, Du hast mich gerächt an Deinen stolzen Verwandten und an der höhnennden Welt!

Danken Sie ihm nicht, Frau Schwägerin, denn er hat Sie arm zurückgelassen, sagte der Fürst, zu ihr tretend und sie mit einem kalten Lächeln betrachtend. Mein Bruder hat Sie zur Fürstin gemacht, es ist wahr, aber er hat Ihnen nicht die Mittel gegeben, um als Fürstin zu leben. Er hat Ihnen dies Palais mit seinen glänzenden Meubles, er hat Ihnen seine Equipagen und Brillanten vermachet, aber Meubles sind keine Landgüter, von deren Renten man leben kann, und um Equipagen zu halten, muß man Menschen und Pferde ernähren. Sie können freilich das Hôtel und die Brillanten verkaufen, und werden dafür einige hunderttausend Gulden erhalten. Das ist genug für eine Privatperson, um davon eine recht hübsche und glänzende Existenz zu führen, aber es ist sehr wenig, um davon einen fürstlichen Hausstand zu bestreiten und mit dem Glanz und Eclat, der Ihrer Schönheit und Ihrer Stellung gebührt, in der großen Welt auftreten zu können. Mein Bruder hat dies Alles vorgesehen, und hat uns daher den Weg einer Verständigung eröffnen wollen, indem er uns anheimgiebt, uns über eine Pension zu einigen. Ich frage Sie also, wie viel verlangen Sie? Wie hoch muß die Summe sein, für welche Sie mir Ihren Trauerschleier, Ihr Wittwenthum und Ihre Titel verkaufen wollen? Denn Sie können wohl denken, Madame, daß es nicht in meinem Willen liegt, Sie wirklich öffentlich als meine Frau Schwägerin auftreten zu lassen, und eine — Mariane Meier unter die Ahnenbilder meines Hauses aufzunehmen. Sagen Sie mir also Ihren Preis, Madame.

Mariane schaute ihn an mit flammenden Augen und zorngerötheten Wangen. Herr Fürst von Reuß, sagte sie stolz, Sie werden die Südin Mariane Meier unter die Ahnenbilder Ihres Hauses aufnehmen, und Sie werden es dulden müssen, daß die Welt mich Ihre Schwägerin nennt. Ich bin es und ich werde Ihnen und der Welt beweisen, daß man nicht nöthig hat, unter einem fürstlichen Baldachin geboren zu sein, um fürstlich leben, fürstlich denken und handeln zu können. Mein Gemahl hat mich in dieser Stunde belohnt für Jahrelanges Leid und Jahrelange Demüthigung. Glauben Sie, daß mir die Belohnung feil ist für elendes Geld? Und wenn Sie mir Millionen böten, ich würde sie ausschlagen, wenn ich dafür eine namenlose, geschmähte und kleinliche Existenz führen sollte. Ich will lieber Hungers sterben als Fürstin von Reuß, denn in Reichthümern schwelgen als Mariane Meier. Dies ist mein letztes Wort, und jetzt, mein Herr, gehen Sie! Entweichen Sie dieses Zimmer nicht durch Ihre kalten, egoistischen Gedanken und Ihre weltklugen Berechnungen! Ehren Sie die Ruhe des Todten und die Trauer der Lebendigen. Gehen Sie!

Sie wandte sich stolz von ihm ab und neigte sich wieder über die Leiche. Wie sie ihr Haupt über sie lehnte, sank ihr schwarzer Schleier mit leisem Rauschen über ihrem Antlitz nieder und hüllte sie und die Leiche wie in dunkle Nebelschatten ein, so daß beide Gestalten wie in Eine zu verschweben schienen.

Der Fürst fühlte ein unheimliches Frösteln seine Gestalt durchrieseln, und die Nähe des Todten genirte ihn.

Ich will Sie jetzt in Ihrer Trauer nicht stören, Madame, sagte er, nach der Leichenseier werden hoffentlich Ihre Thränen verstreuen, und dann werde ich meine Rechtsanwälte zu weiteren Unterhandlungen zu Ihnen senden.

Er verneigte sich und eilte dem Ausgang zu. Mariane schien weder seine Worte gehört, noch sein Gehen bemerkt zu haben. Sie lehnte immer noch über der Leiche ihres Gemahls, und die schwarze Wolke verhüllte sie und ihn.

IX.

Der achtzehnte Brumaire.

Neuigkeiten aus Frankreich! rief der Kriegsrath Genz, mit athemloser Hast in das Bouboir Marianen's eintretend. Wissen Sie schon, was geschehen ist? Haben Sie schon gehört, Mariane, mit welcher That Frankreich dieses Jahrhundert abgeschlossen hat?

Mariane blickte mit einem feinen, seltsamen Lächeln in das erregte Antlitz des Freundes. Neuigkeiten seltsamer Art müssen es sein, sagte sie, da sie sogar im Stande gewesen, den Träumer Friedrich Genz aus seinem politischen Schlaf zu wecken, und ihm wieder Interesse an den Welthändeln einzuflöszen. Nun, lassen Sie hören, was giebt es Neues in Frankreich?

Der General Bonaparte hat das Directorium verjagt und den Rath der Fünfhundert auseinander gesprengt.

Und das nennen Sie eine Neuigkeit? fragte Mariane achselzuckend. Sie erzählen mir da die Geschichte des neunten und zehnten November, oder wie die republikanischen Franzosen sagen, des achtzehnten und neunzehnten Brumaire, und Sie glauben, daß ich heute am Ende des December noch nichts davon erfahren habe? Mein Freund, die Thaten Bonaparte's bedürfen nicht eines Monats, um von sich reden zu machen, sie schwingen sich empor mit Adlersfittigen, und alle Welt sieht sie, weil sie aller Welt den Horizont verbüstem.

Aber Sie haben ja erst die Vorrede meiner Neuigkeit gehört, rief Genz ungeduldig. Ich zweifle nicht, daß Sie die Geschichte des achtzehnten Brumaire kennen, und daß Sie wissen, wie Frankreich sich an jenem Tage unter die Herrschaft dreier Consuln stellte, deren Einer der General Bonaparte war.

Die andern beiden sind Sieyes und Ducos, unterbrach ihn Mariane, ja, ich weiß das und ich weiß auch, daß Bonaparte's Bruder Lucian, der Präsident der gesetzgebenden Versammlung, als er die drei Consuln vereidete, zu ihnen sagte: „Das größte Volk der Erde ver-

traut Euch seine Schicksale an; das Wohl von dreißig Millionen Menschen, die Erhaltung der innern Ruhe und die Herstellung des Friedens ist Euer Auftrag. Nach drei Monaten erwartet Euch die öffentliche Meinung, um zu vernehmen, wie Ihr ihn erfüllt habt! *)

Nun, Herr Bonaparte hat diese Frist ein wenig abgekürzt, sagte Geng, er hat die öffentliche Meinung nicht drei lange Monate warten lassen wollen, oder vielmehr, er behauptet, daß die öffentliche Meinung ihn nicht habe so lange warten lassen wollen, daß sie vielmehr es sei, welche ihn berufen habe zum Herrscher von Frankreich!

Zum Herrscher von Frankreich? fragte Mariane erstaunt. Bonaparte hat sich zum König gemacht?

Ja, zum König unter einem andern Namen; er hat sich zum ersten Consul auf zehn Jahre wählen lassen! Ah, er wird es schon verstehen, diese zehn Jahre abzukürzen, wie er die drei Monate abgekürzt hat!

Und diese Nachricht ist sicher? fragte Mariane sinnend.

Sicher und gewiß; Am fünfundzwanzigsten December ist Bonaparte zum ersten Consul erwählt und die neue Verfassung in Frankreich proclamirt worden. Ein schönes Weihnachtsgeschenk, das Frankreich da der Welt gemacht hat. Eine Schachtel mit Drachenzähnen, aus der geharnischte Kriegerschaaren hervorgehen werden! Freilich giebt sich der erste Consul jetzt das Ansehen, Europa den Frieden bringen zu wollen. Er hat an alle Höfe Gesandte mit Versicherungen seiner Freundschaft und Friedensliebe gesandt, und diese schon im Voraus geschickt, so daß sie an demselben Tage, an welchem er in Paris zum ersten Consul proclamirt ist, auch schon die Nachricht dieser Ernennung bringen können. Auch in Berlin ist ein solcher Friedensbote des Generals eingetroffen, und er hat uns alle diese neuen, überraschenden Nachrichten gebracht.

Wie heißt dieser Friedensbote des modernen Kriegsgottes? fragte Mariane.

Er hat seinen Adjutanten, den General Duroc, gesandt; gestern ist dieser in Berlin eingetroffen und heute schon, bei der großen Soirée

*) Histoire du Consulat et de l'Empire. Par A. Thiers. Vol. I. pag. 16.
Müßbach, Napoleon. 1. Bb.

der Königin, erschien er als der gefeierte Gast des Hofes. Oh, meine Freundin, mein dummes deutsches Herz bäumte sich auf vor Zorn, wie ich sah, mit welcher Zuverlässigkeit und freundschaftlichen Güte man diesem Franzosen entgegentrat, während deutsche Männer von Genie, Verdienst und Talent im Schatten stehen müssen, und weder der König noch die Königin ihre Existenz zu ahnen scheinen. Da war der Graf Hardenberg und der edle Oberpräsident Westphalens, Herr von Stein; sie standen unbeachtet in einer Fensternische und blickten traurig auf das Königspaar, das in der Mitte seines Hofes dem Franzosen schön that; da war Blücher und Scharnhorst, welche Niemand bemerkte, obwohl ihre preussischen Uniformen nicht minder glänzend waren als die des französischen Herrn; und da war endlich ich, Friedrich Geng, ich, der nur auf ausdrücklichen Wunsch und Befehl der Königin bei diesem Hoffest erschienen war und dessen Anwesenheit sie jetzt ganz und gar vergessen hatte, obwohl Quatieri sie drei Mal daran erinnerte, daß ich da sei und nur gekommen, weil die Königin es also befohlen. Aber was kümmerte es die schöne Majestät, ob ein deutscher Schriftsteller vergeblich auf ein Lächeln ihrer Huld, einen gnädigen Wink ihres Hauptes warten müsse! Der Franzose war eine viel wichtigere Erscheinung als wir Alle! Dem Franzosen zu Liebe hatte selbst die Dame Etiquette, Frau Oberhofmeisterin von Boß, verstummen müssen, und man empfing den einfachen Adjutanten des ersten Consuls, als wäre er ein bevollmächtigter Gesandte, während er doch nur als Unterhändler einer Privat-Person kam. Man bat ihn, von den Schlachten an den Pyramiden, den Schlachten vom Berge Tabor und von Aboukir zu erzählen, und der ganze Hof lauschte mit einer Andacht, als sei es das Evangelium einer neuen Zeit, das der Adjutant Bonaparte's verkündete. Wenn er inne hielt in seinen Erzählungen, richtete die Königin mit ihrem bezauberndsten Lächeln immer neue Fragen an ihn und pries die Großthaten des Generals Bonaparte, als sei er der Messias, welcher gekommen, die Welt zu erlösen von den Uebeln des Krieges! Genug, er hatte einen vollkommenen Succes, und zuletzt wußte er selber diesem durch eine geschickte Wendung noch den höchsten Glanz zu verleihen. Die Königin erzählte Herrn Duroc von unsern deutschen Sitten, und daß heute bei uns der

Tag der allgemeinen Geschenke und der allgemeinen Liebesgaben sei, die man unter den brennenden Tannenbaum lege, und mit denen man sich gegenseitig überrasche. Da wandte sich Duroc an den König und sagte mit seiner unausstehlichen französischen Liebenswürdigkeit: „Sire, wenn heute der Tag der allgemeinen Geschenke in Deutschland ist, so habe ich heute zu allererst den Muth, im Namen des ersten Consuls und Generals Bonaparte eine Bitte an Ew. Majestät zu richten und Sie um ein Geschenk zu ersuchen, wenn anders Ew. Majestät mir dazu die Erlaubniß ertheilen wollen.“ — Der König natürlich ertheilte ihm die Erlaubniß und Duroc fuhr fort: „Sire, das Geschenk, um welches ich Ew. Majestät im Namen des ersten Consuls ersuchen soll, ist eine Büste des großen Königs Friedrichs des Zweiten! Der erste Consul hat jüngst die Statuen in der Dianen-Galerie der Tuileries gemustert; es sind da die Statuen von Cäsar und Brutus, von Coriolan und Cicero, von Ludwig dem Vierzehnten und Carl dem Fünften, aber der erste Consul vermifste die Statue Friedrichs des Großen, und er hält die Sammlung der Heroen alter und neuer Zeit für unvollständig, so lange ihr Friedrich der Große fehlt! Sire, ich wage es also, im Namen Frankreichs um das Geschenk einer Büste Friedrichs des Großen zu bitten.“ *)

Sehr geschickt, in der That, sagte Mariane lächelnd, diese Republikaner scheinen sehr gute Hofmänner zu sein.

Ja, sehr geschickt, rief Genz, der ganze Hof war selig und voll Wonne über diese ungeheure Schmeichelei, über diese Anerkennung, welche das große Frankreich dem kleinen Preußen zollte; mich aber hielt's nicht länger in diesen Sälen bei den hundewedelnden Deutschen und ich stürzte fort, um Ihnen meine Wuth, meine Scham und meinen Kummer zu klagen. Oh, meine Freundin, was soll aus Deutschland werden und wie werden alle diese Wirren enden! Das Verderben steht vor uns, und wir sehen es nicht, und wir rennen dem Abgrund zu und müssen eine Beute werden dieses Frankreichs, dieses Wolfs im Schaafskleide, das uns so lange streicheln wird, bis es uns verschlingen kann!

*) Historisch.

So höre ich Sie gern, rief Mariane freudig, das ist wieder der Freund meiner Seele, der da zu mir spricht! Hören Sie, Freund, auch ich habe Ihnen Neuigkeiten mitzutheilen, und wundern Sie sich nicht, daß ich mit meinen kleinen persönlichen Interessen Ihnen auf Ihre großen politischen Nachrichten antworte. Aber es ist doch ein Zusammenhang darin, und das werden Sie bald erfahren. Hören Sie also die Neuigkeiten, die mich betreffen!

Ja, Mariane, sagte Geng, vor ihr niederknieend und sein Haupt an ihre Kniee lehrend, ja, erzähle mir von Dir, meine schöne Zauberfee, lulle meine politischen Schmerzen ein wenig ein mit dem Wunderlied, das wie ein frischer Born der Liebe von Deinen purpurrothen Lippen sprubelt. Oh, meine schöne Fürstin, wenn ich jetzt empor schaue in Dein strahlend helles Angesicht, so überkommt mich eine glühende Scham, daß ich die schönen Momente, die ich neben Dir war, entweihen konnte durch solche abgeschmackte Klagelieder deutscher Kannegießerei. Was haben wir Beide mit der Politik zu schaffen, was kümmert es uns, ob Deutschland zu Grunde geht? *Après nous le déluge!* Uns gehöre die Seligkeit der Stunde!

Mariane spielte lächelnd mit ihren von Brillanten funkelnden, schlanken Fingern in seinem Haar und schaute mit einem wunderfamen Ausdruck zu dem Knieenden nieder.

Schwärmer, sagte sie, bald begeistert für die Politik, bald für die Liebe, und zu jeder Stunde bereit, der einen um der andern willen untreu zu werden! Hören Sie meine Neuigkeiten! Mein Streit mit meinem Herrn Schwager, Heinrich XV., ist beendet, wir haben uns geeinigt!

Und ich hoffe, meine kluge und geistvolle Mariane hat diesmal ihr stolzes, kühnes Herz bezwungen und hat endlich auch ein wenig ihren Vortheil bedacht, rief Geng. Wenn man so schön, so strahlend ist wie Mariane Meier, bedarf man keines Fürstentitels, denn die Schönheit erhebt Dich zur Fürstin der Welt, aber man bedarf des Reichthums, um seiner Schönheit auch die Macht zu einen, und sie mit dem goldfunkelnden Purpurmantel zu schmücken. Nun, meine Königin, bist Du wieder Mariane Meier und nebenher eine Millionairin?

Thor, rief sie stolz, Thor, zu glauben, ich würde wieder zurückziehen in die Judengasse und mich zum Gespötte meiner neidischen Freunde machen. Nein, mein Freund, um eine Rolle in der Welt spielen zu können, genügt nicht das Geld und die Schönheit allein, sondern man bedarf auch der Titel und des Ranges, denn dies ist das Zauberwort, welches uns die Pforten der Königspaläste aufthut und uns in die Reihen der Bevorrechteten und Unnahbaren stellt. Ich, mein Freund, ich will meine Rolle spielen in der Welt und daher bedarf ich der Titel. Aber freilich, ich bedarf auch des Reichthums, und so habe ich durch ein kluges Arrangement mir Beides gesichert. Da meinen hochfürstlichen Verwandten der kleine Splitter in meinem jüdischen Auge als ein gar so großer Balken für ihre Wappen erscheint, nun so habe ich nachgegeben und entsage dem Titel einer Fürstin von Reuß, aber ich bleibe deshalb doch eine Prinzessin und eine Durchlaucht. Der Fürst, mein Herr Schwager, hat mich zur Herrin und Besitzerin einer schönen und ansehnlichen Herrschaft gemacht, deren Ertrag sich auf zwanzigtausend Thaler jährlicher Revenuen beläuft, dafür überlasse ich ihm die Familienbrillanten, dies Hôtel, die Equipagen mit dem Reuß'schen Wappen, die Pferde und Livréen und endlich den Titel und Namen einer verwittweten Fürstin von Reuß.

Und bist nun, wie alle Feen in den Zaubermährchen, ein Wunderkind ohne Namen und Stand, das aber goldene Sonnen und blizende Sterne aus seinen schneeweißen Händen über die Menschheit ausstreut?

Nein, ich bin keine Namenlose, ich nenne mich nach meiner Herrschaft Eibenberg, ich bin von heute an die Prinzessin Mariane von Eibenberg, als solche anerkannt vom deutschen Kaiser selber. Da, auf dem Tische liegt die vom Kaiser selber unterzeichnete Urkunde. Der Fürst hat sie mir heute als Weihnachtsgeschenk gebracht. Jetzt, mein Freund, soll mein Leben erst beginnen, ich habe Reichthum, Schätze und einen glänzenden Namen. Die arme verachtete Jüdin, die Tochter des Ghetto ist eingezogen in den Palast der Aristokratie, ist eine Prinzessin geworden.

Und ich will der Erste sein, welcher Dir huldigt als seiner Fürstin und Herrin, rief Geng, der Erste, welcher sich Deinen Vasallen nennt.

Komm, meine Fürstin, laß mich das süße Joch auf meinen Rücken nehmen, laß meine Stirn den Boden berühren, auf dem Du wandelst, setze Deinen Fuß auf meinen Nacken, damit ich die süße Last Deiner Herrschaft fühle.

Und sein Haupt niederbeugend, daß seine Stirn den Boden berührte, setzte er ihren kleinen, seidenbeschuhten Fuß auf seinen Nacken. Mariane ließ es geschehen und blickte mit einem stolzen triumphirenden Lächeln zu ihm nieder.

Zu meinen Füßen sollst Du liegen, Friedrich Geng, sagte sie, aber ich will Dich doch zu mir emporziehen an meine Seite, Du sollst neben mir stehen, gleichberechtigt, berühmt und groß, wie es Deinem Genius ziemt! Genug jetzt der Ländeleien und der Zärtlichkeiten, mein Freund, wir Beide haben große Ziele zu verfolgen, und groß und ernst muß daher unser Sinn sein. Komm, erhebe Dich von Deinen Knien, mein Basall, Du sollst der Herr sein neben mir, und wir Beide zusammen wollen die Welt regieren.

Sie zog ihren Fuß von seinem Nacken fort, aber Geng nahm ihn in seine beiden Hände und küßte ihn. Dann erhob er sich rasch von seinen Knien und stand hochaufgerichtet, ernst und fast zürnend vor ihr.

Du hast mir oft gesagt, daß Du mich liebst, sagte er, aber das ist eine Lüge gewesen, Du verstehst die Liebe nicht, Dein Herz ist kalt und Deine Sinne schweigen, nur Dein Stolz spricht.

Möglich, daß Du Recht hast, sagte sie, aber dann liebe ich Dich mit meinem Stolz und meinem Geist, und das ist immerhin auch etwas werth! Ich will Dich anerkannt, geehrt und mächtig wissen, ist das nicht auch Liebe?

Nein, es ist Hohn! rief Geng schmerzlich. Es ist Bosheit, denn Du siehst es, ich bin ein armer verachteter Mensch ohne Geld, ohne Ruhm, ohne Rang, ein kleiner Kriegsrath, vor dem jeder Geheimrath den Vortritt hat und den seine Gläubiger Tag um Tag verfolgen, wie der Geier die arme Taube, welcher die Flügel beschnitten sind!

Aber die Flügel sollen Dir wachsen, damit Du den Geiern ent-

rinnst, rief Mariane, damit Du als Adler Dich empor schwingst über die Erbärmlichkeiten der Welt und ihr gebietest. Die Zeit des Träumens und des Wartens ist vorüber, mein Freund, die Zeit des Handelns und der Thaten muß für alle Geister beginnen! Vor zwei Jahren fragte ich Dich, wie heute, ob Du Deine Dienste Oesterreich weihen, ob Du Dir dort, wo man Dein Genie schätzen und belohnen würde, nicht Deinen Ruhm und Dein Glück suchen wollest. Weißt Du noch, was Du mir damals antwortetest?

Ja, ich weiß es, rief Geng mit einem spöttischen Lachen, ich war ein solcher Thor, daß ich Deine Anerbietungen zurückwies, daß ich hier in Berlin bleiben und abwarten wollte, ob mein preussisches Vaterland nicht meiner Kräfte und meiner Dienste bedürfe, ob man hier nicht Gebrauch machen könne von meinen Talenten und meiner Feder. Und so habe ich wieder zwei Jahre meines Lebens vergeudet und nur meine Schulden sind gewachsen, nicht aber mein Ruhm!

Weil Du ein Schwärmer warst, der auf Anerkennung in Preußen hoffte und meinte, dieser gute König, der sein Volk gern glücklich machen möchte, aber vor nichts mehr Angst hat, als vor energischen Entschlüssen, würde es Dir außerordentlich Dank wissen, daß Du ihn ermahnt habest, seinem Volk die Pressfreiheit zu geben und überhaupt Freiheit und Gleichheit in seinen Staaten einzuführen! Glaubst Du noch immer, daß Friedrich Wilhelm der Dritte das thun wird?

Nein, er wird es nicht thun, rief Geng schmerzlich, nein, dieser König versteht die neue Zeit nicht, und statt ihr einen Schritt voranzugehen, wird er immer einen Schritt hinter ihr zurückbleiben, und viel Unheil und Verderben wird daraus für Preußen erwachsen. Ich habe lange genug gewartet und gehofft, jetzt ist die Zeit der Gebuld und des Wartens vorüber, und so sage ich mich heute am Ende des Jahrhunderts los von meinem kleinen Vaterlande, um der Bürger und Sohn eines größern Vaterlandes zu werden! Ich höre auf, ein Preuße zu sein, um ein Deutscher zu werden, und da Preußen meine Kräfte nicht verwenden konnte, will ich sehen, ob Deutschland sie brauchen kann. Sei Du, meine schöne Mariane, die Priesterin, welche den Schwur empfängt, den ich auf dem Altar meines Vaterlandes niederlege! *Ja*

schwöre, Deutschland alle meine Kräfte und Talente zu weihen, ich schwöre es, meinem großen Vaterlande ein treuer und dienstbereiter Sohn zu sein!

Ich habe Deinen Schwur gehört, Friedrich Gengz, und ich nehme ihn an im Namen Deutschlands! sagte Mariane feierlich. Du sollst ein Kämpfer sein für Deutschlands Ehre und für Deutschlands Recht, nur daß Du statt des Schwertes mit der Feder kämpfen sollst.

Aber wo werden sich mir die Pforten zu meinem Kampf-Turnier öffnen? fragte Gengz sinnend.

In Oesterreich, rief Mariane rasch, der Kaiser von Deutschland erwartet Dich, den Sohn Deutschlands, der Kaiser von Deutschland ruft Dich, damit Du Deinem Vaterlande dienen und nützen sollst. Ich habe den Auftrag, Dir das zu sagen. Der neuernannte österreichische Gesandte, Graf Stadion, hat mir diesen Auftrag ertheilt, er hat mich ermächtigt Dich für Oesterreich, das heißt, für Deutschland zu gewinnen! Denn glaube mir, Deutschlands Wohl ist jetzt allein in Oesterreich, nicht in Preußen zu finden!

Nein, nicht in Preußen, rief Gengz schmerzlich. Hier schließt man seine Augen, um das Schreckniß nicht zu sehen, welches unaufhaltsam zu uns herandrängt und bald sich wie eine Lawine über Deutschland dahinrollen wird, um uns alle zu verderben, wenn wir nicht mit klugem Auge die Gefahr berechnet und ihm Dämme entgegen gestellt haben! Hier bewundert man Bonaparte, und sieht in ihm nur den Heros, während ich in ihm den Tyrannen wittre, der uns knechten will mit seiner revolutionairen Freiheit und seiner Jacobinermütze, welche auch nur eine Krone ist, aber von anderer Gestalt! Ich hasse diesen Bonaparte, denn ich hasse die Revolution, die sich spreizt mit der Phrase der Freiheit und unter diesem Deckmantel doch nichts weiter ist, als ein bluttriefender Despot, der den Menschen nicht einmal das Recht der freien Meinung gönnt, und den Gedanken, der ihm nicht gefällt, auf das Schaffot jagt! Ich hasse die Revolution, ich hasse Bonaparte, und dann hasse ich jede Tyrannei, und ich werde sie bekämpfen, so lange ich lebe!

Und ich werde als Dein treuer Schildknappe an Deiner Seite

bleiben und Dir die Pfeile spizen, welche Du auf den Feind abschließen willst, rief Mariane mit glühender Begeisterung. Wir Beide ziehen nach Wien, zum Dienste Deutschlands. In Wien soll sich uns ein neues Jahrhundert und ein neues Vaterland aufthun! Dort werden sich mir, Dank meinen Titeln, meinem Rang und meinen Connerionen, alle Pforten öffnen, und die Südin Mariane Meier, Prinzessin Eibenberg, wird selbst die Gemächer des Kaisers und der Kaiserin nicht verschlossen finden, sondern sie werden sich ihr aufthun als einem geehrten und willkommenen Gast, denn ich bin eine vom Kaiser erschaffene Prinzessin und die Freundin der Kaiserin, Victoria von Poutet Collorebo, ist auch meine Freundin. Und wohin ich gehe, sollst auch Du gehen, mein Freund, und die Pforten, die sich mir öffnen, sollen auch Dir nicht verschlossen bleiben! Mir öffnen sie mein Rang, Dir Dein Genie! Komm, laß uns einen Bund schließen, laß uns schwören, fest und unerschütterlich zu einander zu stehen, einander zu halten und zu schützen, und jeden Schritt, den wir vorwärts thun, gemeinschaftlich zu gehen.

Oh, meine edle, großmüthige Freundin, rief Genz schmerzlich, wie zartfünnig Du Deine Protection zu verhüllen trachtest. Ich habe Dir in diesem Bunde nichts zu bieten, denn ich würde alle Thüren verschlossen finden, wenn Du sie mir nicht öffnest. Ich habe keinen Rang, kein Geld und keine Freunde bei Hofe!

Nun, so protegire ich jetzt Dich, damit in einer spätern Zeit Du mich protegirtest, sagte Mariane. Laß uns schwören, unsere Wege gemeinschaftlich zu gehen!

Ich schwöre es bei Allem, was mir heilig ist, rief Genz, ich schwöre Dir und Deutschland treu zu bleiben mein Leben lang, ich schwöre Dir zu folgen auf allen Deinen Wegen, Dir zu dienen, wo und wie ich kann, Dich zu lieben bis zu meinem letzten Athemzug!

Der Bund ist geschlossen, sagte Mariane feierlich. Von nun an wollen wir gemeinschaftlich kämpfen, gemeinschaftlich unser Ziel verfolgen. Es ist unsere eigene Größe und die Größe Deutschlands! Das Vaterland ist in Gefahr, sehen wir zu, ob wir Beide nicht ein wenig zu seiner Rettung beitragen können, ob es nicht unserer Hände

und unsers Kopfes zu seiner Hilfe bedarf, und wenn wir dabei auch für uns einige Lorbeeren, Ehrentitel, Ordensbänder und Schätze gewinnen können, so wären wir Thoren, sie unbenutzt liegen zu lassen!

Ja, Du hast Recht, rief Geng lächelnd, wir wären Thoren das zu thun; und Du hast auch Recht, das Vaterland ist in Gefahr, und das neue Jahrhundert wird für Deutschland anbrechen mit einer blutigen Morgensonne, und mit furchbarem Kanonendonner wird dies neue Jahrhundert uns wecken aus unserm Schlaf! Wir aber wollen nicht warten, bis der Donner uns weckt, wir wollen schon jetzt wach sein und um uns schauen, und an dem Blitzableiter arbeiten, den wir dem hereinbrechenden Gewitter entgegen setzen wollen, auf daß seine Blitze machtlos an ihm herniederfahren, und nicht Deutschland zerschmettern! Ein unablässiger Kämpfer will ich sein gegen die Revolution, und nie soll meine Feder, welche mein Schwert ist, rasten in diesem Kampf. Von dieser Stunde höre ich auf, der kleine preussische Kriegsrath Friedrich Geng zu sein, von dieser Stunde an will ich mich bestreben, der große politische Schriftsteller Deutschlands zu werden. Möge der Genius Deutschlands mir dazu seinen Segen verleihen!

Amen! rief Mariane. Möge der Genius Deutschlands uns und das neue Jahrhundert segnen! Amen!

Fünftes Buch.

Der Frieden von Lunéville.



I.

Johannes Müller.

Der Minister, Baron von Thugut, ging mit heftigen Schritten in seinem Cabinet auf und ab. Sein Antlitz, sonst immer von einer undurchdringlichen Kälte und Ruhe, zeigte sich heute heftig bewegt, seine buschichten, weißen Augenbrauen waren dicht zusammen gezogen, und unter ihnen hervor warfen seine Augen zuweilen zornige Blitze auf diese Depesche, welche auf seinem Schreibtisch lag und die eben ein Courier vom General Melas aus der Lombardei gebracht hatte.

Wieder eine Schlacht verloren, murmelte er, wieder diesem Bonaparte einen neuen Lorbeerkranz auf sein trotziges Haupt gesetzt! Dieser Mensch wird mich noch wahnsinnig machen mit seinem unerschämten Glück! Zu denken, daß er bei Marengo schon besiegt war, so sicher besiegt, daß General Melas Befehl gab zur Verfolgung des Feindes und nach Alessandria ritt, um da behaglich zur Nacht zu essen. Dieser Melas ist ein Esel, der nur seinen Braten witterte, nicht aber den General Dessaix, der mit seinen Truppen kam, uns den schon gewonnenen Sieg wieder zu entreißen und uns statt des Sieges eine furchtbare Niederlage bei Marengo zu bereiten.*) Kurzsichtige Narren alle, unsere Feldherren und Generale, vom lächerlich gefeierten Erzherzog Carl an bis zum General Schwarzenberg, und wie sie alle heißen mögen, diese Herren mit den goldenen Epaulettes und der decorirten Brust und den leeren Köpfen. Ich traue Keinem von ihnen! In der Stunde der Ge-

*) Die Schlacht bei Marengo fand am 14. Juni 1800 statt.

fahr sowohl als des Glückes verlieren sie Alle die Besonnenheit, verscherzen dadurch die Siege und machen die Niederlagen nur um so größer. Rede mir Keiner mehr von den Erzherzögen als Heerführern. Habe den Erzherzog Carl glücklich beseitigt und hoffe, daß der Erzherzog Johann uns bald auch eine so tüchtige Niederlage bereiten werde, daß wir ihn so gut wie seinen Bruder bei Seite schieben können. Es ist niemals gut, — nun, — unterbrach er sich in seinem Selbstgespräch, indem er einen zornigen Blick auf den eintretenden Geheim-Secretair Hublitz warf, — nun, was kommen Sie, ungerufenen Weise mich zu stören?

Excellenz verzeihen, sagte Hublitz demüthig, aber Excellenz hatten mir Befehl gegeben, Sie sogleich zu benachrichtigen, wenn der Herr Custos von der Hof-Bibliothek, den Excellenz herbeschrieben, anlangen würde.

Und jetzt ist er da? fragte Thugut.

Ja, Excellenz, der Herr Hofrath Müller wartet im Vorzimmer.

So laß ihn eintreten, sagte Thugut, nach der Thür winkend.

Hublitz hinkte hinaus und wenige Minuten später erschien der Angekündigte auf der Schwelle der Thür. Es war eine kleine schwächliche Gestalt mit krummem Rücken, den indeß nicht die Last der Jahre, sondern die Last der Gelehrsamkeit, der durchwachten Nächte, des ruhelosen Studirens so gebeugt hatte. Sein Haupt, nach der Mode damaliger Zeit mit einer Perrücke geschmückt, die sich hinten in einem zierlich gewundenen Zopf endigte, war ein wenig vornüber geneigt. Seine hohe Stirn verrieth den Denker, seine großen Augen strahlten von Gemüth und Seele, seine nicht schönen aber anmuthsvollen Züge waren übergossen von einem fast rührenden Ausdruck unendlicher Milde und Sanftmuth, und seine schmalen Lippen umspielte stets ein wohlwollendes Lächeln.

Dieses Lächeln verschwand indeß jetzt, als er die kleinen stechenden Augen des Ministers auf sich ruhen fühlte. Schweigend, den Hut in der Hand, blieb er an der Thür stehen, nur hob er sein Haupt etwas höher empor und seine Blicke richteten sich mit einem ruhigen, stolzen Blick auf den Minister hin.

Sie sind der Hofrath Johannes Müller? fragte Thugut nach einer kleinen Pause mit etwas barschem Tone.

Ja, ich bin Johannes Müller, sagte dieser, und das Rächeln umspielte jetzt schon wieder seine Lippen. Ich danke Ew. Excellenz für diese wohlthätige und heilsame Frage.

Was meinen Sie damit? fragte Thugut verwundert. Warum nennen Sie meine Frage wohlthätig und heilsam?

Weil sie eine gute Lehre in sich schließt, Excellenz, und weil sie mich benachrichtigt, daß Diejenigen Unrecht haben, welche aus mißverständener Gutherzigkeit mir einreden möchten, daß ich eine bekannte Persönlichkeit sei, und daß Jedermann in Wien mich kenne. Es ist allemal unglücklich, wenn ein Schriftsteller von Zeit zu Zeit an seine Kleinheit und Unbedeutendheit erinnert wird, denn das bewahrt ihn vor Hochmuth, und der Hochmuth ist allemal das erste Symptom geistigen Rückschritts.

Thugut heftete seine Augen mit einem grollenden Ausdruck auf das Antlitz des Gelehrten. Wollen Sie mir eine Lehre geben? fragte er heftig.

Nicht im Geringsten, Excellenz, sagte Johannes Müller ruhig, ich wollte nur meinen Dank motiviren. Und jetzt erlauben mir Ew. Excellenz wohl die Frage: Welchem Umstand verdanke ich die Ehre, zu Ew. Excellenz gerufen zu sein?

Run, ich wollte Sie kennen lernen, Herr Hofrath, sagte Thugut, ich wollte nicht länger der einzige Wiener sein, welcher den berühmten Geschichtschreiber der Schweiz und des „Fürstenbundes“ nicht von Angesicht gesehen hat. Sie sehen, mein Herr, ich kenne wenigstens Ihre Werke, wenn ich auch Ihre Person nicht kannte.

Und an letzterer hatten Excellenz gar nichts zu gewinnen, es ist nicht eine Bekanntschaft, die sich der Mühe verlohnt, sagte Müller sanft. Wir Leute aus der Studirstube wissen weniger mit der Zunge als mit der Feder zu sprechen, und unser Schreibtisch allein ist unsere Rednerbühne.

Und da sind Sie ein gar großer und mächtiger Redner, mein

Herr Hofrath, rief Thugut mit dem Tone einer offenen und herzlichsten Anerkennung.

Ueber das sanfte Antlitz Müller's flog ein freudiger, überraschter Ausdruck, und er richtete seine Augen mit einem innigen, dankbaren Blick auf den Minister.

Thugut fing diesen Blick auf. Sie wundern sich, daß ich Sie so wahr zu schätzen weiß, fragte er, und doch Jahre hingehen ließ, ohne Sie zu mir zu bitten? Ich bin ein armer, viel beschäftigter, viel geplagter Mann, und die unselige Politik läßt mir keine Ruhe, um mich mit der Literatur zu beschäftigen.

Wenigstens nicht mit der deutschen Literatur, sagte Müller rasch, aber Jedermann weiß, daß Ew. Excellenz ein tiefer Kenner der orientalischen Sprachen ist und diese, trotz seiner ungeheuren Geschäfte, dennoch treulich pflegt.

Jetzt lächelte Thugut und seine harten Züge nahmen einen milderen Ausdruck an. Johannes Müller hatte, vielleicht ohne es zu wollen, die Saite berührt, welche Thugut's Ohr am lieblichsten tönte, er hatte ihm mit seinen gelehrten, orientalischen Studien geschmeichelt.

Nun, sagte er, Sie sehen, daß ich auch für die deutsche Literatur lebhaftes Interesse habe, denn ich ließ Sie zu mir bitten, und Sie sind ein deutscher Schriftsteller und zwar der berühmtesten Einer! Nun, mein Herr, lassen Sie uns offen und ohne Umschweife zu einander reden, wie es zweien Männern der Wissenschaft geziemt. Vergessen wir gegenseitig unsere Würden und Titel, und lassen Sie uns eine vertrauliche Unterredung mit einander haben. Kommen Sie, mein Herr, setzen wir uns auf diese beiden Lehnstühle, und reden wir zu einander wie deutsche Männer, das heißt, offen und frei! Niemand ist hier, der uns hört, und ich gebe Ihnen mein Ehrenwort, daß Niemand ein Wort von dem erfahren soll, was wir Beide hier reden! Bllige Unverantwortlichkeit und Straflosigkeit für Alles, was in dieser Stunde hier gesprochen wird. Sind Sie damit zufrieden und versprechen Sie mir, ganz aufrichtig zu sein?

Ich verspreche es, Excellenz, ich werde alle Ihre Fragen der

Wahrheit gemäß beantworten. Das heißt, so viel als die Wahrheit bekannt ist.

Und so viel als es überhaupt eine Wahrheit giebt, rief Thugut achselzuckend. Jedes Ding hat seine zwei Seiten, und beide sind wahr, je nach dem Standpunkt, von welchem man sie anschaut. Sie selber, mein Herr, haben zwei Seiten, und gar wunderbarlich contrastiren diese mit einander. Sie sind ein Schweizer und schildern in Ihren Werken die Habsburgischen Fürsten mit einer Begeisterung, wie keiner unserer einheimischen Schriftsteller. Sie sind ein Republikaner und dienen doch der Monarchie, deren Formen Ihnen recht wohl zu gefallen scheinen, Sie sind ein orthodoxer Reformirter, und haben doch die Keifen der Päpste und die Briefe zweier Domherren geschrieben, Sie sind ein Gerechter und haben doch sogar an dem tyrannischen König Ludwig XI. von Frankreich gute und lobenswerthe Eigenschaften entdeckt. Nun sagen Sie mir, mein Herr, welches ist Ihre wahre Seite und was sind Sie eigentlich?

Ich bin ein Mensch, sagte Johannes Müller sanft, ich fehle und irre, wie Menschen pflegen, und mein Herz schwankt hin und her, wenn auch nicht mein Kopf. Mit meinem Kopf sehe ich über allen Parteien und über allen individuellen Gesinnungen, und darum kann ich die Keifen der Päpste und die Gespräche zweier Domherren schreiben, obwohl ich, wie Ew. Excellenz sagen, ein orthodoxer Reformirter bin, und darum kann ich die Habsburger loben und der Monarchie dienen, obwohl ich ein Republikaner bin. Aber mein Herz steht nicht über den Parteien, mein Herz liebt die Menschheit und erbarmt sich ihrer Schwächen, und darum kann es an Ludwig XI. von Frankreich noch lobenswerthe Eigenschaften entdecken, denn in dem schlechten König verfolgt es immer noch die Spur des Menschen, den die Natur gut geschaffen.

Das sind die Ansichten Jean Jacques Rousseau's, rief Thugut verächtlich, aber diese Ansichten passen nicht für die Welt und das Leben; wer den Menschen Vortheile abgewinnen will, der muß vor allen Dingen auf ihre schlechten Eigenschaften speculiren und diesen schmeicheln. Mit rein tugendhaften Menschen zu verkehren, ist lang-

weilig und fruchtlos, aber zum Glück giebt es deren auch sehr Wenige. Ich könnte solche Tugendexemplare gar nicht gebrauchen, und statt sie zu bewundern, würde ich sie zu vernichten suchen. Wer mir ein willkommenes Werkzeug sein soll, der muß entweder einen Flecken auf sich haben, an dem ich bei dem geringsten Ungehorsam den Mann, wie den Mailäfer am Faden, packen und zu mir zurückziehen kann, oder er muß so beschränkt sein, daß er mich nur nothdürftig versteht, und auf keinen Fall mich errathen und durchschauen kann.*)

Dann muß ich hoffen, Ew. Excellenz niemals ein willkommenes Werkzeug zu sein, sagte Müller ernst.

Sind Sie Ihrer Tugend so sicher? Sind Sie Sich keines Fleckens bewußt? fragte Thugut.

Wenn Gesinnung Tugend ist, ja, dann bin ich meiner Tugend sicher, sagte Müller ruhig. Ich werde meiner Gesinnung niemals untreu werden und hoffentlich niemals einen Flecken auf meinem Gewissen haben!

Wer kann's wissen, rief Thugut lachend, es ist Mancher schon zum Mörder geworden, der sich scheute, einen Wurm zu zertreten, und Mancher zum Meineidigen, der heilig schwur, niemals eine Unwahrheit auszusprechen. Aber wozu die Sentenzen und das Philosophiren! Ich liebe es, gerade auf mein Ziel loszugehen und meine Gedanken klar und bestimmt auszusprechen. Hören Sie also, was ich von Ihnen will! Sie sind ein feiner Kopf, ein großer Geschichtschreiber, ein tiefer Gelehrter, und Sie verkümmern zwischen den Bücherschränken Ihrer Hofbibliothek. Der größte Gerichtschreiber des Jahrhunderts ist nichts weiter als der Custos einer Bibliothek und hat einen Chef über sich, dem er gehorchen muß, obwohl er ihn vielleicht übersieht. Das ist eine Stellung, welche Ihrer nicht angemessen ist, oder sagen Sie selbst, fühlen Sie Sich befriedigt in derselben?

Johannes Müller lächelte traurig. Wer kann denn sagen, daß er sich befriedigt fühle? fragte er. Ich bin vielleicht ein schlechter Custos,

*) Thugut's eigene Worte. Siehe: Hormayr Lebensbilder aus dem Befreiungskriege. I. 322.

und es ist deshalb, daß der Hofbibliotheks-Präfect Herr von Jenisch mir nicht wohl will und jede Gelegenheit ergreifen muß, um mich zu kränken. Ein deutscher Gelehrter ist niemals noch ein unabhängiger Mann gewesen, denn es fehlt ihm gewöhnlich dazu das Nothwendigste, es fehlt ihm der Reichthum!

Sie sind also nicht reich? fragte Thugut mit blihenden Augen.

Ich bedarf meines Gehaltes, um existiren zu können! Die Wissenschaften schmücken wohl, aber sie ernähren nicht!

Ich will Sie erlösen aus Ihrer untergeordneten Stellung, sagte Thugut rasch, Sie sollen unabhängig, frei und reich werden. Sie sind ein Thor, daß Sie mit Ihrem Ruhm und Ihrer Feder sich so lange unter Bücherstaub vergraben haben. Das Leben, die Geschichte fordert Sie und hält Ihnen ihre ehernen Tafeln hin, damit Sie auf denselben schreiben sollen! Schreiben Sie also, schreiben Sie die Geschichte der Gegenwart, machen Sie Sich zu einem Organ der Zeit, wirken Sie durch Ihre Schriften für die Erhaltung der Regierung, der Sitten und Ordnung. Vertheidigen Sie mit Ihrem weitklingenden Wort diesem superklugen, schreienden, erbärmlichen Volk gegenüber die Handlungen der Regierung, und Sie sollen eine vollkommen genügende, glänzende Stellung und ein Gehalt von viertausend Gulden haben. Sie schweigen? Sie haben Recht, überlegen Sie meinen Vorschlag wohl! Ich biete Ihnen ein glänzendes Loos! Ich will Sie zum Geschichtschreiber der Gegenwart machen, zum Geschichtschreiber unserer Zeit. Sie loben und anerkennen ja überall so gern, nun, mein Herr, loben und anerkennen Sie, was wir thun. Helfen Sie mir wenigstens den Zeitgenossen und der Nachwelt ein wenig blauen Dunst vorzumachen, und ich will Ihnen dafür eine glänzende Wirklichkeit schaffen. Ein guter Titel, ein glänzendes Gehalt, und außerdem bezahlen wir Ihre Schulden!

Ah, Ew. Excellenz wissen, daß ich Schulden habe, und Sie glauben, das sei der Faden, mit dem Sie mich wie den Maitäfer nach Sich ziehen können? fragte Müller lächelnd. Der Geschichtschreiber der Gegenwart zu werden ist mir ein willkommener und ehrender Auftrag und ich gestehe Ew. Excellenz, daß ich dazu schon manches Capitel in

meinem Kopfe ausgearbeitet, auch mit der Specialgeschichte Oesterreichs mich schon vielfach in meinen Gedanken beschäftigt habe. Es wäre mir lieb, wenn Ew. Excellenz mir erlauben wollten, Ihnen davon einige Stellen aus meiner Geschichte Oesterreichs aus dem Kopf zu recitiren. Ew. Excellenz könnten sich dadurch am Besten überzeugen, ob ich auch in der That fähig und berufen bin, eine so glänzende Stellung einzunehmen, wie Excellenz sie mir bieten, und ob ich ein so hohes Gehalt verdiene.

Nun denn, halten Sie mir einen kleinen Vortrag aus Ihrer Geschichte Oesterreichs. Ich bin sehr begierig etwas zu hören!

Und Ew. Excellenz sind Ihres Wortes eingedenk, daß für Alles, was hier in dieser Stunde unter uns gesprochen wird, Straflosigkeit und Unverantwortlichkeit herrschen soll?

Ich bin meines Wortes eingedenk, und ich schwöre Ihnen, daß Ihre Worte ungehört von Andern in diesem Zimmer verhallen sollen, daß ich selber mich ihrer nur dann erinnern will, wenn ich Sie dafür belohnen muß! Ich schwöre Ihnen außerdem, daß ich Sie ruhig und gelassen anhören will bis zu Ende!

Ich danke Ew. Excellenz, sagte Johannes Müller sich leicht verneigend. Ich möchte Ew. Excellenz jetzt ein Capitel recitiren, das ich über die Literatur Oesterreichs zu schreiben wünschte! Da wende ich meine Blicke rückwärts und schaue hin auf die Tage Maria Theresia's und Joseph's des Zweiten. Sie Beide liebten die Literatur, die Wissenschaft und die Künste und pfl egten sie und huldigten ihnen. Joseph verjagte die Finsterniß aus seinen Staaten und sprach das große Wort: Der Geist soll frei sein! Und der Geist ward frei! Er regte sich mächtig in allen Künsten, die Dichter erhoben ihre Stimme, die Gelehrten sandten ihre Studien in die Welt und arbeiteten mit mächtiger Hand an der Aufklärung und der Bildung des Volkes. Der Geist riß die Grenzen nieder, welche die beschränkte Furcht zwischen Oesterreich und dem übrigen Deutschland aufgerichtet hatte, und die großen neuerstandenen Dichter Deutschlands waren jetzt auch die Dichter und das Eigenthum Oesterreichs. Oesterreich nannte Lessing und Klopstock seine Dichter, es schwärmte gleich dem übrigen Deutschland für Schiller's

Räuber und weinte über Werthers Leiden, es entzückte sich an Wielands Poesien, lernte Herder's klaren Geist lieben, und Jean Paul's Schriften forderten es zum Lernen und zum Nachdenken auf. Es war eine schöne Zeit, Excellenz, denn es war ein junges Volk in Oesterreich auferstanden, und das nährte sich an den Brüsten einer jungen Literatur!

Und sog an diesen Brüsten den revolutionairen Geist und den Hochmuth des Selbstdenkens ein, unterbrach ihn Thugut rauh.

Johannes Müller schien ihn nicht gehört zu haben und fuhr fort: Joseph der Zweite starb; kaum ein Jahrzehnt ist seitdem vergangen, und was hat dieses Jahrzehnt aus Oesterreich gemacht? Der Geist ist wieder eingezwängt in die alten Fesseln, der Censor mit seiner Scheere hat sich wieder aufgestellt neben dem Grenzpfahl Oesterreichs, die Mauer ist wieder aufgerichtet, welche Oesterreich von Deutschland trennt. Alles ist jetzt wieder verdächtig geworden, sogar das Nationalgefühl des Oesterreichers, sogar sein Haß gegen fremdes Joch und fremde Bedrückung! In diesem Haß selbst steht man die Möglichkeit einer Empörung, einen oppositionellen Geist, denn man sieht, daß das Volk nicht mehr schläft, sondern daß es wacht und denkt, und der Gedanke an sich ist schon eine Opposition. Jede Begeisterung für irgend einen Mann, der von der Freiheit und Unabhängigkeit Deutschlands gesprochen, gilt für eine gefährliche Kundgebung, und man ächtet und verbannt die edelsten Männer, bloß weil das Volk sie liebt und von ihnen Großes hofft und erwartet. Das Volk soll immer nur schlafen, gehorchen und schweigen, es soll sich für nichts begeistern, nichts lieben, nichts wünschen und nichts denken. Es soll keine Helden haben, denen es anhängt, denn der Glanz der Helden möchte den Kaiser verdunkeln, und der Ruf der Liebe klingt wie der Ruf zur Empörung!

Sie wollen da von den Erzherzogen Carl und Johann sprechen, sagte Thugut ruhig. Es ist wahr, ich habe den Erzherzog Carl bei Seite geschoben, denn seine Popularität beim Heer und beim Volk ist ungeheuer, und mußte dereinst dem Kaiser gefährlich werden. Wir müssen siegen mit Werkzeugen, nicht mit Helden; diese sind sehr unbe-

quem, denn sie empfangen nicht dankbar ihren Lohn, als eine Gnade, sondern sie nehmen und fordern ihn trotzig, als ihr Recht! Der Kaiserthron muß umgeben sein von Helden, aber diese Helden müssen niemals den Kaiserthron überragen wollen. Verzeihen Sie diese Anmerkung zu Ihrem Capitel, und sprechen Sie weiter.

Man schiebt die Helden des Schwertes bei Seite, fuhr Johannes Müller fort, aber man schont auch nicht den Helden des Gedankens, welcher die Literatur heißt! Man will die Literatur beschimpfen und schänden, da man sie nicht ganz und gar morden kann, man schleppt sie umher in den Höhlen unwürdiger Censoren, und verstümmelt sie um ihre schönsten Glieder und den prangendsten Schmuck ihrer Gedanken. Man fürchtet sich vor dem Geiste und darum möchte man ihn abtöbten. Es kann aber eine Regierung wohl manchmal Fehler begehen, nur muß sie niemals zeigen, daß sie sich fürchtet, denn die Furcht macht zugleich lächerlich. Und lächerlich wär's, wenn's nicht zum Weinen wäre, was die Furcht der Regierung für Verfolgungen gegen die Literatur erfunden hat. Von den herrlichsten Werken des Geistes, von Gibbon, Robertson, Hume und andern großen Geschichtschreibern sind ganze Bände verboten, und nicht Einer unserer deutschen Dichter, weder Göthe, noch Schiller, noch Herder, Wieland, Lessing und Jean Paul, die nicht verpönt, geächtet wären im deutschen Oesterreich. Ueberall wittert die Furcht und das schlechte Gewissen Anspielungen, Beziehungen und Hindeutungen. Die Geschichte ist daher von der Bühne verbannt, denn die Geschichte der Vergangenheit zeigt immer mit drohendem Finger auf die wunden Stellen der Gegenwart hin! Shakspeare's König Lear ist verboten, damit das Publikum nicht glauben lerne, es verlören die Fürsten im Unglück den Kopf; Hamlet, Richard der Dritte und Macbeth dürfen nicht gegeben werden, damit die Menschen sich nicht etwa an die Absetzung und Ermordung von Kaisern und Königen gewöhnen möchten. Schillers Maria Stuart gilt für eine Anspielung auf Maria Antoinette, Wallenstein und Tell sind verboten, weil sie Revolutionen und militairische Meutereien provociren. Der Kaufmann von Venedig darf nicht dargestellt werden, weil er zu einem Subentumult Veranlassung geben könnte, und in Rabale und

Liebe von Schiller hat man den Präsidenten von Kall in einen bürgerlichen Vicecomes umgewandelt, damit die Achtung vor dem Adel und dem Beamtenthum ungeschwächt erhalten bleibe. Schurken und Betrüger darzustellen ist wohl erlaubt, aber sie dürfen niemals von Adel sein, und wenn man Ideale darzustellen sucht, so müssen sie entweder Fürsten, Grafen oder Polizeidirectoren sein. *) Denn heiliger noch als das Fürstenthum ist die heilige Polizei, die große Behüterin der Regierung, die große Denunciantin des Volks, welchem man Alles entzieht, jeden geistigen Genuß, jeden freien Aufschwung verbittert, und von dem man dennoch verlangt, daß es glücklich sein, seine Regierung lieben und ihr anhängen soll in Treue! Wenn man das Volk zu Sklaven erniedrigt, so muß man auch gewärtig sein, daß diese Sklaven alles Gefühl für Ehre und Recht verlieren, sich willig von Dem erkaufen lassen, der ihnen den meisten Flitter bietet, und es am besten mit goldenen Versprechungen zu verführen versteht! — Ich bin zu Ende, Excellenz, sagte Johannes Müller hochaufathmend, ich habe Ihnen mein ganzes Capitel über die Literatur Oesterreichs vorgetragen, und ich danke Ihnen, daß Sie mich bis zu Ende gehört haben. Jetzt haben Ew. Excellenz allein zu entscheiden, ob Sie mich für die mir zugedachte ehrenvolle Stellung würdig halten. Ich bin gern bereit sie anzunehmen, die Geschichte der Gegenwart in diesem Sinne weiter zu schreiben, und werde es dankbar erkennen, wenn Ew. Excellenz mir dafür Ihren Schutz und ein Jahrgeld von viertausend Gulden geben wollen!

Thugut schaute ihm mit einem langen Blick voll Hochmuth und Verachtung tief in das erglühte Angesicht. Mein Lieber, sagte er nach einer langen Pause, mein Lieber, ich habe mich in Ihnen geirrt, denn ich hielt Sie für einen scharfen Kopf und einen starken Geist, und jetzt sehe ich, daß Sie nur ein gemüthlicher Schwachkopf sind, der von Idealen träumt, und dem eines Tages seine Ideale in das grade Gegentheil umschlagen, und zu Gespenstern werden müssen, vor denen Sie scheu zurückbeben werden! Sie werden nicht immer der Freiheits-

*) Formayr: Lebensbilder. I. S. 337.

schwärmer bleiben, der Sie jetzt sind, und der stolze Republikaner wird eines Tages sich vielleicht in einen gehorsamen Tyrannen-Diener umwandeln. Sie haben mich vorher gar stolz verächtelt, daß Sie keinen Flecken auf Ihrem Gewissen haben; nun denn, Sie haben einen Flecken auf Ihrem Charakter, und bei dem hätte ich Sie fassen müssen, Sie sind eitel! Ich hätte nicht versuchen sollen, Sie mit Geld zu bestechen, sondern mit Schmeicheleien, und ich würde reussirt haben. Ich hatte aber eine zu gute Meinung von Ihnen! Ich glaubte, Sie besäßen einen starken Geist, der das Nächste, Nothwendigste erfassen, und das Zweckmäßige und Nützliche dem Idealen vorzuziehen vermöge. Sie sind aber, obwohl von Geburt ein Schweizer, ein rechter deutscher Träumer, und ich hasse die Träumer! Gehen Sie, mein Herr, bleiben Sie Custos der Hofbibliothek, führen Sie Ihre Cataloge, aber bilden Sie Sich niemals ein, daß Sie mit Ihrer schwachen Hand in das Rad der Geschichte und der Begebenheiten eingreifen können; das Rad würde Ihnen bloß Ihre Hand und Ihr bißchen Ruhm zermalmen, und Sie wie eine ausgepreßte Citrone zur Seite schleudern. Leben Sie wohl!

Er wandte Johannes Müller den Rücken und stellte sich an's Fenster, bis das leise Zuschlagen der Thür ihn überzeugte, daß der Gelehrte ihn verlassen habe.

Narr, sagte er dann, sich wieder dem Zimmer zuwendend, ein echter deutscher gelehrter Narr! Will mir Moral predigen! Mir!

Und ganz erheitert von dem Gedanken, lachte Thugut laut auf. Dann schellte er heftig und befahl dem eintretenden Kammerdiener sogleich den Wagen vorfahren zu lassen.

Eine Viertelstunde später verließ der Minister die Staatskanzlei, um, wie er es jeden Abend zu thun pflegte, sich nach seiner Gartenwohnung in der Währingergasse zurückzuziehen. Die Straßen, durch welche er kommen mußte, waren mit Menschen angefüllt, welche mit verbissenem Grimm sich erzählten von der neuen Niederlage der Oesterreicher bei Marengo, und mit lauter Stimme einander zuschrien, daß der Minister Thugut allein das Unglück Oesterreichs verschulde, daß *Er allein es sei*, welcher den Frieden verhindere. Und mit immer

größerer Erbitterung umringte das Volk den wohlbekannten Wagen des Ministers, und immer lauter und größerer schrie es: Wir wollen keinen Krieg! Wir fordern Frieden! Frieden!

Thugut lag behaglich zurückgelehnt in die Sammetkissen seines Wagens. Er schien das Geschrei des Volkes gar nicht zu hören, es gar nicht seiner Beachtung werth zu halten, nur als das Loben immer ärger ward, als das Volk in seiner Erbitterung mit Steinen und Schmutz nach seinem Wagen warf, da richtete sich Thugut einen Moment empor, um mit verächtlichen Blicken hinaus zu schauen. Dann lehnte er sich wieder in seinen Wagen zurück, und murmelte mit einem Ausdruck unbeschreiblicher Geringschätzung: Canaille!*)

II.

Der Sturz.

Immer neue Schreckensbotschaften waren in Wien eingetroffen, immer neue Unglücksfälle hatten das Heer getroffen, und dem großen Sieg von Marengo war jetzt zu Ende des Jahres der Sieg von Hohenlinden gefolgt.**) Er hatte den Oesterreichern mehr als zwölftausend Verwundete und Tödtete und fünfzig Geschütze gekostet, er hatte ihnen außerdem den letzten Rest von Muth und Hoffnung geraubt. Niemand glaubte jetzt mehr an die Möglichkeit eines Erfolges, Niemand hatte mehr den Muth, das Schwert heben zu wollen, um gegen den vordringenden Feind das Vaterland zu vertheidigen.

Selbst Thugut, der Unererschütterliche und Standhafte, fühlte sich

*) Hormayr: Lebensbild. I. S. 320.

***) Die Schlacht von Hohenlinden, in der Moreau den Erzherzog Johann besiegte, fand am 3. Dezember 1800 statt.

beunruhigt von so viel Schlägen des Schicksals, und ein düsteres, rachfüchtiges Grollen war in ihm.

Er fühlte, daß es da eine Macht gäbe, die stärker noch sei als sein Wille, und dies Gefühl machte ihn rasend vor Zorn. Mit finstern Antlitz, mit fest auf einander gepreßten Lippen saß er an seinem Schreibtisch, die düstern Blicke auf die vor ihm liegenden Papiere geheftet, welche der eben angekommene Courier aus dem Lager gebracht hatte. Es waren schlimme Nachrichten; sie erzählten von Oesterreichs ungeheuren Verlusten, von dem Uebermuth des Siegers, welcher die österreichische Forderung um Waffenstillstand nur unter der Bedingung bewilligt habe, daß man ihm die Festungen Ulm, Ingolstadt und Philippsburg überliefern solle, und man hatte sich in die traurige Nothwendigkeit gefügt, um Zeit zu gewinnen und ein neues Heer zu sammeln. Denn immer noch war Thugut's Troß nicht gebrochen, immer noch wollte er nicht in diesen Frieden willigen, den ganz Oesterreich, den auch der Kaiser so dringend begehrte.

Nein, nein, keinen Frieden, murmelte er, als er jetzt die Papiere gelesen hatte, wir wollen weiter kämpfen und sollten wir uns unter den Trümmern Oesterreichs begraben müssen! Ich hasse dieses demagogische Frankreich, und ich werde mich niemals herbeilassen, ihm in Frieden die Hand zu bieten. Wir werden weiter kämpfen, und Niemand soll es wagen, mir von Frieden zu sprechen!

Ein leises Klopfen an der Thür, die in den Salon führte, unterbrach ihn in seinem Selbstgespräch, und auf sein barsches Herein erschienen sein Kammerdiener in der geöffneten Thür.

Excellenz, sagte er schüchtern, die Herren Grafen Colloredo, Saurau und Lehrbach sind so eben vorgesahren und bitten um Audienz.

Nicht ein Zug in seinem Angesicht verrieth Thugut's Ueberraschung, und mit vollkommen ruhiger Stimme befahl er dem Diener, die Herren sofort einzuführen. Dann schritt er selbst hastig der Thür zu, um ihnen entgegen zu gehen. Eben erschienen sie in der Thür, voran der Graf Colloredo, der kaiserliche Minister des Hauses, hinter ihm Graf Saurau, der Polizeiminister, und Graf Lehrbach, der Minister ohne Portefeuille. Thugut umfaßte die drei Gestalten mit einem einzigen

prüfenden Blick, er sah, daß der gutmüthige Graf Colloredo eine ängstliche furchtsame Miene hatte, daß Graf Lehrbach's wilde Augen glänzten wie die eines Tigers, der eben sein Opfer zerfleischen will, daß Graf Saurau, der sonst so undurchbringliche Diplomat, seinen Lippen erlaubte, sich mit einem triumphirenden Lächeln zu schmücken. Mit dem sichern Tact, der Thugut niemals verließ, erkannte er an dem verschiedenen Ausdruck dieser drei Physiognomien die Veranlassung zu diesem unerwarteten Besuch und sofort war sein Entschluß gefaßt. -

Er empfing die drei Herren mit einer freundlichen Begrüßung und reichte dem Grafen Colloredo seine Hand dar, um ihn zu einem Fauteuil zu führen. Die Hand Colloredo's war kalt und zitterte, und Thugut sagte zu sich selber: Er ist beauftragt, mir eine sehr schlimme Botschaft zu bringen, und er ängstigt sich.

Ev. Excellenz wundern sich ohne Zweifel, daß wir zu so unerwarteter Stunde Sie belästigen, sagte Graf Colloredo mit bebender Stimme, nachdem alle vier Herren Platz genommen.

Nein, ich wundere mich gar nicht, sagte Thugut gelassen, vielmehr sind die Herren Minister meinen Wünschen nur zuvorgekommen. Ich war eben im Begriff, Sie zu einer Berathung zu mir einzuladen, denn es sind sehr schlimme Nachrichten von unserer Armee eingetroffen. Wir haben bei Hohenlinden eine Schlacht verloren, der Erzherzog Johann ist besiegt worden!

Und Moreau hat den Inn bereits überschritten und rückt jetzt gen Wien vor, sagte Graf Lehrbach mit einem höhnißchen Grinsen. Sie haben Sich ein wenig verrechnet in Ihren Siegeshoffnungen, Herr Minister.

Ja, wirklich, Sie haben sich verrechnet, mein lieber kleiner Baron, sagte Graf Saurau, die letzten Worte stark betonend.

Thugut heftete auf ihn einen vollen lachenden Blick. Ei, ei, sagte er, wie zärtlich wir heute sind und wie uns der Schnabel gewachsen ist, mein lieber kleiner Graf. Sie scheinen wenig gerührt von dem Unglück des Vaterlandes, denn Ihr Gesicht glänzt wie das eines jungen Hahns, der eben einen Rivalen von seinem Strohhaufen fortgebissen hat. Das muß aber ein recht dummer alter Hahn gewesen sein, der sich mit Ihnen in einen Kampf eingelassen! — Nun, mein lieber und verehrter

Graf Colloredo, lassen Sie uns von Geschäften sprechen! Wir sind bei Hohenlinden unterlegen und Moreau rückt vorwärts gen Wien. Das sind zwei Thatsachen die sich nicht bestreiten lassen! Aber wir werden uns von diesen Schlägen erholen, wir werden Moreau eine neue Armee entgegenstellen, und sie wird Revanche nehmen!

Indeß, Excellenz, das ist nur eine Hoffnung, und sie kann uns abermals täuschen, rief Colloredo ängstlich. Der Kaiser, mein gnädiger Herr, hat keinen rechten Glauben mehr an unsere Siege, wenn wir nicht einen tüchtigen, bewährten Feldherrn an der Spitze unsers Heeres haben, einen Feldherrn, dem das Heer und das Volk gleichmäßig vertraut.

Geben wir dem Heer also einen solchen Feldherrn, sagte Thugut gelassen, rufen wir sofort den Erzherzog Carl als Oberfeldherrn an die Spitze der Armee und geben ihm den Oberbefehl!

Ah, es freut mich, daß Sie einverstanden sind, rief Graf Colloredo freudig, denn der Kaiser hat mich so eben beauftragt, zu seinem erlauchtem Bruder zu gehen und ihn im Namen des Kaisers zu bitten, die Oberbefehlshaberstelle wieder anzunehmen.

Nun, er wird sich erbitten lassen, sagte Thugut lächelnd, denn das Commandiren und Herrschen ist immer eine gar angenehme Beschäftigung, und Mancher wäre gern bereit, seinen Wohlthäter und Freund zu verrathen, wenn ihm das zu Macht und Ansehen verhelfen könnte. Sind Sie nicht auch der Meinung, mein lieber, kleiner Graf Saurau? Ah, Sie wissen gar nicht, wie ich Sie liebe! Sie sind die Puppe, die ich mir groß gezogen und gepflegt, und die ich mir zu einem Manne nach meinem Herzen erziehen wollte! Es ist meine Schuld nicht, daß Sie kein Mann geworden, sondern immer nur eine Maschine geblieben sind, die von fremder Hand gelenkt werden muß. Hüten Sie sich nur, mein Lieber, daß Sie niemals in ungeschickte oder schlechte Hände fallen, sonst sind Sie verloren, trotz Ihrer Geschmeidigkeit und Flugsamkeit. Aber Sie haben da einen würdigen Freund neben sich, den edlen, herrlichen Grafen Lehrbach. Wissen Sie wohl, mein lieber Graf Lehrbach, daß es böswillige Menschen giebt, welche es oft versuchen wollten, Sie bei mir zu verdächtigen, welche mir einflüstern wollten, Sie seien mein Nebenbuhler und strebten ganz offenkundig danach, mich

zu verdrängen, und statt meiner Minister zu werden? Wahrhaftig, diese ängstlichen Menschen gingen so weit, mich alles Ernstes vor Ihnen zu warnen!

Und haben Ew. Excellenz ihnen darauf keine Antwort gegeben? fragte Graf Lehrbach lachend.

Parbleu, ob ich es nicht gethan habe? sagte Thugut. Ich habe den Warnern allzeit erwidert: Dem Grafen Lehrbach brauche ich nicht den Hals zu brechen, er thut es schon selber. Ich liebe es, Jemanden voranzustellen, den ich alle Zeit hängen lassen kann.*)

Aber Sie haben nicht berechnet, daß dieser Jemand, den Sie sich voranstellen, vielleicht rückwärts langen könnte, um Ihnen das Vergnügen zu bereiten, welches Sie ihm vorbehalten wollten, rief Lehrbach mit einem schmetternden Lachen.

Wahrhaftig, es ist wahr, sagte Thugut naiv, ich hätte mich doch vor Ihnen fürchten und es bemerken sollen, daß Sie einen Nagel in Ihrem Kopf tragen, an dem man ganz bequem aufgehängt werden kann! Aber meine Freunde, wir halten mit unsern Scherzen den Grafen Colloredo auf, und Sie wissen, daß er zum Erzherzog eilen muß, um uns einen Oberfeldherrn zu erbitten, der den Frieden mit Frankreich unterschreibt. Denn ich denke, wir werden jedenfalls Frieden machen.

Wir werden Frieden machen, vorausgesetzt, daß wir die Bedingungen erfüllen, welche Bonaparte uns hat stellen lassen! sagte Colloredo schüchtern.

Ah, er hat Bedingungen gemacht, und diese sind, statt an mich, an den Kaiser gegangen? fragte Thugut.

Die Depeschen waren an mich, als den ersten Kabinetminister, adressirt, sagte Graf Colloredo bescheiden. Die erste dieser Bedingungen ist, daß Oesterreich und Frankreich Frieden machen, ohne England zu den Verhandlungen zuzuziehen.

Und die zweite Bedingung glänzt mir von der Stirn des Grafen Lehrbach entgegen, sagte Thugut gelassen. Herr Bonaparte verlangt,

*) Thuguts eigene Worte. Formayr Lebensbilder. I. 332.

daß ich aus dem Ministerium ausscheide, weil mein Ausscheiden ihm eine Gewähr der aufrichtigen Friedensliebe sein wird. *) Ist es nicht so?

Es ist so, nur will der Kaiser in dankbarer Anerkennung der wichtigen und langjährigen Dienste, welche Ew. Excellenz dem Staat gewidmet, diese Bedingung nicht erfüllen, und nicht den Anschein der Undankbarkeit auf sich laden.

Oesterreich und mein Kaiser fordern ein Opfer von mir, sagte Thugut feierlich, ich bin bereit es zu bringen. Ich werde sogleich an Se. Majestät den Kaiser schreiben und ihn um meine Entlassung aus dem Staatsdienst ersuchen.

Graf Colloredo seufzte schmerzlich, Graf Saurau lächelte, und Graf Lehrbach schaute Thugut mit dem Lachen einer Hyäne in's Gesicht.

Und wissen Sie, wer Ihr Nachfolger sein wird? fragte der Letztere.

Mein Lieber, ich werde keinen Nachfolger haben, sondern nur einen Nachtreter, und das werden Sie sein, sagte Thugut stolz. Aber ich gebe Ihnen mein Wort, daß Sie mit dieser Arbeit nicht lange belästigt werden sollen. Ich werde jetzt sofort mein Gesuch an den Kaiser aufsetzen, und bitte ich diese Herren, die Güte zu haben, es dem Kaiser zu übergeben!

Er ging, ohne ein Wort zu sagen, zu seinem Schreibtisch, und warf hastig einige Zeilen auf das Papier, das er dann siegelte und couvertirte.

Haben Sie die Güte, Herr Graf Colloredo, dies dem Kaiser zu übergeben, sagte er.

Graf Colloredo nahm es mit der einen Hand und zog mit der andern ein versiegeltes Papier aus seinem Busen hervor. Und hier, Excellenz, sagte er, hier habe ich die Ehre, Ihnen das Antwortschreiben Sr. Majestät zu überreichen. Der Kaiser, Ihren edlen hingebenden Patriotismus kennend, war im Voraus überzeugt, daß Sie bereit sein würden, sich auf dem Altar des Vaterlandes zu opfern, und er war, obwohl betrübten Herzens, entschlossen, das Opfer anzunehmen. Der Kaiser bewilligt Ihnen die Entlassung aus dem Staatsdienst, welche Sie begehren, und der Graf Ludwig Cobenzl, welcher heute noch nach

*) Hüffer: Deutsche Geschichte II. 324.

Luneville abgehen soll, um dort mit dem Bruder des ersten Consuls, mit Joseph Bonaparte, die Friedensconferenzen zu eröffnen, wird zugleich die Nachricht von diesem Ministerwechsel mitnehmen. Herr Graf Lehrbach, ich habe die Ehre, Ihnen im Namen des Kaisers dieses Schreiben zu überreichen, in welchem Se. Majestät Sie zum Staatsminister der innern Angelegenheiten ernennt.

Er reichte dem Grafen Lehrbach ein Schreiben, das dieser hastig erbrach und mit gierigen Blicken durchslog.

Und Sie, mein lieber kleiner Graf Saurau? fragte Thugut mit-leibig. Hat man Ihnen gar keinen Antheil an der Beute des Löwen bewilligt?

Oh doch, man hat mir den ehrenvollen Auftrag ertheilt, den guten Wienern die Freudenbotschaft mitzutheilen, daß Baron Thugut seine Entlassung erhalten hat, sagte Graf Saurau, und ich ziehe mich jetzt zurück, diesen Auftrag zu erfüllen.

Er grüßte Thugut mit einem raschen Kopfnicken, verneigte sich ehrfurchtsvoll vor dem Grafen Colloredo und verließ dann das Cabinet des Ministers.

Ich bin gerächt, murmelte er, indem er den Vorfaal durchschritt, jetzt wird dieser Schiffszimmermannssohn mich nicht mehr „seinen lieben, kleinen Baron“ nennen!

Und auch ich ziehe mich zurück, sagte Lehrbach mit einem gellenden Lachen, ich ziehe mich zurück um meine Vorkehrungen zu treffen, damit meine Meubles und Pferde schon morgen hierher in die Staatskanzlei gebracht werden können. Denn nicht wahr, Herr von Thugut, Sie ziehen noch heute hier aus?

Ja, ich ziehe aus, und Sie ziehen sich zurück, sagte Thugut, den Grafen mit einem stolzen Wink seiner Hand entlassend.

Graf Lehrbach eilte lachend hinaus, und Graf Colloredo blieb allein mit Thugut.

Und Sie? fragte Thugut, haben Sie mir gar keine Bosheit zum Abschied zu sagen?

Ich habe Ihnen Vieles zu sagen, aber keine Bosheiten, sagte Colloredo sanft. Ich habe Sie vor allen Dingen zu bitten, daß Sie

mir Ihre Freundschaft und Ihren Rath nicht entziehen, vielmehr mir nach wie vor beistehen wollen. Ich bedarf Ihres Rathes und Ihrer Hilfe mehr als jemals, und ich werde nichts thun ohne Ihren Willen.

Der Kaiser wird das nicht erlauben, sagte Thugut düster. Er wird verlangen, daß Sie jeden Verkehr mit mir abbrecen.

Im Gegentheil, flüsterte Colloredo, der Kaiser wünscht, daß Sie ihm und mir stets rathend zur Seite stehen, der Kaiser wünscht, daß Sie die Güte haben, mich täglich mit Ihrem Besuch zu erfreuen, um mit mir die Geschäfte zu besprechen, und Sie werden da, durch Zufall natürlich, auch Sr. Majestät begegnen, der den Rath Ihrer Erfahrung und Weisheit vernehmen will. Sie werden Minister bleiben, aber Incognito.

Ein Blitz der Freude schoß in Thugut's Augen auf, aber er unterbrückte ihn schnell wieder. Und werde ich da in Ihrem Hause auch zuweilen Ihrer Gemahlin begegnen, der schönen Gräfin Victoria? fragte er.

Victoria beschwört Sie durch meinen Mund, ihr zu vertrauen, und niemals an ihrer Freundschaft zu zweifeln. Dasselbe sage ich Ihnen von mir. Sie haben uns Beide so glücklich gemacht, mein lieber Baron, Sie sind der Vermittler einer Ehe gewesen, in der wir Beide, Victoria und ich, das höchste Glück der Erde gefunden haben, und nie werden wir aufhören, Ihnen dafür dankbar zu sein, nie werden wir außerdem Ihres Rathes entbehren können und wollen. Sie sind unser Kopf, wir sind Ihre Arme, und da der Kopf den Armen gebietet, so werden wir Ihnen allzeit gehorchen. Victoria beschwört Sie, ihr irgend etwas zu sagen, was Sie wünschen, damit Sie Ihnen sofort einen Beweis ihrer Dienstbereitschaft geben kann. Sie hat mir aufgetragen, dies zu fordern als einen Beweis Ihrer Freundschaft.

Nun denn, sagte Thugut lachend, ich nehme Ihr Erbieten und das der schönen Victoria an. Graf Lehrbach ist Minister und will morgen schon mit seinen Meubles in die Staatskanzlei einziehen. Lassen wir ihn morgen früh einziehen, aber im Laufe des Tages wird *der Kaiser gut thun, ihm seine Entlassung zu senden, denn Graf Lehr-*

bach ist nicht würdig, Staatsminister zu sein. Seine Hand ist besetzt mit dem Blut, das in Kaslatt vergossen worden, und die Hand eines Ministers muß rein sein.

Aber wen sollen wir alsdann statt Lehrbach's zum Minister ernennen?

Den Grafen Ludwig Cobenzl, denn er bietet Frankreich die beste Bürgschaft des Friedens.

Aber Graf Cobenzl soll ja nach Luneville gehen zur Friedens-Conferenz?

Lassen Sie ihn immerhin dahin gehen, und bis er zurückkehrt, mag der Graf Trautmannsdorf sein Ministerium interimistisch verwalten.

Ah, das ist wahr, das ist ein vortrefflicher Gedanke rief Colloredo freudig. Sie sind ein gar weiser und besonnener Staatsmann, und ich werde eilen, Ihre Rathschläge dem Kaiser mitzutheilen. Seien Sie überzeugt, daß Alles so geschehen soll, wie Sie es wünschen. Lehrbach bleibt bis morgen Mittag Minister, alsdann erhält er seine Entlassung, Graf Ludwig Cobenzl wird sein Nachfolger, und Graf Trautmannsdorf verwaltet interimistisch das Ministerium, bis Cobenzl von Luneville zurückkehrt. Nicht wahr, so soll es sein?

Ja, so soll es sein, sagte Thugut fast streng.

Aber damit ist noch nicht Victoria's Bitte erfüllt, sagte der Graf ängstlich, diese Dinge kann ich besorgen, aber auch Victoria wünscht Ihnen einen Beweis Ihrer Freundschaft zu geben.

Nun, ich bitte sie, mir und Ihnen Beiden einen kleinen Scherz zu bereiten, rief Thugut. Graf Lehrbach will morgen früh mit allen seinen Meubles in die Staatskanzlei einziehen. Ich bitte Victoria, dahin zu wirken, daß er schon morgen Abend mit allen seines Meubles wieder ausziehen muß, wie der ertappte Marder vom Taubenschlag.*)

*) Es geschah in der That so, wie Thugut es gewünscht hatte. Graf Lehrbach verlor schon am andern Tage sein kaum erlangtes Portefeuille wieder, und mußte die Meubles, die er am Morgen mit roher Eile in die Staatskanzlei geschafft hatte, schon am Abend desselben Tages wieder hinaus schaffen. Siehe: Lebensbilder aus dem Befreiungskriege. I. 339.

„Ah, das ist ein köstlicher Scherz, sagte Graf Colloredo lachend, und meine theure Victoria wird glücklich sein, Ihnen diese kleine Genußthuung gewähren zu können. Ich sage es Ihnen im Voraus, Graf Lehrbach wird morgen Abend ausziehen müssen. Aber jetzt, mein theuerster Freund, muß ich eilen, zum Erzherzog Carl zu reisen, der, wie Sie wissen, auf einem seiner Landgüter schmollt. Ich werde so gleich dahin reisen, und zwei Tage von Wien abwesend sein. Nehmen Sie sich indessen meiner Victoria als treuer Freund an.“

„Ich werde mich ihrer annehmen, wenn die Gräfin es mir gestatten will, sagte Thugut lächelnd, indem er dem Grafen Colloredo bis zur Thür begleitete.“

Dann schaute er ihm lange nach mit einem Ausdruck stolzer Geringschätzung. Die Narren bleiben, sagte er, und ich muß gehen! Aber nein, ich gehe nicht! Möge die Welt mich immerhin als einen abgesetzten Minister betrachten, ich bleibe dennoch Minister, ich werde herrschen durch meine Creaturen, durch Colloredo und Victoria. Ich bleibe Minister, so lange bis ich all dieser Erbärmlichkeiten satt und überdrüssig bin und mich zurückziehe, um mir selber zu leben.*)

*) Thugut trat wirklich für immer vom öffentlichen politischen Schauplatz ab, aber in der Stille bewahrte er sich immer noch seine Macht und sein Ansehen, und Victoria von Poutet Colloredo, die mächtige Freundin der Kaiserin Theresese blieb immer seine treue Anhängerin und Vertraute. Uebrigens jubelte ganz Wien über den Rücktritt Thugut's, der so lange mit tyrannischer Willkür den Kaiserstaat beherrscht hatte. Ein Beispiel seiner Willkür ist, daß man bei seinem Austritt 170 uneröffnete Etsafetten und über 2000 uneröffnete Briefe fand. Thugut las nur, was ihm der Mühe werth schien, alles Andere beachtete er gar nicht. Lebensbilder I. 327.

III.

Fanny von Arnstein.

Die junge Baronin Fanny von Arnstein hatte soeben ihre Morgentoilette vollendet und trat aus ihrem Ankleidezimmer in ihr Douboir, um einsam wie immer ihre Chocolate einzunehmen. Mit einem leisen Seufzer ließ sie sich auf den Fauteuil niedergleiten, und statt die Chocolate, die in silbernem Service vor ihr auf dem Tisch stand, zu trinken, lehnte sie ihr Haupt rückwärts an den Sessel und blickte träumerisch zur Decke empor. Zuweilen hoben tiefe Seufzer ihren Busen, zuweilen trieben die Gedanken, die ihre Seele und ihr Herz bewegten, auf ihre Wangen eine tiefe Röthe, die aber schnell wieder verschwand und der eine noch tiefere Blässe folgte.

Plötzlich ward sie durch ein leises schwächernes Klopfen an der Thür, die in das Empfangszimmer führte, aus ihrem Sinnen aufgeschreckt. Mein Gott, flüsterte sie leise, er wird es doch nicht wagen, so unangemeldet und früh hierher zu kommen?

Das Klopfen an der Thür erneuerte sich. Ich kann, ich will ihn nicht empfangen, murmelte sie, es ist besser, gar nicht mehr mit ihm allein zu sein. Ich will den Kiegel vorschieben und gar keine Antwort geben.

Mit leisen Tritten schwebte sie durch das Gemach nach der Thür hin, und eben war sie im Begriff, den Kiegel vorzuschieben, als das Klopfen zum dritten Mal ertönte und eine demuthsvolle weibliche Stimme fragte: Sind die gnädige Frau da und darf ich eintreten?

Ah, es ist nur meine Kammerfrau! flüsterte Frau von Arnstein, und hoch aufathmend, wie von einer drückenden Last befreit, öffnete sie selbst die Thür.

Nun, Fanchon, fragte sie mit ihrer sanften, lieblichen Stimme, was führt Sie her?

Gnädige Frau verzeihen, sagte die Kammerfrau, einen neugierigen Blick durch das Zimmer gleiten lassend, der gnädige Herr ließ mich

soeben rufen, er fragte mich, ob Ew. Gnaden schon aufgestanden und in Ihr Cabinet eingetreten seien, und als ich es bejahete, gab mir der gnädige Herr eine Bestellung an Ew. Gnaden, aber mit dem ausdrücklichen Befehl, dieselbe erst auszurichten, wenn die gnädige Frau Ihre Chokolade getrunken und dejeuner hätten; aber jetzt sehe ich, daß ich meine Bestellung noch nicht sagen darf, denn das Dejeuner steht noch unberührt da.

Nehmen Sie es fort, ich mag nichts essen, sagte Frau von Arnstein rasch. Und nun, Fanchon, sagen Sie mir Ihren Auftrag.

Fanchon näherte sich dem Tisch, und indem sie das silberne Plateau empor hob, warf sie einen Blick voll zärtlicher Besorgniß auf ihre bleiche, schöne Herrin.

Ew. Gnaden essen gar nicht, sagte sie schüchtern, seit acht Tagen nehme ich das Frühstück jeden Morgen unberührt wieder fort, und der Kammerdiener klagt, daß Sie auch beim Diner kaum die Speisen berühren, Ew. Gnaden werden sich krank machen und —

Lassen Sie gut sein, meine liebe Fanchon, unterbrach sie ihre Herrin mit einem sanften Lächeln, ich habe wenig Appetit, es ist wahr, aber ich fühle mich doch nicht krank, und ich will auch nicht krank werden! Sprechen wir nicht mehr davon, und richten Sie mir den Auftrag aus, den Ihnen der Baron gegeben.

Der Herr Baron lassen die gnädige Frau fragen, ob Sie ihm erlauben, daß er Ew. Gnaden sogleich seinen Besuch machen darf, und ob Ew. Gnaden den Herrn Baron hier in Ihrem Cabinet empfangen wollen?

Frau von Arnstein bebte zusammen und ein Ausdruck des Erstaunens flog über ihr Antlitz hin. Sagen Sie dem Herrn Baron, daß er willkommen ist und ich ihn erwarte, sagte sie dann ruhig; als aber Fanchon hinausgegangen war, flüsterte sie: Mein Gott, was bedeutet dies? Wozu dieser ungewohnte Besuch? Oh, meine Kniee zittern und mein Herz pocht so heftig, als ob es zerspringen wollte. Warum denn, was habe ich denn gethan? Was habe ich denn zu fürchten? Bin ich eine Verbrecherin, welche sich scheut, vor ihrem Richter zu erscheinen?

Sie sank wieder in ihren Lehnstuhl nieder und schlug ihre beiden Hände vor ihr erröthetes Angesicht. Nein sagte sie dann nach einer langen Pause, indem sie ihr Haupt wieder erhob, nein, ich bin keine Verbrecherin, und mein Gewissen ist von keiner Schuld belastet. Ich darf mein Auge frei zu meinem Gemahl und zu meinem Gott erheben. Ich habe bisher reblich gekämpft gegen mein eigenes Herz und ich werde auch ferner kämpfen. Ich — ah, er kommt, unterbrach sie sich selber, als sie im anstoßenden Salon Schritte vernahm, und mit einem Ausdruck ängstlicher Spannung richteten sie ihre Blicke nach der Thür hin.

Diese öffnete sich jetzt und ihr Gemahl, der Baron von Arnstein, trat ein. Sein Antlitz war bleich und zeigte den Ausdruck innerer Gemüthsbewegung, aber er begrüßte seine Gemahlin doch mit einem freundlichen Lächeln, und neigte sich, um die Hand zu küssen, die sie ihm schweigend dargereicht hatte.

Nicht wahr, Sie haben mich erwartet? fragte er. Sie wußten, noch bevor ich Fanchon zu Ihnen schickte, daß ich um diese Stunde kommen würde?

Fanny sah ihn erstaunt und fragend an. Ich gestehe, sagte sie verlegen, daß ich, bis Fanchon kam, nichts von Ihrem Besuch ahnte, und ich sage das nur, um mich zu entschuldigen, daß Sie mich im Negligée treffen.

Ah, Sie erwarten mich nicht! rief der Baron schmerzlich. Sie hatten also Alles vergessen? Sie dachten nicht daran, daß heute unser Hochzeitstag ist und daß fünf Jahre seitdem vergangen sind?

In der That, flüsterte Fanny verlegen, ich wußte nicht, daß gerade heute der Tag ist.

Sie fühlten die Last desselben alle Tage, und es war Ihnen daher, als ob sich dieser unselige Tag für Sie täglich erneuere! rief der Baron traurig. Verzeihen Sie mir meinen Ungehörigkeit und meine Klagen, fuhr er fort, als er sie erblickte und sich abwenden sah. Ich will sanft sein und Sie sollen sich nicht mehr über mich zu beklagen haben. Aber da Sie die Verabredung vergessen haben, welche wir vor fünf Jahren

getroffen haben, so erlauben Sie mir, sie Ihnen in's Gedächtniß zurückzurufen!

Er nahm einen Stuhl und setzte sich ihr gegenüber, und schaute sie an mit einem langen, traurigen Blick. Als ich Sie heute vor fünf Jahren zum Altar führte, sagte er weich, da waren Sie vielleicht weniger schön wie heut, weniger glänzend, weniger majestätisch, aber Sie waren heiterer, jugendmuthiger, obwohl Sie im Begriff waren, sich einem Manne, der Ihnen vollkommen gleichgültig war, zu vermählen.

Oh, ich habe nicht gesagt, daß Sie mir gleichgültig waren, sagte Fanny leise, nur kannte ich Sie nicht, und liebte Sie daher auch nicht!

Sie sehen, daß die Unbekanntschaft nicht allein der Grund war, sagte er schmerzlich lächelnd, denn jetzt, glaube ich, kennen Sie mich, und Sie lieben mich dennoch nicht! Aber sprechen wir von dem, was mich herführt, von der Vergangenheit! Sie wissen, daß Sie vor unserer Vermählung mir das Glück einer langen und vertraulichen Unterredung schenkten, daß Sie mir vergönnten, bis auf den Grund Ihrer reinen und schönen Seele zu sehen, daß Sie Ihr edles und unschuldiges Herz, welches noch keine Narben und keine Wunden, nicht einmal ein Bild oder eine Erinnerung aufzuweisen hatte, vor mir entschleierten und mir erlaubten, Ihr Bruder und Ihr Freund zu sein, da Sie mich zu Ihrem Geliebten und Ihrem Gemahl nicht annehmen wollten. Ich ward indeß vor der Welt Ihr Gemahl, und ich führte Sie hierher nach Wien in mein Haus, dessen Herrin und Königin Sie sein sollten! Das ganze Haus war festlich geschmückt, Sie zu empfangen, alle Gesellschaftszimmer waren geöffnet, denn Ihre Ankunft sollte mit einem Ball gefeiert werden. Nur eine Thür war verschlossen — es war die Thür dieses Cabinets. Ich führte Sie hier herein und sagte zu Ihnen: „Das ist Ihr Sanctuarium, und Niemand soll dasselbe ohne Ihre Erlaubniß betreten dürfen. In diesem Boudoir sind Sie nicht die Baronin von Arnstein, nicht meine Gemahlin, sondern hier sind Sie Fanny Izig, das freie, ungebundene junge Mädchen, das Herr ist seines Willens und seiner Neigung. Ich selber werde nie

wagen, ohne daß Sie es ausdrücklich begehren, dies Gemach zu betreten, und wenn ich es alsdann thue, so werde ich doch nur kommen als ein Cavalier, der die Ehre hat, einer ihm fernstehenden schönen Dame einen Besuch zu machen. Vor der Welt bin ich Ihr Gemahl, aber nicht in diesem Zimmer. Nie werde ich mir daher auch erlauben, zu fragen und zu forschen, was Sie in diesem Zimmer thun, wen Sie in demselben empfangen, denn Sie sind nur Gott und sich Selber hier verantwortlich!" Entsinnen Sie sich jetzt, daß ich Ihnen das damals gesagt habe?

Ich entsinne mich dessen!

Ich sagte Ihnen ferner, daß ich Sie bäte, hier in diesem Zimmer dereinst die vertrauliche Unterredung, welche wir vor unserer Trauung gehabt, mit mir fortsetzen zu wollen. Ich bat Sie, dazu eine Frist von fünf Jahren anzunehmen und in dieser Zeit Ihr Herz zu prüfen und zu sehen, ob Ihnen das Leben an meiner Seite wenigstens eine erträgliche Last, oder ob Sie dieselbe abzuschütteln beehrten. Ich forderte von Ihnen das Versprechen, daß ich nach fünf Jahren, an unserm Hochzeitstag, dies Cabinet wieder betreten dürfe, um dann mit Ihnen unsere weitere Zukunft zu verabreden. Sie waren gütig genug, meine Bitte zu erfüllen und mir das Versprechen zu leisten. Entsinnen Sie sich dessen?

Ich entsinne mich dessen, sagte Fanny erröthend, nur gestehe ich Ihnen, daß ich jene Worte nicht so ernst und wichtig genommen, daß ich sie nicht als eine förmliche Verpflichtung für Sie betrachtet habe. Sie wären jeden Tag hier in diesem Cabinet willkommen gewesen und es bedurfte in der That dazu nicht eines besonderen Tages und einer vor fünf Jahren getroffenen Verabredung.

Sie weichen mir aus, Frau Baronin, sagte der Baron schmerzvoll, ich bitte Sie aber, lassen Sie uns in dieser Stunde offen und ehrlich, wie heute vor fünf Jahren, zu einander reden! Wollen Sie mir diese Bitte erfüllen?

Ich will es, rief Fanny lebhaft, und ich will Ihnen gleich beweisen, daß es mir Ernst damit ist. Sie erwähnten vorhin unserer Vergangenheit, und Sie fragten mich verwunderungsvoll, ob ich unser

damaliges Gespräch vergessen hätte. Ich erinnere mich dessen aber so gut, daß ich Sie darauf aufmerksam machen muß, daß Sie selber den Hauptinhalt unsers damaligen Gesprächs vergessen haben, oder vielmehr, daß Sie in Ihrem edelmüthigen Zartfönn und der großmüthigen Herzenshöflichkeit, die nur Sie besitzen, einen Theil desselben absichtlich verschwiegen haben. Sie haben sich wohl erinnert, daß ich Ihnen gesagt, ich liebte Sie nicht, aber Sie haben vergessen, daß Sie mich darauf fragten, ob ich einen Andern liebte. Ich erwiderte Ihnen, daß ich Niemand liebe, und niemals werde ich vergessen, mit welchem Schmerzensausruf Sie damals sagten: „Es ist viel leichter mit einem kalten Herzen in die Ehe zu treten, als mit einem gebrochenen, denn das kalte Herz kann sich erwärmen, das gebrochene nicht.“ Oh, entschuldigen Sie sich nicht, fuhr sie lebhafter fort, denken Sie nicht, ich sei ein so kleinliches und eitles Geschöpf, daß ich darin eine Beleidigung für mich hätte sehen können! Es war höchstens ein Schmerz, den ich empfand.

Ein Schmerz? fragte der Baron überrascht, und seine dunklen Augen hefteten sich mit einem wunderbar leidenschaftlichen Ausdruck auf das Antlitz seiner Gemahlin.

Ja, ein Schmerz war es, den ich empfand, rief sie lebhaft, denn ich fühlte bei Ihren Worten, die so tief aus der Seele quollen, bei Ihrem wahren und leidenschaftlichen Schmerz, bei Ihrer muthvollen Entfagung, daß Ihr Herz eine Wunde empfangen, welche sich niemals wieder schließen würde, daß Sie niemals von Ihrer ersten Liebe zu einer zweiten sich treulos abwenden würden.

Oh, mein Gott, murmelte der Baron leise, und er wandte sein Gesicht ab, um die Röthe nicht sehen zu lassen, die plötzlich darüber hinfuhr.

Fanny achtete nicht darauf und fuhr fort: Aber diese todtte Liebe Ihres Herzens legte sich wie eine kalte Leichenhand auf mein Herz und verdamnte es zu ewiger Kälte. Mit dem Bewußtsein, daß Sie mich niemals lieben würden, mußte ich auch das Streben danach aufgeben, der Hoffnung entsagen, durch Sie vielleicht einst mein Herz erwachen, und uns Beiden in der Ehe die Wunderklütze einer Liebe

entfalten zu sehen, deren allmälliges Knospen uns die Willfür unserer Aeltern, die nicht nach unsern Herzen, sondern nach unsern Capitalien gefragt, versagt hatte. Ich ward Ihre Gemahlin mit der vollen Resignation, ein kaltes, liebeleeres, übes Leben führen zu müssen, für Sie immer eine Last, eine Fessel, ein Hinderniß sein zu sollen! Mein Stolz, der sich dagegen empörte, sagte mir aber, daß ich dieses Leben meiner würdig tragen, daß ich niemals auch nur den Versuch machen dürfe, diese Scheidewand zu durchbrechen, welche Ihre Liebe zu einer Andern zwischen uns aufgerichtet, und die Sie so hoch wie möglich zu erheben trachten!

Ich? rief der Baron schmerzlich.

Ja, Sie, sagte sie ernst. Oder meinten Sie etwa, ich hätte Ihre strenge Zurückhaltung gegen mich nicht verstanden? Ich hätte nicht begriffen, daß Sie Ihrem Widerwillen gegen mich nur eine schonende Umhüllung gegeben? Sie führten mich in dies Cabinet und sagten mir, daß niemals Ihr Fuß dasselbe betreten, daß Sie nur auf meine ausdrückliche Einladung hierher kommen würden. Nun, mein Herr, Sie wußten sehr geschickt Ihre Absicht, niemals mit mir allein zu sein, ein durchaus getrenntes Leben von mir zu führen, unter dieser Wendung zu cachiren, denn Sie wußten sehr wohl, daß mein Stolz mir niemals erlauben würde, Sie wider Ihren Willen hierher einzuladen!

Oh, war es möglich, mich so zu mißverstehen! seufzte der Baron, aber so leise, daß Fanny ihn nicht verstand.

Sie sagten mir ferner, fuhr sie glühend fort, daß ich nur vor der Welt den Titel Ihrer Gemahlin zu führen habe, daß ich hier in meinem Zimmer aber diesen Namen nicht führen, daß ich hier immer nur Fanny Itzig sein solle! Sie waren gütig genug, dieser moralischen Scheidung welche Sie aussprachen, den Charakter zu geben, als wären Sie der Entfagende, und aus Schonung für mich handelten Sie so! Ich aber verstand sehr wohl, und als Sie nach jener Unterredung dies Cabinet verließen, mein Herr, sank ich nieder auf meine Kniee und flehte zu Gott, daß Er bei mir bleiben möge in dieser Einsamkeit, zu welcher Sie mich verurtheilten, und flehte zu meinem Stolz, daß er mich auf-

richten und halten möge, und schwur es meiner Mädchenehre, daß ich sie rein und heilig bewahren wolle bis an mein Ende!

Oh, mein Gott! Mein Gott! seufzte der Baron, indem er, wie von einem Schwindel erfaßt, rückwärts schwankte.

Fanny in ihrer eigenen glühenden Erregung sah es nicht. Und so begann ich mein neues Leben, sagte sie, ein Leben des Glanzes und des Schimmers, es war herrlich nach außen, aber öde nach innen, und inmitten unserer glänzendsten Gesellschaften war ich doch immer einsam; umgeben von Hunderten, die sich Alle die Freunde unsres Hauses nannten, war ich doch immer allein, ich, die Gemahlin Ihres Salons, die Verstoßene meines Boudoirs! Oh, es ist wahr, ich habe viele Triumphe erlebt, ich habe diese stolze Welt, welche nur widerstrebend sich mir öffnete, sich endlich vor mir beugen sehen, die Südin ist der Mittelpunkt der Gesellschaft geworden, und Niemand glaubt mehr, wenn er unsere Salons betritt, uns eine Gunst zu erweisen, sondern eine von uns zu empfangen. Es gehört jetzt zum guten Ton, unsere Salons zu besuchen, man überhäuft uns mit Einladungen, mit Schmeicheleien, mit Huldigungen! Aber sagen Sie selbst, mein Herr, ist dies Alles Ersatz für das Glück, welches uns fehlt und das wir niemals erreichen können? Oh, ist es nicht traurig, zu denken, daß wir Beide, so jung noch, so glückesfähig, doch schon verdammt sind zu ewigem Entfagen, zu ewiger Einsamkeit? Ist es nicht schauerlich, uns Beide zu sehen, und müßte es nicht Gott selber erbarmen, wenn er von dem Glanz seines Sternenhimmels seinen Blick einen Moment hinab senkte in unsere düstere Brust? Ich trage darin ein kaltes, erstarrtes Herz, und Sie einen Sarg! Oh, mein Herr, verhöhnen Sie mich nicht, weil Sie in meinen Augen Thränen sehen, es ist ja nur Fanny Izig, welche weint, die Frau Baronin von Arnstein wird heute Abend in Ihren Salons mit lächelndem Angesicht die Honneurs machen, und Niemand wird es ihren Augen glauben, daß sie auch zu weinen verstehen! Aber hier, hier in meinem Wittwenstiz und meiner Nonnenzelle darf ich wohl weinen über Sie und über mich, die wir *aneinander geschmiedet* sind mit unzerreißbaren Fesseln, deren Last und *Druck wir Beide gleich bitter und zürnend empfinden.* Möge Gott es

unseren Aeltern verzeihen, daß sie unsere Herzen geopfert haben auf dem Altar ihres Gottes, welches der Mammon ist, ich werde ihnen ewig deshalb zürnen, ich werde es ihnen nie verzeihen, denn sie, welche das Leben kannten, mußten es wissen, daß es nichts Schmachvolleres, Beklagenswertheres und Fürchterlicheres giebt, als ein Weib, welches ihren Gatten nicht liebt und nicht von ihm geliebt wird!

Nicht von ihm geliebt wird! wiederholte der Baron, indem er sich seiner Gemahlin, welche wie zerbrochen auf einen Stuhl niedergesunken war, näherte und ihre schlaff niedergesunkene Hand ergriff. Sie sagen, daß ich Sie nicht liebe, Fanny? Kennen Sie denn mein Herz? Haben Sie denn ein einziges Mal es der Mühe werth gehalten, Ihre stolzen Blicke auf mein armes Herz fallen zu lassen? Haben Sie mir jemals eine Regung von Theilnahme, wenn ich traurig war, ein Gefühl von Mitleid gezeigt, wenn Sie mich leiden sahen? Aber nein, Sie haben nicht einmal gesehen, daß ich litt, und daß ich traurig war. Ihr stolzer, kalter Blick glitt immer an mir vorbei, er sah mich selten, er suchte mich niemals! Was können Sie also wissen von meinem Herzen, und was würde es Sie kümmern, wenn ich Ihnen jetzt sagte, daß kein Sarg mehr darinnen wohnt, daß es aufgewacht ist zu neuem Leben, und —

Herr Baron, rief Fanny, sich rasch und stolz erhebend, wollen Sie vielleicht Ihren Edelmuth und Ihr Zartgefühl so weit treiben, daß Sie mir eine Liebeserklärung machen wollen? Habe ich mich vielleicht in meiner unbefonnenen Heftigkeit so falsch ausgedrückt, daß Sie denken können, ich wünschte jetzt noch mir Ihre Liebe zu erwerben, und ich klagte darüber, daß diese mir nicht zu Theil geworden? Halten Sie mich für eine demüthige Bettlerin, der Sie in Ihrer Großmuth den Brotsamen einer Liebeserklärung hinwerfen wollen? Ich danke, mein Herr, ich bin nicht hungrig und ich begehre diese Speise nicht. Lassen Sie uns wenigstens wahr und aufrichtig mit einander sein, und die Wahrheit ist: wir lieben uns Beide nicht und werden uns niemals lieben. Versuchen wir niemals zu heucheln, was wir niemals empfinden werden! Und wenn Sie mir jetzt Ihre Liebe anböten, so würde ich sie zurückweisen müssen, denn ich bin an die Kälte gewöhnt, und es würde mir

gehen wie dem Bewohner Sibiriens, ich würde sterben, wenn ich in einer heißeren Zone wohnen sollte! Wir Beide leben nun einmal in Sibirien, nun wohl an, da wir nicht verlangen können, daß uns die Rosen blühen, so wollen wir wenigstens versuchen, uns Zobel zu fangen! Das ist zudem ein Artikel, den die Welt zu schätzen weiß. Man wird uns beneiden um unsere Zobelpelze, denn man weiß, daß sie kostbar sind, man würde uns verlachen, wenn wir unser Haupt mit Rosen schmückten, denn die Rosen sind gar nicht kostbar, und deshalb sind sie gemein, und jedes Bauermädchen kann sich damit schmücken!

Sie scherzte, sagte der Baron traurig, und doch glänzten Thränen in Ihren Augen! Indes Ihr Wille soll mir heilig sein! Ich werde es niemals wagen Ihnen wieder von meinem Herzen zu reden! Aber von Ihnen wollen wir reden und von Ihrer Zukunft. Die fünf Jahre, welche Sie mir versprochen hatten, sind verflossen, und jetzt bin ich da, mit Ihnen über Ihre Zukunft zu sprechen! Sagen Sie es ehrlich und offen, Fanny! Wünschen Sie von mir geschieden zu werden?

Sie zuckte zusammen und heftete einen langen forschenden Blick auf ihren Gemahl. Ihr Vater ist seit einem Jahr gestorben, sagte sie gedankenvoll, Sie sind jetzt Chef der Handlung, Niemand hat Ihnen zu gebieten, und Sie können jetzt Derjenigen, welche Sie lieben, da Sie frei sind, Ihre Hand anbieten, nicht wahr?

Der Baron stieß einen Schrei aus und Todtenblässe bedeckte sein Gesicht. Habe ich es denn verdient, daß Sie mich so sehr verachten? rief er schmerzvoll.

Fanny reichte ihm rasch ihre Hand dar. Verzeihen Sie mir, sagte sie herzlich, ich habe Ihnen weh gethan und wollte es nicht, die Pein dieser Stunde hatte mich grausam gemacht. Nein, ich glaube es nicht, daß Sie nur um Ihre Willen diese Frage an mich richteten, ich weiß vielmehr, daß Sie für mich die Theilnahme eines Bruders, eines Freundes haben, und ich bin davon überzeugt, daß Ihre Frage ebenso wohl mein Glück als das Ihre bezweckt.

Nun denn, sagte er mit dem Anschein vollkommener Ruhe, so lassen Sie mich meine Frage wiederholen: Wünschen Sie von mir geschieden zu sein?

Fanny schüttelte langsam ihr Haupt. Wozu? fragte sie traurig. Ich wiederhole Ihnen, was ich schon vorher sagte: Wir leben nun einmal in Sibirien, lassen Sie uns darin bleiben! Wir sind an die Kälte gewöhnt, vielleicht würden wir sterben in einer heißeren Zone!

Oder vielleicht würde Ihr Herz aufjubeln in Freude und Wonne, sagte der Baron, und jetzt hefteten sich seine Blicke forschend auf ihr Gesicht, Sie nannten mich vorher Ihren Freund, Sie gestanden es mir zu, daß ich für Sie die Theilnahme eines Bruders hege, nun denn, lassen Sie mich als Ihr Bruder und als Ihr Freund zu Ihnen reden! Weisen Sie das Erbieten einer Scheidung nicht so rasch von sich ab, Fanny, denn ich sage es Ihnen zuvor, ich werde es Ihnen niemals wieder erneuern, und wenn Sie heute sich nicht von mir lossagen, so sind Sie für immer an mich gefesselt, denn ich werde mich nie wieder aufstrafen zu solchem grausamen Muth gegen mich selber. Ueberlegen Sie also! Bedenken Sie Ihre Jugend, Ihre Schönheit und Ihre innere Einsamkeit. Bedenken Sie, daß Ihr Herz sich sehnt nach Liebe, daß es seine Debe und Verlassenheit tief und schmerzlich empfindet. Und nun schauen Sie um sich, Fanny, sehen Sie wie viele der edelsten, der vornehmsten Cavaliere Sie umgeben, an Ihren Blicken, an Ihrem Lächeln hängen! Mein Gott, sehen Sie, von wie Vielen Sie geliebt, angebetet werden, und fragen Sie Sich, ob unter diesen Allen Keiner es im Stande sein würde, Ihr Herz zu erobern, wenn es frei wäre? Denn ich kenne Ihre keusche Tugend, ich weiß, daß Sie, obwohl an einen ungeliebten Gemahl gefesselt, doch niemals ihm die Treue brechen würden, niemals einem Andern Liebe bekennen würden, so lange Sie nicht frei sind. Denken Sie also, Sie wären frei, und dann fragen Sie Ihr Herz, ob es nicht für Einen Ihrer vielen Anbeter sich entscheiden will?

Nein, nein, sagte sie abwehrend, ich kann nicht einen Zustand denken, der nicht ist; da ich nicht frei bin, darf ich nicht die Gedanken einer Freien haben!

Ihr Gemahl näherte sich ihr, und ihre Hand fassend, schaute er sie an mit rührend stehenden Blicken.

Sie haben also vergessen, daß Sie an unserm Hochzeitstag vor fünf Jahren mir versprochen haben, mir immer zu vertrauen? fragte er. Sie haben vergessen, daß Sie mir geschworen, es mir zu sagen, wenn Ihr Herz einen Andern gewählt?

Fanny hielt seinen Blick nicht aus und senkte ihre Augen nieder. Es hat aber nicht gewählt, und ich habe Ihnen also nichts zu vertrauen sagte sie leise.

Der Baron hielt noch immer ihre Hand in der seinigen, und beftete noch immer seine Augen auf ihr Angesicht. Lassen Sie uns einmal gemeinsam überlegen, sagte er. Erlauben Sie mir Ihre Cavaliere und Anbeter zu prüfen, und mit Ihnen zu forschen, ob Sie Keinen Ihrer Liebe würdig finden!

Wie, rief Fanny, sich in ihrer Verlegenheit zu einem heitern Lachen rettend, Sie wollen mich zur Porzia machen, und mit mir eine Scene aus dem Kaufmann von Venedig aufführen!

Ja, Sie sind Porzia, und ich übernehme die Rolle Ihrer Vertrauten, sagte Herr von Arnstein lächelnd. Nun also, überlegen wir! Da ist zuerst der Graf von Palsy, ein Herr von ältestem Adel, von den untadelhaftesten Manieren, jung, reich, voll glühender Liebe zu —

Zu Ihren Dinern und den seltenen Schüsseln, die ihm nichts kosten, unterbrach ihn Fanny. Er ist ein Gourmand, welcher lieber von Anderer Leute Tafeln schwelgt, weil er ein Geizhals ist, der die indianischen Vogelnester, welche er anbetet, nicht selbst bezahlen mag. Er betet mich immer erst nach Tische an, denn wenn sein Magen ruht, erwacht sein Herz und schreit nach Nahrung, und auch sein Herz ist Gourmand, es hält die Liebe auch für eine Speise: voilà tout!

Da ist ferner der schöne Marchese Pallafredo, sagte ihr Gemahl lächelnd.

Er liebt mich, weil man ihm gesagt hat, daß ich sehr gutes und reines Deutsch spreche, und weil er von mir gut Deutsch sprechen lernen will. Er hält mich für eine Grammatik, durch welche er deutsch lernen kann, ohne daß er es merkt.

Da ist aber der Graf Esterhazy, einer unserer schönsten Cavaliere, ihm dürfen Sie es nicht nachsagen, daß er geizig sei, denn er ist vielmehr

ein Verschwender, der das Geld mit vollen Händen austreut; ihn dürfen Sie auch nicht beschuldigen, daß er ein Gourmand sei, denn er berührt kaum die Speisen, und er weiß gar nicht, was er genießt, denn seine Blicke sind immer nur auf Sie gerichtet, und mit Ihnen allein sind seine Gedanken beschäftigt.

Es ist wahr, er betet mich an, sagte Fanny ruhig, aber ich habe ihn vor einigen Monaten in derselben begeisterten Anbetung meiner Schwester Esteles gegenüber gesehen, und ehe er die liebte, hatte er eine schwärmerische Leidenschaft für die Gräfin Victoria Colloredo! Er liebt jede Frau, die eben gerade in der Gesellschaft Mode ist, und sein Herz wechselt so rasch wie die Moden.

Da ist außerdem der Domherr, Freiherr von Weiss, sagte der Baron, ein geistreicher Mann, ein Gelehrter und ein Cavalier zu gleicher Zeit, ein —

Oh, ich bitte, reden Sie nicht von ihm, rief Fanny mit dem Ausdruck des Abscheues. Seine Liebe empört mich und erfüllt mich mit Entsetzen und Scham. Wenn er sich mir naht, schreckt mein Herz zurück wie vor einer giftigen Schlange, und ein Gefühl des Mißbehagens durchrieselt mein ganzes Wesen, ohne daß ich mir einen Grund dafür anzugeben weiß. Es ist etwas in seinen Blicken, das mich beleidigt, und obwohl er nie gewagt hat, anders als mit Ehrfurcht und Zurückhaltung zu mir zu sprechen, so habe ich doch bei seiner Unterhaltung immer das Gefühl, als stände ich unter einer Gewitterwolke, die jeden Moment sich zu einem Blitz zertheilen könnte, um mich zu zerschmettern. Er ist, wie Sie sagen, ein geistreicher Mann, aber er ist ein schlechter Mensch, er liebt die Frauen, aber er achtet sie nicht!

Und er ist es gar nicht werth, daß wir ihn nennen, sagte der Baron lächelnd, denn selbst wenn Sie schon frei wären, könnte der Domherr niemals des Glückes theilhaftig werden, Ihr Gemahl zu sein, und ich weiß, daß Ihr Herz viel zu keusch ist, um einen Mann zu lieben, der nicht im Stande wäre, Ihnen seine Hand zu bieten. Suchen wir also unter den anderen Cavalieren. Da ist zum Beispiel der Fürst Carl von Liechtenstein, der schönste, geistvollste, liebenswürdigste Cavalier von Allen, ein junger Fürst, der weder hochmüthig, noch stolz, noch

auch verschwenderisch oder geizig ist, der weder allen Damen huldigt, wenn sie Mode sind, wie Graf Esterhazy, noch von Ihnen deutsch lernen will, wie der Marchese Pallafredo, ein Jüngling schön wie Apoll, tapfer wie Mars, bescheiden trotz alles Wissens, freundlich und unbefangen trotz seiner hohen Geburt. Nun, Fanny, Sie unterbrechen mich nicht? Ihre scharfe Zunge, die alle zu verdammen wußte, hat keinen verurtheilenden Richterspruch für den Fürsten von Liechtenstein? Sie dulden es, daß ich ihn lobpreise? Sie stimmen mir also bei?

Ich kann Ihnen weder widersprechen, noch Ihnen beistimmen, sagte Fanny mit erzwungenem Lächeln. Ich kenne den Fürsten nicht genug, um ihn beurtheilen zu können. Er ist erst seit einigen Monaten in Wien —

Aber er war seit dieser Zeit täglich in unseren Gesellschaften, unterbrach sie ihr Gemahl, man sah ihn beständig an Ihrer Seite. Ganz Wien weiß, daß der Fürst Sie schwärmerisch liebt, und er selbst macht gar kein Hehl daraus, selbst mir gegenüber nicht. Vor einigen Tagen als er das Unglück hatte, Sie zu verfehlen, weil Sie einer Sitzung Ihres Wohlthätigkeitsvereins präsidirten, traf er mich allein im Salon. Plötzlich mitten in einem begonnenen, gleichgültigen Gespräch brach er ab, fiel mir mit einer leidenschaftlichen Bewegung um den Hals und rief: „Seien Sie nicht so gütig, so freundlich und milde zu mir, denn ich hasse Sie, ich verabscheue Sie, weil ich Alles hasse, was mich von ihr zurückhält, weil ich Alles verabscheue, was sich hemmend zwischen mich und sie stellen will! Vergeben Sie mir meine Liebe und meinen Haß, Beides ist wider meinen Willen! Wären Sie nicht ihr Gemahl, so würde ich Sie lieben wie einen Freund, aber dieses verhaßte Wort macht Sie zu meinem tödtlichsten Feind! Und dennoch beuge ich mich vor Ihnen in Demuth, dennoch beschwöre ich Sie, seien Sie großmüthig, verbannen Sie mich nicht aus Ihrem Hause, nicht aus ihrer Nähe, denn ich würde sterben, wenn ich sie nicht täglich sehen dürfte!“

Fanny hatte ihm mit hocherröthenden Wangen, in athemloser Spannung zugehört. Ihre ganze Seele sprach aus den Blicken, mit welchen sie ihren Gemahl anschaute, und jedes Wort wie einen süßen Nektar von seinen Lippen zu trinken schien.

Und was antworteten Sie ihm? fragte sie tonlos, als der Baron jetzt schwieg.

Ich antwortete ihm, daß Sie allein zu entscheiden hätten, wer in unseren Gesellschaften erscheinen dürfe, und daß Jeder mir willkommen sei, den Sie eingeladen. Ich sagte ihm ferner, daß ich seine Anbeziehung für Sie ganz natürlich fände, und daß ich es ihm gern vergeben wolle, wenn er mich hasse, denn —

Plötzlich verstummte der Baron und schaute seine Gemahlin mit überraschten, fragenden Blicken an. Sie war zusammen gezuckt, wie in jähem Schreck, eine Purpurröthe brannte plötzlich auf ihren Wangen und ihre Augen, welche einen schwärmerischen, begeisterten Ausdruck angenommen hatten, wandten sich der Thür zu.

Der Baron folgte mit seinen Augen ihren Blicken, und jetzt hörte er ein leises Geräusch an der Thür.

Ich glaube, es hat Jemand da geklopft, sagte er, seine durchbohrenden Blicke auf seine Gemahlin heftend; sie wandte leise ihr Haupt zur Seite und flüsterte: Ja, ich glaube.

Und es ist schon das zweite Mal, sagte der Baron ruhig. Wollen Sie also nicht Erlaubniß ertheilen, einzutreten?

Ich weiß nicht, sagte sie verlegen, ich —

Plötzlich ward die Thür ungestüm aufgerissen und ein junger Mann erschien auf der Schwelle.

Ah, der Herr Fürst von Liechtenstein, sagte der Baron und er schritt mit vollkommener Ruhe und Freundlichkeit dem Fürsten entgegen, welcher überrascht in der Thür stehen geblieben war und mit finsternen Blicken auf die seltsame und unerwartete Gruppe hinstarrte.

Treten Sie ein, gnädiger Herr, sagte der Baron ruhig, die Baronin wird Ihnen sehr dankbar sein, daß Sie gerade jetzt hierher kommen und unser Gespräch unterbrechen, denn es betraf trodene Geschäftssachen. Ich legte der Baronin einige alte fünfjährige Rechnungen vor, und sie gab mir Quittung darüber, weiter nichts. Uebrigens waren wir mit unserm Gespräch zu Ende, und Sie dürfen daher nicht fürchten, uns gestört zu haben. Erlauben Sie mir daher auch, mich

zurückzuziehen, denn Sie wissen wohl, in den Vormittagsstunden bin ich nur Banquier, nur Geschäftsmann, und muß meine Zeit verwerthen.

Er grüßte den Fürsten und seine Gemahlin zu gleicher Zeit mit einer Verbeugung und einem Winken seiner Hand und ging hinaus, lächelnd, ruhig und gelassen wie immer. Nur als er die Thür hinter sich geschlossen, als er mit einem schnellen Blick durch den Salow sich überzeugt hatte, daß Niemand dort sei, verschwand das Lächeln von seinen Lippen, und eine tiefe, schwermuthsvolle Trauer sprach aus seinen Mienen.

Sie liebt ihn, murmelte er leise vor sich hin, ja, sie liebt ihn! Ihre Hand zitterte in der meinen, als ich seinen Namen nannte, oh, und wie ihr Antlitz strahlte, als sie ihn kommen hörte! Ja, sie liebt ihn, und ich? — Ich werde auf mein Comptoir gehen! sagte er mit einem Lächeln, das die Thränen in seinen Augen verschleiern sollte.

IV.

Die Rivalen.

Der Baron hatte indeß kaum die Thür des Cabinets hinter sich geschlossen, als der junge Fürst von Liechtenstein zu Fanny hineilte, und ihre Hand ungestüm ergreifend, sie mit leidenschaftlichen zürnenden Blicken anschaute.

Sie thaten Das, um mir weh zu thun, nicht wahr? fragte er mit bebender Lippe. Sie wollten mir beweisen, daß ich mich gar keines Vorzugs, keiner besondern Guust zu erfreuen habe. Ehegestern noch waren Sie so gültig, mir zu versichern, daß noch niemals der Fuß eines Mannes dies Gemach betreten habe, daß ich der Erste sei, dem es sich heute öffnen solle. Und ich eitler Thor glaube Ihren beseligenden Worten, stürze, so früh es der Anstand und Respect nur irgend erlaubt, hierher und finde Sie dennoch nicht mehr allein!

Es war mein Gemahl, welcher hier war, sagte Fanny beinahe entschuldigend.

Es war ein Mann! rief er heftig, und Sie hatten mir die heilige Versicherung gegeben, daß noch nie einem Manne sich diese Thür geöffnet habe. Oh, mein Gott, ich hatte mir diese Gnade, heute hierher kommen zu dürfen, auf meinen Knien und mit Thränen von Ihnen erfleht, es war mir, als ob sich heute die Pforten des Paradieses vor mir öffnen sollten, kein Schlaf kam diese Nacht in meine Augen, das selige Bewußtsein dieses zu mir heranschwebenden Glücks hielt mich wach, es flatterte über mir wie ein lächelnder Cherub und ich träumte mit offenen Augen! Und nun die träge, schleppende Zeit endlich abgelaufen ist, und ich hierher stürze, finde ich in meinem Paradiese neben meinem Cherub ein Rechenexempel, welches mein Paradies entweihet mit Zahlen und —

Ich bitte Sie, nicht weiter, unterbrach ihn Fanny streng. Sie fanden hier meinen Gemahl, und damit löst sich freilich die ganze Poesie Ihrer Worte in einfache Prosa auf, denn Diejenige, welche Sie in Ihrer hochpoetischen Weise Ihren Cherub nannten, ist einfach die Gemahlin dieses edlen und braven Mannes, den Sie Sich erlaubten, mit einem Rechenexempel zu vergleichen.

Oh, mein Gott, Sie zürnen mir, rief der junge Fürst schmerzlich. Sie haben keine Rücksicht mit meinem Schmerz, mit meiner Enttäuschung, ja, meiner Beschämung! Sie haben mich so hart gestraft für meinen Uebermuth, und wollen nicht einmal, daß sich mein Herz aufbäume in Schmerz, daß es seinem Zorn Worte verleihe?

Ich weiß nicht, worin Ihr Uebermuth bestanden hat und also konnte ich auch nicht daran denken, Sie strafen zu wollen, sagte Fanny, aber ich weiß, daß Sie nicht berechtigt sind, Denjenigen zu insultiren, dessen Namen ich trage.

Sie wollen mich also zur Verzweiflung bringen! rief der Fürst, wild mit dem Fuße auf den Boden stampfend. Es ist also nicht genug, daß Sie mich Ihren Gemahl hier finden lassen, Sie müssen ihn auch vor mir lobpreisen! Ich will Ihnen sagen, worin ich übermüthig war! Darin, daß ich es als eine mir vor allen Andern zugestandene Gunst betrachtete, hier eintreten zu dürfen, und Sie haben mich für diesen

Uebermuth gestraft, indem Sie mir beweisen, daß diese Thür sich auch Andern öffnet, obwohl Sie mir gestern das Gegentheil versicherten.

Sie zweifeln also an meinen Worten? fragte Fanny.

Oh, sagte er ungestüm, was man mit eigenen Augen sieht, läßt sich nicht mehr bezweifeln.

Und da Sie Sich also jetzt von meiner Wortbrüchigkeit mit eignen Augen überzeugt, da Sie gesehen haben, daß Jedermann hier eintreten kann, da also der Aufenthalt hier für Sie gar kein Interesse mehr haben kann, so würde ich Ihnen rathen, dieses Gemach sogleich wieder zu verlassen, sagte Fanny ernst.

Sie weisen mir die Thür? Sie werfen mich hinaus? rief der Fürst schmerzvoll. Oh, haben Sie Erbarmen mit mir! Nein, wenden Sie Sich nicht von mir! Schauen Sie mich an, lesen Sie in meinem Antlitz die Verzweiflung, welche meine Seele erfüllt. Wie, immer noch abgewandt? Ich beschwöre Sie, gönnen Sie mir nur Einen Blick, sagen Sie mir nur mit dem Schimmer eines Lächelns, daß Sie mir vergeben wollen, und ich will Ihren Befehlen gehorchen, ich will gehen, und wäre es auch nur, um nicht hier unter Ihren Augen, sondern da draußen auf der Schwelle Ihrer Thür zu sterben!

Ah, als ob das Sterben eine so leichte Sache wäre! rief Fanny, indem sie ihr Antlitz dem Fürsten zuwandte.

Sie schauen mich an, Sie haben mir also wieder verziehen! rief der junge Mann, und mit einer leidenschaftlichen Bewegung vor ihr niederstürzend, faßte er ihre Hände und drückte sie an seine Lippen.

Stehen Sie auf, oh, ich bitte, stehen Sie auf, sagte die Baronin, bedenken Sie, es könnte Jemand kommen! Sie wissen ja jetzt, daß Jedermann hier eintreten darf!

Nein, nein, ich weiß, daß Niemand hier eintreten darf, rief er glühend, ich weiß, daß dies hier ein Sanctuarium ist, das kein Ungeweihter noch betreten hat, ich weiß, das dies die heilige Zelle ist, in der Ihr jungfräuliches Herz seine Gebete und seine Klagen, welche nur Gott kennt, ausseufzte, ich weiß, daß niemals eines Mannes Fuß diese Schwelle überschritten hat, und ich bleibe auf meinen Knieen, wie

man es vor einer Heiligen thut, der man seine Sünden bekennt, und von der man Absolution erfleht. Wollen Sie mir vergeben?

Ich will es, sagte sie, sich lächelnd zu ihm neigend, ich will es, und wär's auch nur, um Sie von Ihren Knien sich erheben zu sehen. Und da Sie jetzt Ihr Unrecht einsehen und bereuen, will ich Ihnen auch die Wahrheit sagen. Es war ein Zufall, daß der Baron grade heute hierher kam, und es war das erste Mal seit meiner Verheirathung. Auch kam er nicht, wie er in zart sinniger Selbstverspottung sagte, um mit mir zu rechnen, sondern ein Versprechen zu erfüllen, das er mir vor fünf Jahren gegeben hat, und dessen ich — ich bekenne es zu meiner Beschämung, nicht eingedenk gewesen, so daß ich, statt meinen Gemahl zu erwarten, Ihnen erlaubte, hierher zu kommen.

Ich danke Ihnen für Ihre gütigen Worte, die wie ein milder Balsam alle Wunden meines Herzens heilen, rief der Fürst. Oh, jetzt fühle ich mich wieder gesund, wieder stark, Sie der ganzen Welt abzutrogen.

Und wissen Sie denn auch, ob Sie mich mir selber abtrogen können? fragte Fanny lächelnd.

Ja, rief er, ich weiß das, denn in der wahren Liebe liegt eine Kraft, der Alles weichen, Alles sich unterordnen muß. Und ich liebe Sie wahrhaft, Sie wissen es, Sie sind davon überzeugt, wie man von dem Dasein Gottes überzeugt ist, obwohl man ihn nicht sieht. Sie wissen, daß ich Sie liebe, jeder Athemzug, jeder Blick, jedes Beben meiner Stimme sagt es Ihnen, aber Sie? Lieben Sie mich? Oh, ich beschwöre Sie, haben Sie endlich Mitleid mit mir! Sprechen Sie endlich ein Wort des Erbarmens, der Theilnahme, lassen Sie es mich wenigstens in Ihren Augen lesen, wenn Ihre Lippen zu streng sind, es auszusprechen zu wollen. Ich bin heute gekommen mit dem festen Entschlusse, von Ihnen mein Entzücken, oder meine Verdammniß zu empfangen. Die Marter dieser Ungewißheit tödtet mich, und ich will endlich Gewißheit, endlich Entscheidung haben! Fanny, sagen Sie es mir, lieben Sie mich?

Fanny antwortete nicht sogleich, sie stand geneigten Hauptes, in sich versunken da, aber sie fühlte die glühenden Blicke, welche auf ihre

ruhten, und ihr Herz erbebte davon in süßem Schauer. Sie faßte sich aber gewaltsam zusammen, und ihr Haupt emporhebend, wandte sie ihre Augen mit schmerzvoll sanften Blicken auf den jungen Mann hin, der athemlos und bleich vor Aufregung ihre Antwort erwartete.

Sie fragen, ob ich Sie liebe, sagte sie mit leiser, aber fester Stimme, Sie fragen das und stehen an derselben Stelle, an welcher vor einer Viertelstunde mein Gemahl stand, um auch eine Frage an mich zu richten. Ihre Frage darf ich nicht beantworten, denn ich bin verheirathet, und ich habe vor dem Altar meinem Gemahl Treue geschworen, und diese wenigstens muß ich ihm bewahren, da mein Herz ihm keine Liebe zu geben hat. Aber ich will Ihnen doch einen Beweis geben, wie sehr ich Ihnen vertraue, ich will Ihnen sagen, weshalb mein Gemahl heut hieher kam und was das für eine Frage war, welche er an mich richtete. Still, unterbrechen Sie mich nicht, sagen Sie nicht, daß mein Gespräch mit dem Baron gar kein Interesse für Sie hat! Hören Sie mich an! Der Baron kam hierher, um, da die fünf Jahre Bedenkzeit, welche wir Beide uns bestimmt hatten, heute abgelaufen waren, mich zu fragen, ob ich den Namen seiner Gemahlin weiter führen, oder ob ich mich von ihm scheiden lassen wolle?

Und was antworteten Sie ihm? fragte der Fürst athemlos.

Ich antwortete ihm, wie ich Ihnen vorher antwortete: „ich habe vor dem Altar meinem Gemahl Treue geschworen, und diese wenigstens muß ich ihm bewahren, da mein Herz ihm keine Liebe zu geben hat!“

Ach, Sie sagten ihm, daß Sie ihn nicht liebten, rief der Fürst freudig aufathmend. Und nach diesem Bekenntniß fühlte er, daß er Ihrer Scheidung keinen Widerstand mehr entgegensetzen dürfe, denn sein Herz ist großmüthig und zartfünnig, und er wird also eine Frau nicht gewaltsam an sich fesseln wollen, welche ihm sagt, daß Sie in fünf Jahren des Beisammenlebens ihn nicht lieben gelernt hat! Oh Fanny, welch ein unbeschreibliches Glück eröffnen Sie mir da! Sie werden also frei sein, Sie werden an Ihrer Hand keine Fessel mehr tragen!

Ich habe Ihnen noch nicht erzählt, welche Antwort ich meinem Gemahl gab, als er mir dann abermals es frei stellte, mich von ihm

zu scheiden, sagte Fanny mit einem traurigen Lächeln. Ich antwortete ihm, daß Alles bleiben solle, wie es bisher gewesen, daß ich nicht ihm und mir die Schmach einer Scheidung auferlegen wolle, daß wir, da wir uns einmal doch ohne Liebe aneinander gefesselt hätten, diese Fesseln nun auch würdig, treu und ehrlich tragen wollten und müßten bis an unsern Tod.

Das ist nicht möglich! rief der Fürst. Sie konnten, Sie durften nicht so grausam sein gegen sich selbst, gegen den Baron und auch gegen mich! Und wenn Sie in der Exaltation des Moments dieses Wort der Verdammniß auch gesprochen, so werden Sie es, wenn Sie ruhig und besonnen überlegen, wieder zurücknehmen. Oh, sagen Sie, daß Sie das wollen, sagen Sie, daß Sie frei sein werden, frei, damit ich vor Ihnen niederknien und Sie anseh'n darf, mir diese Hand zu geben, welche keine Fesseln mehr binden, meine Gemahlin zu werden, und mir zu gestatten, es zu versuchen, ob es meiner grenzenlosen, anbetenden Liebe gelingen kann, Ihnen das Glück zu geben, dessen Niemand so würdig ist, wie Sie. Sprechen Sie es aus, Fanny, sagen Sie, daß Sie frei sein, daß Sie dann einwilligen wollen, meine Gemahlin zu werden!

Ihre Gemahlin! sagte Fanny mit einem traurigen Lächeln. Sie vergessen also, daß es nicht bloß mein Gemahl ist, der mich von Ihnen trennt, sondern daß auch meine Religion uns scheidet. Die Jüdin kann niemals die Gemahlin des Fürsten von Liechtenstein werden!

Sie werden den Schein einer Religion von sich werfen, welche doch nicht mehr die Ihrige ist! rief der Fürst. Sie sind Ihrer Bildung, Ihren Gewohnheiten, Ihrer ganzen Lebensanschauung nach keine Jüdin mehr! Verlassen Sie also die Hallen des Tempels, in welchem Ihr Gott nicht mehr wohnt, treten Sie ein in die große Kirche, welche die Menschheit erlöst hat, und welche jetzt auch Sie erlösen soll! Bekennen Sie sich zu der christlichen Religion, welche die Religion der Liebe ist!

Niemals, rief die Baronin fest und entschieden, niemals werde ich meine Religion verlassen, meinen Glauben abschwören, welchem meine Familie und mein Geschlecht in Treue angehangen hat, seit Jahr-

tausenden. Der Fluch meiner Aeltern und meiner Urältern würde die abgefallene Tochter unseres Stammes verfolgen und würde sich wie ein unheilkrächzender Uhu auf das Dach des Hauses setzen, in welches die treulose Tochter Juda's, die neugeschaffene Christin, einziehen würde, um sich ein neues Glück zu begründen. — Niemals — aber was ist das, unterbrach sie sich auf einmal selber, was bedeuten diese Stimmen?

Wirklich wurden in diesem Moment in dem anstoßenden Salon mehrere Stimmen laut, die heftig, drohend, abwehrend und bittend sich untereinander mischten.

Ich sage Ihnen, die Frau Baronin ist zu Hause und sie empfängt Besuche, rief die heftige, drohende Stimme.

Und ich versichere Ew. Gnaden, daß die Frau Baronin nicht zu Hause sind, und also keine Besuche empfangen, erwiderte die abwehrende und bittende Stimme.

Es ist der Freiherr von Weichs, der stolze Dombherr, welcher hier wie überall den Herrn spielen will, sagte der Fürst verächtlich.

Und mein Haushofmeister weist ihn zurück, weil ich Befehl gegeben habe, heute Niemand mehr anzunehmen, flüsterte Fanny.

Ueber des jungen Fürsten Antlitz flog ein Strahl seligen Entzückens. Er ergriff Fanny's beide Hände und sie mit Ungestüm an seine Lippen pressend, flüsterte er: ich danke Ihnen, Fanny, ich danke Ihnen!

Die Stimme in dem Salon ward indeß immer lauter, immer drohender. Ich weiß, daß die Frau Baronin zu Hause ist, rief sie, und ich verlange von Ihnen, daß Sie mich anmelden.

Aber Ew. Gnaden wissen doch, sagte die sanfte Stimme des Haushofmeisters, daß, wenn die Frau Baronin zu Hause sind, sie immer um diese Stunde hier im Salon sind, und ohne förmliche Anmeldung ihre Besuche empfangen.

Das beweist nur, daß die Frau Baronin heute in irgend einem andern Zimmer ihre Besuche empfängt, rief die Stimme des Freiherrn von Weichs. Ich weiß mit Bestimmtheit, daß die Frau Baronin sogar eben Besuch bei sich hat. Gehen Sie also, und melden Sie mich. Es

steht alsdann der Baronin frei, mich abzuweisen, und ich werde dann wissen, daß die Baronin es vorzieht, mit dem Herrn, welcher bei ihr ist, allein zu bleiben.

Ah, dieser Domher wird unverschämt, wie es scheint, rief der Fürst mit blitzenden Augen, nach der Thür hinschreitend.

Die Baronin faßte seine Hand und hielt ihn zurück. Achten Sie nicht auf ihn, sagte sie bittend, lassen wir meinen Haushofmeister diesen Streit mit dem Uebermüthigen ausmachen! Hören Sie nur, er bittet ihn schon ganz höflich und bestimmt, den Salon zu verlassen.

Und dieser Mensch hat die Hardiessa, es zu verweigern, sagte der Fürst, oh, hören Sie nur, mit welchem Lachen! Dieses Lachen ist eine Beleidigung, für welche er Züchtigung verdient!

Und gleichsam als solle den Worten des Fürsten auch sogleich die That folgen, hörte man jetzt in dem Salon eine dritte Stimme, welche mit stolzem, zürnendem Ton fragte: was geht hier vor? Und wer erlaubt sich, in dem Salon der Baronin so ungebührlich zu schreien?

Ah, es ist mein Gemahl, flüsterte Fanny aufathmend. Er wird diesen übermüthigen Herrn von Weichs hinaus complimentiren, und ich werde auf immer von ihm befreit sein.

Er hat es also schon gewagt, Ihnen lästig zu fallen? fragte der Fürst, seine drohenden Blicke nach der Thür hinwendend. Oh, ich werde Sie von diesem Tollen befreien, denn ich sage Ihnen, die sanftmüthigen Worte Ihres Gemahls werden das nicht vermögen. Der Freiherr von Weichs ist kein Mann, welcher vernünftigen Vorstellungen oder den Anforderungen der Convenienz und Schicklichkeit Gehör giebt. Er hat die hohe Schule der Libertinage durchgemacht, und jeder Widerstand reizt ihn zu leidenschaftlichem Kampf, bei dem es für ihn keine Rücksichten und keine Bedenken giebt. Nun, habe ich nicht Recht? Wagt er es nicht, selbst Ihrem Gemahl zu togen? Hören Sie nur!

Ich bebaure, Ihrer Aufforderung, dieses Zimmer zu verlassen, nicht Folge leisten zu können, rief jetzt die Stimme des Domherrn von Weichs. Sie sagten es eben selbst, Herr Baron, wir befinden uns hier im Salon der Frau Baronin, und folglich sind auch selbst Sie

hier nicht der Herr und Gebieter, sondern nur ein Besuch gleich jedem andern. Demzufolge haben Sie also auch keine Berechtigung, Andere hinaus zu weisen, um so mehr, da Sie selber nicht einmal wissen, ob Sie zu den Begünstigten gehören, und ob die Frau Baronin Sie empfangen wird.

Ich übergehe das Unziemliche und Beleidigende in Ihren Worten mit Stillschweigen, Herr Baron, sagte die ruhige Stimme des Baron von Arnstein, es kommt mir in diesem Augenblick nur darauf an, meine Gemahlin vor jeder Unbill und Beleidigung zu schützen. Es ist aber beleidigend, wenn ein Cavalier, nachdem man ihm gesagt, daß die Dame, welche er mit seinem Besuche beehren will, nicht zu Hause ist, oder keine Besuche empfängt, dennoch nicht weichen will, und verlangt, empfangen zu werden. Ich hoffe, der Domherr, Freiherr von Weiss, wird nach dieser Erklärung die Güte haben, den Salon zu verlassen.

Ich bedauere, diese Hoffnung nicht verwirklichen zu können, sagte die höhrende Stimme des Domherrn. Ich bin jetzt hier mit dem vollen Bewußtsein, daß ich diesen Salon nie wieder betreten kann, und deshalb bin ich auch zu dem Aeußersten entschlossen, deshalb will ich an dieser schönen Abfertigung mir nicht genügen lassen. Ich weiß, daß die Baronin zu Hause ist, und ich kam hierher, um mich zu überzeugen, ob es wirklich wahr ist, was das Gerücht sagt, daß die Frau Baronin, welche mir immer mit so tugendhafter Strenge und abwehrender Kälte begegnet, gegen Andere milder und gütiger ist, und ob ich wirklich einen begünstigten Nebenbuhler habe!

Ich hoffe, daß ich dieser begünstigte Nebenbuhler bin, sagte Herr von Arnstein sanft.

Nicht doch, rief der Domherr mit einem rauhen Lachen, ein Ehemann ist niemals ein Nebenbuhler für die Anbeter seiner Frau. Wären Sie bei Ihrer Gemahlin und ließen mich abweisen, so würde mich das gar nicht beunruhigen, und ich würde mich auf ein ander Mal vertrösten. Aber der Umstand ist eben, daß ein Anderer bei ihr ist, daß sie sich verleugnen läßt, und daß Sie, gutmüthiger als ich, es zu glauben scheinen, daß die Baronin nicht zu Hause ist.

Aber diese Unverschämtheit übersteigt alles Maaß, rief der Fürst empört.

Freilich, sagte Fanny düster, der christliche Domherr giebt seiner Verachtung gegen den jüdischen Baron vollen und genügenden Ausdruck. Die christliche Liebe findet allzeit ein seliges Genüge daran, den Juden zu demüthigen und in den Staub zu treten. Und der Jude ist es so gewohnt, getreten zu werden. Auch mein Gemahl verleugnet diese schöne Eigenschaft unseres Stammes nicht! Hören Sie nur, wie ruhig und demüthig seine Stimme bleibt, während die andere ihn mit jedem Ton schon beleidigt!

Er soll ihn nicht mehr beleidigen, sagte der Fürst glühend, ich will — aber was ist das? Ward da nicht mein Name genannt?

Und er neigte sich näher zu der Thür hin, um in athemloser Spannung zu horchen.

Und ich wiederhole es Ihnen, mein Herr Baron, sagte die Stimme des Domherrn schneidend, Ihre Gemahlin ist zu Hause, und der junge Fürst von Liechtenstein ist eben bei ihr! Ich sah ihn sein Hôtel verlassen und ich bin ihm nachgegangen, ich sah ihn vor einer halben Stunde hier in Ihr Hôtel eintreten, und ich begab mich in das Ihnen gegenüber liegende Caffeehaus, um meine Beobachtungen zu machen, und ich weiß daher, daß der Fürst Ihr Hôtel nicht wieder verlassen hat. Da er aber nicht bei Ihnen ist, so befindet er sich also bei Ihrer Gemahlin, und da dies die gewöhnliche Stunde ist, in welcher die Baronin ihre Morgenbesuche empfängt, so bin ich so gut wie jeder Andere berechtigt zu erwarten, daß ich angenommen werde.

Und wenn ich Ihnen sage, daß Sie heute nicht angenommen werden?

So werde ich annehmen, daß die Baronin sich in ihrem Boudoir mit dem Fürsten Liechtenstein befindet, und nicht gestört sein will, rief die Stimme des Domherrn. Ja, mein Herr, ich werde alsdann Sie und mich gleich sehr zu beklagen haben, denn wir Beide sind alsdann getäuscht, und um süße Hoffnungen betrogen. Wir Beide werden alsdann einen begünstigten Nebenbuhler haben an diesem kleinen Fürsten, diesem eitlen, jungen Gecken, der sich ohnedies schon einbildet, ein

Adonis zu sein, der die lächerliche Prätenston so weit treibt, mit seinem kleinen Fürstentitel und seinem Knabengesicht Männern von Geist und Verdienst den Vorrang abzugewinnen, der —

Mein Gott, wozu ist es denn nöthig, dieses Alles so laut auszurufen? fragte die ängstliche Stimme des Barons.

Ah, Sie glauben also, daß er mich hören kann? fragte die Stimme des Domherrn mit triumphirendem Hohn. Er ist also ganz in der Nähe? Nun, ich sage es also noch lauter, dieser kleine Fürst Carl von Pechtenstein ist ein eitler Knabe, den man züchtigen muß, wie es Knaben verdienen!

Der Fürst sprang zu der Thür hin, bleich, mit bebenden Lippen, mit funkelnden Augen. Aber die Baronin legte ihre beiden Hände um seinen Arm und hielt ihn zurück.

Sie werden nicht gehen, flüsterte sie, Sie werden mich nicht so beschimpfen, ihm durch Ihr Erscheinen zu beweisen, daß er Recht hatte und daß Sie bei mir waren, während ich mich verleugnen ließ.

Aber hören Sie denn nicht, daß er mich beschimpft? fragte der junge Fürst, bemüht, sich von ihren umklammernden Händen frei zu machen.

Warum hören Sie auf andere Stimmen, wenn Sie bei mir sind? rief sie vorwurfsvoll. Was kümmert Sie die Meinng jenes Menschen, den ich aus tiefster Seele verabscheue, und den man allgemein nur in seinem Salon duldet, weil man seinen Bähzorn und seine böse Zunge fürchtet! Oh, hören Sie nicht auf ihn, mein Freund! Sie sind hier bei mir und ich habe Ihnen noch so Vieles zu sagen. Aber Sie achten nicht auf mich! Ihre Blicke sind immer nach der Thür hingewandt! Oh, mein Gott, sehen Sie mich doch an, hören Sie, was ich Ihnen zu sagen habe! Ich bin Ihnen noch eine Antwort schuldig, nicht wahr? Nun denn, ich will Ihnen jetzt antworten auf die Frage, welche Sie mir schon so oft gethan, und die ich noch nie anders als mit Schweigen beantwortet habe!

Oh, nicht jetzt, nicht jetzt, murmelte der Fürst.

Doch, ich will Ihnen jetzt sagen, was schon seit lange als süßes Geheimniß in meiner Seele brennt, flüsterte Fanny, immer bemüht,

ihn von der Thür fortzuziehen. Sie haben mich oft gefragt, ob ich Sie liebe, und mein Herz gab die Antwort, die meine Lippen, sich sträubten auszusprechen. Aber jetzt will ich es Ihnen bekennen, ja, ich liebe Sie, ja, meine ganze Seele gehört Ihnen! Ich habe mich heimlich nach der Stunde gesehnt, wo ich Ihnen dies endlich bekennen, wo mein Herz auffauchzen würde zu dem süßen Wort: ich liebe Sie! Mein Gott, Sie hören es und Sie bleiben stumm und Sie wenden Ihr Haupt ab? Verachten Sie mich jetzt, weil ich, die verheirathete Frau, Ihnen bekenne, daß ich Sie liebe? Soll Ihr Schweigen mir sagen, daß Sie mich nicht mehr lieben?

Er kniete vor ihr nieder und küßte ihr Gewand und ihre Hände. Ich liebe Sie grenzenlos, sagte er mit fliegendem Athem, Sie sind für mich der Inbegriff alles Glückes, aller Tugend und aller Schönheit. Ich werde Sie lieben und anbeten bis zu dem letzten Hauch meines Lebens!

Wenn der Fürst Carl von Liechtenstein hier in der Nähe ist, rief die Stimme des Domherrn dicht vor der Thür, wenn er meine Worte hören kann, so soll er hören, daß ich ihn für einen Feigling, einen Narren und einen Betrüger erkläre, für einen Feigling, weil er hört, daß man ihn beleidigt, beschimpft und dazu schweigt, —

Der Fürst, keiner Ueberlegung, keiner Besonnenheit mehr fähig, sprang zur Thür hin, und die Baronin, welche ihm in den Weg treten wollte, mit wildem Ungeflüm zur Seite drängend, riß er die Thür auf.

Nein, rief er mit drohender Zornesstimme, nein, der Fürst Carl von Liechtenstein läßt sich nicht ungestraft beschimpfen und er fordert Genugthuung für jede ihn angethane Beleidigung.

Ah, rief der Domherr, sich mit einem wilden, triumphirenden Lachen an Herrn von Arnstein wendend, sagte ich Ihnen nicht, daß der Fürst sich in Ihrem Hötel versteckt halte?

Versteckt halte! rief der Fürst, mit wuthbllizenden Augen zu seinem Feind hinschreitend. Wiederholen Sie das Wort noch einmal!

Ich wiederhole es, sagte der Domherr mit herausfordernder Kälte, Sie hielten sich in diesem Hötel versteckt, denn Niemand wußte von Ihrer Anwesenheit, weder der Haushofmeister noch der Baron. Sie hatten sich hier eingeschlichen wie ein Dieb, der kostbare Schätze stehlen

will, und freilich war es auch Ihre Absicht, dies zu thun, nur daß Sie nicht die Brillanten der schönen Baronin stehlen wollten, sondern —

Ich verbiete Ihnen, den Namen der Baronin zu nennen, rief er Fürst stolz.

Und ich beschwöre Sie, die Baronin nicht zu compromittiren, indem Sie sie in Ihren Streit mischen, flüsterte Herr von Arnstein rasch dem Fürsten in's Ohr, dann wandte er sich zu dem Domherrn, dessen Blicke mit einem trotzigem, herausfordernden Ausdruck auf dem Fürsten ruhten.

Sie irren sich, mein Herr, sagte er, der Herr Fürst Carl von Flechtenstein war nicht heimlich hierher gekommen. Er wünschte, der Baronin seinen Besuch zu machen, und da dieselbe, wie Sie wissen, nicht zu Hause ist, erzeugte mir der Fürst die Ehre, sich mit mir in jenem Zimmer dort zu unterhalten, als wir in unserm Gespräch auf einmal durch den Lärmen unterbrochen wurden, den es Ihnen beliebte, hier im Salon zu machen.

Und demgemäß, da Sie in jenem Zimmer waren beliebte, es Ihnen, durch diese Thür hier in den Salon einzutreten, höhnte der Domherr, auf die beiden gegenüber liegenden Thüren hindeutend. Aber warum kam den der Fürst nicht mit Ihnen? Mein Gott es wäre doch sonatürlich gewesen, daß der eine Hausfreund der schönen Baronin den andern begrüßt.

Ich kam nicht, weil ich hörte, daß Sie da wären, sagte der Fürst verächtlich, und weil ich Ihre Nähe zu vermeiden pflege.

Ah, Sie sind also eifersüchtig auf mich, fragte der Domherr. Was gefällt Ihnen denn nicht an mir, daß Sie meine Nähe fliehen?

Ich fliehe vor Niemand, selbst nicht vor giftigen Ottern und vor Ihnen, sagte der Fürst stolz, ich vermied Sie aber, weil mir Ihre Nase nicht gefällt. Hören Sie wohl, mein kleiner impertinenter Domherr, Ihre Nase gefällt mir nicht, und ich verlange von Ihnen, daß Sie mich dieselbe niemals wieder sehen lassen!

Ah, ich verstehe, rief der Domherr lachend, Sie wollen aus zarter Schonung für die schöne Baronin, — verzeihen Sie, daß ich trotz Ihres Verbotes diese liebenswürdige Dame immer wieder nennen muß — unserm Streit eine andere Richtung geben, und meine unschuldige

Nase soll die *bête de souffrance* sein! Aber ich werde auf diese List nicht eingehen, mein Fürst, und sagen Sie selbst, mein lieber Herr Baron von Arnstein, könnten Sie selber es dulden, daß wir den Streit, den wir um Ihre Frau Gemahlin begonnen haben, um meine Nase fortsetzen, und so gewissermaßen die schöne Baronin von Arnstein hinter meiner Nase verbergen?

Die Baronin von Arnstein hat gar keinen Grund, sich zu verbergen, sagte der Baron kalt und stolz; da sie nicht die Veranlassung dieses Streits gewesen ist, so weiß ich nicht, wie man ihren Namen in denselben mischen wollte. Sie sind hierher gekommen und haben sich auf eine so ungebührliche Weise benommen, daß ich meinem Haushofmeister zu Hülfe kommen mußte. Es hat Ihnen alsdann beliebt, Beschimpfungen gegen den nicht anwesenden Fürsten von Liechtenstein auszustößen, und da derselbe in der Nähe war und Ihre Beleidigungen hörte, kam er, Sie zur Rechenschaft zu ziehen.

Und Ihnen zu sagen, daß Ihre Nase mir nicht gefällt, und daß ich mir erlauben muß, Ihnen mit meinem Degen diese impertinente Spitze Ihrer Nase abzuoperiren, rief der Fürst, indem er die Spitzen seiner Finger gegen die Nase des Domherrn schnellte.

Jetzt war es der Domherr, der erbleichte und dessen Augen aufflammten vor Zorn. Sie wagen es mich zu beleidigen? fragte er drohend.

Ja, ich gestehe, daß das recht sehr meine Absicht ist, rief der Fürst lachend.

Aber Sie werden mir für diese Beleidigung Genugthnung geben! schrie der Domherr.

Mit dem größten Vergnügen, sagte der Fürst. Nur ist hier nicht der Ort, dieses Gespräch fortzusetzen. Kommen Sie, mein Herr, lassen Sie uns gemeinschaftlich dieses Haus verlassen, um Zeit und Stunde zu verabreden und —

In diesem Augenblick wurden die Flügelthüren des Vorsaals weit aufgerissen und die Stimme des Haushofmeisters rief: Die Frau Baronin!

Ein Ausruf des Schreckens tönte von den Lippen der drei Herren, und ihre Blicke richteten sich nach der Thür hin, deren Schwelle Fanny von Arnstein eben überschritt. Sie schienen so eben heimzukehren, denn

ihre hohe Gestalt war noch umhüllt von dem langen goldgestickten türkischen Shawls, ein reizendes, mit Blumen und Federn gezieres Hütlein bedeckte ihren Kopf, und in ihrer Hand hielt sie einen jener kostbaren, mit Edelsteinen ausgelegten, großen Fächer, deren man sich damals statt der Sonnenschirme bediente. Sie begrüßte die Herren mit einem reizenden Lächeln, nicht der kleinste Zug von Sorge oder Unruhe war in ihrem heitern Angesicht, nicht der kleinste Schimmer einer Thräne verdunkelte den Glanz ihrer dunkeln Augen.

Ich habe die Herren um Entschuldigung zu bitten, daß ich Sie warten ließ, obwohl es die Stunde ist, in der ich sonst immer Besuche zu empfangen pflege, sagte die Baronin vollkommen unbefangen. Allein ich hoffe, mein Gemahl wird mich vertreten und Ihnen gesagt haben, daß ich in einer Sitzung unsers jüdischen Armenvereins zu präsidiren hatte, und Sie werden mir zugestehen, daß das eine Pflicht ist, der ich mich nicht entziehen durfte. Ah, Sie lächeln, Herr von Weichs. Sie sollen mir erklären, was dieses Lächeln zu bedeuten hat, und ob Sie vielleicht damit sagen wollen, daß es für uns Frauen gar keine ernsthaften Pflichten giebt! Kommen Sie, meine Herren, setzen wir uns, und hören wir, wie Herr von Weichs sein Lächeln zu vertheidigen wissen wird! Setzen Sie sich hier zu meiner Rechten, mein Fürst, Sie hier zu meiner Linken, Herr von Weichs, und mein Gemahl möge als erster Kampfrichter uns gegenüber Platz nehmen!

Ich bedaure, Ihrer lebenswürdigen Einladung nicht mehr Folge leisten zu können, sagte der Domherr finster, Sie haben mich zu lange warten lassen, Frau Baronin, jetzt ist meine Zeit abgelaufen und ich ziehe mich zurück. Sie begleiten mich wohl, Fürst Liechtenstein?

Ja, ich begleite Sie, sagte der Fürst, denn auch meine Zeit ist leider abgelaufen und ich muß fort.

Nicht doch, rief die Baronin lächelnd, Sie werden noch hier bleiben, Fürst. Ich wage es nicht, den Domherrn seinen wichtigen Geschäften entziehen zu wollen, aber Sie, mein Fürst, haben keinen solchen Vorwand, um mich zu verlassen, ich befehle Ihnen also zu bleiben und mir zu erzählen, wie das gestrige Hofconcert ausgefallen ist.

Ich bin so unglücklich, Ihren Befehlen nicht gehorchen zu können,

sagte der Fürst traurig. Mein ich muß fort. Sie sprachen soeben davon, gnädige Frau, daß eine ernste Pflicht Sie von hier fern gehalten, nun, es ist eine ernste Pflicht, welche mich von hier fortreibt, ich darf also nicht bleiben. Leben Sie wohl und erlauben Sie mir, Ihnen zum Abschied die Hand zu küssen.

Sie reichte ihm ihre Hand dar, die kalt war wie Eis und in der feinen zuckte und bebte. Er preßte seine glühenden Lippen auf diese Hand und schaute zu ihr empor. Ihre Augen begegneten sich mit einem letzten, zärtlichen Liebesblick, dann richtete der Fürst sich empor und wandte sich an den Domherrn, der leise und angelegentlich mit Herrn von Arnstein gesprochen hatte.

Kommen Sie mein Herr, lassen Sie uns gehen, sagte er ungestüm, indem er hastig der Thür zuschritt.

Ja, lassen Sie uns gehen, wiederholte der Domherr, und sich tief vor der Baronin verneigend, wandte er sich ab und folgte dem Fürsten.

Fanny schaute ihnen nach in athemloser Angst, mit entsetzten Blicken. Dann, als die Thür sich hinter ihnen schloß, legte sie rasch ihre Hand auf die Schulter ihres Gemahls und schaute ihn an mit dem Ausdruck innerer Todesangst.

Sie werden sich schlagen? fragte sie.

Ich fürchte es, sagte der Baron düster.

Die Baronin stieß einen Schrei aus, und rückwärts taumelnd, sank sie ohnmächtig zusammen. —

In der Frühe des nächsten Morgens standen im Waldeebdicht, unweit von Wien, vier Männer mit ernsten Mienen und düstern Blicken einander gegenüber.

Zwei von ihnen waren eben im Begriff, sich ihrer schweren goldgestickten Röcke zu entledigen, um sich einander gegenüber zu treten, die freie, bloße Brust nur geschützt von dem feinen Batisthemd. Das waren der Fürst Carl von Liechtenstein und der Domherr Freiherr von Weichs.

Die beiden Andern waren mit dem Laden der Pistolen und dem Abzählen der Schritte beschäftigt, das waren der Baron von Arnstein und der Graf Palfy, die Secundanten der beiden Feinde. Als sie

die traurige Arbeit vollendet hatten, näherten sie sich den beiden Herren, um einen letzten Versuch zur Ausöhnung zu machen.

Ich beschwöre Sie in meinem Namen, flüsterte der Baron von Arnstein dem Fürsten in's Ohr, ich beschwöre Sie im Namen meiner Gemahlin, wenn eine Vermittelung möglich ist, nehmen Sie sie an, lassen Sie es nicht zu einem so traurigen Ecclat kommen. Bedenken Sie, daß die Ehre einer Frau so leicht und unwiederbringlich compromittirt ist, und daß die Baronin es sich niemals verzeihen würde, wenn sie vielleicht die unschuldige Veranlassung Ihres Todes sein könnte.

Niemand wird wissen, daß wir uns um ihretwillen schlagen, sagte der Fürst, meine Ehre erfordert es, diesem Unverschämten eine Lektion zu geben, und bei Gott, er soll sie haben.

Eben näherte sich ihnen der Graf Palsy, der Secundant des Domherrn. Wenn Ew. Durchlaucht sich bereit erklären, den Freiherrn von Weichs um Entschuldigung zu bitten wegen Ihres gestrigen Benehmens, so ist der Freiherr bereit von dem Duell abzustehen und Ihre Entschuldigung anzunehmen.

Ich habe keine Entschuldigung zu machen, rief der Fürst laut, und ich bin nicht Willens von dem Duell abzustehen. Ich habe dem Domherrn gesagt, daß mir seine Nase mißfällt, und daß ich sie von ihrer impertinenten Spitze operiren will, nun wohl, ich bin gekommen, um diese Operation vorzunehmen, und wenn es Ihnen gefällig ist, schreiten wir an's Werk.

Ja, schreiten wir an's Werk, rief der Domherr. Geben Sie die Pistolen her, meine Herren, und dann das Zeichen. Beim dritten Händeklatschen also schießen wir zu gleicher Zeit! Beten Sie für Ihre arme Seele, Fürst Liechtenstein, denn ich bin ein Schütze, welcher auf hundert Schritte niemals sein Ziel verfehlt, und wir stehen uns auf zwanzig Schritte gegenüber!

Der Fürst antwortete nicht, sondern nahm die Pistole, welche sein Secundant ihm darreichte. Wenn ich falle, flüsterte er leise, so bringen Sie Ihrer Gemahlin meine letzten Grüße, und sagen Sie ihr, daß ich gestorben bin mit ihrem Namen auf den Lippen!

Wenn ich fallen sollte, sagte der Domherr halblaut zu seinem

Secundanten, so erzählen Sie der lieben Stadt Wien und meinen Freunden, daß ich mich mit dem Fürsten Liechtenstein geschlagen habe, weil er mein Rival war bei der schönen Baronin von Arnstein, und daß ich mit der Ueberzeugung gestorben bin, daß er der Liebhaber der schönen Frau gewesen!

Eine Pause trat jetzt ein. Die Secundanten führten die beiden Herren zu ihren bestimmten Plätzen und traten dann zurück, um das verabredete Zeichen zu geben.

Bei dem ersten Händeklatschen hoben die beiden Gegner die Hand mit der Pistole empor, die drohenden Blicke voll Haß und Zorn fest und zielenb aufeinander gerichtet.

Nun kam das zweite, das dritte Zeichen.

Zwei Schüsse knallten zu gleicher Zeit.

Der Domherr stand ruhig und fest auf seinem Platz mit demselben herausfordernden Lächeln, demselben trotzigem Blick.

Der Fürst Carl von Liechtenstein lag am Boden und die Erde röthete sich von dem Blut, das aus seiner Brust hervorquoll. Als der Baron Arnstein sich über ihn neigte, richtete er seine Augen mit einem letzten gebrochenen Blick auf ihn. Bringen Sie ihr meinen letzten Liebesgruß, hauchte er leise. Sagen Sie ihr, daß ich —

Die Stimme stockte und das letzte, fürchterliche Köcheln des Todes trieb einen Strom von Blut über seine erkaltenden Lippen.

Eilen Sie, sich zu retten, rief der Graf von Palfy dem Domherrn zu, der aus einiger Entfernung mit kalten, neugierigen Blicken zu dem Sterbenden hinüber geschaut hatte. Fliehen Sie, denn Sie haben den Fürsten getödtet, er athmet schon nicht mehr. Fliehen Sie! Drunten im Gebüsch steht mein Wagen bereit, er wird Sie im Fluge zur nächsten Poststation bringen.

Er ist todt und ich lebe! sagte der Domherr gelassen. Es hätte sich auch wahrhaftig nicht der Mühe verlohnt, für eine Frau zu sterben, weil sie einen andern Liebhaber hat. Es ist viel weiser, ihn todt zu schießen, und so das Hinderniß bei Seite zu räumen, das uns von der Frau trennt. Aber fliehen werde ich nicht, vielmehr werde ich selbst zum Kaiser gehen und ihm anzeigen, was hier geschehen

ist. Wir leben jetzt einmal in einer Zeit des Krieges und der Menschenschlächtereie, und auf eine Seele mehr oder weniger kann es dabei gar nicht ankommen. Wenn der Kaiser hunderttausend seiner ungeschuldbigen und harmlosen Unterthanen ausschickt zum Duell gegen Feinde, von denen sie nicht einmal wissen, weshalb sie ihre Feinde sind, so wird er es sehr natürlich finden, daß zwei seiner Unterthanen, welche sehr genau wissen, weshalb sie Feinde sind, auch ein Duell miteinander haben können, und Se. Majestät wird mir daher verzeihen. Die tapfern und beherzten Männer schickt man nicht auf die Festung. Ich fliehe nicht.

V.

Das Vermächtniß.

Drei Tage waren seit jenem unglücklichen Ereigniß vergangen. In der Frühe des heutigen dritten Tages hatte man die Leiche des Fürsten nach seiner Familiengruft abgeführt, ein zahlreiches und glänzendes Gefolge hatte sie zur Stadt hinaus begleitet, selbst die Equipagen des Kaisers, der Erzherzoge und der hohen Würdenträger des Staats hatten in dem Zuge nicht gefehlt und die Wiener, welche seit drei Tagen von nichts gesprochen, als von dem tragischen Ende des jungen, schönen Fürsten Carl von Liechtenstein, fanden eine Art Genugthuung darin, in ihrer Theilnahme auch mit der Kaiserfamilie zu sympathisiren; sie hatten sich daher zu Tausenden dem Zuge angeschlossen und der Leiche das Geleit gegeben.

Aber dieser Beweis von Theilnahme hatte dem guten und heißblütigen Volke nicht genügt; sie wollten dem Verstorbenen nicht bloß eine Ehrenbezeugung ihrer Liebe, sondern auch ihres Hasses geben, und von dem Trauerzuge heimkehrend, stürzte sich die Masse des Volks daher nach dem Pohlmarkt hin, um sich mit lautem Geschrei und wilden

Drohungen vor dem Hause des Freiherrn und Domherrn von Weichs aufzustellen.

Man hatte erfahren, daß der Domherr, den das Volk den Mörder des Fürsten Siechtenstein nannte, noch immer in Wien verweile, und da es daher den Anschein hatte, als ob der Kaiser die Uebelthat des Domherrn nicht zu strafen gedente, wollte das Volk es übernehmen, ihn zu strafen, und ihm wenigstens einen Beweis des öffentlichen Hasses geben.

Werft dem Mörder die Fenster ein, rief das Volk, das in immer neuen erhitzten Schaaren auf dem Kohlmarkt sich zusammenfand. Und von den Drohungen zur That übergehend, rissen hundert und hundert geschäftige Hände das Steinpflaster auf, um die Steine gegen das Haus und die Fenster des Domherrn zu schleudern. Und das Klirren der Fenster, das Krachen der an der Mauer des Hauses abprallenden Steine erhitzte und steigerte die Wuth des Volks immer mehr. Bald genügte es ihnen nicht mehr, das Haus anzugreifen, sondern sie wollten des Uebelthäters selber habhaft werden und ihn bestrafen für seine Missethat. Mit wildem Geschrei stürzte die Menge zu dem hohen verschlossenen Thor des freiherrlichen Hauses hin, Einer kletterte behend auf die Schulter des Andern, um mit Faustschlägen das über dem Thor angebrachte Wappen des Domherrn abzureißen, und lauter, weithinschallender Jubel begrüßte die vollbrachte That. Alsdann richteten sich die Faustschläge gegen das Thor selber, das indeß allen Angriffen und Schlägen einen festen und unerschütterlichen Widerstand entgegensetzte.

Plötzlich rief eine ernste gebieterische Stimme: Halt da! Platz gemacht! Platz!

Das Volk wandte sich erschrocken um und gewahrte jetzt erst, daß von der Seitengasse, nach welcher das Hôtel ausmündete, eine Kutsche sich näherte, umgeben und gefolgt von zwanzig berittenen Polizisten. Langsam nur konnte diese Kutsche mit ihrem unheimlichen Gefolge sich vorwärts bewegen durch das drängende Volk, das neugierig seine Blicke durch die herabgelassenen Fenster in die Kutsche hinein bohrte. Jedermann hatte Müße, die drei Herren zu erkennen, welche in der

Rutsche saßen, und welche Niemand anders waren, als der Domherr Freiherr von Weichs, und zwei der bekanntesten und gefürchtetsten Ober-Beamten der Polizei. Das Antlitz des Freiherrn war bleich und düster, aber um seine schmalen Lippen spielte immer noch das trotzige, herausfordernde Lächeln. Mit einem Blick unendlicher Verachtung schaute er das Volk an, das seinen Wagen umwogte, und ihn mit gierigen Augen anstarrte, als wolle es in seinen bleichen Mienen die Größe der Strafe lesen, zu welcher er verurtheilt war.

Wie neugierig dieses Volk ist, sagte der Domherr wegwerfend. Es möchte um Alles gern wissen, ob man mich zum Richtplatz führt, und das wäre ihm ein gar willkommenes Schauspiel. Sie sollten doch mitleidig sein, meine Herren, und diesem liebenswürdigen Pöbel die Unglücksbotschaft bringen, daß ich leider nicht zum Galgen und Rad, sondern nur zu zehn Jahren Festungsarrest verurtheilt bin, und daß ich diese Zeit auf der schönen Festung Komorn zubringen werde.

Die beiden Beamten antworteten nur mit einem stummen Neigen des Kopfes und der Wagen fuhr weiter. Aber irgend ein mitleidiger und gesprächiger Polizeibeamter hatte dem Volke doch die Mittheilung gemacht, daß der Domherr von Weichs vom Kaiser zu zehn Jahren Festungsarrest verurtheilt und daß man eben im Begriff sei, ihn nach Komorn abzuführen. Das Volk empfing diese Nachricht mit lautem Jubel und zerstreute sich in den Straßen, um Freunden und Bekannten die willkommene Botschaft zu bringen, und dann heimzukehren, ganz befriedigt von dem Amusement und den Zerstreuungen des heutigen Tages.

Und die Woge des Lebens brauste über das unglückliche Ereigniß hin, und riß sie hinunter in den Abgrund des Vergessens; wenige Tage noch und eine andere Begebenheit machte die Gespräche über das Duell des Fürsten Liechtenstein und dessen Veranlassung verstummen, und ein neuer Stoff der Unterhaltung verdrängte den alten.

Nur Ein Herz tröstete sich nicht so rasch, nur Eine Seele klagte um ihn in trostlosen Tagen, in ruhelosen Nächten, und brachte ihm den Zoll der Thränen und der Seufzer dar. Seit jenem letzten Begeggen mit dem Fürsten hatte Fanny von Arnstein ihr Cabinet noch

nicht wieder verlassen, die Thüren desselben waren Jedermann verschlossen gewesen, und ohne Nahrung und Speise zu sich zu nehmen, hatte sie diese drei Tage dort durchseufzt und durchweint.

Vergebens war ihr Gemahl oft an ihr Zimmer gekommen, um sie zu beschwören, endlich die Thür zu öffnen, endlich Nahrung zu sich zu nehmen. Fanny hatte ihm niemals geantwortet, und wenn er nicht, in der Stille der Nacht immer wieder zu dieser Thür hinschleichend, ihr leises Schluchzen und ihre halblauten Klagen vernommen hätte, würde er geglaubt haben, der Gram habe sie getödtet, und die Liebe habe sie mit Dem, welchem ihr Herz gehörte, droben im Himmel vereinigen wollen, da sie auf Erden doch von einander getrennt gewesen.

Heut, nach dem Begräbniß des Fürsten, trat der Baron von Arnstein wieder in den Salon, der das Cabinet seiner Gemahlin begrenzte, aber diesmal kam er nicht allein. Eine Dame, das Antlitz verhüllt von einem dichten schwarzen Schleier, ging neben ihm und schritt an seiner Seite zu der immer noch verschlossenen Thür hin.

Der Baron klopfte an diese Thür und bat seine Gemahlin mit Worten innigster Theilnahme, ihm zu öffnen.

Keine Antwort erfolgte, kein Wort der Erwiederung ward vernommen.

Sehen Sie wohl, Durchlaucht, flüsterte der Baron, sich an die verschleierte Dame wendend, es ist, wie ich Ihnen sagte. Alles Flehen ist umsonst, sie verläßt dieses Zimmer nicht, sie wird sterben vor Gram.

Nein, sie wird nicht sterben, sagte die Dame, sie ist jung, und die Jugend überdauert den Schmerz. Lassen Sie mich versuchen, ob ich sie nicht erweichen kann.

Und sie klopfte mit beherztem Finger an die Thür und rief: Ich bitte Dich, Fanny, öffne mir und laß mich zu Dir ein, ich bin es, die Prinzessin Eibenberg, ich bin es, Deine Freundin Mariane Meier, welche ihre liebe Fanny Izig besuchen will.

Alles blieb still, nichts regte sich hinter dieser verschlossenen Thür.

Mariane schlug ihren Schleier zurück, und ließ den Baron ihr stolzes, bleiches Antlitz sehen.

Herr Baron, sagte sie ernst, in dieser Stunde verzeihe ich Ihnen die Beleidigung und Verachtung, welche Sie vor fünf Jahren an Ihrem Hochzeitstage gegen mich schleuberten; das Schicksal hat mich gerächt und Sie bitter gestraft, denn ich sehe, daß Sie in diesen drei Tagen sehr viel gelitten haben. Mein Herz hat keinen Groll mehr, und ich will versuchen, Ihnen Ihre schöne und beklagenswerthe Gemahlin wiederzugeben und sie zu trösten. Aber ich muß Sie bitten, dieses Zimmer zu verlassen. Ich weiß eine Beschwörungsformel, mit welcher ich Fanny aus jenem Zimmer hervorlocken werde, aber dazu muß ich allein sein und Niemand außer ihr muß mich hören können.

Es ist gut, ich gehe, sagte der Baron traurig. Aber erlauben Sie mir, vorher eine Bitte an Sie zu richten, die Ihnen beweisen möge, wie sehr ich Ihnen vertraue. Wollen Sie Fanny nichts davon sagen, daß Sie mich bewegt und traurig gesehen haben? Wollen Sie gütigst nichts ahnen lassen von meinen Sorgen und meinem Kummer um sie?

Sie wird es in Ihren bleichen Mienen und Ihren eingefallenen Wangen sehen, armer Baron! rief Mariane.

Nein, sie hat nicht die Gewohnheit, mich aufmerksam zu betrachten, sie wird das übersehen, sagte der Baron traurig, und ich möchte nicht, daß es den Anschein gewinnen könnte, als litte ich durch ihren Kummer, den ich ganz gerecht und natürlich finde. Ich bitte Sie also, schweigen Sie von mir.

Ich werde ihren Wunsch erfüllen, sagte Mariane, vielleicht wird Ihnen Fanny einmal später für das Zartgefühl danken, mit welchem Sie jetzt Ihrer schonen. Gehen Sie jetzt, damit ich Fanny rufen kann.

Der Baron ging hinaus, und jetzt schritt Mariane abermals zu der Thür hin. Fanny, sagte sie, komm zu mir, oder öffne Deine Thür und laß mich eintreten. Ich habe Dir einen Brief und eine Botschaft zu bringen von dem Fürsten Carl von Plettenstein.

Jetzt hörte man innerhalb des Cabinets einen leisen Schrei, der Niegel ward zurückgeschoben, die Thür flog auf, und die Baronin

von Arnstein erschien in derselben. Ihr Antlitz war marmorbleich, ihre vom Weinen gerötheten Augen lagen tief in ihren Höhlen, ihr schwarzes Haar fiel lang aufgelöst wie ein schwarzer Trauerschleier über ihren Nacken nieder. Sie war noch immer schön und lieblich, aber es war die Schönheit einer Magdalena.

Du bringst mir Nachrichten von ihm? sagte sie mit leiser, in Thränen zitternder Stimme.

Ja, Fanny, sagte Mariane, mühsam ihre eigene Nahrung bewältigend. Ich bringe Dir seine letzten Liebesgrüße. Er ahnte, daß er fallen würde, und am Morgen, bevor er sich zum Duell begab, war er bei mir. Wir waren lange bekannt und vertraut, wir hatten Beide ein großes, gemeinschaftliches Ziel vor Augen und verfolgten dieselben Wege; das hatte uns miteinander befreundet. Er wußte auch, daß ich Deine Jugendfreundin bin, und deshalb vertraute er mir seine letzten Aufträge für Dich an. Hier, Fanny, dies kleine Kästchen enthält alle die kleinen Andenken und Liebeszeichen, die er von Dir empfangen, und die ihm viel zu kostbar dünkten, um sie zu zerstören, oder mit in's Grab zu nehmen, und die er Dich daher bittet, aufzubewahren. Es sind vertrocknete Blumen, die Du ihm gegeben, eine Schleife, die Du verloren, einige Briefchen, die Du ihm geschrieben und aus denen die böse und verleumderische Welt die Harmlosigkeit und Unschuld Eures Verhältnisses erschen könnte, es ist endlich Dein Miniaturportrait, das der Fürst selber nach der Erinnerung gemalt hat. Hier dieses Etui bittet der Fürst Dich als sein Vermächtniß anzunehmen. Es ist ein Perlenohrgehänge, ein Erbstück in seiner Familie, die einst seine sterbende Mutter ihm übergeben hat, damit er am Hochzeitstage seine Braut damit schmücken solle. Der Fürst sendet ihn Dir und beschwört Dich, ihn zu seinem Angedenken, und als die Braut seines Herzens zu tragen. Und hier endlich, Fanny, hier ist ein Brief von ihm, die letzten Zeilen, welche er geschrieben hat, und sie sind an Dich gerichtet.

Die Baronin stieß einen Freudenschrei aus; mit leidenschaftlicher Hestigkeit das dargereichte Papier ergreifend, preßte sie es an ihre Lippen und sank mit demselben auf ihre Kniee nieder.

Ich danke Dir, mein Gott, ich danke Dir, flüsterte sie leise, Du

bist es, der mir diesen Trost gesandt hat, Du willst nicht, daß ich sterben soll in Verzweiflung!

Und jetzt entfaltete sie langsam, immer noch auf ihren Knien liegend, das Papier und las dieses letzte, glühende Liebeswohl, diese letzte, zärtliche Liebesbetheuerung, mit welcher der Fürst von ihr Abschied nahm.

Mariane, die Arme in einander geschlagen, stand drüben in einer Fensternische, und schaute mit ernstern, beobachtenden Blicken zu ihrer Freundin hinüber, und sah die auf ihren Wangen wechselnde Blässe und Purpurröthe, das hohe Wogen ihres Busens, das Beben ihrer ganzen Gestalt, und die Thränen, die Wäcken gleich aus Fanny's Augen auf das Papier niederströmten, mit einem Gefühle zugleich der Nührung und Befremdung an.

Es muß schön sein, so lieben zu können, dachte sie, schön auch, so leiden zu können. Veneidenswerth die Frauen, welche mit ihrem Herzen lieben, und von ihm allein ihr Glück und ihr Unglück empfangen. — Mir ist ein solches Loos nicht beschieden, und ich fürchte fast, ich liebe nichts als mich selber. Mein Leben ruht in meinem Kopf, und von ihm aus erst strömt das Blut zu meinem Herzen hin. Wer ist mehr zu beklagen, Fanny mit dem Gram ihrer Liebe, oder ich, welche niemals einen solchen Gram kennen lernen wird? — Aber sie hat jetzt genug geweint, und am Ende wären ihre Thränen noch im Stande, auch mich weinen zu machen, und mein Herz zu wecken. Das darf aber nicht sein. Wer so große Pläne zu verfolgen hat, wie ich, muß sich einen kalten Kopf und ein kaltes Herz bewahren.

Und sie näherte sich mit raschen Schritten der Baronin, welche noch immer auf ihren Knien lag, und wieder und immer wieder den Abschiedsbrief des Fürsten las.

Erhebe Dich von Deinen Knien, Fanny, sagte sie fast gebieterisch. Du hast dem heimgegangenen Freunde den Tribut Deiner Thränen dargebracht, Du hast um ihn geweint drei Tage lang, jetzt begrabe die Vergangenheit in Deinem Herzen und denke an Deine Zukunft, meine arme Freundin.

Meine Zukunft, sagte Fanny, indem sie, dem Willen der Freundin nachgebend, sich von ihren Armen sanft emporziehen ließ; meine Zu-

Kunst ist für immer gebrochen und umbüßert, es liegt eine Wolke auf meinem Namen, die niemals wieder von bannen ziehen wird. Oh, warum giebt es für die Fäbin kein Kloster und keine einsame Zelle, wohin sie sich flüchten könnte mit ihrem Unglück und mit ihrer Schmach.

Mache es, wie ich es gemacht habe, sagte Mariane, laß die ganze Welt Dein Kloster sein, und Deinen Salon die Zelle, in welcher Du Buße thust, indem Du die Menschen zwingst, vor Dir zu knien und Dich anzubeten, statt das Du kniest und Dich lastest! Lege Dein Unglück und Deine Schmach als eine Glorie um Dein Haupt und tritt der Welt lähn entgegen mit offenen Augen und stolzem Angesicht. Wenn Du arm wärst und namenlos, dann würde ich Dir alles Ernstes rathen, werde katholisch und flüchte Dich in ein Kloster. Aber Du bist reich, Du hast einen wohlklingenden, aristokratischen Namen, Dein Gemahl ist im Stande, kostbare Diners zu geben, folglich wird man Dir verzeihen, daß Du die Helbin eines unglücklichen Romans geworden, und man wird sich wohl hüten, Dir den Rücken zu kehren, mit Fingern auf Dich zu zeigen, und wenn Du vorübergehst, spöttisch zu lachen und mit vernehmlicher Stimme Deine Geschichte zu erzählen. Ich, mein Kind, habe einst alle solche Schmach und solche Demüthigungen ertragen müssen, und damals schwur ich mir, daß ich mich rächen wolle an dieser Welt, welche glaubte, das Recht zu haben, mich zu verachten, daß ich mich rächen wolle, indem ich ihresgleichen würde. Und ich habe meinen Schwur erfüllt, ich bin jetzt eine Prinzessin und eine Durchlaucht. Die stolze Welt, welche mich einst verhöhnte, beugt sich vor mir, die tugendhaftesten und edelsten Frauen halten es nicht unter ihrer Würde, in meinem Salon zu erscheinen, die edelsten Fürsten und Cavaliere bewerben sich um die Freundschaft und die Gunst der Prinzessin von Eibenberg, geborene Mariane Meier. Folge also meinem Beispiele, Fanny, biete der Welt Trost, erscheine in Deinem Salon mit heiterer Ruhe und Unbefangenheit, gieb noch üppigere Diners, und die kleine Wolke, welche jetzt Deinen Namen verdunkelt, wird unbemerkt vorüberauschen. Zuerst werden die Menschen kommen aus Neugierde, um zu sehen, wie Du Dich benimmst und mit welcher Stirn Du den kleinen Scandal trägtst, dann werden sie kommen, weil Eure Diners

gar zu prächtig sind, und weil doch die und die Fürstin oder Gräfin, der oder der Fürst, Minister oder General es auch nicht verschmäht, in Deinem Salon zu erscheinen, und so wird die ganze Affaire nach und nach vergessen werden!

Aber mein Herz wird sie nicht vergessen, sagte die Baronin traurig, mein Herz wird nie aufhören, ihn zu beweinen und zu beklagen, und wenn mein Herz weint, sollen meine Augen nicht lachen! Du hast den Muth gehabt, Deine Thränen unter einem Lächeln zu verbergen, und von der Schmach und Unbill, welche man Dir angethan, Dein Haupt nicht beugen zu lassen; ich werde den Muth haben, meine Thränen nicht zu verbergen, und gebeugten Hauptes einherzugehen unter dem Unglück und der Schmach, welche mich getroffen hat, ohne daß ich es verdiene. Wäre ich schuldiger, würde ich vielleicht im Stande sein, der Welt zu trotzen, aber da ich keine Schuld, sondern nur ein Unglück zu beweinen habe, so weine ich! Möge die Welt mich deshalb verdammen, ich werde ihr Verdammungsurtheil nicht hören, denn ich werde mich in die Einsamkeit zurückziehen!

Thörin, rief Mariane glühend, Thörin, welche am Anfang des Lebens schon glaubt, mit dem Leben abgeschlossen zu haben. Mein Kind, das menschliche Herz ist viel zu schwach, um einen Gram viele Jahre lang tragen zu können. Es ermattet allgemach und läßt seinen Gram fallen, und sieht dann plötzlich, daß es ganz leer ist und inhaltslos, und dann schleicht die Langeweile herbei mit ihren langen Spinnweben, und zieht ihre Fäden um Dich und hält Dich ein in ihre staubigen Netze, die Niemand zerreißt, weil Niemand da ist, Dir diesen Liebedienst zu erweisen, da Du die Menschen verschüchzt und Dich einsam gemacht hast. Hüte Dich vor der Einsamkeit, oder vielmehr lerne einsam sein in der Mitte der Menschen, aber nicht in der Stille Deines ideo Gemachs. Du hast hier in Wien eine schöne und große Mission zu erfüllen. Du hast das Judenthum zu emancipiren und zwar in anderer Weise, wie ich es gethan! Ich habe der thörichten Welt bewiesen, daß eine Jüdin sehr gut eine Prinzessin sein und repräsentiren kann, trotz ihres orientalischen Bluts und ihrer krummen Nase, aber ich habe, um ihr diesen Beweis liefern zu können, meine

Religion verlassen und meinem Volk untreu werden müssen. Du hast die Mission, das Werk zu vollenden, das ich angefangen, und das Judenthum hinein zu lanciren in die Gesellschaft, ihm eine Stellung zu geben mitten in der Welt und das Judenthum zu einer gesellschaftsfähigen Creatur zu erheben. Du sollst die Vermittlerin sein zwischen der Aristokratie des Blutes und Stammbaums und der Aristokratie des Geldes, die Vermittlerin zwischen dem Christenthum und dem Judenthum. Du sollst den Juden hier in Wien eine freie, geachtete, dem Zwang der Vorurtheile enthobene Stellung geben. Das ist Deine Mission, gehe hin und erfülle sie.

Du hast Recht, Mariane, rief Fanny mit schwärmerischer Begeisterung, ich will die Mission erfüllen, denn sie ist eine heilige und große, und sie wird mein Herz aufrichten und trösten. Mit dem Glück des Lebens habe ich abgeschlossen für immerdar, aber man kann vielleicht auch glücklich sein ohne Glück, und das will ich jetzt versuchen, indem ich die Unglücklichen tröste, den Leidenden helfe und den Verstoßenen und Geächteten eine Zuflucht gewähre. Thränen zu trocknen, Wohlthaten zu üben und Glück und Freude um mich her zu verbreiten, das soll der Balsam sein, mit dem ich die Wunden meines Herzens heilen will. Du hast Recht, ich will mich nicht zurückziehen von der Welt, sondern ich will sie zwingen, mich zu achten, ich will mich nicht in die Einsamkeit flüchten mit meinem Gram, sondern ich will mit ihm dastehen inmitten der Gesellschaft, ein Trost allen Demen, die leiden, eine Zuflucht allen Demen, welche des Beistandes bedürfen! *)

*) Fanny von Arnstein hielt Wort; ihr Haus ward der Mittelpunkt des edelsten Geisteslebens, ihre Hände waren stets geöffnet, und bereit, Wohlthaten auszustreuen und Segen zu verbreiten. Sie gab aber nicht blos mit ihren Händen, sondern auch mit ihrem Herzen, und dadurch ward sie erst eine wahre Wohlthäterin, denn zu ihren Gaben gesellte sich das Mitleid und die kluge Einsicht, welche die rechte Art der Hilfe zu ermessen weiß. Vielen Menschen hat sie ein dauerndes Lebensglück bereitet, Vielen den Weg des Reichthums aufgehan, Manchen solche Summen geschenkt, die für ein selbstständiges Vermögen gelten konnten. Ihrer Wohlthätigkeit kam ihre Gastfreierheit gleich, die sie in leistener Liebenswürdigkeit und Ausgebehrtheit übte. Täglich stand ihr Haus in der Stadt, so wie ihr Landhaus zur Aufnahme zahlreicher Gäste offen, welche

So ist es recht, so höre ich Dich gern, rief Mariane, die Freundin umschlingend und sie fest an ihren Busen drückend. Jetzt bange ich nicht mehr um Dich, und kann Dir mit ruhigem und getröstetem Herzen Lebewohl sagen. Mein Reisewagen steht bereit und noch in dieser Stunde reise ich ab!

Und wohin gehst Du? fragte Fanny theilnahmsvoll.

Es ist ein Geheimniß, ein tiefes, politisches Geheimniß, sagte Mariane lächelnd, aber Dir will ich es anvertrauen als einen Beweis meiner Liebe! Ich gehe nach Paris, um dem ersten Consul einen Brief von dem armen Grafen von Provence zu bringen, den die Royalisten, und folglich auch ich, den König Ludwig den Achtehnten nennen. Das, Fanny, ist mein Vermächtniß von dem Fürsten Liechtenstein. Durch ihn ward ich bekannt mit einigen dieser edlen Emigrirten, die es vorgezogen haben, ihr Vaterland und ihre Besitzthümer aufzugeben und heimathlos in der Fremde umherzuirren, statt ihrem König untreu zu werden und dieser despotischen Republik und dem Tyrannen zu gehorchen, der jetzt seine eiserne Hand auf Frankreich legt. Der Fürst Liechtenstein war es, der mir vor vierzehn Tagen den Herzog von Enghien zuführte und mich einweihete in die großen Pläne und Hoffnungen der unglücklichen Bourbonen.

Der Herzog von Enghien war hier in Wien? fragte Fanny erstaunt.

Ja, er war hier, er hielt sich verborgen im Hôtel Deines Freundes Liechtenstein, und nur Vertraute und Eingeweihte wußten um seine Nähe. Der Fürst gehörte zu seinen Vertrauten und zu seinen wärmsten Anhängern. Oh, welche Pläne waren es, welche die beiden feurigen jungen Männer in der Stille verschwiegener Abende in meinem Salon entwarfen, welche große Dinge erwarteten sie nicht von der Zukunft für die Bourbonen und für Frankreich! In solchen Stunden, Fanny, hättest Du den Fürsten Carl von Liechtenstein sehen müssen, um ihn

bei ihr die wechselvollste, edelste und anregendste Geselligkeit genossen. Siehe: Fanny von Arnstein. Eine biographische Skizze von Barnhagen von Ense. Vermischte Schriften. Th. I. S. 415.

ganz verstehen und ihn grenzenlos lieben zu müssen. Seine Wangen glühten alsdann von edler Kampfesungebuld, seine Augen sprühten Flammen und edle Worte hinreißender Begeisterung strömten von seinen Lippen. Nie hat man einen Feind glühender gehaßt, als wie er den ersten Consul Bonaparte haßte, nie hat man einer Sache leidenschaftlicher angehangen, als wie er der Sache seines unglücklichen deutschen Vaterlandes und der Sache der vertriebenen Bourbonen. Hätte der Graf von Provence hundert solcher Ritter, wie der Fürst Liechtenstein Einer war, so würde er in acht Tagen den Thron der Pilsen in Paris wieder aufgerichtet haben. Trockne Deine Thränen, Fanny, denn Du bist es nicht, welche am meisten zu beklagen ist. Du hast nur einen Liebhaber verloren, aber die Bourbonen haben einen Ritter und Deutschland hat einen treuen und kampfbereiten Sohn verloren, diese beide sind mehr zu beklagen! Du wirst hundert Liebhaber wiederfinden, wenn Du willst, aber die Bourbonen haben nur wenig Ritter, und Deutschland wird täglich ärmer an treuen und edlen Söhnen!

Und er hat mir nichts gesagt von seinen Plänen und seinen Hoffnungen, rief Fanny schmerzlich, er hat mich niemals ahnen lassen, daß —

Daß er nicht bloß ein Herz habe für die Liebe, sondern auch für die Politik und für das Vaterland? unterbrach sie Mariane lächelnd. Mein Kind, er hat Dich eben geliebt mit seinem Herzen, und deshalb, so lange er bei Dir war, schwiegen alle Entwürfe seines Kopfes. Aber er hat doch gewußt, daß die Geliebte seines Herzens auch fähig und würdig sei, die Freundin seines Kopfes zu sein, und als er mir sein letztes Lebenswohl sagte, trug er mir auf, Dich einzuweihen in alle seine Pläne, und Dich Theil nehmen zu lassen an seinen Hoffnungen. Fanny, Dein Freund grüßt Dich durch meinen Mund, er will sein Lieben und sein Hassen von seinem verklärten Geist auf Dich ausströmen. Wie er ein treuer Sohn war seines deutschen Vaterlandes, so sollst Du eine treue Tochter sein, und sollst Deines Vaterlandes Wohl hüten und bewachen, und sollst einstehe für sein Heil mit aller Deiner Kraft. Wie er ein unwandelbarer Feind dieses neuen blutge-

tränkten Frankreichs und seines Dictators war, so sollst auch Du abschwören alle Verbindung mit diesem Lande, das seine Ströme von Blut und Feuer halb über unser unglückseliges Vaterland ergießen wird. Alles sollst Du thun und ergreifen, was dem Vaterlande nützen und dienen kann, Alles sollst Du verabscheuen, verfolgen und beseinden, was Deutschland bedroht und es in Knechtschaft schlagen will. Dein Haus soll offen stehen allen deutschen Patrioten, es soll verschlossen sein allen Feinden Deutschlands, mögen sie nun Deutsche oder Franzosen sein, oder welcher Nation sonst immer angehören. Das, Fanny, ist das Vermächtniß, welches Carl von Liechtenstein, der edle deutsche Patriot, Dir neben seiner Liebe hinterläßt, und welches Dich trösten und aufrichten soll in Deinem Schmerz.

Ich nehme dieses Vermächtniß an, rief Fanny, strahlend vor Begeisterung. Ja, ich nehme dieses Vermächtniß an und getreulich will ich es erfüllen! Auf Deutschland will ich die Liebe übertragen, die ich einst ihm geweiht, ihn will ich lieben und ehren in jedem unserer deutschen Brüder, gleich ihm will ich die Feinde Deutschlands hassen, und niemals soll ihnen mein Haus geöffnet sein, niemals sollen sie die Schwelle desselben als willkommene Gäste überschreiten dürfen. Da ich kein glückliches Weib mehr sein kann, will ich versuchen, eine treue Tochter meines Vaterlandes zu sein, treu seine Freunde zu lieben, treu seine Feinde zu hassen!

Nun ist es gut, rief Mariane freudig, nun hast Du Deinen schönsten Trost empfangen, und Deine Trauer der Liebe wird sich nun verklären zu Thaten der Liebe! Der Segen Deines verklärten Freundes wird bei Dir sein und die Liebe Deines Vaterlandes wird Dir lohnen, was Du dem Vaterlande thust. Auch darin sollst Du unser geschmähtes Judenthum vertreten, daß Du denen, welche uns verhöhnen und als Fremdlinge verachten, beweiset, daß wir uns fühlen als Eingeborne und als Kinder des Landes, in dem wir geboren sind, und daß wir unser Jerusalem nicht im fernen Orient suchen, sondern in dem Vaterland, das wir mit allen andern Deutschen theilen. Beweisen wir diesen Christen, daß wir auch gute Patrioten sind, und daß wir

gleich ihnen unser Vaterland lieben und bereit sind, ihm alle Opfer zu bringen, die es von uns fordern mag.

Ja, ich will beweisen, daß ich eine gute Patriotin bin, wie er ein guter Patriot war, rief Fanny begeistert. Ich will hassen, was er gehaßt, ich will lieben, was er geliebt hat!

Amen! rief Mariane feierlich. Und nun lebe wohl, Fanny, ich gehe das Vermächtniß zu erfüllen, welches Fürst Liechtenstein mir hinterlassen hat. Er hatte es übernommen, diesen Brief an Bonaparte zu überbringen, zu sehen, was die Bourbonen von ihm zu hoffen haben, und ob der Consul Bonaparte ein Monk oder ein Cromwell ist. Ich fürchte das Letzte, die Bourbonen und auch Liechtenstein hofften das Erste. Sie glauben, er werde der Monk der Wiederherstellung sein, und er habe sich dem Thron nur so nahe gestellt, um Ludwig den Achtzehnten auf demselben restauriren zu können, wie Monk es mit Carl dem Zweiten gethan. Nun, wir werden ja sehen! Ich gehe jetzt hin, den Brief zu überbringen, dessen Besorgung Fürst Liechtenstein mir übertragen hat. Lebe wohl, Fanny, und sei eingedenk Deines Vermächtnisses!

Ich werde dessen eingedenk sein, so lang ich lebe, sagte Fanny glühend. Und so wie ich nie meiner Liebe vergessen werde, so werde ich auch meines Vaterlandes nie vergessen! Beide sollen sich zu Eins verklären in meinem Herzen! *)

VI.

Der erste Consul.

Sie haben ihn also gesehen und gesprochen, unsern armen unglücklichen König? fragte Madame Bonaparte die schöne reichgekleidete Dame,

*) Die Geschichte der Frau von Arnstein und das tragische Ende des Fürsten Carl von Liechtenstein gehören nicht dem Roman, sondern der Wirklichkeit an, Müllbach, Napoleon. 1. Bd.

welche neben ihr auf dem Canapé saß, und welche Niemand anders war, als die Prinzessin Mariane Eibenberg.

Ja, Madame, ich habe oft und viel das Glück gehabt, ihn zu sprechen, sagte die Prinzessin mit einem Seufzer. Ich verlebte einige Wochen in seiner Nähe, und gerührt von seiner Resignation, von seiner Dulderkraft und seiner stillen Größe bot ich ihm meine Vermittelung an, wollte ich der Bote sein, welchen der arme Schiffbrüchige hinaus-schickte, um zu sehen, ob für ihn die Küsten seines Vaterlandes niemals wieder auftauchen sollen, ob dieser große und kühne Steuermann, welcher jetzt das Schiff Frankreich mit sicherer Hand lenkt, für den armen Schiffbrüchigen keinen Platz mehr übrig hat. Der Graf von Provence nahm meine Dienste an, er gab mir ein Schreiben, das ich selbst dem ersten Consul übergeben sollte, und mit vielen und reichlichen Empfehlungen versehen reiste ich hierher. Aber alle diese Empfehlungen waren nutzlos, selbst die Fürsprache des Ministers Talleyrand war vergeblich, der erste Consul weigerte sich, mir eine Audienz zu gewähren.

Vielleicht hatte man ihm gesagt, welche eine schöne und bezaubernde Abgesandtin der Graf von Provence dies Mal an ihn geschickt, sagte

und haben ihrer Zeit viel von sich reden gemacht. Jedermann in Wien wußte, daß die Liebe zu Frau von Arnstein die Veranlassung zu dem Duell und zu dem Tode des Fürsten von Liechtenstein gewesen, aber Jedermann wußte auch, daß Fanny von Arnstein keine moralische Schuld an diesem Ereigniß trage, und die Theilnahme und das Mitgefühl für die unglückliche, so schwer getroffene Frau war daher allgemein. Von allen Seiten beeilte man sich sie zu trösten, der kaiserliche Hof und die Stadt beieferten sich ihr zu huldigen, und ihr Achtung und Aufmerksamkeit zu beweisen. Aber Frau von Arnstein ließ sich von solchen Beweisen öffentlicher Theilnahme nicht trösten über den großen Schlag, der ihr Herz getroffen. Ihre Trauer war leidenschaftlich und tief, und sie verbarg sie nicht. Das Cabinet, in welchem er zuletzt bei ihr gewesen, ließ sie schwarz decoriren wie ein Sterbezimmer, in demselben hatte sie alle Andenken, Alles, was auf ihn Bezug hatte, aufgestellt. Den Jahrestag seines Todes brachte sie stets, in stille Trauer versenkt, in diesem Gemach zu, und auch sonst zog sie dorthin sich manche Stunden zu stiller Andacht und Sammlung zurück. Aber Niemand außer ihr durfte jemals dieses Cabinet betreten, das sie der Religion ihrer Erinnerungen als Altar geweiht hatte. Barnhagen Vermischte Schriften.

Josephine lächelnd, und er fürchtete sich daher vor Ihnen, Madame. Denn Bonaparte, der unerschrockenste Held in der Schlacht, ist doch schwüchtern und zaghaft schönen Frauen gegenüber, und da er nicht die Kraft hat ihrem Lächeln und ihren Bitten zu widerstehen, weicht er ihnen lieber aus und vermeidet es, ihnen zu begegnen.

Oh, Madame, rief die Prinzessin rasch, wenn der erste Consul dem Lächeln der schönsten Frau nicht widerstehen kann, dann prophezeihe ich Ihnen eine noch glanzvollere Zukunft, denn alsdann wird er die ganze Welt zu Ihren Füßen niederlegen, um Ihnen zu huldigen. Wer neben Josephinen noch ein Held und ein willenskräftiger Mann geblieben, der hat die Schönheit keiner andern Frau mehr zu fürchten!

Sie verstehen zu schmeicheln, rief Josephine lächelnd. Sie vergessen aber, daß wir uns hier in einer Republik befinden und daß in den Tuilerien nicht ein Hof und Höflinge wohnen, sondern daß da nur der bescheidene Haushalt eines Bürgers und Generals ist, der hoffentlich bald dem Glanz des Königthums weichen wird.

Glauben Sie das Madame? fragte die Prinzessin dringend. Glauben Sie, daß die Hoffnungen, welche der Graf von Provence auf den edlen großen Sinn Bonaparte's gebaut hat, nicht vergeblich sind? Oh lassen Sie uns offen und frei zu einander reden, denn ich weiß, Sie haben ein Herz für die Leiden der Königsfamilie, und das große Unglück der erhabenen Vertriebenen findet einen Wiederhall in Ihrem Herzen. Deshalb, als es mir nicht gelingen wollte, zu dem ersten Consul selber zu gelangen und ihm meinen Brief persönlich zu übergeben, deshalb wandte ich mich an Sie, und der Graf von Provence selber hat mir dazu die Erlaubniß gegeben. Wenn Bonaparte Sie nicht hören will, sagte er, so gehen Sie zu Josephinen. Bringen Sie ihr die Grüße des Grafen von Provence, erinnern Sie sie an die glücklichen Tage von Versailles, wo sie als Vicomtesse von Beauharnais eine stets willkommene Erscheinung am Hofe meines unglücklichen Bruders war. Fragen Sie sie, ob sie sich noch erinnert, wie oft wir damals mit einander gelacht und gescherzt haben? Fragen Sie sie, ob mein jetziges Unglück ewig dauern soll, oder ob sie, in deren Hand es liegt, mich das Lachen und die Freude wieder kennen lehren will?

Oh, rief Josephine, in Thränen ausbrechend, wenn es in meiner Hand läge, würde er nicht mehr lange zu warten haben auf seinen Thron und auf das Glück. Ich würde die Erste sein, welche ihn jubelnd in Frankreich willkommen hieße, die Erste, welche jubelnd diese Tuilerien verlasse, dieses Königsschloß, dessen Erhabenheit mir bange macht, in dessen Mauern ich mir immer wie eine Verbrecherin erscheine, welche sich schmückt mit geraubtem Gut, und ihre frevelnden Hände nach dem Allerheiligsten ausgestreckt hat. Und doch bin ich unschuldig an diesem Frevel, und doch ist mein Gewissen rein von jeder Schuld und ich darf sagen, daß der König Ludwig der Ahtzehnte keine ergebenere, keine treuere und dienßbereitere Unterthanin hat, als die Gemahlin des ersten Consuls von Frankreich es ist.

Der König weiß es, und er hofft auf Sie! sagte die Prinzessin. In Ihren Händen liegt das Herz Bonaparte's, Sie allein vermögen es zu rühren!

Aber weiß ich denn, ob er überhaupt noch ein Herz hat? rief Josephine leidenschaftlich. Weiß ich denn, ob er noch etwas Anderes liebt, als seinen Ruhm? Der Mensch kann nicht zweien Göttern dienen und sein Gott ist der Ruhm. Mit dem Blick eines Adlers schwingt er sich empor, und der Glanz der Sonne blendet ihn nicht! Wo wird er endlich ruhen und seinen Horst bauen? Ich weiß es nicht! Noch ist ihm kein Felsen hoch genug, kein Gipfel erhaben und der Sonne nahe genug gewesen. Ich folge seinem Flug mit angstvollen Blicken, aber ich vermag ihn nicht aufzuhalten. Ich kann nur beten für ihn, für mich und für den unglücklichen König, nur beten, daß der kühne Adler nicht den verlassenem Thron endlich für einen seiner würdigen Horst erkennen und in ihm sich niederlassen möge.

Sie glauben aber, daß er Das thun wird? fragte die Prinzessin rasch.

Oh, meine Liebe, rief Josephine mit einem traurigen Näckeln, Niemand kann bis jetzt noch wissen oder auch nur glauben, was Bonaparte thun wird, Niemand, selbst ich nicht. Sein Geist ist nach Innen gekehrt, und er spricht nur von Dem, was er gethan hat, nicht von Dem, was er thun will. Seine Pläne ruhen und undurchbringlich und

schweigend in seiner Brust und Niemand kann sich rühmen, daß er sie kennt. Er weiß, daß ich in meinem Herzen eine treue Royalistin bin, und oft verspottet er mich, noch öfter aber zürnt er mir deshalb. Seit das französische Volk ihn zum ersten Consul auf Lebenszeit erwählt hat, sehe ich ihn erbeben und die Stirn runzeln, so oft ich es wage, unsers verbannten Königs zu erwähnen und ihn unsern Herrn zu nennen. Mit Strenge hat er mir befohlen, keinen Fremden zu empfangen, wenn er mir nicht dazu die Erlaubniß gegeben, und alle diejenigen meiner Freundinnen, welche er als treue Royalistinnen kennt, sind schon von ihm verbannt worden. Ich muß mir den Anschein geben, Alles zu vergessen, was ich der Freundschaft und der Dankbarkeit schuldig bin, und dennoch werden diese theuren Erinnerungen niemals in meinem Herzen erlöschen. Aber ich muß meinem Herrn gehorchen, denn Bonaparte ist jetzt nicht bloß mehr mein Gemahl, sondern er ist auch mein Herr! So in allen ihren Neigungen gehemmt, muß die Frau des ersten Consuls ihren Gram hinunterwürgen und undankbar erscheinen, obwohl sie es nicht ist. *) Sagen Sie Das Denen, welche glauben, mich beneiden zu können, sagen Sie Das dem Grafen von Provence, welcher mich für mächtiger hält, als ich es bin. Er ist und bleibt für mich immerdar der rechtmäßige König von Frankreich, und Gott ist mein Zeuge, daß es mich nicht gelüstet nach dieser Krone, die sein rechtmäßiges Eigenthum ist. Gott ist mein Zeuge, daß ich niemals die Gelegenheit versäumt habe, dem Grafen von Provence zu nützen, daß ich immer bemüht gewesen bin, Bonaparte an seine Pflicht gegen seinen rechtmäßigen König zu mahnen. Aber mein Erfolg ist gering, und heut zum ersten Mal seit langer Zeit wage ich wieder einen Schimmer von Hoffnung zu hegen. Bonaparte weiß, daß ich Sie heute empfangen wollte, und er hat es mir nicht verweigert, obwohl man ihn schon benachrichtigt hatte, daß die Prinzessin Eidenberg an dem Hofe in Coblenz als eine eifrige Freundin geehrt werde, daß sie eigens nach Mitau gereist sei, um den Grafen von Provence zu sehen, daß sie von diesem mit Briefen und Aufträgen nach Paris

*) Josephinen's eigene Worte. Siehe: Le Normand. II. 37.

gesandt worden, und daß der Herzog von Enghien, der sich heimlich vor einiger Zeit in Wien aufgehalten, täglich in Ihrem Hause gewesen.

Wie? Der erste Consul weiß das Alles? fragte Mariane verwundert.

Seine Spione bedienen ihn gut, sagte Josephine seufzend, und Bonaparte hat deren überall, auch hier in den Tuilerieen, hier in meinen Zimmern, und es sollte mich gar nicht wundern, wenn er das, was wir hier jetzt gesprochen haben, in einer Viertelstunde schon wieder erfahren hätte, obwohl es den Anschein hat, als ob wir hier allein sind.

Aber wenn der erste Consul weiß, daß der Graf von Provence sich meiner bedienen möchte, um hier für ihn zu wirken, und wenn er dennoch Ihnen erlaubt hat, mich anzunehmen, so scheint mir das ein günstiges Zeichen, sagte Mariane Eibenberg sinnend.

Einen Zweck hat er gewiß dabei, rief Josephine seufzend, aber wer kann wissen, welchen? Ich gebe es auf, ihn ergründen zu wollen, ich begnüge mich, ihn zu lieben, zu bewundern, und mit leiser Hand zu versuchen, ob ich ihn nicht zurückführen kann auf die Bahn der Pflicht. Aber still, unterbrach sie sich auf einmal selber, ich höre Schritte im kleinen Corridor. Das ist Bonaparte! Er kommt hierher! Mein Gott, er wird sehen, daß ich geweint habe und er wird mir zürnen! —

Und mit ängstlicher Hast in ihr Taschentuch hauchend, drückte Josephine das Tuch an die Augen und flüsterte bebend: Sieht man, daß ich geweint habe?

Mariane war eben im Begriff, eine Antwort zu geben, als man in dem anstoßenden Gemach rasche Schritte vernahm. Er kommt, flüsterte Josephine, und sie erhob sich von dem Canapé, um ihrem Gemahl entgegen zu gehen.

Eben stieß er mit einem raschen Druck seiner Hand die Thür auf und erschien auf der Schwelle. Seine Augen suchten mit einem schnellen Blic durch das Gemach hin und schienen jeden Winkel desselben zu beleuchten; auf seiner breiten, ehernen Stirn schwebte eine leise Wolke,

seine schmalen Lippen waren wie immer fest geschlossen, und zeigten nicht den leisesten Schimmer eines Lächelns.

Ah, ich wußte nicht, daß Du Besuch hast, Josephine? sagte er, sich leicht vor Marianen verneigend, welche seinen Gruß mit einer tiefen und ehrfurchtsvollen Verbeugung erwiderte und dann ihre großen, dunklen Augen mit einem bewundernden Ausdruck auf ihn geheftet hielt.

Mein Freund, sagte Josephine mit einem bezaubernden Lächeln, die Prinzessin Eibenberg ist mir von ehrfurchtgebietender Seite empfohlen worden, und ich gestehe, daß ich Denen sehr dankbar bin, welche mir diese schöne und angenehme Bekanntschaft verschafften. Die Prinzessin ist zwar, wie ich erfahre, der Geburt nach eine Deutsche, aber sie hat das Herz einer Französin, und sie spricht unsere Sprache besser wie viele der Damen, welche ich hier in den Tuilerien höre.

Ah, dann redet sie ohne Zweifel die Sprache des alten Frankreichs, welche Dir immer so wohlgefällt, rief Bonaparte, und jetzt zeigte sich auf seinen feingeschnittenen Lippen ein Lächeln, das sein Antlitz erhellte und verschönte, wie Sonnenglanz. Nicht wahr, Madame, wandte er sich plötzlich zu Marianen hin, Sie sind hieher gekommen, um meiner guten Josephine Grüße zu bringen von einem Cavalier jenes alten Frankreichs, das für immer in Trümmern zerfallen ist?

Nein, General, sagte Mariane, deren strahlende Blicke furchtlos und unverwandt auf Bonaparte ruhten, nein, General, ich bin hierher gekommen, um das neue Frankreich zu bewundern, und ich werde Madame Bonaparte niemals dankbar genug sein können für das Glück, das sie mir in diesem Moment verschafft. Es ist das erste Mal in meinem Leben, daß ich einen großen Mann, einen Helden sehe!

Und Sie waren doch in London und in Mitau, und haben da die Grafen Artois und Provence gesehen, rief Bonaparte, indem er sich auf einem Fauteuil neben Marianen niederließ und mit einem Wink seiner Hand den Damen zu befehlen schien, ihre Plätze auf dem Divan wieder einzunehmen.

Und in London, wie in Mitau, in Coblenz und überall bewundert

man den Helden, der wie eine neue Sonne mit dem jungen Jahrhundert aufgestiegen ist! sagte Mariane mit hinreißender Anmuth.

Sie sprachen also von mir, diese Herren des alten Frankreichs? fragte Bonaparte. Sie sehen, Madame, ich mache wenig Umschweife. Ich bin nichts als ein guter Soldat, und ich gehe gerade auf mein Ziel los. Man hat mir gesagt, daß Sie hierher gekommen sind als eine Emiffairin der Bourbonen, und ich gestehe Ihnen, daß ich heute zum ersten Male mich diesen Herren dankbar fühle, denn sie haben eine sehr schöne Wahl getroffen. Die Emiffaire, die man bis jetzt hierher geschickt, waren weniger schön und weniger liebenswürdig. Diese Bourbonen verstehen sich besser als irgend Jemand auf die Schwächen des Männerherzens, und sie wollen mich bezaubern, um mich nachher desto sicherer zu verführen.

Verzeihung, General, man war nicht so vermessen, sagte die Prinzessin lächelnd. Auch besitze ich weder die Zauberkraft der Armide, noch Sie die Liebeschwäche des Rinald.

Sie halten mich nicht würdig, dem Rinald verglichen zu werden? fragte Bonaparte mit einem glühenden Blick auf die schöne Emiffairin, daß Josephine es fast bereuete, diese verführerische Schönheit in ihres Gemahls Nähe gebracht zu haben.

Ich halte Rinald nicht würdig, mit Bonaparte verglichen zu werden, sagte die Prinzessin anmuthig lächelnd. Rinald hat keine Länder erobert, er ist nicht über die Brücke von Arcole gegangen mit der flatternden Fahne in der Hand, er hat nicht die Pyramiden von Aegypten gesehen, und nicht bei Marengo gesiegt!

Ah, es scheint, Madame, Sie haben ein gutes Gedächtniß, rief Bonaparte heiter, und Sie kennen nicht bloß das alte Frankreich, sondern auch die neueste Geschichte Frankreichs sehr genau.

General, Sie haben dafür gesorgt, daß die Geschichte Frankreichs die Geschichte der ganzen Welt ist, und daß die Siege Frankreichs die Niederlage des ganzen übrigen Europas bedeuten. Aber Sie haben noch ein größeres Wunder bewirkt, denn Diejenigen, welche Sie besiegt haben, hassen Sie nicht dafür, sondern sie bewundern Sie, und indem sie ihr Unglück vermünschen, staunen sie über Ihren Heldenmuth und

Ihre Feldherrngröße. Niemand ist, der nicht dieses Gefühl der Bewunderung theilt, und Niemand empfindet dasselbe lebhafter, als die beiden Männer, die sich über Frankreich am meisten zu beklagen haben, und es doch am wenigsten thun!

Ah, Sie lenken geschickt wieder auf Ihr Ziel hin, rief Bonaparte lächelnd. Sie sind eine gute Strategin, Sie machen eine schiefe Linie auf dem Terrain der Schmeichelei, und rollen um so rascher auf die gerade Straße hin, auf welcher Sie den Grafen von Provence und von Artois begegnen wollen, um sie vor mir zu lobpreisen.

Nein, Bonaparte, sagte Josephine rasch, die Prinzessin möchte Dir vielmehr sagen, wie sehr diese Herren Dich lobpreisen und mit welcher Bewunderung sie von Dir sprechen. Oh, ich bitte, Madame, wiederholen sie Bonaparte doch, was der Graf von Artois jüngst zu Ihnen gesagt, und welche Ehren und Würden er Dir verleihen möchte.

Nun, ich bin doch neugierig, welche Ehren und Würden der kleine emigrierte Herr von Bourbon dem ersten Consul von Frankreich ertheilen kann, sagte Bonaparte mit einem feinen Lächeln. Lassen Sie hören, Madame, was sagte der Graf von Artois, und was haben Sie Madame Bonaparte erzählt, das ihr ehrgeiziges Herz mit solchem Entzücken erfüllt hat?

Oh, Du willst mich verspotten, mein Freund, sagte Josephine vorwurfsvoll.

Nicht doch, ich rede in vollem Ernst, und ich bin neugierig zu hören, was die Prätendenten gesagt haben. Lassen Sie uns also, Madame, mit Ihrer verführerischen Stimme die verführerischen Versprechungen vernehmen.

General, es war nicht von den Versprechungen, sondern von der Bewunderung des Grafen von Artois für Sie die Rede, sagte Mariane fast schüchtern und mit niedergeschlagenen Augen. Wir sprachen von den allgemeinen Angelegenheiten, und Frau von Guiche erlaubte sich in ihrer bezaubernden Naivetät die Frage an den Grafen von Artois zu richten, wie man den Consul von Frankreich wohl belohnen könnte, wenn er die Bourbonen wieder retabliren wollte?

Ah, man unterhielt sich von diesem Lieblingsthema der Vertriebenen,

von der Rehabilitation! sagte Bonaparte achselzuckend. Und was antwortete der Prinz?

Der Graf von Artois erwiderte: „Zuerst würden wir den ersten Consul zum Connetable von Frankreich machen, wenn ihm das angenehm wäre. Aber wir würden nicht glauben, daß das ein genügender Lohn wäre; wir würden auf dem Caroussellplatz eine hohe und prächtige Säule errichten, auf welcher sich die Statue Bonaparte's, die Bourbonen krönend, erheben sollte.“*)

Ist das nicht ein schöner und erhabener Gedanke? rief Josephine freudig, während die Prinzessin ihre Augen mit einem forschenden Blick auf Bonaparte's Angesicht heftete.

Ja, sagte er ruhig, es ist ein sehr erhabener Gedanke; aber was hast Du, als man ihn Dir mittheilte, geantwortet, Josephine?

Was ich geantwortet habe? fragte Josephine befremdet. Mein Gott, was hätte ich antworten können?

Nun, sagte Bonaparte, dessen Gesicht jetzt einen ernsten, strengen Ausdruck annahm, Du hättest zum Beispiel antworten können, daß diese schöne Säule als Piedestal den Leichnam des ersten Consuls haben müßte.**)

Oh, Bonaparte, welch ein fürchterliches Bild das ist, rief Josephine entsetzt. Fürchterlich und unwahr zu gleicher Zeit, denn hat nicht der Graf von Artois gesagt, die Bourbonen würden Dich zum Connetable von Frankreich machen?

Ja, wie Carl der Zweite von England den Monk zum Herzog machte! Ich bin kein Monk, eben so wenig wie ich ein Cromwell bin. Ich habe kein Haar auf dem Haupt der Bourbonen verletzt, und meine Hand trägt keine Spur von dem Blut des unglücklichen Königs, der als Sühnopfer gefallen ist für die Sünden seiner Vorgänger. Diese hatten Frankreich in's Verderben gestürzt, ich habe es aus demselben errettet, und das Beispiel Monk's lehrt mich vorsichtig zu sein, denn er gab dem armen englischen Volk, welches ihm vertraut hatte, einen

*) Las Cases. Mémorial de Saint-Hélène. Vol. II. p. 337.

**) Bonaparte's eigene Worte. Las Cases II. 337.

König, der es zwanzig Jahre hindurch unglücklich machte und knechtete, und endlich eine neue Revolution veranlaßte. Ich will Frankreich vor einer neuen Revolution bewahren, und deshalb will ich kein Monk sein.

Und wer auch sollte es wagen, Sie mit Monk oder mit Cromwell vergleichen zu wollen, General? rief Mariane. Wenn es irgend einen Mann giebt, welcher es werth ist, dem ersten Consul von Frankreich an die Seite gestellt zu werden, so ist das nur allein der große Washington, der Befreier Amerika's.

Ah, Sie meinen, weil wir Beide einer Republik präsidiren, rief Bonaparte mit einem feinen Lächeln. Da ich kein Monk sein will, hofft man, daß ich ein Washington sein werde. Die Worte kosten nichts, und diejenigen, welche sie so leicht aussprechen, überlegen dabei wenig, ob die Umstände der Menschen, die Zeit und die Gelegenheit sich eben so gut zusammenstellen lassen, wie ein paar Namen. Wenn ich in Amerika wäre, würde es mein höchster Ruhm sein, auch ein Washington zu sein, und es wäre im Grunde wenig Verdienst dabei, denn ich sehe nicht ein, wie man dort vernünftigerweise etwas Anderes thun könnte. Aber wenn Washington sich in Frankreich befunden hätte, unter der Zerrüttung nach Innen, der Invasion von Außen, so hätte ich ihm nicht rathen mögen, er selber zu sein; oder wenn er es doch hätte bleiben wollen, so würde er ein Blödsinniger gewesen sein, der das Unglück Frankreichs nur fortgesetzt, nicht beendet hätte.*)

Du gestehst also zu, daß Frankreich nicht dazu gemacht ist, eine Republik zu bleiben? rief Josephine freudig. Du willst ihm einen König wieder geben?

Erwarte die Dinge, welche kommen werden, sagte Bonaparte ernst. Vor der Zeit Dinge von mir fordern, die nicht der Zeit angemessen sind, wäre thöricht; wenn ich sie ankündigte oder verspräche, würde das aussehen wie Charlatanismus und Ruhmrederei, und Beides ist nicht mein Genre.**)

Aber Du läßt wenigstens hoffen, daß Du es eines Tages, wenn

*) Bonaparte's eigene Worte. La Cases II. 468.

***) Bonaparte's eigene Worte. La Cases II. 469.

die Zeit gekommen ist, thun willst, nicht wahr, mein Freund? rief Josephine zärtlich. Du wirst diese schöne Dame nicht ohne eine gütige und freundliche Antwort von hier weggehen lassen? Sie wird die Tuilerien, das Haus der Könige, nicht betreten haben, um Denen, welchen es nach Gesetz und Recht gehört, bei ihrer Rückkehr sagen zu müssen, daß unter dem Dach, welches ihre Väter gebaut, kein Platz mehr für sie ist. Nicht wahr, Bonaparte, Du wirst dem rechtmäßigen König von Frankreich hier aus seinem Zimmer nicht eine solche Antwort senden?

Sie hatte sich glühend vor Aufregung von ihrem Sitz erhoben; dicht zu Bonaparte herantretend, legte sie ihre beiden schönen Arme um seinen Hals und lehnte ihr liebliches Köpfchen auf seine Schulter.

Oh, Josephine, was machst Du? rief Bonaparte unwirsch. Wird nicht die Prinzessin dem Grafen von Provence erzählen, daß hier in den Tuilerien ein rechter Bourgeois und Pantoffelheld wohnt, der mit seiner Frau selbst vor anderen Leuten zärtlich ist, und dafür in allen Dingen ihren Willen thun muß? Und wird man nicht über uns lachen und uns verspotten, mein Kind?

Ich möchte den Titanen sehen, der es wagen wollte, über den ersten Consul zu lachen! rief Mariane lebhaft. Sie würden es machen wie Zeus, Sie würden mit einem Blitz Ihrer Augen den Frevler in den Abgrund niederschleudern!

Bonaparte heftete auf die Prinzessin einen so langen, glühenden Blick, daß Mariane erröthete und Josephinens eifersüchtiges Herz zu schmerzen begann.

Sage, Bonaparte, welche Antwort Du dem Grafen von Provence senden willst? sagte sie, bemüht, seine Aufmerksamkeit von dem Betracht der verführerischen Schönheit abzulenken.

Antwort? fragte Bonaparte, worauf soll ich denn antworten?

General, auf diesen Brief, den mir der Graf von Provence übergeben hat, und den ich geschworen, nur in ihre eigenen Hände niederzulegen! rief Mariane, indem sie Bonaparte mit einem flehenden Blick ein versiegeltes Papier darreichte.

Bonaparte nahm es nicht sogleich, sondern schaute die beiden Da-

men, welche ihm gegenüber standen, ihre schönen bewegten Gesichter mit einem Ausdruck des Flehens ihm zugewandt, mit einem strengen Blick an.

Es ist also ein vollständiges Complot, meine Damen? Eine völlige Ueberrumpelung der Festung? fragte er. Sie wollen mich mit Gewalt zwingen, Ihnen die Thore meiner Augen zu öffnen? Weißt Du denn nicht, Josephine, daß ich geschworen habe, keine Briefe von dem Prätendenten anzunehmen, um nicht gezwungen zu sein, ihm eine harte Antwort geben zu müssen?

So halte Deinen Schwur, sagte Josephine lächelnd, nimm Du den Brief nicht an, aber erlaube mir, daß ich es thue, und laß Dir von mir seinen Inhalt vorlesen.

Ah die Frauen, die Frauen! rief Bonaparte lachend. Es sind geborne Sophisten, und ich glaube, selbst den Teufel wären sie noch im Stande zu überlisten! Nun, Du sollst Deinen Willen haben, nimm den Brief und lies ihn mir vor.

Josephine stieß einen Freudenschrei aus, und nahm den Brief aus Marianens Händen. Während sie das Siegel brach und das Papier auseinanderklug, hatte sich Bonaparte von seinem Lehnsessel erhoben und begann langsam, die Hände auf dem Rücken gefaltet, im Zimmer auf und ab zu gehen. Vielleicht wußte er, daß Marianens Augen mit forschendem Ausdruck auf ihm ruhten, und dieses Forschen belästigte ihn.

Josephine las: „Männer wie Sie, mein Herr, stößen niemals Verdacht und Unruhe ein, wie auch ihr Benehmen sein möge. Sie haben die erhabene Stellung, welche das französische Volk Ihnen anbot, angenommen, und ich weiß es Ihnen Dank. Besser wie irgend Jemand wissen Sie, wie viel Kraft und Macht es bedarf, um das Glück einer großen Nation zu begründen. Ketten Sie Frankreich von seinem eigenen Wüthen, dann werden Sie den ersten und größten Wunsch meines Herzens erfüllt haben; geben Sie ihm seinen König wieder und die künftigen Geschlechter werden Ihr Andenken segnen. Aber Sie zögern sehr lange, mir meinen Thron wieder zu geben, und ich fürchte fast, Sie könnten den rechten Moment vorübergehen lassen! Beeilen

Sie sich also und bestimmen Sie selbst die Stellen, welche Sie für sich und Ihre Freunde wünschen! Sie wer den dem Staat immer zu nothwendig sein, als daß ich jemals glauben könnte, durch einflußreiche Stellen die Schulden meiner Ahnen und meine eigenen tilgen zu können. Freigebig von Charakter, werde ich es auch aus Vernunft sein; wir können das Glück Frankreichs sichern; ich sage wir, denn Sie können das Glück Frankreichs nicht ohne mich machen, und ich kann nichts für Frankreich ohne Sie thun. General, Europa beobachtet Sie, und der unsterbliche Ruhm erwartet Sie.“*)

Immer dasselbe Lied, murmelte Bonaparte leise vor sich hin, immer die Geschichte von der Säule, auf welcher die Statue des ersten Consuls die Bourbonen krönt, während sein blutender Körper der Säule als Stützpunkt dient!

Er überlegt! flüsterte Josephine der Prinzessin zu. Das beweist, daß er wenigstens noch nicht entschlossen, Nein zu sagen!

In diesem Moment wandte sich Bonaparte zu den beiden Damen um, und schritt rasch zu ihnen hin.

Sie sind beauftragt, die Antwort von mir in Empfang zu nehmen? fragte er, seine düstern Blicke auf die Prinzessin richtend.

Ich werde glücklich und geehrt sein durch jeden Auftrag, den Sie mir anvertrauen wollen! sagte Mariane.

Bonaparte nickte leicht mit dem Haupt. Wirfst Du mir erlauben, hier in Deinem Zimmer und zwar sogleich zu schreiben, Josephine? fragte er.

Die Gemahlin eilte statt aller Antwort zu ihrem Schreibtisch hin, um das Papier zurecht zu legen, einen Stuhl herbeizurücken und Bonaparte mit einem bezaubernden Lächeln die Feder darzureichen. Dann, als er schrieb, stützte sie sich in athemloser Erwartung an die Lehne seines Fauteuils und schaute dem Consul über die Schultern, während die Prinzessin Eibenberg, unfern von ihnen stehend, mit glühenden Blicken Beide betrachtete.

*) Dieser Brief ist historisch. Siehe: *Mémoires d'un homme d'état* VII 393. — Las Cases II. 335.

Bonaparte schrieb mit hastiger, fliegender Hand einige Zeilen, dann warf er die Feder hin, und sich nach Josephinen umwendend, reichte er ihr das Blatt dar.

Da lies, sagte er, und lies laut, damit die schöne Emiffairin Deines Herrn von Bourbon auch meine Antwort kennt, und weiß, welche Nachrichten sie überbringt!

Josephine nahm das Papier, und mit zitternder, oft von ihren Seufzern unterbrochener Stimme las sie: „Ich habe den Brief Eurer Königlichcn Hoheit empfangen: ich habe immer ein lebhaftes Mitgefühl für Sie und für das Unglück Ihrer Familie gehegt. Ew. Hoheit dürfen aber nicht daran denken, nach Frankreich kommen zu wollen; Sie würden nur über hunderttausend Leichen dahin gelangen können. Uebrigens werde ich stets beeifert sei, Alles zu thun, was Ihr Schicksal erleichtern und Sie Ihr Mißgeschick vergessen lassen kann.“*)

Nun, Josephine, Du schweigst? rief Bonaparte, als sie geendet hatte. Du bist nicht zufrieden mit meinem Brief? Und auch Sie, Madame, lassen einen dunkeln Schatten über Ihr schönes Gesicht fliegen. Haben Sie denn eine andere Antwort von mir erwarten können?

General, ich glaube, die königlichen Prinzen haben in der That eine andere Antwort gehofft, sagte Mariane seufzend.

Und was berechtigt Sie zu dieser Hoffnung? fragte Bonaparte streng. Wodurch habe ich Ihnen zu solchen Chimaircn Anlaß gegeben?

General, die günstigen Antworten, welche Sie Preußen gaben —

Ah, unterbrach sie Bonaparte achselzuckend, daher also weht der Wind. Preußen ließ bei mir anfragen, ob es uns irgend Unruhe verursachen würde, wenn es die französischen Prinzen in seinen Landen duldet. Ich antwortete verneinend, und als man dann noch weiter ging und fragte, ob wir nicht beleidigt sein würden, wenn Preußen den Bourbonen eine jährliche Unterstützung zuwendete, erlaubte ich auch dies, unter der Bedingung, daß die Prinzen sich ruhig verhielten und keine Intriguen anzettelten. Man hat also geglaubt, weil ich es

*) Dieser Brief ist historisch. Siehe: Mémoires d'un homme d'état VII. 394 — Las Cases II. 335 — Bourienne Mémoires Vel. II. 187.

duldete, daß man Nothleidende unterstützt, und Obdachlosen ein Asyl gewährt, würde ich auch bereit sein, die Bettler wieder zu Herren zu machen und den Umherirrenden Frankreich wieder zu Füßen zu legen! *).

Bonaparte, Deine Worte sind sehr hart und sehr ungerecht, rief Josephine schmerzlich.

Sie mögen hart sein, aber sie sind wahr, sagte er streng. Ich will nicht, daß man sich länger über mich täusche, und darum habe ich so ausführlich rückhaltlos gesprochen. Es wäre hart und grausam, den Bourbonen Hoffnungen zu erwecken, die ich niemals erfüllen werde. Frankreich ist für sie verloren und sie werden es nicht wieder bekommen! Sagen Sie das den Prinzen, welche Sie gesandt haben, Madame. Mögen die Bourbonen auf ihrer Huth sein, denn Frankreich wacht und seine Augen und Ohren sind geöffnet. Ich verzeihe es diesem kleinen Herzog von Enghien gern, daß er mich nicht für einen großen Feldherrn halten und meine Thaten bekritteln will, aber ich würde es weder ihm, noch einem seiner Oheime verzeihen, wenn sie mit ihren unsinnigen Projecten Frankreich beunruhigen wollten. Ich weiß, daß die Bourbonen seit langer Zeit Mittel und Wege suchen, sich den Scepter des heiligen Ludwig wieder zu erobern. So lange ihre Pläne wie Spinnewebe in der Luft flattern, verzeihe ich sie ihnen, aber wenn sie Thaten daraus gestalten wollen, so mögen sie die Folgen bedenken. Wer Frankreich bedroht, der ist ein Verräther, er möge einen Namen tragen, welchen er wolle, und den Verräther trifft die Schwere des Gesetzes. Sagen Sie das den Bourbonen, Madame, sagen Sie das vor Allem dem Herzog von Enghien. Und nun haben Sie die Gewogenheit, dem Grafen von Provence mein Antwortschreiben zu überbringen. Wann gedenken Sie abzureisen?

In einigen Tagen, General!

Nicht doch, dieser arme Graf von Provence wird ungeduldig sein, eine Antwort zu erhalten, rief Bonaparte, und es wäre sehr grausam, ihm dieselbe nicht so rasch wie möglich zu überbringen. Sie vor

*) Las Cases. II. 337.

allen Dingen werden ihn nicht warten lassen wollen und ich rathe Ihnen daher, noch heute, in einer Stunde, abzureisen! Ich werde Ordre ertheilen, daß überall Pferde für Sie bereit stehen, und damit Sie nirgends Aufenthalt haben, werde ich Ihnen zwei Ordonnanz-Officiere mitgeben, welche Sie bis an die Grenze escortiren sollen. Eilen Sie sich also, Madame, in einer halben Stunde wird Alles zu Ihrer Abreise bereit stehen.

Er nickte leicht mit dem Kopf und verließ das Gemach.

Die beiden Frauen waren wieder allein und sie schauten einander an mit tieftraurigen Blicken. Marianens Antlitz war bleich und farblos, in ihren Augen brannte ein düsteres Feuer und ein verächtliches Lächeln zuckte um ihre Lippen. Josephine schien verlegen und befangen, und ihre sanften Augen waren von Thränen umdüstert.

Man will mich über die Grenze transportiren, wie eine Verbrecherin! rief Mariane endlich mit vor Zorn zitternder Stimme. Man behandelt mich wie eine gefährliche Intriguantin, und ich that doch nichts, als daß ich einen Brief des Königs überbrachte.

Verzeihen Sie ihm, sagte Josephine bittend. Man hat ihn argwöhnisch gemacht, die vielen Complotte und Verschwörungen, die schon entdeckt worden sind, lassen ihn strenge Vorsichtsmaßregeln nothwendig finden. Vor allen Dingen aber zürnen Sie nicht mir, und ich bitte, stehen Sie zu dem Grafen von Provence, daß er nicht mich verantwortlich machen soll für die schlimme Botschaft, deren Ueberbringerin Sie sind. Ich habe Sie in mein Herz schauen lassen, und Sie wissen, daß darin die treueste Ergebenheit, die ehrfurchtsvollste Liebe für den unglücklichen Prinzen lebt, aber ich bin nicht stark genug, sein Schicksal zu ändern, ich —

Eben öffnete sich die Thür, und Herr von Bourienne, der Chef des kaiserlichen Cabinets trat ein und näherte sich der Prinzessin mit einer ehrfurchtsvollen Verbeugung.

Madame, sagte er, der erste Consul läßt Sie benachrichtigen, daß Alles zu Ihrer Abreise bereit sei, und er hat mich beauftragt, Sie zu Ihrem Wagen zu geleiten.

Josephine ächzte schmerzlich und auf einen Stuhl niedersinkend,
Mühlbach, Napoleon. I. Bb.

verhüllte sie mit ihrem Taschentuch ihr Antlitz, um ihre Thränen zu verbergen.

Mariane hatte jetzt ihre stolze, ruhige Haltung wiedergefunden, und ein trotziges lächnes Lächeln umspielte wieder ihre Lippen. Mit leisen, ruhigen Schritten näherte sie sich Josephinen.

Leben Sie wohl, Generalin, sagte sie. Ich werde dem Grafen von Provence getreulich Alles berichten, was ich hier gesehen und gehört habe, und er wird Sie verehren und beklagen, wie ich es thue. Möge der erste Consul nie bereuen, was er jetzt thut, und möge er nicht eines Tages Frankreich so verlassen müssen, wie er mich zwingt, es zu thun! Kommen Sie, mein Herr, begleiten Sie mich, da es so sein muß!

Und mit hoch gehobenem Haupte, stolz wie eine Königin, schritt Mariane von Eisenberg der Thür zu.

Josephine schaute ihr weinend nach, dann hob sie die thränengefüllten Augen zum Himmel empor. Oh, mein Gott, mein Gott, flüsterte sie, gieb in Deiner Gnade, daß meine schlimmen Befürchtungen nicht zur Wahrheit werden. Lenke Du das Herz Bonaparte's, gieb, daß er nicht weiter gehe in seinem Ehrgeiz, daß er nicht die Hand ausstrecke nach der Krone der Bourbonen, nicht seinen Ruhm beslecke mit dem Blut — Oh, Du kennst meine Befürchtungen, Du weißt, was ich denke, und was meine Lippen nicht auszusprechen wagen. Schütze Bonaparte und lenke sein Herz!

VII.

Zwei deutsche Gelehrte.

Vor dem Hôtel „der deutsche Kaiser“, dem ersten und renommiertesten Gasthof in Frankfurt am Main, fuhr so eben eine mit vier Postpferden bespannte Equipage vor. Der Portier läutete mit der

Hausklingel so laut und stürmisch, wie das nur bei vornehmen und ansehnlichen Gästen zu geschehen pflegte. Die Kellner stürzten daher auch mit der größten Eilfertigkeit herbei, und sogar der stattliche und wohlgeputzte Wirth des Hôtels hielt es nicht unter seiner Würde, selbst aus dem Speisesaal herauszukommen, um den Fremden in der vierspännigen Extrapost zu begrüßen.

Es befand sich in dieser Equipage ein Herr von wohlgenährtem, jovialem Aeußern, von frischem, noch ziemlich jugendlichem Angesicht. Seine großen blauen Augen blickten heiter und lebensmuthig umher, seine breiten, sinnlich aufgeworfenen Lippen umspielte ein wohlwollendes Lächeln, seine Stimme war wohlklingend, kräftig und gesund.

Finde ich hier bei Ihnen ein gutes und bequemes Quartier und vor allen Dingen ein gutes Abendessen? fragte er den Wirth, der, seine Kellner und den Bedienten des Fremden bei Seite drängend, selber an den Wagen trat, um den Schlag zu öffnen.

Mein Herr, erwiderte der Wirth mit stolzem Selbstgefühl, der deutsche Kaiser ist bekannt dafür, daß man bei ihm gut schläft und gut isst!

Der Fremde lachte laut auf. Wahrhaftig, sagte er fröhlich, das sind gar herrliche Aussichten für Deutschland. Wenn der deutsche Kaiser gutes Essen und gute Betten liefert, so weiß ich nicht, was Deutschland noch mehr verlangen kann! Also, mein Herr Wirth, geben Sie mir schöne Zimmer und ein Souper!

Befehlen Ew. Gnaden im ersten oder im zweiten Stock zu logiren? fragte der Wirth, ehrfurchtsvoll hinter dem Fremden hergehend, der eben in den Hausflur trat.

Im ersten Stock natürlich, der Himmel bewahre mich, zwei Treppen zu steigen, rief der Fremde. Ich liebe es bequem und elegant zu wohnen. Geben Sie mir also drei schöne Zimmer im ersten Stock!

Drei Zimmer! sagte der Wirth bedenklich. Ich muß Ew. Gnaden bemerken, daß eigentlich alle Zimmer des ersten Stocks für den Herzog von Baden reservirt sind, der morgen oder übermorgen hier eintreffen und gleich allen kaiserlichen Personen im deutschen Kaiser

logiren wird. Ich weiß nicht ob ich noch zwei Zimmer erlöbigen kann.

Gewiß können Sie das, da der Herzog erst morgen oder übermorgen kommt, und ich heute schon da bin, rief der Fremde. Geben Sie mir die Zimmer, welche Sie besonders für den Herzog bestimmt hatten, dann bin ich gewiß, gut logirt zu sein, ich nehme sie zu demselben Preis, für welchen Sie dieselben dem Herzog berechnen.

Der Wirth verneigte sich ehrfurchtsvoll und riß dem Oberkellner den silbernen Armlenchter aus der Hand, um selber die Ehre zu haben, dem Fremden die Treppe hinauf zu leuchten und ihn in seine Zimmer zu führen. Die Kellner, welche in ehrerbietigem Schweigen zu beiden Seiten des Flurs gestanden hatten, stürzten jetzt geschäftig nach dem Wagen hin, um dem Bedienten des Fremden beim Abladen der Koffer und Reiseeffekten behüßlich zu sein.

Was das Souper anbetrifft, so bitte ich, daß Sie sich einbilden, ich sei der erwartete Kurfürst von Baden, und danach ihre Vorkerkungen treffen, sagte der Fremde, indem er die Treppe hinaufschritt. Ich liebe vor allen Dingen ein gutes Abendessen; wenn Sie mir Fasanen vorzusetzen haben, so bin ich damit zufrieden, nur sorgen Sie dafür, daß sie gut mit Trüffeln gespickt sind.

Und seine Stimme verhallte in dem großen Corridor, den er eben, unter Vortritt des Wirths, hinunterschritt, um die Staatszimmer des Hôtels in Besitz zu nehmen.

Die Kellner waren immer noch mit dem Abpacken der Koffer beschäftigt und benutzten diese Zeit, um dem reich gallonirten Bedienten des Fremden über Rang, Namen und Stand seines Herrn auszufragen.

Sie erfuhren von ihm, daß der Herr eben aus London komme, wo er sich fast ein Jahr lang zu seinem Vergnügen aufgehalten, daß er jetzt auf der Reise nach Wien begriffen sei, und schon am nächsten Tage Frankfurt wieder verlassen werde.

Aber was dieser kleine Koffer da schwer ist, sagte einer der Kellner, indem er vergeblich versuchte, einen mit gelben Nägeln und Messingleisten beschlagenen Koffer aus dem Wagen zu heben.

Ich glaube wohl, daß er schwer ist, sagte der Bediente stolz. Dieser Koffer enthält das baare Geld und die Pretiosen meines Herrn. Es sind wohl ein Duzend goldene mit Brillanten besetzte Uhren, und ebenso viele Dosen darin. Noch am Tage unserer Abreise bekam mein Herr von der Königin von England eine prachtvolle Dose zugesandt, auf welcher sich das Portrait der Königin, in Brillanten eingefast, befand, und diese Dose war noch dazu ganz mit Goldstücken angefüllt! Kommen Sie, fassen Sie den Koffer an jener Seite an, ich will ihn an dieser Seite fassen, und wir wollen in gleich hinaustragen in das Zimmer meines Herrn.

Wie sie eben mit ihrer kostbaren Last in den Hausflur traten, hielt abermals ein Wagen vor dem Hôtel an. Aber dies Mal war es nur ein häßlicher, rumplicher Korbwagen, bespannt mit zwei elenden Miethsgäulen, mit hängenden Köpfen und leuchtenden Bäuchen.

Der Portier hielt es daher auch nicht der Mühe werth, für dies elende Fuhrwerk die Glocke zu ziehen, sondern begnügte sich, langsam die Hände in den Hosentaschen verbergend, zu dem Wagen zu schlendern, und einen geringschätzenden Blick in das Innere desselben zu werfen.

Auch in diesem Wagen saß nur ein einzelner Herr, aber sein Aeußeres war weniger herzerquickend und Trinkgelder verklärend, als das des ersten Fremden. Es war ein bleicher, schwächlicher, kleiner Mann, der sich in dem Wagen befand. Sein Antlitz hatte etwas Ernüßtes, Sorgenvolles, seine dunklen Augen waren düster und streng, seine hohe Stirn gedankenvoll und beschattet.

Kann man in Ihrem Hôtel ein Nachtquartier haben? fragte er mit klarer, voller Stimme.

Gewiß, mein Herr, so schön und prächtig, als Sie es nur immer wünschen können, sagte der Portier mit vornehmer Nachlässigkeit.

Ich verlange es weder schön noch prächtig, erwiderte der Fremde. Nur ein ganz kleines Stübchen mit einem bequemen Bett. Das ist Alles, was ich begehre.

Es steht zu Ihrer Verfügung, mein Herr, sagte der Portier, und indem er den jüngsten der Kellner herbeiwinkte, damit er dem Fremden

beim Aussteigen behülflich sei, setzte er hinzu: geben Sie dem Herrn eins der kleinern Zimmer im ersten Stock.

Nicht doch, sagte der Fremde, ich verlange nicht im ersten Stock zu wohnen, ich begnüge mich mit einem Zimmer im zweiten Stock. Haben Sie die Gefälligkeit, für mich den Lohnkutscher zu zahlen. Er bekommt zehn Gulden, und Sie schreiben es mir auf die Rechnung.

Und bekomme ich gar kein Trinkgeld? fragte der Lohnkutscher unwirsch. Der Herr wird doch unmöglich nach einer Reise von drei Tagen mir ein Trinkgeld verweigern.

Mein Freund, ein solches war eigentlich nicht in unserm Contract bedungen, sagte der Fremde. Indes ich will es Ihnen gern gewähren, denn Sie haben mich gut gefahren.

Er reichte dem Kutscher einen halben Gulden, und ging mit gemessenen Schritten in das Hôtel.

Befehlen Sie zu soupiren? fragte der Kellner, ihm die Treppe hinauf leuchtend.

Ja, ich bitte, sagte der Fremde. Aber kein glänzendes Souper, sondern nur ein Tasse Thee, etwas Brod und Fleisch.

Ein armer Schlucker, murmelte der Portier, mit verächtlichem Achselzucken dem Fremden nachschauend. Ein recht armer Schlucker, nur ein Zimmer im zweiten Stock, Thee und kalte Küche! Es ist sicherlich ein Gelehrter, ein Professor, oder sonst dergleichen Zeugs! —

Der Bediente und der Kellner hatten indes den schweren Koffer mit dem Gold und den Kostbarkeiten in den ersten Stock, in die von dem ersten Fremden bewohnten Zimmer getragen. Diese Zimmer waren in der That auf das Glänzendste ausgestattet, und ganz würdig, von fürstlichen Gästen bewohnt zu werden. Schwere seidene, golddurchwirkte Tapeten bedeckten die Wände, kostbare Sammetvorhänge, mit goldenen Franzen eingefast, verhüllten die hohen Bogenfenster, den Fußboden zierten kostbare, türkische Teppiche, vergoldete Meubles von herrlicher Schnitzarbeit und mit sammetnen Polstern schmückten den Raum.

Auf einem dieser prachtvollen Divans lag der Fremde, als man seinen Pretiosenkoffer zu ihm herein trug. Er befahl dem Bedienten

mit einem stummen Wink seiner Hand, die Kassette vor ihm auf den Marmortisch von florentinischer Arbeit niederzusetzen, und streckte dann wieder behaglich seine Füße auf dem sammetnen Divan aus.

Raum aber hatte sich die Thür hinter dem hinausgehenden Bedienten und Kellner geschlossen, als er hastig sich erhob, und die Kassette zu sich heranziehend, sie mit dem kleinen Schlüssel öffnete, der an seiner Uhrkette befestigt war.

Jetzt will ich endlich einmal meine Reichthümer zusammenrechnen und das Facit ziehen, sagte er vor sich hin. Die Zeit des goldenen Regens ist jetzt wohl für einige Zeit vorüber, denn in Deutschland wird ein Schriftsteller und Gelehrter niemals für eine Danae angesehen, und keiner will der Zeus sein, der einen Goldregen an sie verschwendet. Die praktischen Engländer, welche in allen Dingen klüger sind, wissen daher auch einen Schriftsteller von Talent besser zu schätzen und seine Feder besser zu bezahlen. Gott sei Dank, daß ich in England war! Jetzt sehen wir einmal, was wir haben!

Er faßte mit beiden Händen in die Kassette und zog sie gefüllt mit Goldstücken wieder hervor.

Wie herrlich das klingt, sagte er, die Goldstücke auf den Tisch werfend, und immer neue hinzufügend. Es giebt keine Musik der Sphären, welche sich mit diesem Ton vergleichen ließe, und keine Aussicht ist schöner, als der Anblick dieses Goldhaufens! Wie viel zärtliche Liebesblicke, wie viel köstliche Diners, wie viel Freundschaftsbethuerungen und Liebeschwüre, wie viel Feste und Freuden blißen mir da nicht aus den Ritzen der Goldstücke wie aus einem Zauberbergwerk hervor. Ich will als guter Feldherr meine Truppen zählen, um danach meinen Schlachtplan entwerfen zu können!

Eine lange Pause trat jetzt ein. Man hörte nichts als das Klirren der Goldstücke, welche der Reisende in langen Reihen über den Marmortisch hinauzählte, und die Zahlen, welche er mit immer mehr sich überklärendem Angesicht leise vor sich hin murmelte.

Fünfhundert Guineen, rief er dann freudig, das macht nach preussischem Gelde runds dreitausend dreihundert und drei und dreißig Thaler, dazu kommen zwei Banknoten von tausend Pfund, die ich in

meiner Briefftasche habe, und welche zusammen über dreizehntausend Thaler betragen, das macht also mit meinen Guineen zusammen über sechszehntausend Thaler baares Vermögen. Oh, ich bin also jetzt ein reicher Mann, ich habe nicht mehr nöthig mir irgend einen Wunsch, einen Genuß zu versagen, kann das Leben genießen, und beim ewigen Himmel, ich will es! Wie ein Strom des Genusses und Entzückens sollen meine Tage dahin rauschen, und zu dem Genuß soll sich der Ruhm gesellen, und weithin durch ganz Deutschland soll meine Stimme erschallen, in allen Kabinetten soll sie wiedertönen, und den Geschieden der Völker soll sie ihren Weg und ihre Richtung andeuten. Zu großen Dingen bin ich berufen, und Großes will ich vollführen. Aber des Arbeiters sei der Lohn würdig! Ich will mich nicht von diesen Herrgöttle's der Erde verbrauchen lassen als einen Handlanger und Gesellen, dem die Herren Meister Arbeit geben und ihn dafür dürftig bezahlen. Ebenbürtig und gleichberechtigt will ich ihnen zur Seite stehen, und sie sollen es als eine Gunst erkennen, die sie nicht schwer genug mit Gold aufwiegen können, wenn ich für sie und ihre Interessen das Wort nehme und mit meiner Feder für sie Schlachten erobere!

Als es jetzt leise an die Thür klopfte, warf er rasch sein seidenes Taschentuch über die Goldstücke und Papiere und schloß den Deckel seiner Cassette, bevor er einzutreten erlaubte.

Es waren nur einige Kellner, welche den servirten Tisch hereintrugen, in dessen Mitte ein köstlicher Fasan seine braunlich glänzenden Glieder hinstreckte und das ganze Zimmer mit dem Duft der Trüffel, die sein Inneres verbargen, ausfüllte. Daneben glänzte in crystallinen Flaschen der köstlichste Rheinwein, wie flüssiges Gold anzuschauen, und eine verschwiegene, noch unenthüllte Pastete ließ den pikantesten Genuß ahnen.

Der Reisende schlürfte die verschiedenen Düste mit lächelndem Wohlbehagen ein und nahm an dem Tisch seinen Platz mit der vollkommenen Zuversicht, die nächste Viertelstunde seines Lebens mit Nutzen und Genuß ansfüllen zu können.

Diese Zuversicht täuschte ihn nicht, und als er sich endlich von der *Tafel erhob*, auf welcher von dem Fasan nichts als die Knochen, und

von der Pastete nichts als der leere Rand geblieben, glänzte sein Antlitz vor innerer Befriedigung und Vergnüglichkeit.

Die Kellner beeilten sich, den Tisch wieder hinauszuschaffen, und der Oberkellner erschien mit dem großen Fremdenbuch, um den Reisenden zu bitten, seinen Namen in dasselbe einzuzeichnen.

Er war bereit dazu und nahm schon die Feder, um seinen Namen zu schreiben, als er plötzlich einen Schrei der Ueberraschung ausstieß, und lebhaft mit dem Finger auf die letzte beschriebene Zeile des Buchs hindeutete.

Ist dieser Herr noch in Ihrem Hôtel, oder ist er schon abgereift? fragte er hastig.

Nein, Ew. Gnaden, dieser Herr ist erst vor einer Stunde hier angelangt, und wird die Nacht hierbleiben, sagte der Oberkellner.

Oh, welche Ueberraschung, rief der Reisende aufspringend. Kommen Sie, Herr Oberkellner, führen Sie mich gefälligst sogleich zu diesem Herrn hin!

Und er eilte mit ungeduldiger Hast nach der Thür, welche der Oberkellner ihm öffnete. Aber auf der Schwelle blieb er plötzlich stehen und schien zu überlegen.

Ich bitte Sie, warten Sie hier im Corridor auf mich, ich werde Ihnen gleich nachfolgen, sagte er, indem er in sein Zimmer zurücktrat, die Thür desselben hinter sich schloß und zu dem Tisch-hineilte, um sein Gold und seine Papiere erst wieder in die Cassette zu legen und diese zu verschließen.

Der Reisende in dem kleinen Zimmer des zweiten Stocks hatte indeß auch sein frugales Mahl vollendet und war jetzt damit beschäftigt, seine Reisekasse zu überzählen, und die kleinen Ausgaben der letzten Tage in sein Notizbuch einzutragen.

Es ist doch eine sehr theure Reise, sagte er leise vor sich hin, ich werde kaum noch einige Hundert Gulden besitzen, wenn ich in Berlin anlange. Freilich bekomme ich da sogleich das erste Quartal meines Gehalts ausgezahlt, aber ich habe ja die Hälfte davon schon meinen Gläubigern verschrieben, und die andere Hälfte wird kaum hinreichen, um einige Zimmer anständigermaßen meubliren und einrichten zu können!

Oh, mein Gott, wie beneidenswerth sind doch Diejenigen, welchen die Freiheit und Heiterkeit des Geistes nicht durch materielle Sorgen getrübt wird.

Ein lautes Klopfen an seiner Thür unterbrach ihn in seinem Selbstgespräch; er eilte, seine Baarschaft wieder in seine Börse zurückschieben, als die Thür hastig geöffnet wurde und der Fremde des ersten Stockwerkes mit lachenden Zügen in derselben erschien.

Friedrich Geng! rief der Besitzer des Zimmers überrascht und freudig.

Johannes Müller! rief der Andere lachend, indem er mit ausbreiteten Armen zu ihm hineilte und den kleinen Mann, den großen Geschichtschreiber, zärtlich in seine Arme schloß. Welch ein Glückstern, mein Freund, daß ich in diesem Hôtel absteigen mußte, wo ich die Freude haben sollte, Sie wiederzusehen. Im Fremdenbuch fand ich durch Zufall Ihren Namen und sogleich stürzte ich fort, Sie zu begrüßen.

Und indem Sie zu mir kommen, bereiten Sie meinem Herzen eine wahre Freude, sagte Johannes Müller innig, denn nichts gewährt eine höhere Freude als das unerwartete Beegnen mit einem geliebten und verehrten Freunde, und Sie wissen, daß Sie Beides mir sind!

Ich weiß nur, daß Sie Beides mir sind, rief Geng, ich weiß nur, daß ich auf meiner jetzigen Reise Ihnen die köstlichsten Stunden, die erhabensten Geistesgenüsse verdanke. Ich hatte mir Ihre Darstellung des Fürstenbundes als Reiselectüre mitgenommen. Ich wollte sehen, wie dieses Buch, welches bei seinem Erscheinen mich so gewaltig hingerissen hatte, jetzt nach beinahe zwanzig Jahren auf mich wirken würde. Die Welt hat sich seitdem umgearbeitet und verändert, ich selbst nicht weniger, und ich fühlte wohl, daß in vielen Hauptansichten meine Anschauungen sehr weit von den Ihrigen abweichen würden. Freilich war das auch so, und dennoch war die ganze Lectüre für mich ein fortgesetzter Strom von Vergnügen und Bewunderung. Ich las vier Wochen lang in meinen Ruhestunden nichts anderes als dieses Buch und ich fühlte mein Gemüth zu allem Großen und Guten und Schönen auf's Neue geweiht, gestärkt und gestählt.*)

*) Geng's eigene Worte. Siehe: Briefwechsel mit Johannes von Müller. Brief 8.

Wenn Sie Das sagen, rief Müller, dann habe ich nicht umsonst gearbeitet, obwohl es einem deutschen Schriftsteller jetzt beinahe so vorkommen möchte, als ob sein Arbeiten, Schreiben und Denken vergebliche Mühe und nichts weiter als ausgestreuter Samen sei, der aber auf ein dürres und unfruchtbares Feld geworfen, und daher keine Früchte tragen wird. Oh, Freund, welche unglückselige Lage der Erniedrigung und Schmach werden Deutschland noch bevorstehen. Aber nicht davon wollen wir jetzt reden, sondern von Ihnen! Kommen Sie, lassen Sie uns hier neben einander auf dem Divan Platz nehmen und nun erzählen Sie mir von Ihren Erfolgen und Ihrem Ruhm. Die Kunde davon ist schon zu mir gedrungen, und ich habe mit neidlosem Entzücken vernommen, mit welchem Enthusiasmus die ganze gelehrte und politische Welt von England Sie aufgenommen, und wie der Hof, die Minister und die Aristokratie in London den großen deutschen Schriftsteller und Politiker gefeiert haben!

Es ist wahr, ich habe viel Wohlwollen und viel Anerkennung in London gefunden, sagte Genz lächelnd. Sie wissen ja, ein deutscher Schriftsteller muß immer in's Ausland gehen, wenn er ein wenig Anerkennung und Lohn beanspruchen will, denn wie das Sprichwort sagt: die Propheten gelten nichts in ihrem Vaterlande. So mußte ich denn nach England gehen, um meiner Stimme, welche man bis dahin wenig beachten mochte, auch für Deutschland einigen Nachdruck zu geben.

Und da Ihnen Dies so glänzend gelungen ist, kehren Sie jetzt hoffentlich für immer nach Deutschland zurück?

Es hat fast den Anschein. Ich folge einem Rufe des österreichischen Ministers von Cobenzl, und bin in Wien als kaiserlicher Hofrath mit viertausend Gulden Gehalt angestellt.

Und in welchem Ministerium werden Sie arbeiten?

In gar keinem bestimmten! Ich bin nur zu außerordentlichen Diensten da, und habe keine andere Verpflichtung, als, wie mir Herr von Cobenzl ausdrücklich schreibt: „durch meine Schriften für die Erhaltung der Regierung, Sitten und Ordnung zu wirken.“

Ein Lächeln flog über die feinen Züge Müller's hin. Genau

dieselben Worte, welche Herr von Thugut mir vor zwei Jahren sagte, rief er. Und Sie haben den Muth gehabt diese Stelle anzunehmen?

Ja, ich habe es gethan, denn ich hoffe damit dem Vaterland einen Dienst erzeigen, und ihm nützlich sein zu können. Ich habe mein Preußenthum für immer von mir abgethan, und werde von nun an mit Leib und Seele ein Oesterreicher werden!

Wie wunderbar doch die Fügungen des Schicksals sind, rief Johannes Müller, denn ich muß Ihnen darauf erwidern: ich habe mein Oesterreichertum für immer von mir abgethan, und werde von nun an mit Leib und Seele ein Preuße werden!

Wie? Sie gehen nach Preußen? Sie verlassen den österreichischen Staatsdienst?

Ja, für immer! Ich folge einem Rufe nach Berlin.

Oh, rief Genz, ich habe nicht den Muth mich zu beklagen, daß ich Sie in Wien entbehren muß, denn das Schicksal in seiner Weisheit hat über uns Beide entschieden, und es will uns nutzbar machen für die große, erhabene Sache Deutschlands. Beide an einem Orte vereint, würde unser Wirken nicht so weitgreifend, so mächtig sein können, und deshalb stellt das Schicksal Sie im Norden, mich im Süden Deutschlands auf, damit unsere Stimmen herüber- und hinübertönen können durch Deutschland, und alle Geister wecken, und alle Thatkraft entflammen sollen zu dem Einen großen Ziel, zur Errettung und zur Ehre Deutschlands!

Sie glauben also noch an die mögliche Errettung und an die Ehre Deutschlands? fragte Müller seufzend.

Ja, ich glaube noch daran, rief Genz begeistert, aber Vieles muß dazu geschehen, Vieles erstrebt und umgeschaffen werden! Zwei Dinge vor Allem sind dazu nöthig. Zuerst muß die alte Feindschaft zwischen Oesterreich und Preußen schwinden, und Beide müssen sich fest untereinander und dann zusammen wieder mit England verbinden, gegen Frankreich. Dies ist es, was ich in Wien, Sie in Berlin niemals aus den Augen verlieren, wonach wir mit aller Kraft unsers Geistes und unserer Beredsamkeit streben müssen, denn es ist eins der letzten noch übrigen Mittel zur Aufrechthaltung der Unabhängigkeit von Europa, und zur Abwendung einer Sündfluth von Uebeln, die mit jedem Tage furcht-

barer ausbricht. Von dem Augenblick an, da Oesterreich und Preußen auf Einer Linie stehen, und sich nach Einer Richtung bewegen, giebt es nirgends in Deutschland ein abgesondertes Interesse mehr. Unter die Flügel dieses mächtigen Bundes würden sich sogleich und ohne Widerrede alle großen und kleinen Fürsten begeben, die Gutgefinten mit Ueberzeugung und Liebe, die Unpatriotischen aus Furcht. Was von der Verfassung noch aus dem letzten Schiffbruch geborgen ward, wäre für die Dauer dieser Verbindung fixirt, und was ferner geändert werden müßte, würde nach Grundsätzen der Gerechtigkeit und der allgemeinen Wohlfahrt, nicht nach den schimpflichen Vorschriften französischer oder russischer Unterhändler und Ländermüller geändert. *)

Sie haben Recht, rief Johannes Müller, eine feste Vereinigung Oesterreichs und Preußens ist nöthig, und nur durch sie und durch sie allein ist die Erhaltung des europäischen Gleichgewichts möglich, aber anlehnen muß man sich jetzt an die russische Macht und Englands Ressourcen!

Nein, nein, schrie Geng ungestüm, keine Gemeinschaft mit Rußland! Rußland ist ein Freund, dem niemals zu trauen ist, denn je nachdem es sein Vortheil, ist es zu jeder Stunde bereit, seines Freundes erbittertster Feind zu werden. Wir haben davon ja erst jetzt ein schlagendes und fürchterliches Beispiel gehabt, als Kaiser Paul Deutschland und England plötzlich verließ, um sich mit Frankreich zu verbünden. Die Vereinigung von Frankreich und Rußland ist für das ganze übrige Europa aber die drohendste und fürchterlichste Combination. Von allen Wunden, die dem alten politischen System und namentlich der Selbstständigkeit Deutschlands in den letzten zehn Jahren geschlagen wurden, sind die, welche Frankreichs vorübergehendes Einverständnis mit Rußland uns beibrachte, die tiefsten und unheilbarsten gewesen. Erhebt sich dieser Komet zum zweiten Mal über unserm Haupt, so geht die Welt in Flammen auf. Was soll, wenn nicht das vereinte Gewicht und die vereinte Masse von Deutschland sich zwischen

*) Geng's eigene Worte. Siehe: Briefwechsel zwischen Geng und Johannes von Müller. Herausgegeben von Gustav Schlegler. Seite 27.

ihre Umarmung wirkt, der gemeinschaftlichen Macht dieser beiden Colosse widerstehen? Der westliche hatte längst alle seine alten Schranken durchbrochen, alle Vormauern sind in seiner Gewalt, alle Festungen, die nicht sein, sind geschleift, alle militairischen Vertheidigungspunkte überflügelt. Von der Schweiz und Italien her, von den Gipfeln der ihm unterthänigen Alpen, kann er sich unaufhaltsam auf das Centrum der österreichischen Monarchie stürzen, auf ebenem Felde in die allenthalben offenen Provinzen der unbedeckten preußischen Monarchie einziehen. Und nun lassen Sie es der Vorsehung gefallen, einen ehrgeizigen, eroberungsflüchtigen Fürsten auf den russischen Thron zu erheben, und die Unterjochung von Deutschland, die Auflösung aller noch bestehenden Reiche, eine doppelte Universal-Monarchie wäre unter den jetzigen Umständen die nächste Folge, und dies wird, wenn das jetzige System oder vielmehr die jetzige, trostlose Erschlaffung noch einige Jahre fort dauern sollte, über kurz oder lang Europa's unvermeidliches Schicksal sein.*)

Es giebt jetzt für Deutschland nur einen Feind, sagte Johannes Müller heftig, dieser eine Feind ist Frankreich, ist Bonaparte! Eine neue Krisis rückt heran, davon bin ich überzeugt. Bonaparte wird sich nicht genügen lassen an dem Titel und Wesen eines ersten Consuls auf Lebenslang, er wird sich eine Krone auf sein Haupt setzen, und mit seinem Scepter wird er allen Monarchieen drohend sich gegenüberstellen, sie werden entweder sich vor ihm beugen, oder sich gegen ihn vereinigen müssen. Keines andern, keines möglichen, künftigen Feindes gedenke man daher, sondern nur des allgemeinen, und seiner mit der allgemeinen Ruhe unvereinbarlichen Regierung. Auf den, allein auf den, erzeuge, ergieße man allen Haß durch die volle Ueberzeugung, daß dem Frieden der Welt Niemand, als seine Existenz allein zuwider ist.**)

Noch etwas Anderes giebt es, was ich für Deutschland erflehen und erwünschen möchte, sagte Genty sinnend. Ich will Ihnen jetzt

*) Genty's eigene Worte. Siehe: Briefwechsel. S. 31.

***) Johannes von Müller eigene Worte. Siehe: Briefwechsel. S. 39.

meine innersten Gedanken offenbaren, mein Freund, denn ich bin überzeugt, es war ein Fügung des Schicksals, daß wir hier zusammen trafen, und die Vorsehung hat gewollt, daß wir, die geistigen Streiter für Deutschland, hier uns besprechen sollten über unsern Feldzugsplan, und uns einigen sollten zu gemeinsamem Handeln. So sollen Sie denn mit mir hinabsteigen in die Tiefe meines Herzens, und sehen, zu welchem Resultate mich das langjährige Nachdenken über die Ursachen und den Gang der großen Zerrüttungen unserer Tage, und mein tiefer Jammer über Deutschlands politischen Verfall geführt haben. Das Resultat ist, daß ich meine, es wäre für Deutschland unendlich vortheilhaft, wenn es in Einen Staatskörper vereinigt würde. Oh, sehen Sie mich nicht so erstaunt und böse an! Ich weiß sehr wohl, und habe tausend Mal darüber nachgedacht, was die Zerstückelung Deutschlands für einen wohlthätigen Einfluß auf die freie Entwicklung der individuellen Kräfte gehabt hat; ich sehe ein, daß wir als Einzelne betrachtet, in einer großen und geschlossenen Monarchie, höchst wahrscheinlich das nicht geworden wären, was wir jetzt so ruhmvoll und so einzig sind; und insofern als eine Nation doch am Ende nur aus Individuen besteht, sehe ich freilich nicht recht ab, wie die unfrige ohne ihre Anarchie zu der Höhe gelangt wäre, die sie behaupten — würde, wenn sie eine Nation wäre! Aber so oft ich mir denke, daß sie keine ist, so oft ich mir denke, wie Frankreich und England, mit offenbar geringern Mitteln und tief untergeordneten Anlagen, zu dieser wahren Totalität des menschlichen Lebens, zu dieser wahren Nationalität, die nichts mehr zerstören kann, herangewachsen sind, so oft ich denke und fühle, wie Ausländer, die wir aus unserm hohen Standpunkt so tief unter uns erblicken, doch im politischen Sinn auf unsern Raden treten und uns wie ihre Bedienten behandeln dürfen, so oft verschwinden mir alle von unserer großen und herrlichen Individualität hergenommenen Trostgründe und lassen mich mit meinen Schmerzen allein. *) Ich gestehe es Ihnen frei, daß ich auf dem Wege dieser traurigen Betrachtungen schon so weit fortgegangen bin, daß es mir

*) Genk's eigene Worte. Siehe: Briefwechsel. S. 20.

endlich zweifelhaft geworden ist, ob man die ganze Geschichte von Deutschland auch je noch aus einem richtigen Gesichtspunkt behandelt hat. Ich weiß es leider wohl, daß die Regenten des österreichischen Hauses es selten oder nie verdienten, Beherrscher von Deutschland zu sein, aber ich glaube nicht, daß man Ursache hat, über das Mißlingen ihrer Pläne zu frohlocken; es ist mir übrigens sehr gleichgültig, ob es einem Habsburger oder Baiern, oder Hohenzollern oder Hohenstaufen gelungen wäre, das Reich unter Einen Hut zu bringen; ich stelle mich nur auf einen österreichischen Standpunkt, weil dies Haus die meiste Wahrscheinlichkeit für sich und auch die höchste Verbindlichkeit auf sich hatte, diese Einheit Deutschlands zu vollbringen! — Nun kennen Sie meine innersten Gedanken, nun belehren und berichtigen Sie dieselben, mein Freund!

Nicht belehren und berichtigen will ich, sagte Müller, indem er Geng mit einem zärtlichen Blick die Hand darreichte, nur meine Meinung will ich austauschen mit der Ihrigen. Ich stelle mir jetzt also vor, wir Beide wanderten, wie vor einem Jahr, wie vor Ihrer Reise nach England, in dem schönen Saal der kaiserlichen Bibliothek auf und ab, wo die Kaiser von Habsburg in sechszehn großen Wilsäulen an ihre Periode erinnern. Vor welchem derselben wollen wir uns hinstellen und sagen: Schade, daß Du weiser, edler Fürst nicht allein und selbst über Germanien herrschest, wie würdig warst Du, daß das moralische politische Wohl der ganzen Nation der Bestimmung Deines Willens, daß Deiner Kraft Alles überlassen würde!

Es ist wahr, murmelte Geng traurig, wir haben in der Geschichte Deutschlands keinen Kaiser, König oder Fürsten, zu dem man so sprechen möchte und könnte!

Und auch nicht daher kommt unser Unglück, rief Müller, nicht von dem Mangel eines Herrn, nicht das ist so übel, daß wir nicht einen einigen Nacken haben und nicht von einem Streich fallen können; in uns, nicht in den Formen liegt's! Hätten wir einen großen Mann, er dürfte nicht Kaiser, nicht König sein, wär' er ein sächsischer Moritz, ein Statthalter von Holland, er würde die Nation in der Noth anziehen, sie würde um ihn, er über ihr sein! Das wir den Mann nicht

haben, ist eine Folge der verrätherischen Erziehungsmethode und der schiefen Richtung, welche unsere Denkungsart genommen hat. Alles ist bei uns zu Schlaf gegangen, recht bürgerlich in der Stille. Die alte Poesie vom Vaterland, von Ehre und Selbenthum scheint bei uns erstorben, wir schlafen und träumen noch nicht einmal! Um wieder zu uns zu kommen, ist uns bei Gott ein eitler Tyrann, der uns in's Gesicht höhnt, indem er unsere Taschen ausraubt, durchaus nöthig. Vielleicht hat die Vorsehung Bonaparte dazu ausersehen, dieser Tyrann zu sein, der Deutschland durch Mißhandlungen aus seinem Schlaf erwecke, vielleicht soll er durch seinen Despotismus in den Deutschen das Gefühl für Ehre, Freiheit und Vaterland auferwecken, vielleicht soll er die Zuchttruthe sein, welche uns martert, damit das faule Fleisch von uns abfalle und der Geist wieder lebendig in uns werde! Das ist es, was ich von dem Tyrannen erhoffe, daß er Deutschland befreie! Gott weiß es, dienen möchte ich ihm deßhalb nicht, mein Blut aber gäbe ich, geschweige meine Ideen und Gefühle, den Befreiern der Erde!*) Lassen Sie uns also hoffen, erwarten und vorbereiten! Beschäftigen wir uns nicht mit dem Deutschland, wie es vielleicht in seiner Einheit sein könnte, sondern mit dem Deutschland, wie es in seiner Vielgestaltung sein kann. Der Deutsche ist nicht dazu gemacht, wie der Engländer oder der Franzose, in einem einzigen großen Staat zu leben. Klima, Organisation, das elende Bier, die wenige Theilnahme am Welthandel hindert es; der etwas phlegmatische Staatskörper muß in jedem seiner Theile selbstständiges Leben haben; von Einem Haupte würde die Verbreitung zu unmerklich sein. Wir müssen uns des Ruhms begnügen, welchen Joseph, Friedrich, welchen die Meinung von der Gesamtheit gab und wenn es im nächsten Kampf gelingt, glänzend genug geben wird.***) Wir müssen kämpfen, streiten und ringen, die Individuen für die Gesamtheit, als Individuen uns einigen zu einem großen Ganzen. Sie erkennen, gleich mir, die Eintracht zwischen Oesterreich und Preußen für jetzt als das einzige Heilmittel für

*) Johannes von Müller's eigene Worte. Siehe: Briefwechsel. S. 39, 40.

**) Müller's eigene Worte. S. 45.

Mühlbach, Napoleon. 1. Bd.

Deutschland an, erstreben wir also diese, richten wir alle unsere Kräfte auf diesen einen Punkt, nach diesem einen Ziel.

Ja, thun wir das! rief Geng begeistert. Wir Beide sind bestimmt und fähig die Vorkämpfer Deutschlands zu sein, thun wir, was unsers Amtes ist! Wie viel erhabener, größer und herrlicher Sie auch über mir stehen, so habe ich doch auch wieder Stolz genug zu glauben, daß Manches in und an mir ist, was uns Beide verbinden muß. Sie können und dürfen mich also nicht verstoßen und vernachlässigen, Sie müssen die Hand annehmen, die ich Ihnen biete zum großen heiligen Bunde für Deutschlands Wohl! Wir müssen eine lebhafte und fortlaufende Correspondenz mit einander unterhalten, und frei und rückhaltlos müssen wir uns aussprechen über die großen Fragen des Tages. Es scheint mir weise, nothwendig und echt patriotisch, daß Männer wie wir, bei Zeiten mit einander darüber zu Rathe gehen, was eigentlich gethan, und wie und wo und von wem es am besten gethan werden muß. Es läßt sich nicht berechnen, was wir, der Eine vom Schicksal in Berlin, der andere in Wien postirt, durch treue Gemeinthatigkeit Gutes stiften können. Nun reden Sie, Freund, wollen Sie diesen Bund mit mir eingehen? Wollen wir uns vereinen in der thätigen Liebe für Deutschland, in dem thätigen Haß gegen Frankreich?

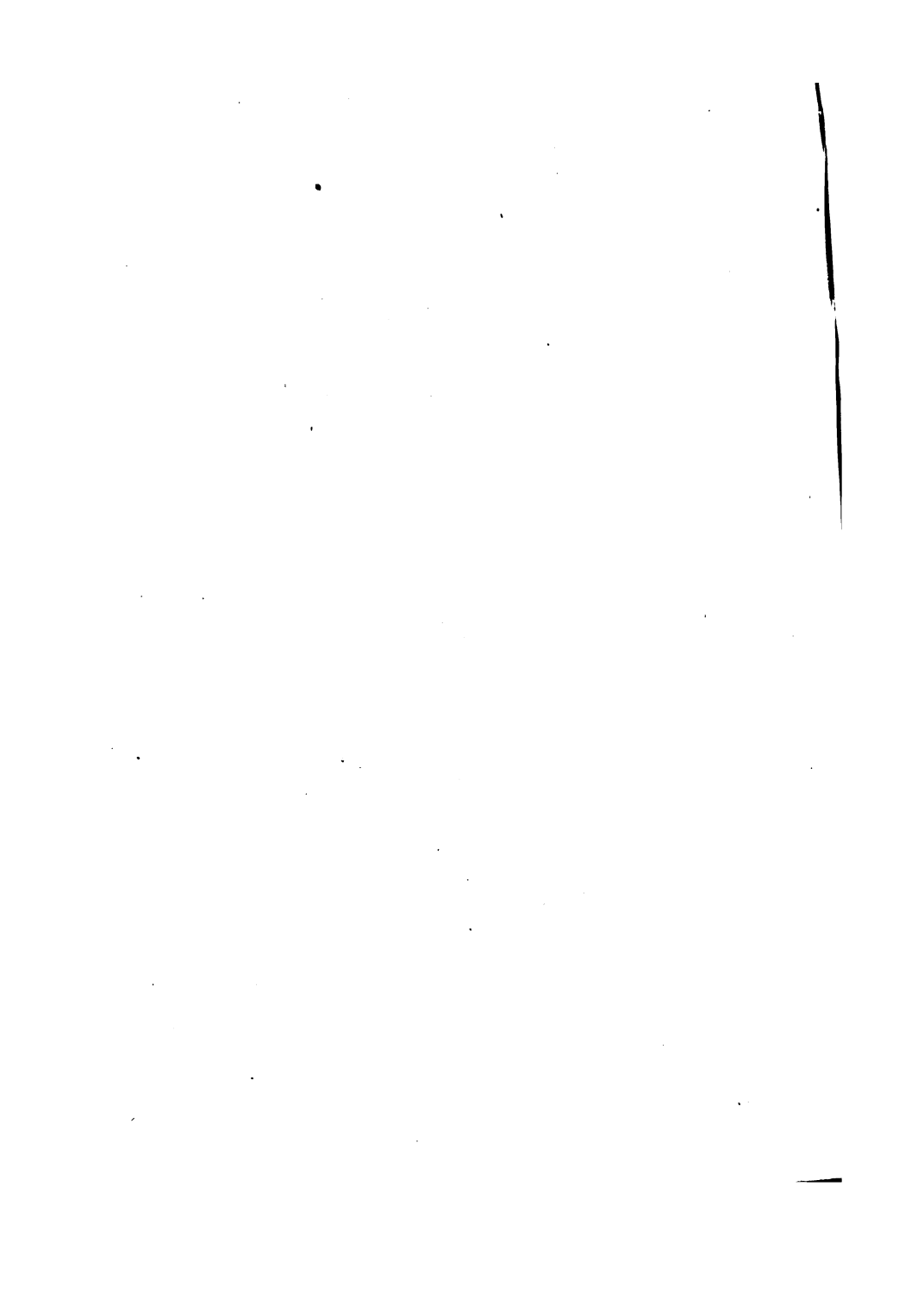
Ja, das wollen wir, rief Johannes Müller feierlich. Ich verehere und liebe Sie wahrhaft, ich will mit Ihnen kämpfen und ringen zum gemeinsamen, edlen Ziel! Empfangen Sie hier den Handschlag des brüderlichen Bundes. Vielleicht kennen Sie mich nicht ganz, aber glauben müssen wir aneinander! Alle, unsere Studien, alle Geisteskraft in uns, unsere Verbindungen, unsere Freundschaften, alles sei dem einigen Zweck geweiht, um dessentwillen allein, so lang er noch erreichbar sein mag, das Leben der Mühe werth ist. *)

Ja, so sei es, rief Geng freudig. Der Bund ist geschlossen und möge Gott ihn segnen zum Wohl Deutschlands!

*) Johannes von Müller's eigene Worte. S. 40.

Sechstes Buch.

Die dritte Coalition.



I.

Kaiser Napoleon.

Eine neue Aera war angebrochen für Frankreich! Am achtzehnten Mai des Jahres 1804 hatte es seinen Titel verändert, und eine neue Epoche seines Daseins begonnen.

Am achtzehnten Mai 1804 hatte die Republik Frankreich aufgehört zu existiren, denn an diesem Tage hatte Bonaparte, der erste Consul, sich in Napoleon, den ersten Kaiser von Frankreich, verwandelt. Nichts mehr jetzt von Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit. Frankreich hatte jetzt wieder einen Herrn angenommen, einen Herrn, welcher fest entschlossen war, die stolzen Republikaner in gehorsame Unterthanen zu verwandeln, die Ordnung und Gesezlichkeit wieder herzustellen, selbst wenn es sein müßte, durch die Mittel der Tyrannei. Wehe Denen, welche in dem neuen Frankreich noch des alten republikanischen Frankreichs gedenken wollten; wehe Denen, welche Napoleon Bonaparte den Mörder der Republik nannten, und ihn strafen wollten für so frevelndes Benehmen. George Cadoudal und Pichegru küßten solch frevelhaftes Unterfangen mit dem Tode, und Moreau, der große Nebenbuhler Bonaparte's, ward aus seinem Vaterlande verbannt.

Wehe Denen auch, welche das alte Königthum der Lilien und der Bourbonen wieder an die Stelle der sterbenden Republik zu setzen hofften; die Royalisten wurden gleich den Republikanern als Verräther des Vaterlandes bestraft, und in dem Walle von Vincennes fiel der Herzog von Enghien, von Kugeln durchbohrt, weil er es gewagt hatte, sich den Grenzen seines Vaterlandes zu nähern. Man hatte ihn zum

Tode verdammt ohne Verhör, ohne Urtheilsspruch und Recht, und selbst Josephinens Thränen und Flehen hatten das Herz Bonaparte's nicht zur Gnade bewegen können. Der Sohn der Bourbonen mußte den Tod des Verräthers sterben, damit der Sohn des corsischen Advocaten Bonaparte sich zum Kaiser von Frankreich erheben könne.

Europa hatte nicht mehr die Kraft, diese blutige That zu strafen, es hatte nicht einmal mehr den Muth, sie zu rügen, und den Consul Bonaparte zu fragen, mit welchem Recht er mitten im Frieden seine Soldaten in deutsches Land habe eindringen lassen, um dort auf den Gast eines deutschen Fürsten wie auf einen Verbrecher zu fahnden und ihn mit dem Tode zu bestrafen für ein Verbrechen, dessen Thatbestand niemals erwiesen worden. — Das Gefühl von Ehre und Recht schien in Deutschland völlig erloschen, und Fürsten und Völker von Deutschland kannten nur noch die Eine Furcht: das mächtige Frankreich in Feindschaft sich gegenüber treten zu sehen.

Keine Stimme erhob sich daher in Deutschland für den Herzog von Englien, für eine Verletzung deutschen Gebietes, die allem Völkerrecht und allem Brauch zuwider. Der deutsche Reichstag, dem die Pflicht oblag, die Ehre und die Rechte des gesammten Deutschlands zu wahren, nahm die Nachricht von dieser Bluttthat schweigend hin, und war es wohl zufrieden, daß keines der Reichsmitglieder sich erhob, um gegen Frankreich eine Anklage zu schleudern. Man hielt es am Gerathensten, zu schweigen und als fait accompli hinzunehmen, was doch nicht mehr zu ändern war.

Aber aus dieser faulen Ruhe wurden sie auf einmal aufgeschreckt durch die Stimmen Rußlands und Schwedens, welche Beide als Garanten der deutschen Reichsverfassung beim Bundestag ihre Stimmen erhoben, und laut und ausdrücklich darauf hinwiesen, „welche Gefahr für jeden Einzelnen daraus entstehen würde, wenn das gesammte Deutschland Dinge geschehen lasse, welche seine Ruhe und Sicherheit bedrohten, und wenn Gewaltstreiche für zulässig gelten oder stattfinden könnten, ohne gerügt zu werden.“*)

*) *Deutsche Geschichte* von Ludwig Häuffer. II. 518.

Ein panischer Schrecken ergriff jetzt den deutschen Reichstag, denn diese russischen und schwedischen Stimmen machten jedes weitere Schweigen unmöglich. Man mußte sprechen, sich beschweren, Abhilfe und Entschuldigung fordern, denn Rußland und Schweden verlangten es mit ihrer mächtigen Garantenstimme, die fremden Mächte verlangten von Deutschland zu seinem Entsetzen, daß es seine Ehre wahre und vertheidige.

Aber der deutsche Reichstag wagte nicht, auf sie zu hören, denn Frankreich forderte, daß man schweige, es drohte, jedes Wort der Klage als eine Kriegs-Erklärung betrachten zu wollen. Die Gesandten der deutschen Fürsten, in der äußersten Noth zwischen zwei so mächtig drängenden Parteien, wußten indeß einen Ausweg zu finden um Niemand zu verletzen und ihr Schweigen und ihre Parteilosigkeit zu bewahren. Sie desertirten! Das heißt, der deutsche Reichstag setzte plötzlich und vor der gewohnten Zeit Ferien an, lange Ferien, und als diese endlich beendet waren, schob man die unangenehme Angelegenheit bei Seite, und ging zu einer wichtigeren Tagesfrage über. *) Diese wichtigere Tagesfrage aber war: Frankreich zu beglückwünschen zur Wahl eines Kaisers, der, wie der österreichische Minister auf dem Reichstage sagte, „ganz Europa so kostbar sei, und durch dessen Eintritt in die Reihe der Fürsten seine Herren Collegen sich nur geehrt fühlen könnten.“

Man hatte geschwiegen zu der Ermordung des Herzogs von Enghien, aber man sprach und gratulirte zu der Kaiserkrönung Bonaparte's, man war glücklich, in ihm den Gründer einer neuen Dynastie begrüßen zu können.

Napoleon Bonaparte hatte also jetzt sein Ziel erreicht, er hatte den Thron in Frankreich wieder aufgerichtet, er hatte eine Krone auf sein Haupt gesetzt. Glücklicher wie Cäsar, hatte er an den Stufen seines Thrones keinen Brutus gefunden, sondern war ihn ungehindert hinaufgeschritten, unter den Zurufen Frankreichs, welches ihn seinen Kaiser nannte, unter den Zurufen Italiens, welches ihn seinen König nannte, und seinen Titel einer cisalpinischen Republik gern abgestreift hatte,

*) Häuffer. Deutsche Geschichte. II. S. 525.

um sich zu einem Königreiche der Lombardei zu erheben, und Napoleon zu Mailand zu schmücken mit der eisernen Krone der alten Lombardenfürsten.

Von dieser Krönung zu Mailand war Napoleon jetzt wieder heimgekehrt nach Frankreich und hatte sich in das große Lager von Boulogne begeben, wo eine Armee von hundert und funfzigtausend Mann Infanterie und neunzigtausend Mann Cavallerie jauchzend vor Kampfeslust das Wort Napoleon's erwartete, das sie aufrufen sollte zu neuen Kämpfen und zu neuen Siegen.

Weithin in die Ebene und an den Ufern des Meeres erstreckten sich die ungeheuren Zeltlager der Soldaten und in der Mitte aller dieser Zelte und Hütten auf der Stelle, wo man jüngst die Spuren eines Lagers von Julius Cäsar entdeckt hatte, erhob sich das Zelt des Kaisers, weit hinausschauend auf das Meer, auf dessen dießseitiger Küste die Schiffe und Kanonenboote Frankreichs ruhten, während man auf der jenseitigen den ungeheuren Wald von Wimpeln und Masten der englischen Flotte gewahrte.

Aber dieser Wald englischer Masten erschreckte die französische Armee nicht; die Soldaten zu Wasser und zu Lande glühten vor Kampfeslust, und wünschten mit feuriger Ungeduld den Moment herbei, wo der Kaiser endlich seine Stimme erheben und das längst ersehnte Wort sprechen würde: „Auf zum Kampf gegen England! Laßt uns England bezwingen, die wir ganz Europa bezwungen haben.“

Niemand zweifelte, daß der Kaiser dieses Wort sprechen wolle, und daß dies Lager von Boulogne, diese mit Soldaten und Kanonen bemannte Flotte einzig und allein gegen England, den Erbfeind Frankreichs gerichtet sei.

Der Kaiser indeß zögerte noch immer, dies entscheidende Wort auszusprechen. Er vertheilte unter die Armee die ersten Kreuze der Ehrenlegion, er ließ die Truppen manövriren und exerciren, er nahm die Festlichkeiten und Bälle an, welche die Stadt Boulogne ihm zu Ehren veranstaltete, er stand Stunden lang am Ufer des Meeres oder auf dem Thurm seiner Baracke und schaute mit seinem Fernglas hinaus auf das Meer, und hinüber zu den englischen Schiffen, aber seine

Lippen öffneten sich immer noch nicht, um das entscheidende Wort des Kampfes zu sprechen; die Pläne, welche sein Inneres erfüllten, und die seine gedankenvolle Stirn beschatteten, waren Jedermann ein Geheimniß, dessen Lösung seine Generale wie seine Soldaten mit gleich großer Ungeduld erwarteten. —

Es war heute ein wundervoller Morgen, vom Meere her wehte ein kühler Wind durch die Lagerhütten hin, und brachte nach langer, ermattender Hitze Erfrischung und Stärkung. Die Sonne, welche in den letzten Tagen versengend gebrannt, war heute sanft beschleiert von kleinen, weißlichen Wolken, die sich wie flatternde Schwäne drüben am Horizonte von Meer zu Himmel zu erheben schienen und mit ausgebreiteten Flügeln zur Sonne hineilten.

Der Kaiser, den die Hitze der letzten Tage an seinen Spazierritten gehindert hatte, befahl sein Pferd vorzuführen. Er wollte eine Promenade nach den nächstgelegenen Dörfern machen, aber Niemand sollte ihn auf derselben begleiten, als Koustan, sein schwarzer Kammerdiener.

Vor der Baracke des Kaisers standen indeß alle Generale und Stabsoffiziere, alle die alten Waffen- und Ruhmesgefährten Napoleon's, welche mit Freuden den großen Feldherrn als ihren Kaiser und Gebieter anerkannt hatten, und ihm heute wie jeden Morgen bei seinem Hervortreten aus der Baracke huldigen wollten. Napoleon indeß begrüßte sie heute nur mit einem stummen Wink seiner Hand und einem gütigen Lächeln. Er schien zerstreut und gedankenvoll, und Niemand wagte es, durch einen Laut, ein Wort ihn zu stören. Unter der feierlichen Stille dieser glänzenden Versammlung schritt der Kaiser zu seinem Pferd hin, das, weniger ängstlich und respectvoll als die Menschen, seinen Herrn mit lautem Wiehern und Nicken des Kopfes begrüßte, und vor Ungeduld im Sande scharrte.*)

*) Das Lieblingspferd Napoleon's, das er mehrere Jahre ritt, war ein Araber, der seinen Herrn so sehr liebte, daß er ihn stets mit Wiehern empfing, und während er bis dahin mit hängendem Kopf und schlaffen Gliedern dagestanden, bei Napoleon's Nahen den Kopf stolz erhob, und mit fliegenden Nüstern und blühenden Augen mit den zierlichen Vorderfüßen im Sande scharrte. Constant II. S. 81.

Der Kaiser nahm die Zügel, welche Koustan ihm darreichte, und schwang sich in den Sattel. Darauf hob sich sein blizendes Auge zum Himmel empor und senkte sich dann auf das Meer mit seinen schaukelnden Schiffen.

Ich will heute die Schiffs-Armee die Revue passiren lassen, sagte der Kaiser, sich mit einer halben Kopfbewegung seinem General-Adjutanten zuwendend. Man soll Ordre ertheilen, daß die Schiffe, welche die Grenzlinie bilden, ihre Stellung verändern, denn ich will die Revue im offenen Meere halten. In zwei Stunden kehre ich zurück, sorgen Sie, daß dann Alles in Ordnung ist.

Er gab seinem Pferde die Sporen und sprengte, gefolgt von Koustan, von dannen. — Seine Generäle zerstreuten sich, um in ihre Baracken zurückzukehren, der General-Adjutant aber eilte, sich zum Admiral Bruix zu begeben und ihm den Befehl des Kaisers zu überbringen.

Der Admiral hatte ihm schweigend und aufmerksam zugehört, dann aber hob er den Blick zum Himmel empor und schaute lange und prüfend umher.

Es ist unmöglich, sagte er dann achselzuckend, der Befehl des Kaisers kann heute nicht ausgeführt werden, die Revue kann nicht Statt haben. Wir werden heute noch einen Sturm erleben, der das Auslaufen der Schiffe unmöglich macht.

Herr Admiral, sagte der Adjutant respectvoll, ich habe Ihnen den Befehl des Kaisers überbracht, ich habe Ihnen gemeldet, daß der Kaiser wünscht, es möge in zwei Stunden bei seiner Rückkehr Alles zur Revue bereit sein. Sie wissen aber wohl, daß der Wunsch des Kaisers allemal ein Befehl ist, und Sie werden danach Ihre Vorkahrungen treffen.

Ich werde in zwei Stunden die Ehre haben, Sr. Majestät selber die Gründe anzugeben, weshalb ich seinen Befehlen nicht nachkommen konnte, sagte Admiral Bruix mit seiner gewohnten Kaltblütigkeit und Ruhe.

Genau nach zwei Stunden kehrte der Kaiser von seinem Spazierritt heim. Wieder standen die Generäle und Stabsofficiere, die ganze

glänzende Suite des Kaisers, vor seiner Barade, um den Heimkehrenden zu empfangen.

Napoleon grüßte sie mit einem heitern Lächeln, der Spazierritt schien ihm wohlgethan zu haben, die Wolke war von seiner Stirn gewichen, seine sonst so bleichen Wangen hatten einen leisen Schimmer von Röthe, seine flammenden Augen hatten für Jeden einen freundlichen Blick.

Mit anmuthiger Leichtigkeit schwang er sich vom Pferde und trat freundlich grüßend in den Kreis der Generale.

Nun, Veclerc, ist Alles zur Revue bereit? fragte er seinen Adjutanten.

General Veclerc näherte sich ihm ehrfurchtsvoll. Sire, sagte er, der Herr Admiral Bruix, dem ich den Befehl Eurer Majestät überbrachte, erwiderte mir, daß die Revue heute nicht Statt haben könne, weil ein Sturm im Anzuge sei.

Der Kaiser runzelte die Stirn, und ein Blitz des Zorns fiel aus seinen Augen auf das Antlitz des Adjutanten.

Ich habe sicherlich nicht recht gehört, sagte er. Was erwiderte der Admiral, als Sie ihm meinen Befehl überbrachten?

Sire, er sagte, es sei unmöglich, denselben auszuführen, denn ein Sturm sei im Anzuge, und er dürfe daher nicht daran denken, die Schiffe auslaufen zu lassen.

Der Kaiser stampfte heftig mit dem Fuß auf den Boden. Man rufe mir sogleich den Admiral Bruix hierher, rief er mit Donnerstimme, und sofort verließen zwei Ordonnanz-Officiere den Kreis und eilten von bannen.

Einige Minuten vergingen; Napoleon, die Arme in einander geschlagen, den drohenden Blick unverwandt nach jener Seite hingewandt, von welcher der Admiral kommen mußte, stand noch immer vor seiner Barade, inmitten seiner Suite. Jetzt entdeckte sein Adlerblick in der Ferne den Admiral, der eben das Boot verließ und an's Land trat. Nicht länger im Stande, seine Ungebuld und seinen Zorn zu beschwichtigen, eilte Napoleon vorwärts, dem Admiral entgegen, die

Herrn seines Generalstabes folgten ihm und ordneten sich schweigend in einem langen, glänzenden Zuge hinter ihm.

Jetzt standen der Kaiser und der Admiral sich gegenüber. Die Augen Napoleons schossen Blitze.

Herr Admiral, rief der Kaiser mit zorniger Stimme, warum haben Sie meine Befehle nicht ausgeführt?

Der Admiral begegnete den flammenden Zornesblicken Napoleons mit ruhiger, aber ehrfurchtsvoller Haltung. Sire, sagte er, ein furchtbarer Sturm ist im Anzuge. Ew. Majestät kann es so gut sehen, wie ich. Wollen Sie denn das Leben so vieler tapferen Leute unnötig in Gefahr bringen?

Und gleichsam, als wolle die Natur die Worte des Admirals bestätigen, vernahm man jetzt in der Ferne das dumpfe Rollen des Donners, und die Atmosphäre verfinsterte sich.

Napoleon indeß schien es nicht zu sehen, oder vielleicht reizte die ruhige Stimme des Admirals und der grollende Donner seinen Stolz noch zu heftigerem Widerstand.

Herr Admiral, rief er streng, ich habe meine Befehle ertheilt. Ich frage Sie noch einmal, warum haben Sie dieselben nicht ausgeführt? Die Folgen gehen mich allein an. Gehorchen Sie also!

Admiral Bruiß richtete sein Haupt höher empor, und seine Blicke richteten sich kühn und unerschrocken auf den Kaiser.

Sire, sagte er feierlich, ich gehorche nicht!

Mein Herr, Sie sind ein Unverschämter! rief Napoleon, und einen Schritt näher an den Admiral herantretend, hob er drohend die Hand empor, in welcher er noch die Reitgerte hielt.

Admiral Bruiß trat einen Schritt zurück und legte die Hand an sein Schwert.

Sire, rief er mit blitzenden Augen, Sire, nehmen Sie sich in Acht!

Ein fürchterliche Pause trat ein. Der Kaiser stand noch immer da, die Hand mit der Reitpeitsche erhoben, die blitzenden Zornesblicke auf den Admiral geheftet, der seine drohende, mannhafte Stellung bewahrte, und die Hand an das Schwert gelegt, den Angriff des

Kaisers erwartete. Rings umher standen die Generäle und Officiere, starr und bleich vor Entsetzen.

Auf einmal ließ der Kaiser die Reitgerate zur Erde fallen; sofort zog Admiral Bruix die Hand von dem Degengriff fort, und den Hut abnehmend, erwartete er in tiefem Schweigen den Ausgang dieser fürchterlichen Scene.

Herr Contre-Admiral Magon, sagte der Kaiser, einen der Herren seiner Suite herbeirufend, lassen Sie im Augenblick die Bewegung, die ich befohlen hatte, ausführen! Was Sie anbetrifft, fuhr er fort, die Blicke langsam wieder dem Admiral zuwendend, Sie werden in vierundzwanzig Stunden Boulogne verlassen und sich nach Holland zurückziehen. Gehen Sie!

Er wandte sich hastig um und schritt seiner Baracke zu. Admiral Bruix schaute ihm nach mit einem schmerzlichen Blick, dann wandte auch er sich, um zu gehen. Wie er durch die Reihe der Generäle und Officiere schritt, reichte er hier und dort den Freunden und Bekannten zum letzten Abschiedsgruß die Hand dar; aber nur Wenige sahen es, und erwiderten seinen Gruß, die Meisten hatten ihre Blicke abgewandt von dem Admiral, den die Sonne der kaiserlichen Gunst nicht mehr beleuchtete, der daher so im Dunkeln stand, daß man ihn nicht mehr sehen konnte.

Indeß hatte der Contre-Admiral Magon die Befehle des Kaisers vollführt. Die Schiffe, welche bis dahin am Ende des Hafens gelegen, und diesen gewissermaßen geschlossen hielten, hatten eine Bewegung gemacht, weiter hinaus in das Meer, die übrigen im Hafen liegenden Schiffe theilten sich und näherten sich dem Ausgange des Hafens.

Aber schon begann die Prophezeiung des Admiral Bruix sich zu erfüllen; der Himmel war mit schwarzen Wolken bedeckt, aus denen in rascher Folge Blitze zuckten. Der Donner des Himmels übertönte das Brüllen des Meeres, das wie ein schwarzes Ungeheuer zischend und heulend sich aufbäumte, und wirbelnd und schaumbedeckt wieder von seiner Höhe niederfiel und Abgründe öffnete, in denen die Schiffe zu versinken schienen, um dann von der nächsten Welle wieder empor ge-

schleudert zu werden. Der Sturm mit seinem unheimlichen Pfeifen wirbelte in den Masten und zerbrach sie wie Strohhalme und peitschte die Schiffe, welche sich schon außerhalb des Hafens befanden, hinaus in das Meer zu sicherem Verderben, zu sicherem Tode.

Der Kaiser hatte seine Baracke wieder verlassen und war hastigen Schritts hinunter geeilt an das Ufer des Meers. Die Arme ineinander geschlagen, gesenkten Hauptes, gedankenvoll, sinnend ging er auf und ab. Plötzlich ward er aus seinen Gedanken durch ein lautes Schreien, durch Ausrufe des Entsetzens und der Angst empor geschreckt.

Zwanzig Kanonenböte, welche schon auf Befehl des Contre-Admirals mit Matrosen und Soldaten bemannt worden, waren von dem Sturm an die Küste gepeitscht, und die Wogen, welche mit donnerndem Gebrüll über sie hinflutheten, bedrohten die Bemannung mit sicherem Tod. Ihr Hülfesruf, ihr Schreien und Flehen tönte herüber und fand ein Echo in dem Klagen und Jammern der Menschenmenge, die an das Ufer geeilt war, um den Sturm und das Unglück zu schauen.

Der Kaiser blickte umher im Kreise seiner Generale und Officiere, die stumm vor Entsetzen ihn umstanden, er sah, daß Niemand den Muth hatte, oder es für möglich hielt, den Unglücklichen, nach Hülfes Schreienden beistehen zu wollen. Auf einmal verschwand der düstere Zug auf seinem Antlitz, es leuchtete auf in strahlender Begeisterung; der Kaiser verwandelte sich wieder in den Helden, der Alles wagt, der vor keiner Gefahr zurückschreckt.

Mit einem einzigen Sprung war er in einem der Hülfesboote, und die Arme Derer, welche ihn zurückhalten wollten, von sich stoßend, rief er mit fast jubelnder Stimme: Lassen Sie mich, lassen Sie mich! Man muß den Unglücklichen zu Hülfes eilen!

Aber schon war sein Barke mit Wasser angefüllt, die Wogen stürzten mit wildem Geheul darüber hin, und überflutheten mit ihrem spritzenden Schaum die ganze Gestalt des Kaisers. Noch hielt er mühsam sich aufrecht, aber jetzt fluthete eine noch stärkere Woge heran, und fuhr brüllend über die Barke dahin, daß der Kaiser taumelnd, das Gleichgewicht verlierend, im Begriff war, über Bord zu fallen, und fast mit Gewalt von seinen Generalen aus der Barke an das

Ufer zurückgeführt ward. Er folgte ihnen willenlos, betäubt; wie er eben das Ufer wieder betrat, zuckte ein Blitz hernieder, ein majestätisches Donnerrollen folgte ihm, der heulende Sturm wirbelte von dem Haupte des Kaisers seinen Hut fort, und trug ihn wie auf unsichtbaren Fittigen hoch in die Luft empor, weit hinans in das Meer, wo ihn die Wogen mit brüllendem Jubel zu empfangen schienen, und ihn schänmend hinabzogen in ihre Kreise.

Aber das muthige Beispiel des Kaisers hatte electricisch gewirkt auf die vorher wie von Schrecken erstarrte Menschenmenge. Jeder fühlte und erkannte jetzt, daß die nächste und heiligste Pflicht sei, sich mit der Rettung der Unglücklichen, die noch immer mit den Wogen kämpften, und nach Hilfe schreien, zu beschäftigen. Officiere, Soldaten, Matrosen und Bürger, Alles stürzte in die Rettungsboote, oder warf sich ins Meer, um zu den Unglücklichen hinzuschwimmen und die mit dem Tode kämpfenden zu retten.

Aber das Meer war nicht gewillt, viele seiner Opfer wieder herauszugeben. Vielleicht wollte es der kaiserlichen Majestät, welche es hatte versuchen wollen, ihr zu trotzen, seine überlegene göttliche Majestät beweisen und seinen Uebermuth strafen.

Nur Wenige gelang es zu retten, denn der Sturm heulte und wüthete den ganzen Tag, und peitschte das Meer zu häuserhohen Wellen, zu tiefen Abgründen hinauf und hinab. Und endlich senkte sich die schwarze Nacht über das grollende Meer und bedeckte mit ihren Trauerschleiern die Scene des Entsetzens und des Schrecknisses.

Am andern Morgen war das Ufer bedeckt mit Hunderten von Leichen, welche das Meer an den Strand gespült hatte. Eine ungeheure Menschenmenge drängte sich heran, Jeder kam, um mit angstklopfendem Herzen und lautem Weinen unter den stillen, bleichen Leichen nach dem Vatten, dem Freund oder Bruder zu forschen; Jammern und Klagen erfüllte die Luft und drang hinüber zu der Barade des Kaisers.

Er hatte die ganze Nacht nicht geschlafen; ruhelos mit finstern Mienen und bleichen Wangen war er in seinen Zimmern auf und ab gegangen, jetzt in der Frühe des Morgens eilte er wieder hinab an

das Meer. Aber schon waren ihn Tausende von Menschen zuvorgekommen. Wie sie den Kaiser kommen sahen, traten sie scheu zur Seite; nicht wie sonst empfingen sie ihn mit lautem Jubel und freudigen Zurufen; mit finstern Blicken schauten sie ihn an, und wandten dann in stummer Verebtsamkeit ihre Augen auf die Leichen hin, die da im Sande lagen.

Der Kaiser vermochte dieses Schweigen der Menge und den Anblick dieser Leichen nicht zu ertragen; bleich und schauernd wandte er sich ab, und kehrte langsam, gesenkten Hauptes in seine Baracke zurück. Aber hinter sich her vernahm er das Murren der Menge, die nur geschwiegen hatte, so lange sie sein Antlitz gesehen, die jetzt, da er den Rücken wandte, ihren Klagen und ihrem Unwillen freien Lauf ließ.

Der Kaiser ging seufzend in seine Baracke zurück und ließ sofort Konstantin rufen, um ihm geheime Aufträge zu ertheilen. Dank diesen Aufträgen durcheilten den ganzen Tag Agenten Konstantins die Stadt Boulogne und das Lager, um überall, wo man klagte und weinte, oder finster blickte und murrte, im Namen des Kaisers Geld auszutheilen, und das Murren und die Trauer zu beschwichtigen mit dem blinkenden Zaubermetall, das alle Wunden heilt und alle Thränen trocknet.

Aber der Kaiser besaß noch ein wirksameres Zaubermittel, um die Gemüther zu versöhnen, mindestens den Jubel seiner Soldaten wieder anzufachen.

Telegraphische Depeschen voll inhaltsschwerer Bedeutung waren im Lager angelangt, Couriere auf Couriere waren ihnen gefolgt. Der Kaiser ließ alle seine Generale zum großen Kriegsrath in dem Rathssaal seiner Baracke zusammen berufen, und als sie nach stundenlangen Berathungen das Zelt des Kaisers wieder verließen, verbreitete sich im Lager das Gerücht, der Kaiser werde jetzt endlich das langersehnte Wort sprechen, er werde seine Armee aufrufen zu neuen Kämpfen, zu neuen Siegen.

Als eine Freudenbotschaft flog diese Nachricht durch das Lager dahin, Jeder begrüßte sie mit lachendem Angesicht, mit heitern Blicken, Jeder sah sich am Vorabend neuer Ehren, neuer Beute, und fragte

und forschte nur, wohin diesmal der Siegeslauf des Kaisers sich lenken werde? Ob nach England, das immer noch zu drohen schien mit seinem Wald von Mästen, ob nach Oesterreich, dessen feindseliger Freundschaft man nicht mehr trauen mochte?

Der Kaiser hatte noch zu Niemand seiner Umgebung das entscheidende Wort gesprochen, aber er hatte den Groß-Marschall des Palastes zu sich berufen, und ertheilte ihm Befehl, Alles zu seiner Abreise vorzubereiten, alle Ausgaben und Rechnungen des Kaisers zu reguliren und zu zahlen und dabei wohl Acht zu haben, daß nirgends zu viel oder zu theuer gezahlt werde.

Am Tage nach diesem Befehl trat der Groß-Marschall unangemeldet zu dem Kaiser ein, welcher sich eben in dem Rathssaal seiner Baracke befand und in den Karten studirte, die auf dem großen Tisch vor ihm ausgebreitet lagen.

Napoleon schaute nur flüchtig von denselben empor und fuhr fort, die Karten mit Nadeln zu bestecken und damit den Weg zu bezeichnen, den seine Armee nehmen sollte.

Nun, Duroc, fragte er, ist Alles zur Abreise bereit? Sind alle Rechnungen bezahlt?

Sire, sie sind alle bezahlt, bis auf Eine, und wegen dieser Einen muß ich es wagen, Ew. Majestät zu stören.

Sie ist also wohl sehr hoch und sehr betrügerisch? fragte der Kaiser hastig, indem er aufstand und sich dem Groß-Marschall näherte.

Sire, sagte dieser, ich weiß nicht, ob sie betrügerisch ist, aber sie beläuft sich sehr hoch. Es ist die Rechnung des Militair-Intendanten Gordi, welcher diese Baracke gebaut hat und mit der innern und äußern Ausschmückung derselben beauftragt war.

Nun, und wie viel fordert er dafür? fragte Napoleon.

Sire, er verlangt fünfzigtausend Francs.

Fünfzigtausend Francs! rief Napoleon fast erschrocken. Ich will nicht hoffen, daß Sie dem Unverschämten diese Rechnung bezahlt haben?

Nein, Sire, ich habe es nicht gethan, vielmehr verlangte ich von Herrn Gordi, daß er die Summe ermäßige.

Und er hat es natürlich gethan! rief Napoleon düster. So sind
Mühlbach, Napoleon. 1. Bd.

diese Menschen! Sie verlangen, daß man ihnen trauen soll und versuchen doch bei jeder Gelegenheit, uns zu betrügen. Wie viel hat er heruntergelassen.

Sire, gar nichts! Herr Sordi behauptet, er habe keinen einzigen Artikel zu hoch angeschrieben, es sei ihm daher ganz unmöglich, die kleinste Reduction eintreten zu lassen.

Und Sie haben demgemäß gezahlt?

Nein, Sire, ich habe gesagt, daß ich die Rechnung nicht eher bezahlen könne, bevor ich nicht dazu den ausdrücklichen Befehl Eurer Majestät erhalten hätte.

Sie haben wohl gethan, sagte der Kaiser, leise mit dem Kopfe nickend. Lassen Sie den Militair-Intendanten sogleich zu mir rufen, ich will selbst mit ihm reden.

Der Groß-Marschall entfernte sich und Napoleon wandte sich wieder seinen Karten zu. Er fuhr fort, dieselben in langen Reihen mit Nadeln zu zeichnen und seine Kreise und Linien zu ziehen.

Wenn die Oesterreicher es wagen mir entgegen zu ziehen, sagte er leise vor sich hin, so werde ich sie im offenen Felde schlagen, wenn sie stehen bleiben und meinen Angriff abwarten, werde ich ihnen bei Ulm ein glänzende Niederlage bereiten. Es ist Zeit, diese übermüthigen Deutschen das ganze Gewicht meines Zorns fühlen zu lassen und da sie meine Freundschaft nicht wollen, sie mit meiner Feindschaft zu zerschmettern! Dieser kleine Kaiser von Oesterreich wagt es, mich bedrohen zu wollen, ich werde ihm beweisen, daß mir drohen heißt: sich selber den Untergang zu bereiten! Hier in dieser Ebene stelle ich meine Armee auf, und hier —

Sire, der Militair-Intendant Herr von Sordi, den Ew. Majestät befohlen haben, sagte der Adjutant des Kaisers, indem er die Thür des Saals öffnete.

Soll eintreten, rief Napoleon, ohne indessen den Blick von der Karte abzuwenden. Der Adjutant trat zurück und jetzt erschien in der Thür die hohe und mächtige Gestalt des Intendanten Sordi. Sein Antlitz war bleich, aber ruhig, ein kühner, energischer Ausdruck sprach aus allen seinen Zügen; er war sich der Bedeutung dieses Moments

vollkommen bewußt, und fühlte, daß er über seine ganze Zukunft entscheiden werde.

Der Kaiser fuhr fort, in seinen Karten zu studiren. Herr Sordi stand neben der Thür, die Anrede des Kaisers erwartend; als er sah, daß diese sehr lange zögerte, trat er einem Schritt vorwärts und stieß dabei, wie aus Versehen, an den Stuhl, der neben ihm stand.

Das Geräusch weckte Napoleon aus seinem Nachsinnen und erinnerte ihn an den Gerufenen.

Hastig wandte er sich daher zu ihm um. Mein Herr, sagte er, Sie haben viel zu viel Geld zur Ausschmückung dieser elenden Baracke ausgegeben, ja wahrhaftig, viel zu viel. Fünfzigtausend Francs, was denken Sie, mein Herr, das ist zum Erschrecken! Ich werde Sie nicht bezahlen lassen!

Herr von Sordi begegnete dem flammenden Blick des Kaisers mit lächelnder Ruhe. Sire, sagte er, die Hand erhebend und auf den Plafond hindeutend, die goldstoffsenen Wolken, welche den Plafond dieses Zimmers schmücken und die den schützenden Stern Eurer Majestät umgeben, haben in Wahrheit allein fünfundzwanzigtausend Francs gekostet. Aber wenn ich die Herzen Ihrer Unterthanen um Rath gefragt hätte, so würde der kaiserliche Adler, welcher jetzt auf's Neue die Feinde Frankreichs und Ihres Throns zerschmettern wird, seine Flügel in der Mitte der herrlichsten und schönsten Brillanten ausbreitet haben.*)

Napoleon lächelte. Sehr gut, sagte er, Sie halten die Herzen meiner Unterthanen für sehr verschwenderisch, wie es scheint. Ich bin es weniger und ich wiederhole Ihnen, ich werde Sie jetzt nicht bezahlen! Da Sie mir aber sagen, daß dieser Adler, der so viel Geld kostet, die Oesterreicher niederschmettern soll, so warten Sie gefälligst, bis er es gethan hat, und alsdann will ich Ihnen Ihre Rechnung

*) Der Plafond des Saals war geschmückt mit goldenen Wolken in deren Mitte man auf blauem Grunde einen Adler wahrte, den Donnerkeil haltend und mit ihm hindeutend auf einen Stern, den Glücksstern des Kaisers. Constant I. 246.

bezahlen mit den Reichsthälern des Kaisers von Deutschland und den Friedrichsd'or des Königs von Preußen.*)

Er verabschiedete ihn lächelnd mit einem Wink seiner Hand und wandte sich wieder seinen Karten zu.

Einige Stunden später begab sich der Kaiser, gefolgt von allen seinen Generälen und Adjutanten, hinaus in das Lager. Eine kleine, eigens dazu hergerichtete Erhöhung besteigend, schaute er mit leuchtendem Auge weit auf dieses wogende, bunte, blizende Meer von Soldaten, das nach allen Seiten hin ihn umgab und das bei seinem Anblick aufjubelte und aufbrüllte vor Entzücken.

Ein Wink seiner Hand gebot Schweigen, und wie von einem Zauber gebannt, verstummten jetzt die tobenden Massen und eine athemlose Stille trat ein. Inmitten dieser Stille erhob sich Napoleons klare, metallene Stimme und rauschte über das Soldatenmeer hin wie der Fittgelschlag des Adlers. Brave Soldaten des Lagers von Boulogne, sagte er, Ihr geht nicht nach England. Das Gold der Engländer hatte den Kaiser von Oesterreich verführt, daß er Frankreich auf's Neue den Krieg erklärt hat. Seine Armee hat die ihr bezeichnete Grenzlinie überschritten und Baiern überschwemmt. Soldaten, neue Lorbeeren erwarten Euch jenseits des Rheins; eilen wir, auf's Neue Feinde zu besiegen, die wir schon besiegt haben! Auf nach Deutschland!*)

Auf nach Deutschland! jubelten und brüllten die Soldaten. Auf nach Deutschland! hallte es weiter von Mund zu Mund, und selbst das Meer schien höher aufzurauschen vor Lust, und seine an das Ufer schlagenden Wellen schienen zu murmeln: auf nach Deutschland!

*) Napoleons eigene Worte. Siehe: Constant I. 284.

**) Napoleons eigne Worte. Siehe: Constant 282.

II.

Napoleon und die deutschen Fürsten.

Der Kaiser von Frankreich hatte mit seinem Heere die Grenzen Deutschlands überschritten. Er war gekommen, um seinem Bundesgenossen, dem Churfürsten von Baiern, zu Hülfe zu eilen gegen Oesterreich, welches mit seinen Truppen in Baiern eingerückt war, nicht aber, um Baiern zu bedrohen, sondern, wie ein persönlicher Brief des Kaisers Franz an den Churfürsten ausdrücklich meldete, nur um seine Truppen eine ausgedehntere und wirksamere Stellung einnehmen zu lassen.

Der Churfürst Max Joseph von Baiern hatte sich in einem unterthänigen Antwortschreiben an den österreichischen Kaiser freudig bereit erklärt, die österreichischen Regimenter in seinen Landen cantonniren zu lassen. „Ich verpfände Ew. Majestät mein fürstliches Wort,“ hatte er an den Kaiser von Deutschland geschrieben, „daß ich in nichts den Operationen Ihrer Armee hinderlich sein will, und wenn, was indessen nicht wahrscheinlich ist, Ew. Majestät genöthigt wären, sich mit Ihrer Armee zurückzuziehen, so verspreche und schwöre ich, ruhig zu bleiben und in allen Dingen Ihre Zwecke zu fördern. Aber ich beschwöre Ew. Majestät auf meinen Knieen, mir gnädigst gestatten zu wollen, daß ich in der strengsten Neutralität verharre. Es ist ein von Angst und Sorgen zur Verzweiflung getriebener Vater, welcher bei Ew. Majestät um Gnade fleht zu Gunsten seines Kindes! Mein Sohn befindet sich, auf einer Reise begriffen, jetzt eben im südlichen Frankreich. Wenn ich genöthigt würde, meine Truppen gegen Frankreich marschiren zu lassen, so wäre mein Sohn verloren, und das Schicksal des Herzogs von Enghien würde auch das seine werden; wenn ich im Gegentheil ruhig und friedlich in meinen Staaten verbleibe, gewinne ich Zeit, meinen Sohn zurückkommen zu lassen.“*)

*) Mémoires sur l'intérieur du Palais de Napoléon, par De Bausset. I. 59.

Aber an demselben Tage und mit derselben Feder, welche noch naß war von der Tinte, mit welcher er an den deutschen Kaiser geschrieben, hatte der Churfürst auch an den Kaiser von Frankreich geschrieben, und ihm gemeldet, „daß er bereit sei, sich unter seinen Schutz zu stellen, daß er stolz darauf sein werde, der Bundesgenosse Frankreichs zu werden, und sich und seine Armee von dieser Stunde an zu den Füßen des großen und erhabenen Kaisers von Frankreich niederlege.“

Und der Courier, welcher den Brief mit den heiligen Eidschwüren der Neutralität dem Kaiser von Deutschland bringen sollte, war noch nicht in Wien angelangt, als der Churfürst von Baiern schon heimlich aus München nach Würzburg entflohen war, wo seine Armee von fünf und zwanzig tausend Mann ihn erwartete.

Er sandte seine Armee unter Anführung des Generals Deroch dem Kaiser der Franzosen entgegen, nicht, um in ihm den Feind Deutschlands zu bekämpfen, sondern um ihn zu begrüßen als Bundesgenossen, und seine deutschen Krieger unter das Ober-Commando des französischen Heerführers zu stellen. Alsdann erließ er eine Proclamation an sein Volk. „Wir haben uns abgewandt von Oesterreich“, sagte er, „von Oesterreich, das mit seinen treulosen Plänen uns umgarnen und vernichten, das uns zwingen wollte, mit ihm für fremdes Interesse zu streiten, von Oesterreich, das der Erbfeind unseres Hauses und unserer Selbstständigkeit ist, und jetzt wieder den Versuch machen wollte, Baiern zu verschlingen und es zu einer österreichischen Provinz zu erniedrigen. Aber der Kaiser der Franzosen, Baierns natürlicher Bundesgenosse, eilte mit seinen tapfern Kriegerern herbei, um Euch zu rächen, bald werden Eure Söhne an der Seite sieggewohnter Völker kämpfen, bald, bald naht der Tag der Rettung.“*)

Dank dem Haß des deutschen Volkes gegen seine deutschen Brüder, Dank dem Haß des Baiern gegen den Oesterreicher, war diese Proclamation mit lautem Freudengeschrei im ganzen Lande aufgenommen, und Baiern süßte sich stolz und glücklich, mit dem Kaiser der Franzosen,

*) Häuffer, Deutsche Geschichte. II. 611.

seinem „natürlichen Bundesgenossen“, kämpfen zu sollen gegen den Kaiser von Deutschland.

In der Ebene unweit von Nördlingen war das französische Heer in Parade-Ordnung aufgestellt zum feierlichen Empfang seiner deutschen Bundesgenossen, die sich hier mit ihm vereinigen sollten. Es waren die ersten deutschen Hilfstruppen, welche Napoleon sich gewonnen, und deshalb wollte er sie auch feierlich und mit vollen Ehren willkommen heißen. Unter den schmetternden Jubelklängen aller Musikchöre der französischen Armee, unter den jubelnden Zurufen der französischen Soldaten zogen die Baiern in das französische Lager ein. Der Kaiser in Galla-Uniform, umgeben von allen seinen Generalen, begrüßte den General Deroz und die bayerischen Officiere; von ihnen begleitet schritt er den bayerischen Truppen entgegen, und sie mit dem Winken seines Säbels begrüßend, sprach er zu ihnen: „Ich habe mich an die Spitze meines Heers gestellt, um Euer Vaterland zu befreien, denn das Haus Oesterreich will Eure Unabhängigkeit vernichten. Ihr werdet dem Beispiel Eurer Vorfahren folgen, die sich stets die Unabhängigkeit und die politische Existenz bewahrten, welche die ersten Güter der Nationen sind. Ich kenne Eure Tapferkeit und schmeichle mir, nach der ersten Schlacht Eurem Fürsten und meinem Volke sagen zu können, daß Ihr würdig seid, in den Reihen der großen Armee zu kämpfen.“

Die bayerischen Krieger empfingen diese stolze Ansprache mit eben dem Jubel, mit welchem das bayerische Volk die Proclamation des Churfürsten aufgenommen hatte, und niemals hatten die französischen Krieger ihrem Feldherrn und Kaiser glühender zugejauchzt, als es jetzt die deutschen Krieger, die ersten deutschen Bundesgenossen des Kaisers, thaten.

Napoleon nahm ihren Jubelruf mit einem gnädigen Lächeln hin. Duroc, sagte er, sich an seinen Freund und Waffengefährten wendend, der an seiner Seite ritt, Duroc, merke wohl auf, was ich Dir sagen will. Die Deutschen sind keine guten Patrioten, und sind im Stande, den Ueberwinder ihres Vaterlandes eben so sehr zu lieben, als ihren legitimen Herrscher. Schon zu Julius Cäsar's Zeiten waren die

Deutschen nicht einig unter einander, und während Armin ihn bekämpfte, erklärte schon Segeft sich für ihn. Wenn ich jetzt, ein zweiter Julius Cäsar, mir Deutschland erobern wollte, so würde ich da, glaube ich, keinen Armin, wohl aber viele Segefte finden.

Vielleicht aber einige Thusnelden, Sire, sagte Duroc lachend, und Eure Majestät wissen ja, es war eigentlich doch nur Thusnelda, welche aus ihrem Mann den berühmten Römerhasser machte.

Und Thusnelda's Sohn kam doch in römische Gefangenschaft, rief Napoleon, er ward doch ein elender Slave der Römer, und zog ein gedemüthigtes und geschändetes Leben einem ehrenhaften Tode vor. Die Deutschen führen gar große Neben im Munde, sie sind allzeit bereit, mit ihrer Zunge zu kämpfen für die Ehre, doch sie sterben nicht gern für sie! Aber was sind das für Thusnelden, mit denen Du mir drohst? Meinst Du die Königin Caroline von Neapel, die Tochter Maria Theresia's?

Oh, nicht doch, Sire, die ist keine Deutsche mehr, sondern eine italienische Intrigant, eine —

Sie ist, wie ich es ihrem eigenen Gesandten in Mailand gesagt habe, eine moderne Athalia, eine Tochter Jezabel's, unterbrach ihn Napoleon heftig. Aber Geduld, Geduld, ich werde sie strafen für ihren glühenden Haß und ihre Intriguen!

Sire, es lag nur an Ihnen, von der Königin Caroline glühende Liebe zu empfangen, statt ihres Hasses, der vielleicht auch nur cothirte Liebe ist. Ew. Majestät wissen doch, was die Königin noch vor einigen Jahren zu dem französischen Gesandten gesagt?

Nein, ich weiß es nicht, oder vielleicht habe ich es nur vergessen, sagte Napoleon leichtthin. Hat sie ihn zum Postillon d'amour machen wollen?

Veinabe, Sire! Sie hat gesagt, sie würde gern vierhundert Meilen reisen, um den General Bonaparte zu sehen. Sie hat hinzugefügt, daß Sie jetzt der einzige große Mann in der Welt wären, und daß auf sämtlichen Thronen Europa's, jetzt nur Blödsinnige säßen. *)

*) Der Königin Caroline eigene Worte.

Sehr schmeichelhaft für ihren Mann und für ihren Neffen, den Kaiser von Oesterreich, sagte Napoleon lachend. Sie hat indeß nur von Denen gesprochen, die auf dem Thron sitzen, aber neben dem Thron ihres Mannes hat die zärtliche Königin doch noch einige Männer entdeckt. Es hat mich niemals geküßtet, der Nebenbuhler von Acton oder Nelson zu sein. Ich liebe überhaupt nicht die leidenschaftlichen und herrschsüchtigen Weiber. Sie müssen sanft sein und reizend, wie Josephine, wenn sie mir gefallen sollen.

Ah, Sire, ich wünschte, die Kaiserin wäre hier und könnte Ihre Worte hören, rief Duroc.

Zweifelt sie schon wieder? fragte Napoleon rasch. Haben meine Brüder sie schon wieder geängstigt mit einer Scheidung? Sie soll sich beruhigen, ich denke nicht daran, mich von ihr zu trennen, und alle deutschen Thusnelden können mir nicht gefährlich werden. Aber ich habe noch immer nicht die Namen Deiner Thusnelden erfahren. Wie heißen sie denn?

Sire, da ist zuerst die schöne Königin von Preußen. Wie man sagt, eine glühende Feindin Frankreichs.

Ja, meine glühende Feindin, rief Napoleon mit düsteren und drohenden Blicken, ein kurzschichtiges Weib, welches nicht sieht, daß sie ihren gutmüthigen, schwachen und unentschlossenen Mann in's Verderben stürzen wird, wenn sie ihn mit fortreißt auf diesem Wege der Feindschaft und des Hasses. Eines Tages wird sie es bereuen, meine Freundschaft verschmäht zu haben, denn wenn es ihr gelingt, wenn sie ihren Gemahl zu einem Bündniß mit Rußland gewinnt, so werde ich unerbittlich sein, so werde ich mit einem Elephantentritt das ganze wankende und wankelmüthige Preußen in den Staub treten! Und weißt Du noch eine zweite Thusnelde?

Ja, Sire, das ist die Gemahlin des Churfürsten Friedrich von Württemberg, welche, wie man sagt, auch ihren Gemahl zu glühendem Haß gegen Frankreich und zu glühendem Patriotismus für Deutschland aufgewirbelt hat. Das Churfürstliche Paar soll laut und im Beisein des ganzen Hofes geschworen haben, niemals sich vor Frankreich zu beugen, nie den deutschen Interessen ungetreu zu werden.

Ich werde sie zwingen, die deutschen Interessen darin zu erkennen, daß sie sich vor Frankreich beugen und unsere Bundesgenossen werden! rief Napoleon stolz. Die Churfürstin von Württemberg ist eine Tochter Georg's des Dritten von England, eine Tochter meines Todfeindes, sie soll sich daher vor mir beugen, oder meine Macht und meinen Zorn fühlen. Die Zeit des Zauderns und des Hinhaltens ist jetzt vorüber! Ich will meine Freunde an meiner Seite, meine Feinde mir gegenüber haben. Mögen die deutschen Fürsten wählen, ob sie mit Frankreich gegen Oesterreich, ihren allgemeinen Despoten, gehen wollen, oder ob sie, gleich Oesterreich, von Frankreich besiegt werden wollen! Wir werden ja sehen, was Württemberg wählen wird, denn schon ist Ney mit seinem Armeecorps auf dem Wege nach Stuttgart und in einigen Tagen werde ich selbst dem Churfürstlichen Paar meinen Besuch machen.

Und einige Tage später hielt Napoleon wirklich Wort, er machte dem Churfürstlichen Paare seinen Besuch in Ludwigsburg, nachdem Ney sich mit Gewalt den Durchmarsch nach Stuttgart erzwungen hatte.

Der Churfürst empfing den Kaiser am Fuße der Schloßstreppe. Noch eine Stunde vorher hatte er seinen Vertrauten versichert, er werde den Emporkömmling Napoleon nicht als seines Gleichen empfangen, er werde sich nicht herablassen, ihm die Hand darzureichen; aber als Napoleon ihn jetzt mit einem freundlichen Neigen seines Hauptes begrüßte, als er ihm die Hand darreichte, verneigte der Churfürst sich so tief und ehrfurchtsvoll, daß es fast aussah, als wolle er die kleine weiße kaiserliche Hand küssen, die er so freudig und ehrfurchtsvoll ergriffen hatte. *)

In dem großen glänzenden Thronsaal des Schlosses aber empfing die Churfürstin den Kaiser, welcher an der Seite ihres Gemahls zu ihr eintrat. Ihr Antlitz war bleich und düster, als sie mit einer tiefen ceremoniösen Verbeugung den Erbfeind ihres Hauses bewillkommnete, und nicht der Schimmer eines Lächelns umspielte ihre Lippen, als sie die Anrede des Kaisers erwiderte.

Napoleons Antlitz dagegen war heute von einer seltenen Milde

*) *Mémoires des Généraux von Wolzogen.* S. 24.

und Weichheit, und doch strahlend von Hoheit und Würde. Es war das Antlitz eines Triumphators, der indeß Die, welche er unterjocht hat, nicht durch Strenge und Uebermuth, sondern durch Sanftmuth und Liebe gewinnen will. — Seine Augen hatten daher nur milde, gütige Blicke, und um seine feingeschnittenen Lippen spielte jenes sanfte Lächeln, von dem die Kaiserin Josephine sagte, daß es der Sonnenstrahl seines Angesichts sei und daß keine Frau demselben widerstehen könne.

Auch widerstand die Churfürstin diesem Lächeln und dieser Zuvoorkommenheit Napoleons nicht. Sie hatte erwartet, in dem Kaiser einen glühenden Feind ihres englischen Vaterlandes zu finden, und er spendete den Engländern, ihrem Lande, ihren Einrichtungen und ihrem Charakter ein herzliches Lob und berebte Anerkennung, man hatte ihr Napoleon als einen Barbaren geschildert, welcher nur für Krieg und Kriegsgetöse Achtung habe, und jetzt fand sie in ihm einen Freund und Bewunderer der englischen Poesie, jetzt hörte sie ihn mit Begeisterung über Ossian sprechen, von dem er ihr sogar einige der herrlichsten Strophen in französischer Uebersetzung recitirte.

Und allmählig begannen die strengen Züge der Churfürstin sich zu erhellen, allmählig kehrte das Lächeln in ihr Antlitz zurück, und ihr stolzes Haupt neigte sich gütiger dem „Emporkömmling Bonaparte“ zu.

Oh, Sire! rief sie rasch und freudig, und zum ersten Mal vermied sie es nicht, ihm die geziemende Anrede zu gewähren, oh, Sire! wer mit so edler Begeisterung die englischen Dichter versteht, der kann unmöglich ein Feind Englands sein!

Ich bin es auch nicht, sagte Napoleon lächelnd, ich kenne überhaupt gar keine Feindschaft, der Friede ist das einzige Ziel all meines Strebens, und ich denke, das Schicksal hat mich der Menschheit gesandt, damit ich ihr den ewigen Frieden bringe. Freilich muß ich ihr diesen durch Kampf und Unruhe erobern, aber ich werde ihn erobern, und dazu, Fürstin, sollen Sie und Ihr Gemahl mir helfen! Es ist eine edle Aufgabe, welche ich da in Ihre Hände lege, aber die edle und stolze Tochter Englands ist der höchsten Aufgabe würdig, und der deutsche Churfürst wird dem edelsten Streben seiner Gemahlin nicht

nachstehen wollen, besonders wenn es sich dabei um die Ehre und das Wohl Deutschlands handelt.

Ich bin mit Freuden bereit, Alles was in meinen Kräften steht und was Ew. Majestät mir befehlen wollen, für Deutschland zu thun, rief der Churfürst. Wollen Ew. Majestät mir nun andeuten, was ich zu thun habe?

Sie müssen sich mit Frankreich verbünden, um Deutschland zu retten, sagte der Kaiser fast strenge.

Sire, ich habe nicht die Macht, allein nach meinem eigenen Ermessen ein solches Bündniß zu schließen, ich kann es nicht, seufzte der Churfürst.

Was Sie nicht können, kann Ihr Land, sagte Napoleon rasch.

Aber meine Stände werden nicht einwilligen.

Gegen diese Stände werde ich Sie schützen. Sie werden überdies Ihren Ständen sagen, daß Sie Württemberg gerettet haben, indem Sie mein Bundesgenosse geworden. Denn wer nicht für mich ist, der ist wider mich, und diejenigen, welche wider mich sind, werde ich vernichten, und ihre Reiche sollen in Trümmer fallen. Diejenigen aber, welche für mich sind, werde ich erheben, und mir dünkt, ich sehe schon eine Königskrone auf der edlen Stirn der Frau Churfürstin glänzen. Nicht wahr, fragte Napoleon, indem er sich mit einem Lächeln wieder der Churfürstin zuwandte, Ew. königliche Hoheit würden nicht unzufrieden sein, wenn Sie zur Königin Ihres Volkes erhoben würden, es würde Ihnen angenehm sein, Majestät genannt zu werden, und sei es auch nur, weil Ihnen das eine liebe Rück Erinnerung an Ihre königlichen Eltern wäre, welche man mit demselben Titel nennt.

Oh, Sire! rief die Churfürstin mit strahlenden Augen und nicht im Stande ihre Freude zu unterdrücken, oh, Sire! Sie haben Recht, es wäre eine süße Rück Erinnerung an mein Vaterhaus und an England!

Aber würde eine Königskrone mein allzukleines Land nicht erdrücken? fragte der Churfürst seufzend.

Nun, so vergrößert man es, damit es im Stande und würdig ist, eine Königskrone zu tragen, rief Napoleon rasch. Ich werde wohl die Gelegenheit und Macht haben, meinem Bundesgenossen Württemberg für die Hülfsstruppen, die er mir stellen wird, in Deutschland einiges

Hand zur Entschädigung und Belohnung darzubringen. Ueberdies gilt es für Sie einen großen Zweck. Sie sollen mir helfen, Oesterreich zu bezwingen, dieses übermüthige Oesterreich, das ganz Deutschland als sein Eigenthum behandeln möchte, und alle deutschen Fürsten nur als seine Diener und Vasallen betrachtet.

Es ist wahr, rief der Churfürst heftig, Oesterreich versucht stets auf eine unpassende und herrische Weise sich in meine Machtvollkommenheit einzumischen. Es möchte uns zu Vasallen erniedrigen, die stets bereit sein müssen, ihrem Kaiser zu gehorchen, die aber nie, wenn sie selber in Gefahr sind, auf die Hülfe und den Beistand ihres Kaisers zählen können.

Benehmen wir also Oesterreich den Wahn, als ob es Ihr Herr sei, sagte Napoleon lächelnd. Werden Sie mein Bundesgenosse, und glauben Sie mir, wir werden wohl die Macht haben, dem Kaiser von Oesterreich Respekt einzulösen vor dem König von Württemberg, meinem Bundesgenossen. Wollen Sie dazu mein Bundesgenosse sein? Wollen Sie, als deutscher Fürst, mir helfen, Deutschland zu befreien von dem Joche, das Oesterreich um seinen Nacken gelegt?

Sire, ich bin bereit, mit meinem Blut und Leben Deutschland zu dienen, rief der Churfürst, und da Ew. Majestät gekommen sind, Deutschland zu befreien von Oesterreich, so wäre es ein Verbrechen, wenn ein deutscher Fürst nicht dazu bereitwillig seine Hülfe bieten wollte. Ich nehme also Ihre Bundesgenossenschaft an! Hier, meine Hand! Ich stehe zu Ihnen mit meinen Truppen und mit meiner Ehre!*)

*) Diese ganze Unterredung ist streng historisch. Siehe: Memoiren des Generals von Wolzogen, und Häusser: deutsche Geschichte, Bb. II., S. 613. Der Churfürst von Württemberg ward der dritte deutsche Bundesgenosse Napoleons, und folgte dem Vorgang der Churfürsten von Baden und Baiern. Er stellte dem französischen Kaiser ein Contingent von zehntausend deutschen Truppen.

III.

Die Clavierstunde der Königin Luise.

Die Königin saß am Clavier und studirte eins der neuen Lieder Reichardt's ein, welche ihr Gesanglehrer, der Concertmeister und Componist Himmel, ihr so eben gebracht hatte. Die Königin war in der glänzendsten Festtoilette, die indeß weniger für das stille Cabinet und den Musiklehrer, als für einen großen Courtag und eine vornehme Versammlung geeignet schien. Ein weißes, mit goldenen Blumen durchwirktes Atlasgewand, nach der damaligen Mode eng anschließend, verhüllte ihre herrliche Gestalt und ließ deren edle und schöne Formen errathen. Ihre herrlichen, weißen Arme waren unverhüllt und nur am Handgelenk geschmückt mit zwei Armbändern von Gold und Edelsteinen. Ihr Hals und ihre Schultern, welche die edlen Linien und Formen der Venus von Melos zeigten, waren gleich den Armen unbedeckt und nur mit Goldgeschmeide verziert. Ihr dunkelblondes Haar, in welligem Scheitel ihre Stirn von klassischer Schönheit umgebend, war hinten im Nacken in einen griechischen Knoten zusammengefaßt, in dem sich die Endpunkte des goldenen, mit Brillanten geschmückten Diadems berührten, welches sich über dem Haupte der Königin erhob.*) Ihre Wangen waren sanft geröthet, und um ihre purpurnen Lippen zitterte eben ein Lächeln voll Wehmuth und Rührung zu gleicher Zeit. Sie hatte die Hände auf die Tasten gelegt, und ihre Augen ruhten auf den Noten, welche auf dem Pult standen; mitten im Singen war sie aber auf einmal verstummt und in einem langen Seufzer war ihre Stimme verklungen.

Herr Concertmeister Himmel stand hinter ihr; er war ein Mann von mehr als vierzig Jahren, mit breitem, behäbigem, von Gesundheit strogendem Gesicht, mit einer hohen, schlanken Figur, die sich besser zu dem Kopf eines Apollo gepaßt hätte, als zu diesem Kopf, welcher mehr an einen Büffel als an einen Gott erinnerte.

*) Ein Gemälde, welches die Königin genau in diesem Costüm darstellt, befindet sich im königlichen Schlosse zu Berlin.

Als die Königin schwieg, überflog ein freudiges Lächeln seine Züge, welche vorher mißmüthig und düster gewesen. Ew. Majestät verstummen? fragte er hastig. Ew. Majestät mögen also dies Lied nicht zu Ende singen? Nun, ich wünsche Ew. Majestät Glück dazu! Dieser Herr Reichardt in Halle ist ein gar süßlicher und arroganter Componist, und ich würde nimmer gewagt haben, Ew. Majestät diese neuen Compositionen zu bringen, wenn Sie nicht befohlen hätten, Alles was der Reichardt geschrieben zu sehen. Nun haben wir's gesehen, und es mißfällt Ew. Majestät, was mich von Herzen freut, denn —

Denn, unterbrach ihn die Königin sanft, denn der große Componist Himmel ist schon wieder eifersüchtig auf den großen Componisten Reichardt. Ist's nicht so?

Sie hob bei dieser Frage ihre dunkelblauen Augen mit langsamem Aufschlag zu Himmel empor, und er sah, daß diese Augen feucht waren von Thränen.

Wie? fragte er entsetzt. Ew. Majestät haben geweint?

Sie nickte bejahend und mit einem sanften Lächeln. Ja, sagte sie nach einer Pause, ich habe geweint, und deshalb konnte ich nicht weiter singen. Schelten und zürnen Sie nicht, mein gestrenger Herr Lehrer. Dieses Lied rührte mich, es ist so einfach und tief empfunden, und wie ein frischer Born des Gefühls aus dem Herzen hervorgequollen.

Herr Himmel antwortete nur mit einem leisen Seufzer und einem unverständlichen Gemurmel, das indessen von dem zarten Sinn der Königin verstanden ward.

Vielleicht, sagte sie, im sanften Bemühen die Eifersuchtschmerzen des Componisten zu lindern, vielleicht sind es mehr die Worte, als die Composition, welche mich rührten; diese Worte sind so schön, daß mich dünkt, Göthe habe niemals etwas Schöneres geschrieben.

Und sich vorwärts neigend, näher zu den Roten hin, las sie mit halblauter Stimme:

Wer nie sein Brod mit Thränen aß,
 Wer nie die kummervollen Nächte
 Auf seinem Bette einsam saß,
 Der kennt Euch nicht, Ihr himmlischen Mächte!

Sagen Sie selbst, Herr Himmel, ist das nicht schön und rührend? fragte sie, wieder zu ihrem Lehrer emporschauend.

Schön und rührend für Diejenigen, welche viel geweint und viel gehungert haben, sagte Himmel rauh, aber ich begreife nicht, wie das Ew. Majestät rühren kann, Ew. Majestät, deren ganzes Leben bis jetzt wie ein einziger sonnenheller Frühlingsmorgen die Welt durchleuchtet hat.

Bis jetzt, wiederholte die Königin sinnend, ja, bis jetzt war mein Leben in der That ein sonnenheller Frühlingsmorgen, aber wer kann ermessen, was für Wolken sich schon am Horizont aufstürmen, und wie trübe und bewölkt der Abend sein mag. Dieses Lied klingt wie eine schwermuthsvolle Ahnung in meiner Seele wieder, und heftet sich an ihre Schwingen, als wollte es ihren Flug lähmen. „Wer nie sein Brod mit Thränen aß,“ ach wie traurig das klingt, und welche lange Geschichte von Leiden in diesen wenigen Worten liegt!

Die Königin schwieg und über ihre Wangen flossen langsam zwei Thränen nieder, die herrlicher und schöner erglänzten, als die Brillanten in ihrem goldenen Diadem.

Herr Concertmeister Himmel hatte vielleicht nicht den Muth, das Schweigen der Königin zu unterbrechen, oder vielleicht hatte er ihre Worte gar nicht recht gehört, und seine Gedanken waren mit ganz andern Dingen beschäftigt, denn seine Mienen waren zerstreut und düster, seine Blicke schweiften im Zimmer umher und kehrten doch immer wieder zu der Gestalt der Königin zurück.

Auf einmal schien Luise sich gewaltsam aus ihrem trüben Sinnen aufzuraffen, und indem sie mit einer hastigen Bewegung die Thränen aus ihren Augen fortschüttelte, zwang sie sich zu einem Lächeln.

Es ist nicht gut, sich schwermüthigen Ahnungen hinzugeben, sagte sie, zumal in Gegenwart eines gestrengen Herrn Lehrers. Wir müssen unsere Zeit nützlicher verwenden, denn die Zeit ist ein gar kostbares Gut, und wenn ich sie nicht heute zu Rathe gehalten hätte, so würde ich keine Stunde für meinen Herrn Lehrer übrig behalten haben, denn heute Abend ist große Cour, und vorher habe ich noch einige Besuche zu empfangen. Ich habe also meine Abendtoilette schon am Nachmittag gemacht, und dadurch Zeit gefunden zu meiner lieben Gesangsstunde.

Nun aber lassen Sie uns auch studiren, damit Sie an mir eine Schü-
lerin erziehen, welche Ihnen Ehre macht.

Oh Majestät, rief Himmel heftig, meine Ehre und mein Glück —

Still, still, unterbrach ihn Luise mit einem bezaubernden Lächeln,
keine Schmeicheleien, keine Hofmannswendungen! Ich bin hier nicht
die Königin, und Sie sind nicht mein devoter Unterthan; ich bin eine
lernbegierige Schülerin und Sie sind mein gestrenger Meister, welcher
das Recht hat, zu brummen und zu ächzen, wenn ich falsch singe, und
welcher von diesem Recht sehr häufig Gebrauch macht. Entschuldigen
Sie sich deshalb nicht, sondern fahren Sie so fort, desto mehr werde
ich lernen.

Er. Majestät singen wie ein Engel, murmelte Himmel, dessen
Augen unverwandt auf den schönen Schultern der Königin ruhten.

Nun freilich, Sie sind darin ein kompetenter Richter, rief Luise
lachend, denn da Sie der Himmel sind, müssen Sie auch wissen, wie
die Engel singen, und gegen Ihr Urtheil läßt sich nicht streiten. Die
Engel singen also falsch, gleich Ihrer ergebenen Schülerin? Lassen Sie
die Engel das thun, aber Ihre Schülerin nicht. Kommen Sie, Herr
Himmel, setzen Sie sich. Es ziemt dem Maestro nicht, neben seiner
Schülerin zu stehen. Setzen Sie sich!

Sie deutete mit einer anmuthigen Handbewegung auf den Sessel
hin, der neben ihr stand, und Herr Himmel folgte ihrem Befehl, er
setzte sich. Unwillkürlich richteten seine Blicke sich wieder auf die Kö-
nigin, deren Schönheit seinen kurzfristigen Augen erst jetzt recht leuch-
tend entgegen trat, und die er vermeinte, niemals so holdselig, so
zauberhaft und anmuthig gesehen zu haben. Wie das Antlitz einer Fee
erschien ihm ihr schönes Gesicht, wie eine vom Phidias aus lebendem
Marmor geformte Götterbüste dächten ihm ihre wundervollen Schul-
tern und dieser stolze, leuchtende Nacken, den er niemals unverhüllt und
so nahe gesehen.

Nun, fangen wir an, sagte die Königin unbefangen. Ich bitte,
spielen Sie mir da oben im Discant die Melodie und lassen Sie mich
einigemal dazu das Accompagnement spielen, dann wird das Singen
besser gehen.

Sie begann eifrig und mit höher sich röthenden Wangen die Eingangstacte zu spielen. Jetzt mußte Himmel einfallen mit der Melodie, aber seine Blicke waren nicht auf die Noten, sondern auf die Schultern der Königin gerichtet, und er verfehlte daher den Tact.

Nun? fragte die Königin, mit lieblicher Verwirrung ihn anschauend, Sie kommen aus dem Tact?

Ja, Majestät, ich komme aus dem Tact, rief Himmel grollend und finster, ich komme ganz und gar aus dem Tact, und das kommt daher, daß ich doch auch nur ein Mensch bin und nicht in die Sonne sehen kann, ohne den Sonnenstich zu bekommen. Majestät, ich habe den Sonnenstich und Sie sehen, ich habe davon den Verstand verloren!

Indem er so sprach, neigte er sich dichter zu der Königin und drückte einen glühenden Kuß auf ihre Schultern, dann sprang er auf, griff hastig nach seinem Hut und stürzte aus dem Zimmer.*)

Die Königin schaute ihm nach mit dem Ausdruck des Erstaunens und der Verwirrung, dann auf einmal brach sie in ein helles, liebliches Lachen aus. Ach, sagte sie, wenn die Frau Oberhofmeisterin Etiquette das gesehen hätte, sie wäre entweder gestorben vor Entsetzen, oder sie hätte den Frevler zerschmettert mit ihrem Zorn. Ich muß ihr doch dies Verbrechen bekennen. Frau Oberhofmeisterin! Frau Oberhofmeisterin! rief sie laut. Sofort öffnete sich die Thür des Nebenzimmers und die Gräfin Voß erschien in derselben.

Majestät haben gerufen, sagte sie, und sich im Zimmer umschauend, warf sie einen erstaunten Blick auf die Pendule.

Ach, meine liebe Gräfin, Sie wundern sich, daß der Gesanglehrer Himmel schon fort ist, obwohl die Stunde erst zur Hälfte verflossen ist? fragte die Königin heiter.

Majestät, sagte die Gräfin seufzend, ich sollte mich eigentlich über nichts mehr wundern und niemals mehr erstaunt sein, wenn die Etiquette verletzt wird, denn das geschieht ja leider täglich und stündlich! Em. Majestät wissen überdies, daß dieser ganze Herr Himmel mir ein Stein des Anstoßes und ein Gräuel ist!

*) Historisch.

Und weshalb, meine liebe Gräfin? fragte die Königin heiter.

Majestät, deshalb, weil es gegen alle Etiquette ist, daß eine regierende Königin noch Unterricht nehme und einen Lehrer hat.

Wie, rief Luise, eine Königin darf also, der Etiquette gemäß, nichts mehr lernen?

Nein, Majestät, denn es ist vollkommen unziemlich, daß einer Ihrer Unterthanen der Lehrer seiner Königin werde, daß überhaupt irgend ein Mensch es wagen darf, die Königin zu tabeln.

Nun, thun Sie das nicht recht oft, liebe Gräfin? fragte die Königin gutmüthig.

Ich wage es nicht, die Königin zu tabeln, sondern nur die Etiquette zu vertheidigen und aufrecht zu erhalten, wie es mein Amt und meine Pflicht erfordert. Aber eine Königin, welche Unterricht nimmt, muß, so lange der Lehrer da ist, von ihrem Thron herabsteigen, der Würde ihres Ranges entsagen und statt zu gebieten nur gehorchen. Von Etiquette kann also gar nicht mehr die Rede sein.

Sie haben gewiß recht, sagte Luise heiter, wenigstens ist Herr Concertmeister Himmel ganz Ihrer Meinung, und die Etiquette klammert ihn ganz und gar nicht. Soll ich Ihnen gestehen, Frau Oberhofmeisterin, weshalb der Herr Himmel heute um eine halbe Stunde zu früh fortgelaufen ist?

Fortgelaufen? fragte die Oberhofmeisterin entsetzt. Er hat es gewagt, fortzulaufen in Gegenwart Ihrer Majestät?

Ja, er hat es gewagt, aber vorher hat er noch viel Schlimmeres gewagt. Er hat — doch, liebe Gräfin, setzen Sie sich erst, es möchte Ihnen schwindlich werden.

Nicht doch, Majestät, erlauben Sie mir zu stehen. Ew. Majestät wollten mir gnädigst mittheilen, was der Herr Himmel — nicht einmal von Adel ist dieser Lehrer einer Königin! — was er gewagt hat.

Nun hören Sie, sagte die Königin lächelnd und sich dicht an das Ohr der Gräfin neigend, hören Sie: Er hat mich auf die Schulter geküßt!

Die Oberhofmeisterin stieß einen durchdringenden Schrei aus und taumelte entsetzt zurück.

Gelüßt? stammelte sie.

Ja, gelüßt, seufzte die Königin, ich glaube wahrhaftig, es muß noch zu sehen sein!

Sie ging mit leichten, schwebenden Schritten zu dem großen Spiegel hin und betrachtete in demselben ihre Schulter mit einem reizenden, kindlichen Lächeln.

Ja, dieser kleine, rothe Fleck da, das ist das Verbrechen des Herrn Himmel! sagte sie. Sagen Sie, Gräfin, welche Strafe hat er verwirkt?

Darüber können die Gerichte allein entscheiden, rief die Oberhofmeisterin feierlich. Denn es versteht sich von selbst, daß wir sogleich davon Anzeige machen. Das ist Hochverrath, den dieser Verbrecher begangen hat! Man muß sogleich dafür sorgen, daß er verhaftet werde, und unerhört wie sein Verbrechen muß auch seine Strafe sein! Erlauben Ew. Majestät, daß ich mich sogleich zum König begeben, um —

Nein, meine liebe Oberhofmeisterin, sagte die Königin, welche noch immer vor dem Spiegel stand und ihre eigene Gestalt betrachtete, nicht mit den zufriedenen Blicken einer eiteln Frau, sondern mit den ruhigen, strengen Augen eines Kritikers, der ein Kunstwerk prüft, nein, meine liebe Oberhofmeisterin, wir werden uns wohl hüten, diese Sache zum eclat zu bringen. Und am Ende ist der Herr Himmel auch gar nicht so strafwürdig, als es den Anschein hat.

Wie? Ew. Majestät wollen ihn noch vertheidigen?

Nicht vertheidigen, aber entschuldigen, Gräfin! Er war neben mir als mein guter, alter Lehrer, ich war ihm nicht die Königin, sondern die Schülerin, und zwar, gestehen wir es uns nur hier in der Stille, wo nur Gott, der die ganze Sache verschuldet hat, uns hört, eine Schülerin mit sehr schönen Schultern. Meine liebe Gräfin, ich bin eigentlich schuldiger als der arme Himmel, denn wenn die Königin Schülerin wird, muß sie sich erinnern, daß ihr Lehrer ein Mann ist, und sie muß ihn nicht bloß als einen Automaten behandeln, welcher unterrichtet. Der einzige Richter, der in dieser Sache zu entscheiden hat, ist mein Gemahl, der König. Er soll den Urtheilsspruch

fällen, und wenn er erlaubt, daß Herr Himmel wieder kommt, singe ich weiter. Nur, setze die Königin lächelnd und mit einem zarten Er-röthen hinzu, nur werde ich künftig einen Shawl um meine Schultern legen. Und jetzt, meine liebe Gräfin, bitte ich Sie, sprechen wir zu Niemand von der kleinen Affaire. Ich selbst werde sie dem König mittheilen und seine Entscheidung fordern.

Ich werde schweigen, weil Ew. Majestät es befehlen, seufzte die Gräfin. Aber es ist unerhört und höchst entsetzlich. Das Verbrechen des Hochverraths ist begangen und die verletzte königliche Majestät will verzeihen, ohne zu strafen!

Oh ja, das will ich, rief die Königin freudig. Zu verzeihen, ohne zu strafen, ist das nicht die heiligste und edelste Macht der Königin, nicht der leuchtendste Edelstein in unserer Krone? Welche arme und beklagenswerthe Menschen wären doch die Könige, wenn ihnen Gott nicht das Recht der Gnade gegeben hätte! Wir selber bedürfen ja so vieler Gnade und Verzeihung, denn wir irren und fehlen wie Menschen und sollen doch richten und strafen wie Götter! Seien wir also gnädig, damit auch wir einst gnädig gerichtet werden!

Eben öffnete sich die Thür des Vorsaals und der dienstthuende Kammerherr trat herein.

Majestät, sagte er, der Prinz Louis Ferdinand und der Minister von Hardenberg bitten um eine Audienz bei Ihrer Majestät.

Ich erwartete die Herren um diese Stunde, sagte die Königin mit einem flüchtigen Blick auf die Pendule, lassen Sie sie also eintreten. Und Sie, meine liebe Gräfin, leben Sie wohl!

Majestät befehlen, daß ich mich zurückziehe? fragte die Oberhofmeisterin zögernd. Die Etiquette erfordert, daß die Königin nur in Gegenwart ihrer Oberhofmeisterin oder Hofdame Audienz ertheile.

Meine liebe Gräfin, sagte die Königin mit einem leisen Anflug von Ungetuld, ich will aber eben keine Audienz ertheilen, sondern den freundschaftlichen Besuch meines königlichen Cousins und seines Freundes empfangen, und da sie, wie ich weiß, mir Dinge anvertrauen wollen, die Niemand außer mir hören soll, so empfangen sie allein. Haben Sie also die Güte, sich zurückzuziehen!

Se. königliche Hoheit der Prinz Louis Ferdinand und Se. Excellenz der Staatsminister von Hardenberg, rief der Kammerkellner, die beiden Flügelthüren weit öffnend.

Die Königin nickte der Oberhofmeisterin einen Abschiedsgruß zu und that einige Schritte vorwärts, den Eintretenden entgegen, während die Gräfin mit schmerzlichem Seufzen durch die Seitenthür verschwand.

IV.

Die Conferenz.

Der Prinz Louis Ferdinand, der Neffe Friedrichs des Großen, und der Minister von Hardenberg, waren in diesem Augenblick die populärsten Männer in Preußen, weil man von Beiden wußte, daß sie die Häupter derjenigen Partei waren, welche am Berliner Hofe ein Anschließen Preußens an die Coalition von England, Rußland und Oesterreich als die einzige Rettung des Vaterlandes betrachteten, während der Minister von Haugwitz, der Geheime Cabinetsrath Lombard und der General von Koberitz den König immer wieder zu einem Bündniß mit Frankreich hinzudrängen versuchten.

Der Prinz Louis Ferdinand, ein schöner junger Mann von kaum dreißig Jahren, in seiner glänzenden Uniform, die eng und zierlich seine hohe, edle Gestalt umfloß, in der That wie ein Kriegsheld anzuschauen, war daher auch ganz besonders noch der Liebling der Soldaten, welche sich die unglaublichsten und erstaunlichsten Wunderdinge von seiner Tollkühnheit und seiner Wagehalftigkeit zu erzählen wußten. Er war außerdem der Liebling der Frauen, die ihn den lebenswürdigsten und schönsten Mann der ganzen Monarchie nannten, und seine vielen Treulosigkeiten und Aventuren, sein wildes, üppiges Leben, seine Verschwendungssucht und seine vielen Schulden voll lebenswürdiger Nachsicht mit der großen Genialität des Prinzen zu entschuldigen wußten.

Und in der That, er war ein ungewöhnlicher und seltener Mensch, einer von denen, welchen die Gottheit den Stempel des Genies auf die Stirn gedrückt, nicht aber zu ihrem Segen, sondern zu ihrem Fluch, und welche entweder an ihrer Genialität sich selber verbluten, oder Andern damit beständig empfindliche Wunden schlagen.

Der Minister von Hardenberg, welchem es jetzt nach langen Kämpfen gelungen war, den Minister von Haugwitz und damit die französische Partei in den Hintergrund zu drängen, gehörte zu jenen seltenen und auserlesenen Staatsmännern, welche sich die Diplomatie nicht zu einem Geschäft, sondern zu einer Lebensaufgabe gemacht, und ihr alle Kräfte, alle Gedanken und alle Empfindungen ihrer Seele geweiht haben. Hannoveraner von Geburt und in seinem Vaterlande früh Carrière machend, war er dennoch bald in die Dienste des Herzogs von Braunschweig übergetreten, und wurde nach dem Tode Friedrichs des Großen von dem Herzog damit beauftragt, das Testament des Königs, welches derselbe in dem herzoglichen Archiv in Braunschweig deponirt hatte, nach Berlin zu bringen.*) Der König Friedrich Wilhelm der Zweite, mit richtigem Blick in dem jungen Gesandten den künftigen Staatsmann erkennend, hatte ihn für seinen Dienst gewonnen, und der Baron von Hardenberg war von ihm mit der schwierigen Mission betraut worden, den Anschluß Baireuths an Preußen zu vermitteln, den Markgrafen mit seinen Ansprüchen abzufinden, die ungeheuren Schulden, von denen Baireuth fast erdrückt ward, möglichst rasch zu tilgen, und dem Lande, welches so viel gelitten, seinen Wohlstand und seine Zufriedenheit wieder zu geben. Alsdann war er zum Staats- und Kriegsminister in Preußen ernannt worden, und seitdem hatte man ihn immer thätig und eifrig gesehen, Preußen nach seiner besten Ueberzeugung zu dienen, aber in Preußen auch das Interesse des gesammten großen Vaterlandes, die Interessen Deutschlands, zu vertreten. Diese Interessen schienen ihm vor allen Dingen durch den Einfluß Frankreichs gefährdet, und er hatte es daher als eine Hauptaufgabe betrachtet, Preußen wenigstens vor diesem

*) Mémoires d'un homme d'état. Vol. I. 302.

schädlichen Einfluß zu bewahren, und es lieber hinüberzubringen auf die andere Seite, auf die Seite der Coalition, statt es gleich dem armen Vögelin von dem Basilisken Frankreich verschlingen zu lassen. Dieses Bemühen, das ihn in fortwährendem Conflict mit den eigentlichen Lieblingen und Vertrauten des Königs, mit Haugwitz und Röckeritz, erhielt, hatte ihm indeß die allgemeine Liebe und Hochachtung der preussischen Patrioten erworben, und ihm eine außerordentliche Popularität verschafft.

Diese beiden Lieblinge der preussischen Patrioten, also waren es, welche eben in das Cabinet der Königin eintraten.

Luise erwiderte die vertrauliche und mehr freundschaftliche als respectvolle Begrüßung des Prinzen mit einem Lächeln und einem Kopfsneigen, und nahm die ehrfurchtsvolle Verbeugung des Ministers mit der ruhigen, stolzen Würde einer Königin an.

Nun, mein lustiger und übermüthiger Cousin, sagte sie dann, sich an den Prinzen wendend, giebt es wieder einige Sünden zu beichten, einige Disciplinarfehler zu versöhnen, einige Thränen zu trocknen und die Gnade des Königs für unsere Genialität zu erflehen? Und ist es deshalb, daß Sie sich da einen so beredten Anwalt und Fürsprecher mitgebracht haben?

Nein, Majestät, sagte der Prinz seufzend, es ist leider diesmal keine Rede von lustigen Streichen und angenehmen Sünden, und ich fürchte, ich bin im Begriff, ein höchst ernsthafter Mensch zu werden und allen tollen Streichen Valet zu sagen. Der Herr Minister ist daher diesmal auch nicht hier, um mich zu vertheidigen und die gnädige Vermittlung meiner königlichen Cousine für mich zu erflehen, sondern wir Beide sind gekommen, um den Nothschrei und den Angstruf Preußens vor den Ohren Eurer Majestät wiederklingen zu lassen, und Sie zu beschwören, uns beizustehen, daß wir Preußen erretten vor dem Abgrund, an dessen Rande wir uns befinden!

Die Königin sah bald den Prinzen, bald den Minister mit ernstern, verwunderten Blicken an. Es ist also eine politische Conferenz, welche Sie von mir begehren? fragte sie, und als Beide schwiegen, fuhr sie lebhafter und mit leicht erregter Stimme fort: Dann, meine Herren,

muß ich Sie bitten, mich zu verlassen, denn ich verstehe mich nicht auf die Politik, und ich habe durchaus nicht den Ehrgeiz, eine politische Intrigantın zu werden. Ich bin die Frau des regierenden Königs, aber keine regierende Königin; mein einziges Bestreben ist, den König in seinem Hause zu einem glücklichen Manne zu machen und ihn an meiner Seite die Politik und die Sorgen der Regierung vergessen zu lassen.

Ich fürchte, Majestät, sagte Herr von Hardenberg feierlich, ich fürchte, die Zeit für solche Idylle auf dem Thron ist jetzt vorüber, und statt den König die Sorgen der Regierung vergessen zu machen, wird es die größere Aufgabe Ew. Majestät sein, ihm dieselben tragen zu helfen!

Und wir sind gekommen, meine edle und hochherzige Cousine zu bitten, daß sie das thut, rief der Prinz feurig. Wir sind gekommen im Namen Preußens, im Namen aller deutschen Patrioten, im Namen Ihrer Kinder, Sie um Ihren Beistand und Ihre Mitwirkung anzusehen.

Im Namen meiner Kinder? rief die Königin erblickend. Reden Sie, reden Sie, was ist geschehen, was für ein Unglück bedroht meine Kinder? — Ich wollte Sie nicht hören als Königin, jetzt will ich Sie hören als Mutter, welche für das Glück ihrer Kinder bangt. Um was handelt es sich, von welchem Unheil ist die Rede?

Es handelt sich um die Unabhängigkeit und vielleicht um die ganze Existenz Preußens, sagte Minister von Hardenberg feierlich, es handelt sich darum, ob Preußen entweder ein isolirter, von Allen gemiedener, von Allen verachteter Staat sein soll, den Frankreich dann unter dem Hohngelächter der ganzen Welt ungestraft verschlingen darf, wie es Italien, wie es Holland und das rechte Rheinufer verschlungen hat, oder ob Preußen sich seine Macht, seine Selbstständigkeit und seine Ehre bewahren will, indem es endlich der Entscheidung nicht mehr ausweicht, sondern seinen Freunden, wie seinen Feinden mit offenem Bistr entgegentritt, und statt der ewig hınhaltenden, ewig vermittelnden und balancirenden Stellung endlich eine active, entscheidungsvolle Stellung wählt!

Es handelt sich darum, diesem Herrn Kaiser von Frankreich endlich einmal kräftig gegenüber zu treten, rief der Prinz energisch. Wenn wir ihm nicht endlich widerstreben, wird er bald auch unser Herr sein, wie er der Herr aller Derer ist, welche sich seine Bundesgenossen nennen, und doch weiter nichts sind als seine Sklaven. Mein Herz bäumt sich auf in Wuth, wenn ich sehe, wie ganz Deutschland jetzt erzittert vor diesem Corsischen Advocatensohn, vor diesem Tyrannen, der den edlen und unschuldigen Herzog von Enghien ermordet hat, und sich nicht begnügt, Frankreich in Ketten gelegt zu haben, sondern die ganze Welt unter seinem Kaisermantel auffangen möchte, um dessen goldene Sienen sich daran mästen zu lassen. Und es wird ihm gelingen, wenn wir nicht Widerstand leisten, denn sein Wort ist jetzt schon Gesetz und Befehl für die halbe Welt, und was dieser Kaiser will, das thut er. Wahrhaftig, wenn es ihn eines Tages gelüstete, ein Gericht von Prinzenohren zu essen, ich würde weder meine eigenen Ohren, noch die Ihrer jungen Prinzen mehr für sicher halten.*)

Die Königin hatte für diesen mit zorniger Stimme gesprochenen Scherz des Prinzen kein Lächeln und kein Beifallszeichen, sie wandte sich mit ernstern, sorgenvollen Mienen wieder dem Minister zu.

Ist etwas Neues geschehen? fragte sie. Hat die Situation sich verändert?

Ja, Majestät, sagte der Minister, die Situation hat sich verändert, der Kaiser Napoleon hat es gewagt, unsere Neutralität zu verletzen, und wenn Preußen jetzt nicht Genugthuung fordert, so ist es entweder an seiner Ehre verletzt, oder es stellt sich vor aller Welt als der Bundesgenosse Frankreichs dar und fordert somit die offene Feindschaft Oesterreichs, Rußlands und Englands heraus.

Sie wagen zu sagen, daß Preußen an seiner Ehre verletzt worden, und zweifeln, daß der König den Beleidiger zur Rechenschaft ziehen werde? rief die Königin glühend und mit flammenden Augen. Der König, welcher die Ehre und Hoheit selber ist, wird nicht dulden,

*) Prinz Louis Ferdinand's eigene Worte. Siehe: Rachel und ihre Freunde. Theil I.

daß auch nur der Schimmer eines Fleckens auf Preußens Ehre falle, er wird in edlem Zorne jede freche Hand zurückstoßen, die es wagen will, an dem Palladium unsrer Ehre zu rütteln.

Oh, wenn Sie so denken und sprechen, rief der Prinz begeistert, dann fürchte ich nichts mehr, dann ist Preußen gerettet! Wie ich Ew. Majestät jetzt betrachte, wie Sie dastehen in Ihrer wunderbaren Schönheit, mit diesen Augen, welche Ihren inneren Himmel wieder spiegeln, mit diesem begeisterungsstrahlenden Angesicht, so scheinen Sie mir der Genius zu sein, welchen das Schicksal für Preußen ausgesandt hat, damit er es behüte und beschütze, und es führe auf die rechten Wege und zu den rechten Zielen! Oh, Königin, erfüllen Sie die Mission, welche Ihnen das Schicksal gegeben, folgen Sie Ihrem edlen und heiligen Beruf, seien Sie der Genius Preußens, und geben Sie Denen, welche zagen und schwanken, festen Männermuth und thatkräftige Entschlüsse! Königin, auf meinen Knien beschwöre ich Sie, erbarmen Sie Sich Preußens, erbarmen Sie Sich Ihrer Kinder, seien Sie der Genius Preußens!

Und ganz außer sich, mit Thränen in den Augen, mit vor Rührung zitternden Lippen kniete der Prinz vor der Königin nieder, die gefalteten Hände flehend zu ihr erhebend.

Erlauben mir Ew. Majestät, daß auch ich mein Knie vor Ihnen beuge, sagte Minister von Hardenberg feierlich, daß auch ich Sie anbeuge und verehere als den Genius Preußens, von dem wir Alle unser Heil, unsern Frieden und unsere Ehre erwarten! Oh Königin, Sie allein besitzen die Macht, das Herz des Königs zu rühren und die Zweifel seines edlen und ehrenhaften Gemüthes zu lösen, Sie allein werden vermögen, was weder unsere Gründe, noch unsere Bitten zu Stande bringen konnten, Sie allein werden die Unschlüssigkeit zu der Kraft edler und mannhafter Entschlüsse erheben können!

Nichts, kein Wort gegen den König! rief die Königin fast streng. Niemand wage zu behaupten, daß es dem König an mannhaften Entschlüssen, an edler Kraft gebricht. Wenn er zaudert, wo Ihr handeln müßtet, so geschieht es, weil er weiser und besonnener als Ihr in die Zukunft schaut, während Ihr nur die Gegenwart seht, weil er die

Folgen erwägt und berechnet, während Ihr nur die That des Augenblicks wollt! — Aber stehen Sie auf, meine Herren, lassen Sie uns nicht eine exaltirte Scene aufführen, wo Alles darauf ankommt, besonnen zu sein und zu überlegen! Lassen Sie uns also vernünftig und ernst mit einander sprechen, erklären Sie mir, was geschehen ist und welche Gefahr Preußen, welche Gefahr meine Kinder bedroht. Ich gewähre jetzt Ihren Wunsch, wir wollen eine politische Conferenz halten! Setzen wir uns also und fangen wir an!

Sie nahm auf dem Divan Platz und winkte den Herren, auf den beiden Sesseln ihr gegenüber sich niederzulassen.

Jetzt sagen Sie mir, was geschehen ist und um was es sich handelt! Herr Minister von Hardenberg, ich bitte Sie, geben Sie mir genaue und faßliche Auskunft über unsere politischen Zustände, denn ich habe es Ihnen ja schon gestanden, ich habe mich niemals mit der Politik befaßt und verstehe nichts davon. Mein Gott, ich war zu glücklich und mein Leben war zu sehr ausgefüllt von meinem Glück, als daß ich nöthig gehabt hätte, ihm durch die Politik einen Inhalt zu geben. Aber ich sehe wohl, daß die schöne Zeit des stillen Glückes jetzt vorüber ist! Reden wir also von Politik. Sie sagten vorhin, Preußen sei von Frankreich beleidigt worden?

Ja, Majestät, es ist beleidigt worden und zwar in seinem heiligsten und unverbrüchlichsten Recht, in seinem Recht der Neutralität, rief Hardenberg. Der König, in dem hochherzigen Bemühen, seinem Volk die Segnungen des Friedens zu erhalten, wollte sich zwischen all diesen Kämpfen und Stürmen, welche die Welt erfüllen, neutral erhalten und, keiner Partei und keiner Macht Freund und Bundesgenosse, sich stützen auf seine eigene Kraft allein, er wollte abwarten, vermitteln und schlichten, aber nicht angreifen, nicht handeln und entscheiden! Es kann Zeiten geben, wo diese Rolle eine edle und gewichtige ist und wo sie den Frieden der Welt vermittelt, aber es kommt dabei immer auf Diejenigen an, mit denen man vermitteln, schlichten und neutralisiren will. Mit Männern von Ehre, mit Fürsten, welchen ihr Wort heilig ist, und welche Verträge nicht zu verletzen wagen, kann man neutral bleiben, nicht aber mit Solchen, denn ihr Wort nur so lange heilig

ist, als es ihr eigener Vortheil erheischt, und die nur so lange die Verträge nicht verlegen, als dies ihren selbstsüchtigen Plänen nicht widersteht. Es ist ein Grundsatz der Neutralität, daß man sein Gebiet weder der einen noch der andern Macht, welche sich befehden, öffnet, und dieser Grundsatz ist bisher immer heilig gehalten worden. Als Rußland jetzt, da es seine Truppen zum zweiten Mal auf den Hülfseruf Oesterreichs nach Deutschland senden will, dem König die Anzeige machte, daß es diese Truppen durch Südpreußen und Schlessien marschiren lassen werde, erachtete der König diese Anzeige einer Kriegserklärung gleich und Se. Majestät befahl sofort die ganze Armee mobil zu machen. Wir ständen jetzt im offenen Kampf Rußland gegenüber, wenn nicht der Kaiser Alexander schon am Tage, nachdem die erste Depesche hier angekommen, eine zweite Depesche an den König gesandt hätte, in welcher er um Entschuldigung bat und erklärte, sich mit seiner Forderung übereilt zu haben!*) Aber dieser Schritt Rußlands, diese bloße Drohung einer Neutralitätsverletzung hatte doch genügt, Preußen zu voller Waffenrüstung zu erheben und zwar zur Waffenrüstung gegen die Coalition von Oesterreich, Rußland und England. Ein Schrei des Entsetzens ging durch ganz Deutschland, als es Kunde erhielt von diesem ersten Schritt, mit welchem Preußen sich öffentlich für Frankreich und gegen die Coalition zu erklären schien, und dieser Schrei fand seinen Wiederhall im Ausland, wir haben davon einen schlagenden Beweis erhalten durch den König Gustav von Schweden! Ew. Majestät wissen es, wie dieser König durch seinen Gesandten von Bernstorff den schwarzen Adlerorden, welchen er früher von dem hochseligen König empfangen, Sr. Majestät dem König von Preußen zurücksandte, begleitet von einem beleidigenden Schreiben, in welchem er sagte: „daß er einen Orden nicht tragen könne, den Monsieur Bonaparte auch jüngst von dem König erhalten habe.“

Und an demselben Tage, an welchem diese beleidigende Rückgabe des höchsten preussischen Ordens stattfand, rief der Prinz Louis Ferdinand

*) Häuffer, Deutsche Geschichte. II. 635. — Mémoires d'un homme d'état. VIII. 474.

mit rauhem, zornigem Lachen, an demselben Tage erhielt der König von Preußen vom Kaiser von Frankreich das Groß-Cordon und noch sieben andere Großkreuze der Ehrenlegion, zur Vertheilung an die Prinzen und Minister. Und wir nahmen diese sieben Orden nicht bloß an sondern wir sandten zum Dank sieben schwarze Adlerorden nach Paris als Gegengeschenk.*)

Aber Sie vergessen zu bemerken, daß der König auch an demselben Tage dem König von Schweden den Seraphinen-Orden zurückschickte, und seinen Gesandten abberief, so daß wir jetzt in offener Feindschaft mit Schweden stehen, sagte die Königin lebhaft.

Oh, meine königliche Cousine, Sie verathen Ihr Geheimniß, rief der Prinz freudig, Sie wollten uns glauben machen, daß Ew. Majestät sich gar nicht um die Politik bekümmerten, und jetzt kennen Sie die kleinsten Details derselben ganz genau!

Ich nehme Theil an Allem, was das Herz meines Mannes kränkt, sagte die Königin einfach, und jener Vorgang hatte ihn bitter und schmerzlich gekränkt.

Oh, Majestät, er war doch nur ein Vorspiel von andern Kränkungen und Beleidigungen, die wir erdulden müssen, wenn der König sie nicht rächen will, rief Hardenberg energisch. Man hat von Preußen gesagt daß es zu Frankreich stehe, bloß weil es Rußland nicht den Durchmarsch durch sein neutrales Gebiet gewähren wollte, und weil es seine Armee drohend gegen das drohende Rußland aufstellte, was würde die Welt aber erst sagen, wenn es erführe, was jetzt geschehen!

Nun, und was ist geschehen? fragte die Königin athemlos.

Der Kaiser von Frankreich hat das ausgeführt, womit Rußland nur drohte. Der Kaiser von Frankreich hat, ohne anzufragen, einen Theil seiner Armee unter Anführung Bernadotte's durch preussisches Gebiet marschiren lassen, er hat gegen alle Verträge und alles Völkerrecht, und trotz der lebhaftesten Protestation der preussischen Behörden seine Truppen durch preussisch Franken, durch Anspach und Baireuth marschiren lassen.

*) Historisch. Siehe: Häuffer. Deutsche Geschichte. II. 576.

Die Königin stieß einen Schrei der Ueberraschung aus und ihre Wangen erbleichten.

Weiß es der König bereits? fragte sie.

Er weiß es schon seit gestern, sagte Hardenberg ernst. Wir bewahrten das Geheimniß, weil wir diese Nachricht erst mit der Entscheidung des Königs in das Publikum bringen wollten.

Und diese Entscheidung, ist sie schon erfolgt? fragte die Königin.

Majestät, sagte Hardenberg feierlich, sie ist erfolgt! Als Rußland drohte unser Gebiet zu verletzen, machten wir unser Heer mobil, und es steht noch gerüstet und in Waffen. Jetzt, da Frankreich wagt und thut, womit Rußland nur drohte, jetzt wenden wir uns nicht mit unsern Waffen gegen ihn, die Beleidigung zu rächen, sondern wir nehmen die Feder und schreiben, und fordern eine Erklärung dieses auffallenden Vorgehens von Frankreich. Wir drohen wohl, aber wir schlagen nicht.*)

Nein, wir schlagen nicht, rief der Prinz mit einem bittern Lachen, wir machen mobil gegen unsere natürlichen Freunde und Bundesgenossen, aber wir erheben das Schwert nicht gegen unsere natürlichen Feinde und Widersacher. Das Heer Friedrichs des Großen steht kampfgelüftet da, und bleibt doch müßig und sieht unthätig zu, wie der beutelustige Eroberer immer weiter vordringt in Deutschland, wie er überall Verrath, Zwietracht und Unheil säet, wie er die deutschen Fürsten zum Abfall von Deutschland heredet, sei's mit Gewalt oder mit List, wie er die Gemüther vergiftet und verderbt, und die Charactere so vernichtet, daß bald die Begriffe von Treue, Redlichkeit und Standhaftigkeit aus Deutschland verschwunden, und die Deutschen nichts sein werden, als eine Horde von Sklaven, die selig sind, wenn ihr Tyrann sie nicht allzuoft die Peitsche fühlen läßt, und ihm die Füße küssen, damit er wenigstens milde und sanft über ihren Nacken dahin schreite! Wenn es jetzt dem Tyrannen gelingt, Oesterreich zu demüthigen, das allein in Deutschland den Muth gehabt, ihm entgegen zu treten, wenn Napoleon das österreichische Heer schlägt, dann ist es vorbei mit Deutsch-

*) Diese Depesche, in welcher Preußen Genugthuung von Frankreich fordert, ist abgedruckt in den Mémoires d'un homme d'état. Vol. VIII. 475.

land, dann wird es nur noch eine französische Provinz sein, gleich Italien und Holland; alle deutschen Fürsten werden ihre Kronen zu den Füßen Napoleons niederlegen, und froh sein, wenn er sie wenigstens als seine Statthalter duldet in ihren früheren Ländern, oder ihnen wenigstens ihre hohlen Titel läßt, nachdem er ihnen ihre Länder genommen hat!

Nein, nein, rief die Königin, dahin darf es, dahin soll es nicht kommen! Preußen ist da, um die Ehre Deutschlands zu wahren, Preußen wird sich erheben, ein fleggewohnter Held, und es wird den Eroberer von seinen Grenzen zurückschlagen, es wird sich den Frieden mit den Waffen erkämpfen, da es ihn nicht mit der Feder erhalten konnte! Sie haben Recht, die Zeit der Neutralität und des Zauderns ist vorüber und jetzt muß gehandelt werden. Auch ich will nicht länger neutral bleiben, auch ich will handeln. Sie haben die Mutter und die Gattin aufgerufen, und ihr die Gefahr gezeigt, welche ihre Kinder und ihren Mann bedroht, Sie haben die Tochter Deutschlands gemahnt an die Schrecknisse, welche ihr Vaterland, Sie haben die Königin von Preußen gewarnt vor dem Unheil, welches ihr Volk bedroht. Die Mutter, die Gattin und die Königin hat Sie gehört und verstanden. Die Zeit der Neutralität ist vorüber, wir müssen mit unsern Bitten, unsern Vorstellungen das Herz des edelsten und besten Königs rühren, daß er sein Ohr uns zuwende, und nicht mehr höre auf die Zusäufelungen und Schmeicheleien seiner Feinde, daß er seine Feinde und seine Freunde erkenne. Der König zaudert nur, weil er in edler Selbstaufopferung das Glück seines Volkes höher stellt, als sein eigenes Glück, und die Befriedigung seiner eigenen Wünsche. Im Herzen und seiner ganzen Natur nach ein Kriegsheld, zwingt er sich, ein Friedensfürst zu sein, weil er glaubt, daß das Wohl seines Volkes dies erfordert. Beweisen wir ihm, daß sein Volk dieses edle Opfer nicht annehmen will, daß es freudig bereit ist, mit seinem Blute seine verletzte Ehre rein zu waschen. Möge die öffentliche Meinung sprechen und uns zu Hülfe kommen. Ich sage uns, denn von nun an stehe ich zu Ihnen, bin ein Glied Ihrer Partei, eine entschiedene und offene Feindin Frankreichs!

Gott segne Ew. Majestät für dieses Wort, sagte Hardenberg tief

bewegt, jetzt hoffe ich noch auf die Rettung Preußens, denn in dieser Stunde hat es eine Bundesgenossin erobert, welche ihm mehr darbringt, als Heere und Waffen, welche die Begeisterung und das feste Wollen eines Feldherrn an die Spitze stellt!

Und mit diesem Feldherrn an der Spitze werden wir siegen über alle Franzosenheere, rief Prinz Louis begeistert, mit diesem Feldherrn werden wir jubelnd hinausziehen dem Feinde entgegen, und Ein Gedanke, Ein Gefühl wird uns Alle beseelen: die Königin Luise schützt als holder Genius das preussische Vaterland, die Königin Luise wacht und betet für uns! Oh, meine Königin, möge dieser glückselige Tag des Kampfes kommen, gebieten Sie der Sonne dieses Tages, daß sie emporsteige, und hineinscheine in alle preussischen Herzen, und sie alle erwärme und durchglühle mit dem Gefühl der Vaterlandsliebe, auf daß sie den Tod und die Wunden nicht mehr scheuen, sondern nur die Schmach und die Erniedrigung! Oh, mein Blut brennt wie Feuer in meinen Adern, es möchte in einem ungeheuren Feuerstrom hervorstürzen, um alle Franzosen zu ersäufen und zu verbrennen! Königin, haben Sie Erbarmen, lassen Sie den feierlichen Tag bald anbrechen, an dem ich mein Blut für das Vaterland vergießen darf!

Leben Sie, wirken Sie für das Vaterland, sagte die Königin mit leuchtenden Augen und mit vor Begeisterung strahlendem Angesicht. Das ist nicht das Höchste und Schwerste, für eine große Idee den Heldentod zu sterben, sondern höher und schwieriger ist es, diese große Idee zu hüten und zu schützen auch in düstern und schlimmen Tagen, sie nicht zu verlassen und aufzugeben im Unglück, sondern ihr Hüter und Priester zu sein, selbst wenn das Schicksal sie zu verwerfen und uns mit ihr zu demüthigen scheint. Jetzt, wo ich einen neuen Lebensweg beschreite, jetzt sage ich zu Ihnen aus tiefster Ueberzeugung: wir wollen kämpfen und ringen für die Ehre, Freiheit und Unabhängigkeit Preußens und Deutschlands, aber wir wollen auch entschlossen sein, nicht bloß für diese Ideen zu sterben, sondern auch für sie zu dulden, zu leiden und Schmach zu ertragen. Oh, mir ist, als schaute ich in diesem Augenblick hinein in die Zukunft und sähe da für uns viel Jammer und Noth, viel Stürme und Gewitterwolken.

Aber hinter den Gewitterwolken steht die Sonne, sagte Hardenberg, und wenn die Donner verhallt sind, wird sie wieder leuchten.

Und sie wird dann leuchten auf das Haupt meines Mannes und meiner Kinder! rief die Königin, die strahlenden Augen gen Himmel gewandt.

Sie wird vor allen Dingen dem preussischen Volke leuchten aus dem Angesicht seiner angebeteten Königin Luise, sagte der Prinz.

Die Königin lächelte wehmüthig. Sprechen wir nicht von der Sonne, sondern von den Gewitterwolken, welche ihr vorangehen. Sie drängen rings umher, sehen wir zu, wie wir sie zerreißen können. Auf meinen Beistand und meine Mithülfe können Sie zählen. Mein Gemahl und meine Kinder sind bedroht, ich fühle es und sehe es: Frankreich heißt der Feind, der sie bedroht. Von nun an wollen wir diesem Feind mit offenem Bistir entgegentreten. Ich verspreche Ihnen Das im Namen Preußens, im Namen meines Gemahls und meiner Kinder! Hier, nehmen Sie Beide meine Hände: Wir wollen zu einander halten und mit einander kämpfen gegen Frankreich zu Preußens Ehre und Ruhm. Sie werden kämpfen mit Ihrem Schwerte und Ihrer Feder, ich mit meinem Wort und meiner Liebe. Möge das Volk uns unterstützen, möge Gott uns segnen!

Möge Gott uns segnen! wiederholten der Prinz und der Minister, indem sie die Hände der Königin ehrfurchtsvoll küßten.

Und jetzt, meine Herren, gehen Sie, sagte die Königin nach kurzer Pause. Lassen Sie uns diesen Moment durch kein Wort entweichen. Alles für Preußen! das sei unsere Losung, und damit sage ich Ihnen heute Lebewohl. Alles für Preußen!

Alles für Preußen! riefen die beiden Herren, indem sie sich von der Königin verabschiedeten.

Luise schaute ihnen nach mit einem langen, gedankenvollen Blick, dann wandte sie sich um und ging raschen Schrittes durch das Gemach hin; der schnelle Luftzug ihres Vorüberschreitens wehte das Papier von dem Pult auf dem Clavier zur Erde hin und es fiel gerade zu der Königin Füßen nieder.

Sie hob es auf; es war das Lied, welches sie vorher gesungen. Ein schmerzliches Rächeln zuckte um die Lippen der Königin, und die

Augen schwermuthsvoll zum Himmel emporhebend, flüsterte sie leise: Oh, gieb mein Gott, daß Dies keine Vorbedeutung ist, und daß nicht auch ich mein Brod mit Thränen essen und in kummervollen Nächten weinen muß! Wenn es aber geschieht, mein Gott, so gieb mir Kraft, das Unglück standhaft zu ertragen, und meinem Gemahl ein Trost, meinen Kindern eine Mutter zu sein!

V.

Der Schwur am Grabe Friedrichs des Großen.

Die Wünsche der Königin hatten sich schnell erfüllt; die öffentliche Meinung hatte sich in Berlin mit seltener Energie und Unumwundenheit gegen Frankreich erklärt, und mit einem einzigen Schrei der Wuth und des Entsetzens hatte das Volk die Nachricht von der Neutralitäts-Verletzung aufgenommen. Die sonst so friedliebenden, vergnügungssüchtigen Berliner schienen sich plötzlich in kampfeslustige, ernste Helden verwandelt zu haben, für welche es kein anderes Ziel mehr gab, als so bald wie möglich die widerfahrene Beleidigung zu rächen, und Frankreich zur Rechenschaft zu ziehen für den Preußen angethanen Schimpf.

Krieg! Krieg! das war das Wort des Jubels und der Wille, das jetzt durch alle Straßen und durch alle Häuser tönte, das wie ein einziges jauchzendes Gebet der ganzen Nation sich zu den Fenstern des Königshauses hinausschwang und da mit leisem Flügelschlag anzuklopfen schien, damit der König ihm öffne und es einziehen lasse in sein Herz.

Überall sprach man nur von dieser Einen großen Angelegenheit, überall fragte man sich: Werden wir zu den Waffen greifen? Werden wir Frankreich den Krieg erklären?

Denjenigen, welche diese Frage verneinten, kehrte man mit zornigen Blicken und drohendem Murren den Rücken; Denjenigen, welche diese Frage bejahten, reichte man freudig die Hand dar und begrüßte sie als Freunde und Bundesgenossen.

Der Minister von Haugwitz war bekannt als ein Anhänger der Franzosen, als ein Gegner des Krieges, das Volk stürzte zu seinem Hötel hin und warf ihm die Fenster ein, indem es laut und zürnend rief: Wir wollen keinen Frieden! Pereat allen Franzosen und allen Franzosenfreunden!

Den Minister von Hardenberg aber begrüßte das Volk mit lautem Jubel, wo er sich zeigte; von dem Hötel des Ministers von Haugwitz herkommend, stürzte es zu der bescheidenen Wohnung Hardenbergs, um ihm ein Vivat darzubringen, und laut zu jubeln: Krieg! Krieg! Wir wollen Krieg mit Frankreich!

Aber nicht bloß das Volk auf den Gassen, sondern auch das gebildete Publikum nahm Theil an dieser allgemeinen Begeisterung und scheute es nicht, dieselbe offen kund zu geben. Selbst die königlichen Beamten fanden plötzlich die Energie, sich als deutsche Patrioten zu zeigen, und es war gewiß nicht ohne Absicht, daß man gerade in diesen Tagen der allgemeinen Aufregung auf der königlichen Bühne Wallensteins Lager zur Aufführung brachte.

Jedermann wollte dieser Aufführung beiwohnen, ganz Berlin stürzte nach dem Schauspielhause, und die Glücklichen, denen es gelungen war, Billets zu erhalten, wurden von Tausenden, die betrübt heimkehren mußten, beneidet. Das Theater war gedrängt voll; wie ein ungeheures Meer wogte das Parterre, Kopf an Kopf gedrängt war die Gallerie anzuschauen, und in den Logen des ersten und zweiten Ranges schien das ganze vornehme, elegante, gebildete und gelehrte Berlin sich ein Rendezvous gegeben zu haben. Alle Gesichter glühten, alle Lippen lächelten, alle Augen sprühten Flammen, Jedermann war sich bewußt, daß man hier eine politische Demonstration mache, und Jedermann war stolz und glücklich, derselben beiwohnen zu können.

Auf einmal erschien in der kleinen königlichen Seitenloge der Prinz Louis Ferdinand; sofort richteten sich Aller Blicke zu ihm hin, und wie er sich aus seiner Loge vorwärts neigte und mit seinen heitern Blicken und seinem herzgewinnenden Lächeln das Publikum zu grüßen schien, erhob sich ein Sturm des Beifalls, als ob eine Primadonna eben eine *Bravour-Arie* vollendet habe und den Dank des Entzückens empfinde.

Plötzlich indessen verstummte das laute Applaudiren, vielleicht weil der Prinz mit der Hand gewinkt hatte, als wolle er damit dieses tobende Meer beschwichtigen, vielleicht weil man seine Aufmerksamkeit von einem neuen Gegenstand angezogen fühlte. Wirklich wandten sich alle Blicke des Publikums jetzt von dem königlichen Prinzen ab und nach einer benachbarten Loge hin. In derselben waren eben vier Herren in glänzenden Uniformen erschienen; aber diese Uniformen gehörten nicht der preussischen Armee an, und die breiten Ordensbänder, welche quer über die Brust dieser Herren hinliefen, waren nicht die Bänder preussischer Orden. Es waren die Herren der französischen Gesandtschaft, welche in die Loge getreten waren, der General Lesèvre mit seinen Attachés und der General Duroc, den Napoleon erst kürzlich wieder nach Berlin gesandt hatte, um das Freundschaftsbündniß zwischen Frankreich und Preußen enger zu knüpfen. Ganz zufällig war es gewiß, daß der Prinz Louis Ferdinand in dem Moment, als diese Herren ihn begrüßen wollten, sich nach der andern Seite hinwandte und ihren Gruß nicht sah und nicht erwiderte, ganz zufällig, daß das Publikum, welches eben gejubelt und applaudirt hatte, jetzt auf einmal laut zischte, vielleicht nur, um dem Jubel Schweigen zu gebieten.

Die Herren von der französischen Gesandtschaft hüteten sich wohl, dieses Zischen auf sich zu beziehen, sie nahmen ruhig ihre Plätze an der Brüstung der Loge ein und schienen weder das laute Gemurmel, noch die drohenden Blicke des Publikums zu beachten.

Jetzt begann das Orchester die Ouverture zu spielen, es war ein geschickt arrangirtes Duoblibet aus bekannten Volks- und Kriegsliedern, dazwischen ertönte der Dessauer Marsch und der Marsch von Hohenfriedberg, als wolle er das Publikum erfreuen mit glänzenden Erinnerungen an preussische Heldenzzeit und an unvergänglichen Kriegsruhm.

Auf einmal durchlief ein freudiges Gemurmel das Parterre, die Logen und die Gallerie. Der König! die Königin! flüsterte man, und alle diese hundert und aber hundert Gesichter wandten sich nach der kleinen Seitenloge hin, in welcher das königliche Paar soeben erschienen war.

Die Königin, strahlend schön, mit rosigem Wangen und glänzenden Augen, grüßte das Publikum mit einem liebreizenden Lächeln; der König,

dessen Stirn ungewöhnlich beschattet und düster schien, warf nur einen ungewissen, ängstlichen Blick über das Haus hin und zog sich dann hinter die dunkelrothe Seidengardine der Loge zurück.

Der Vorhang ward aufgezo-gen, das Stück begann. Mit der glühendsten Theilnahme folgte ihm das Publikum, jedes Wort, das Deutschlands Freiheit und Unabhängigkeit feierte, mit lautem Applaus begleitend, aufjubelnd bei jeder Anspielung auf fremde Tyrannei und Despotenstrenge. Jetzt war man bis zum Schluß gekommen, bis zu dem frischen und fröhlichen Reiterlied, mit dem das Ganze schließt. „Wohl auf, Kameraden, auf's Pferd, auf's Pferd“, sang der Chor auf der Bühne, und das Publikum folgte jeder Zeile, jeder Strophe mit glühender Aufmerksamkeit. Auf einmal schaute man sich einander verwundert, befremdet an, und lauschte dann wieder gespannt nach den Sängern hin, welche das lustige Reiterlied um einen Vers vermehrt hatten, den man bis dahin noch nicht vernommen. Und wie die letzten Worte dieses Verses verklangen, schrie und brüllte das ganze Publikum da Capo! da Capo! Im Parterre, in den Logen, in der Gallerie erhob man sich von seinen Sitzen, und Aller Blicke richteten sich wieder auf die Loge, in welcher die französische Gesandtschaft saß, und so stehend, mit lautem Jubelton und drohenden Mienen, fiel das Publikum ein in den Gesang auf der Bühne. Es hatte sich die Worte des eingelegten Verses wohl gemerkt, und mit donnernder Stimme sang es:

Wohl auf, Kameraden, zur Schlacht, zum Krieg,
In's Feld, in die Freiheit gezogen!
Zur blutigen Strafe, zum rächenden Sieg
Ueber Den, der uns Freundschaft gelogen!
Und Lob und Verderben dem falschen Mann,
Der treulos den Frieden brechen kann!*)

Und noch einmal wiederholte das Publikum den Schlußrefrain:

*) Diese ganze Scene ist historisch, auch die eingelegte Strophe, wenn auch nicht ganz dem Wortlaut, doch dem Sinne nach historisch treu. Siehe: Mémoires d'un homme d'état. Vol. VIII. 496. — Napoleon, dargestellt nach den besten Quellen von *r. II. S. 73.

Und Lob und Verberben den falschen Mann,
Der treulos den Frieden brechen kann!

Dann wandten sich Aller Blicke der königlichen Loge zu. Der König war immer noch hinter seiner Gardine verborgen, die Königin hatte sich erhoben, die Hände wie zum Gebet gefaltet, hatte sie den Blick himmelwärts gewandt, und aus ihren Augen flossen zwei Thränen langsam über ihre Wangen nieder.

Prinz Louis Ferdinand neigte sich zu dem Minister von Hardenberg, der eben in seine Loge getreten war. Sehen Sie die Königin? sagte er leise. Ist sie nicht in Wahrheit anzuschauen wie ein Genius, welcher für Preußen betet?

Ach, und vielleicht um Preußen weint! flüsterte Hardenberg. Aber wir wollen jetzt keine trüben Gedanken hegen! Ich bringe gute und unerwartete Nachrichten. Merken Sie auf! In wenigen Minuten wird sich das Königspaar erheben, um die Loge zu verlassen, und wer weiß, ob das Publikum da unten noch Geduld und Ruhe haben wird, das Ballet, das eben beginnt, zu Ende zu sehen. Ich sehe schon einige meiner Agenten da unten im Parterre erscheinen, um meine Nachricht unter die Leute zu bringen.

Ich beschwöre Sie, Excellenz, seien Sie bei mir Ihr eigener Agent, theilen Sie mir selber Ihre Nachricht mit.

Minister Hardenberg neigte sich dichter an das Ohr des Prinzen. Sie wissen doch, daß ich den König wenigstens zu einer ziemlich kriegerischen und drohenden Erklärung an den Kaiser der Franzosen bewogen habe, Dank der Fürsprache der Königin?

Aber wird diese Erklärung wirklich abgeschickt?

Sie ist bereits abgeschickt.

Aber ich hatte auch einen andern Boten mit einer Abschrift dieser Depesche an der Kaiser von Rußland, welcher sich zur Zeit in Polen an unsern Grenzen befand, abgefertigt, und der Kaiser hat, wie es scheint, meine Sendung verstanden, denn — Aber sehen Sie nur, welch' ein guter Prophet ich bin, die Königin und der König stehen auf und verlassen die Loge, und schauen Sie, welche eine Völkerwan-

derung da im Parquet und im Parterre beginnt. Die schönen Tänzerinnen werden bald vor leeren Bänken tanzen.

Aber so lassen Sie mich doch nicht sterben vor Neugierde, Excellenz. Was giebt es denn Neues?

Eine Ueberraschung, Prinz! Der Kaiser Alexander wird in einer Stunde in Berlin eintreffen!

Das ist kein Scherz? Sie reden im Ernst?

Im vollsten und heiligsten Ernst, mein Prinz. Der Kaiser hat begriffen, daß man die gute Stunde benutzen muß, er kommt, um die Freundschaft Friedrich Wilhelms zu erobern und seine Unschlüssigkeit zu beslegen, damit sie dann mit vereinter Macht den französischen Eroberer besiegen können. Der Kaiser Alexander ist ein sehr weiser Mann, und da er ein halber Deutscher ist, kennt er wohl das deutsche Sprichwort: „man muß das Eisen schmieden, da es noch heiß ist.“ — Die edle Königin, wir Beide und das gute Volk wollen dem Kaiser schmieden helfen. Sehen Sie, das Volk fängt schon an zu schmieden. Es stürzte hinaus, um den Kaiser Alexander am Thore zu empfangen und ihn mit Vivatrusen zum Schloß zu begleiten. Folgen wir dem Beispiel der guten Berliner! Gehen wir hin, den Kaiser Alexander, will's Gott unsern Bundesgenossen, am Thor zu empfangen!*) —

Die Vorhersagungen Hardenberg's sollten sich diesmal erfüllen. Dank den mächtigen Bundesgenossen, welche mit ihm für seine Politik und für Preußen kämpften, raffte der König sich zusammen zu einem entscheidenden Entschluß. Diese Bundesgenossen Hardenberg's und Preußens waren jetzt nicht mehr bloß die Königin, Prinz Louis Ferdinand und die öffentliche Meinung, sondern mit ihnen vereinten sich der Kaiser Alexander, der aus Polen kam, und der Erzherzog Anton, den der Kaiser von Oesterreich zur selben Zeit nach Berlin sandte, um die Freundschaft des Königs zu gewinnen. Aber noch ein anderer Bundesgenosse trat plötzlich unerwartet für Hardenberg's Politik und

*) Der Kaiser Alexander traf ganz unerwartet am 23. October 1805 in Berlin ein; der Courier, der seine Ankunft meldete, kam erst wenige Stunden vor ihm an.

die Coalition in die Schranken, dieser Bundesgenosse war das Glück und das Genie Napoleons.

Mit dem Erzherzog Anton zugleich kam eine fürchterliche und schreckensvolle Nachricht in Berlin an. Napoleon hatte abermals einen Sieg erfochten, bei Ulm hatte er die Oesterreicher auf's Haupt geschlagen*), dreiundzwanzigtausend Oesterreicher hatten zu den Füßen des Kaisers der Franzosen die Waffen niedergelegt, um dann als Kriegsgefangene nach Frankreich zu wandern.

Umgeben von einem glänzenden Generalstab, vor seinem Heer, das blank und gepuzt Spalier bildete, ließ Napoleon die gedemüthigten, vernichteten Oesterreicher an sich vorbei defiliren. Wie sie dann ihre Waffen niederlegten, und dieser blühende Berg sich immer höher und höher erhob, leuchtete Napoleons Antlig, das mitten im Regen und in der Gefahr der Schlacht seine eherner, antike Ruhe bewahrt hatte, wie von einem Sonnenstrahl getroffen, höher auf, und mit einem gnädigen Lächeln wandte er sich den österreichischen Generälen und Offizieren zu, die sich ihm demüthig, gebeugten Hauptes naheten, um dafür zu danken, daß der Kaiser ihnen erlauben wolle, frei nach Oesterreich zurückzukehren, und sie nicht verurtheilt hatte, mit den Soldaten als Kriegsgefangene nach Frankreich zu wandern.

Aber dieses Lächeln erstarb schnell wieder in des Imperators Antlig, das jetzt drohend und zürnend ward. Mit einer Stimme, die wie grollender Donner über den Häuptern der gedemüthigten Oesterreicher dahin rollte, sprach der Kaiser: „Es ist ein Unglück, daß so tapfere Männer, als Sie es sind, deren Namen überall, wo Sie gefochten haben, ehrenvoll genannt werden, jetzt die Opfer der Dummheiten eines Cabinets sein müssen, das nur von unsinnigen Projecten träumt und nicht erröthet, die Würde des Staats und der Nation zu compromittiren. Es ist schon eine unerhörte Sache, mich ohne Kriegserklärung so ohne Weiteres bei der Gurgel zu packen; aber es heißt sich gegen seine Völker versündigen, wenn man eine fremde Invasion herbeiführt; es heißt Europa verrathen, wenn man asiatische Horden

*) Am 20. October 1805.

in unsere Kämpfe hineinzieht. Statt mich ohne Grund anzugreifen, hätte sich das österreichische Cabinet mit mir vereinigen sollen, um die russische Armee aus Deutschland zurückzutreiben. Diese Allianz Ihres Cabinets ist eine in der Geschichte unerhörte Sache; sie kann nicht das Werk von Staatsmännern Ihrer Nation sein; es ist mit einem Wort die Allianz der Hunde und Schäfer mit dem Wolf gegen die Schafe. Wenn Frankreich in diesem Kampf unterlegen wäre, würdet Ihr bald genug erkannt haben, welchen Fehler Ihr gemacht habt.*)

Das war die Nachricht, welche der Erzherzog Anton aus Wien mitgebracht, das war der neue Bundesgenosse, den Hardenberg für seine Politik und für Preußen gewonnen.

Dieser neue Sieg, diese neue Eroberung Napoleons in Deutschland, stand vor dem König auf wie eine Gefahr, die ihn selber bedrohte, und gegen die er sich mit den Waffen in der Hand erheben mußte, um sich zu vertheidigen. Diese drohende und trotzigte Sprache des französischen Kaisers empörte das Herz des deutschen Königs, und statt sich von diesem neuen großartigen Sieg, von dieser drohenden Sprache Napoleons einschüchtern zu lassen, fühlte er gerade dadurch sich jetzt zum Widerstand und zum Kampf aufgereizt, erkannte er auf einmal, daß man nur dieses mächtigen Mannes Diener und Slave oder sein Feind sein könne, daß er niemals irgend Wen als gleichberechtigt neben sich anerkennen würde. Was waren sie, diese drei deutschen Fürsten, welche auf dem Schlachtfelde von Ulm drei Kronen gefunden? Diese neuen Könige von Württemberg und Baiern, dieser Großherzog von Baden, sie waren doch nur Vasallen und Diener des Kaisers von Frankreich, der ihnen ihre Kronen geschenkt, und ihnen erlaubt hatte, sie zu tragen.

Der König Friedrich Wilhelm bedurfte keiner solchen Krone. Ein Genius stand an seiner Seite und hauchte mit himmlischem Rächeln ihm ins Ohr: besser zu sterben im ehrenvollen Freiheitskampf, als zu leben in Glanz und Herrlichkeit, aber mit einem Flecken auf seiner Ehre.

Und der König hörte auf die Stimme seines Genius, er hörte

*) *Mémoires du Duc de Rovigo. II. 153.*

auf die Stimme seines Ministers, der ihn beschwor, zur Ehre und zum Wohl Preußens und Deutschlands die Grenzen seines eigenen Landes zu vertheidigen; er hörte auf die Stimme seines Volkes, welches laut und glühend den Krieg begehrte, er hörte auf die Stimme des Kaisers Alexander, der ihm ewige Liebe und ewige Freundschaft schwur; er hörte endlich auf die Stimme seines eigenen Herzens, welches das Herz eines deutschen Mannes war, und die angethane Schmach tief empfand.

Der König Friedrich Wilhelm hörte auf alle diese Stimmen und entschied sich endlich für den Krieg gegen Frankreich.

Am dritten November unterzeichneten der Kaiser Alexander und der König Friedrich Wilhelm in Potsdam einen geheimen Vertrag, in welchem Preußen als Vermittler zwischen Napoleon und den Allirten auftreten sollte. Kraft dieses Vertrages sollte Preußen den Kaiser von Frankreich auffordern, Alles auf die früheren Verträge und Zustände zurückzuführen, das heißt, fast alle seine Eroberungen wieder fahren zu lassen, Sardinien zu entschädigen, die Unabhängigkeit Neapels, des Deutschen Reichs, Hollands und der Schweiz anzuerkennen, und die italienische Krone von der französischen zu trennen. Ging aber Frankreich auf diese Bedingungen nicht ein, so wollte Preußen sich offen und ohne Rückhalt mit der Coalition verbünden und sofort einhundert und achtzig tausend Mann in's Feld stellen. Ein preußischer Unterhändler sollte dem Kaiser Napoleon diese Bedingungen mittheilen, und erst nach vier Wochen sollte die Frist der Unterhandlungen abgelaufen sein. *)

Der König, in seiner Gutmüthigkeit darauf bedacht, den Minister Haugwitz für die Zurücksetzung, welche er in letzter Zeit hatte erfahren müssen, und für die eingeschlagenen Fenster zu entschädigen, hatte den Minister von Haugwitz damit beauftragt, Napoleon eine Abschrift des Vertrages von Potsdam zu überbringen und mit ihm zu unterhandeln. Haugwitz verließ daher Berlin, um den Kaiser aufzusuchen. Freilich wußte er nicht mit Bestimmtheit, wo er ihn finden würde, aber er

*) Häuffer, Deutsche Geschichte. II. 652.

war überzeugt, daß Napoleon schon dafür sorgen werde, durch neue Heldenthaten und Siege ihm seinen Aufenthalt kund zu thun, und Graf Haugwitz machte sich daher auf den Weg.

Der Vertrag von Potsdam sollte vorläufig nach dem Wunsche des Königs von Preußen ein geheimes bleiben, nur die zunächst dabei Betheiligten, nicht aber die Welt sollte Kunde davon erhalten und Niemand sollte ahnen, daß Preußen endlich seine Neutralitäts-Politik aufgegeben habe.

Aber dieses Geheimhalten paßte nicht in den Plan des Kaisers Alexander, es machte außerdem den Minister von Hardenberg besorgt, ob der König in der letzten Stunde der Entscheidung sich nicht wieder von der französischen Partei am Hofe zu der früheren beliebten Neutralitäts-Politik zurückdrängen lassen werde. Es war daher weise, den König so weit vorwärts zu drängen, daß er nicht mehr zurück konnte, und so viel von dem Geheimniß des geschlossenen Bündnisses zu ver-rathen, als nöthig war, um den König an dasselbe zu fesseln.

Der Kaiser hat daher in der Stunde seiner Abreise nach Oesterreich das preußische Königspaar, ihn noch zu dem Grabe Friedrichs des Großen zu begleiten. — In der Mitternachtsstunde des fünften November begaben sie sich daher in die Garnisonkirche von Potsdam, in deren unterem Gewölbe der Sarg des großen Königs ruht. Ein einziger Fackelträger geleitete die drei fürstlichen Gäste, deren Schritte schauerlich wiederhallten in den schweigenden dunklen Räumen.

Am Grabe des Königs angelangt, beugte der Kaiser ein Knie, sein Antlitz, grell beleuchtet von dem Schein der Fackel, strahlte von Begeisterung. An der andern Seite des Sarges standen der König und die Königin, Beide mit gefalteten Händen, der König mit düstern, in sich gekehrten Blicken, die Königin die Augen gen Himmel gewandt, das Antlitz verklärt von heiliger Rührung und Freude.

Alexander, immer noch auf seinen Knien liegend, erhob jetzt seine beiden gefalteten Hände zum Himmel empor. Am Grabe des größten Heldenkönigs, sagte er mit lauter, feierlicher Stimme, am Grabe Friedrichs des Großen schwöre ich meinem Bundesgenossen, dem König von Preußen, ewige Treue und Liebe, schwöre ewige Treue und Liebe

der heiligen Sache, die uns zu dem edelsten Ziel vereinigt hat. Nie soll meine Treue wanken, nie meine Liebe erkalten! Das schwöre ich!

Er küßte den Sarg und erhob sich von seinen Knien, dann richteten sich seine in Thränen glänzenden Blicke auf den König hin. Jetzt ist es an Ihnen, mein Bruder, den Schwur zu leisten, sagte er.

Der König zögerte und blickte vor sich hin.

Die Königin legte sanft ihre Hand auf seine Schulter und neigte ihr schönes Antlitz so nahe zu ihm hin, daß er ihren Athem wie einen Geisterfuß auf seiner Wange fühlte.

Schwöre, mein Freund, mein Geliebter, flüsterte sie, schwöre, treu zu sein dem heiligen Bunde wider den französischen Tyrannen, schwöre unserm edlen Bundesgenossen ewige Treue und Liebe.

Der König schwankte nicht mehr, er hob sein Haupt entschlossen empor und trat näher zu dem Sarge hin. Die Hand auf den Marmorsarkophag legend, wiederholte er mit ernster ruhiger Stimme die Worte, welche die Königin zuvor gesprochen und die sie jetzt mit leise zitternden Lippen flüsterte.

Dann reichten alle Drei sich über dem Sarge die Hand; so standen sie lange da, tiefbewegt, schweigend.

Auf einmal ward dieses Schweigen durch den lauten dröhnenden Schlag der Thurmuhr unterbrochen, welche die erste Stunde des neuen Tages verkündete. Der Ton verhallte, und jetzt begann das Glockenspiel des Thurmes lieblich und hell das alte deutsche Lied: „Ueb' immer Treu und Redlichkeit, bis an Dein kühles Grab!“

Der König neigte sein Haupt wie zu stillem Gebet; über die edlen Züge des Kaisers flog ein leises, seltsames Lächeln. Die Königin aber, ganz Gluth und Begeisterung, rief: Gott und der Geist des großen Friedrich geben uns den Wahlspruch unsers Bundes: Ueb' immer Treu und Redlichkeit, bis an Dein kühles Grab. Gedenken wir dessen, so lange wir leben!

Gedenken wir dessen! wiederholten die beiden Fürsten mit festem männlichem Händedruck. Dann schauten sich alle Drei noch einmal an und mit ihren Blicken sagten sie sich ein letztes Lebewohl.

Stumm wandten sie sich dann ab und verließen die königliche
Lobtengruft.

Fünf Minuten später befand sich der Kaiser Alexander von Ruß-
land auf dem Wege nach Olmütz zu dem Kaiser Franz von Oesterreich,
welcher seine Residenz verlassen hatte, aus Furcht vor Napoleon und
seinem Heer.

In Olmütz wollte man den Plan entwerfen zu dem Kriege der
dritten Coalition gegen den Eroberer Napoleon.

Siebentes Buch.

Das Ende des deutschen Reichs.



I.

Hiobs-Botschaften.

Es war in den letzten Novembertagen des Jahres 1805. Kaiser Napoleon hatte nach dem Siege bei Ulm sein Hauptquartier in Brünn aufgeschlagen und schien den Angriff seiner Feinde erwarten zu wollen. Er hatte es jetzt nicht bloß mehr mit Einem Feind zu thun, nicht mehr allein mit Oesterreich, sondern auch mit Rußland, dessen Kaiser sich jetzt in Olmütz beim Kaiser von Oesterreich befand, um mit ihm den Plan zum Angriff und zur Besiegung Napoleons zu entwerfen. Das russische Heer hatte sich bereits mit dem österreichischen vereinigt, und selbst die russischen Garden hatten Rußland verlassen müssen, um den Kaiser zur großen Völker- und Entscheidungsschlacht zu begleiten.

Aber auch Napoleon hatte seine Garden mitgebracht, und in ungeduldiger Begier glühten diese, mit den Oesterreichern und den „russischen Barbarenhorden“ endlich den entscheidenden Kampf auszufechten.

Napoleon indeß zögerte noch immer; seine Pläne schienen noch immer nicht zur Reife gelangt, er schien noch immer unentschlossen, ob er noch weiter vorschreiten, oder ob er zufrieden sein wolle mit den schon erfochtenen Siegen.

Zu dem letzteren riefen und drängten seine Generale, welche vermeinten, der Sieg bei Ulm sei eine so glänzende Trophäe, daß man auf derselben ausruhen könne, statt auf's Neue sich mit dem Schwert zu umgürten.

Napoleon indeß wiegte bei diesen Rathschlägen seiner Generale sinnend sein Haupt. Wenn es nur die Oesterreicher allein wären, sagte

er, dann könnten wir zufrieden sein, aber die Russen sind da, und ihnen müssen wir erst den Paß in ihre Heimath ausfertigen.

Ganz erheitert von dieser Idee, befahl der Kaiser sein Pferd vorzuführen. Wir wollen uns ein wenig die Gegend mustern, sagte er zu seinen Generälen, begleiten Sie mich, meine Herren!

Und im Gefolge seines glänzenden, aus lauter berühmten und sieggekrönten Namen zusammengesetzten Generalstabes ritt der Kaiser hinaus auf die weite, von Bergen und Hügeln rings umkränzte Ebene zwischen Brunn und Bichau. Weit hin nach allen Seiten wandte sich sein kühner, forschender Blick, keine Anhöhe, kein Baum, kein Abhang entging seiner Aufmerksamkeit, Alles prüfte er, Alles schien er aufzunehmen in seine Seele. Die Nacht dämmerte schon herauf, als er mit seinen Generälen von diesem langen Spazierritt heimkehrte in sein Hauptquartier. Er war den ganzen Tag schweigend und in sich gekehrt gewesen, keiner seiner Generäle hatte an seinen Plänen und Beobachtungen Antheil nehmen dürfen. Nur zuweilen hatte er sie mit einem kurzen Wort, einem Wink seiner Hand, auf irgend eine Eigenthümlichkeit des Terrains aufmerksam gemacht, und die Generäle hatten diese Worte und diese Winke wie einen geheimnißvollen Orakelspruch mit aufmerkender Ehrfurcht aufgenommen, um sich in ihren Gedanken damit zu beschäftigen und sie sich unauslöschlich einzuprägen. Jetzt vor der Thür seines Quartiers angelangt, wandte der Kaiser sein bleiches, ernstes Angesicht noch einmal nach der Gegend hin, welche sie eben verlassen hatten.

Meine Herren, sagte er mit lauter Stimme, studiren Sie jenes Terrain genau, Sie werden in einigen Tagen auf demselben eine Rolle zu spielen haben. General Suchet, auf der linken Seite Ihrer Division befindet sich ein isolirter Hügel, der die ganze Front derselben beherrscht. Lassen Sie dort noch in dieser Nacht vierzehn Kanonen aufstellen.* — Er grüßte die Herren mit einem Neigen seines Hauptes und zog sich zurück in sein Cabinet.

*) Napoleons eigene Worte. Siehe: Mémoires du Duc de Rovigo. II. 169.

Lange ging er in demselben auf und ab, die Arme auf dem Rücken gefaltet, mit düstern Mienen, mit zusammengepreßten Lippen.

Ich bedarf noch einiger Tage Zeit, murmelte er leise vor sich hin. Wenn sie mich jetzt rasch und entschieden angreifen, muß ich unterliegen; wenn ich noch drei Tage Zeit gewinne, werde ich sie schlagen.

Wie er eben sinnend vor seinem Schreibtisch stand, blieb sein Auge auf den Papieren haften, die dort lagen.

Ah, sagte er, hastig nach dem großen versiegelten Schreiben fassend, ein Courier, der in meiner Abwesenheit Depeschen gebracht hat. Vom Marineminister! Nachrichten von der Flotte!

Er erbrach hastig das Siegel und schlug das Papier auseinander. Während des Lesens verfinsterte sich sein Antlitz mehr und mehr, eine Wolke des Zorns stieg auf seiner breiten Stirn empor, und seine Wangen, welche vorher nur bleich gewesen, wurden jetzt erbsarben.

Der Blick, den er jetzt zum Himmel emporhob, erinnerte an die Titanen, die ihre Feuerbrände selbst gegen die thronende Gottheit zu richten wagten; die Worte, die seine bebenden Rippen murmelten, enthielten eine zornige Verwünschung.

Mit dieser Verwünschung ballte er das Papier in seiner Hand zusammen und trat darauf; dann, gleichsam beschämt über seine eigene Heftigkeit, sank er auf einen Stuhl nieder und legte seine beiden Hände langsam und mit einem tiefen Seufzer über sein zuckendes, bleiches Angesicht. — Zum ersten Male hatte der neue Titane jetzt erfahren, daß da droben noch eine Gottheit throne, welche mächtiger sei, als er selber, zum ersten Male hatte eine unsichtbare Hand ihn aufgehalten in seinem Siegeslauf.

Das Papier, welches er eben unter seinen Füßen zertreten hatte, verkündete ihm eine erste große Niederlage, ein erstes Scheitern seiner großen Pläne.

Die französische Flotte war bei Trafalgar von England völlig geschlagen und vernichtet worden.*) England, der einzige Feind, welcher Frankreich immer drohend und furchtlos gegenüber gestanden, das ver-

*) Der 21. October 1805.

hafte England feierte einen ungeheuren Triumph. Es hatte die ganze Seemacht Frankreichs vernichtet, es hatte einen glänzenden Sieg gewonnen, einen Sieg, der Frankreich demüthigte und mit Schmach belastete. Freilich hatte England diesen Sieg theuer erkaufen müssen, denn sein größter Seeheld Nelson war in dieser Schlacht von Trafalgar gefallen, aber er hatte sich mit seinem Tode die Unsterblichkeit errungen und sich unvergänglichen Ruhm erworben. Der französische Admiral Villeneuve, der Besiegte von Trafalgar, hatte nicht einmal das gute Glück und den Verstand gehabt, seine Schmach mit dem Tode zu sühnen, er war nur in englische Gefangenschaft gerathen, er diente dem Triumphator Englands nur als Siegestrophäe. *)

Das waren die unheilvollen Nachrichten, welche Napoleon so eben erhalten hatte, das war der erste Blitz, welchen der Gott des Himmels auf den mächtigen Titanen hernieder schleuberte.

Aber der Titane fühlte sich davon nicht zerschmettert, der Blitz hatte das Feuer in seiner eigenen Brust nur zu höheren Flammen angefaßt.

Er erhob sich von seinem Sessel, und seine Augen flammten vor Zorn. Ich kann nicht überall sein, sagte er laut, daß ich aber hier bin, das sollen meine Feinde bald erfahren, und ich werde die Schmach von Trafalgar mit einem glänzenden Siege zu rächen wissen. **)

Hinter ihm öffnete sich eben die Thür und der Chef des kaiserlichen Cabinets, Herr von Bourienne, trat ein.

Sire, sagte er, die beiden österreichischen Abgesandten, die Grafen von Sinlay und von Stadion, sind wieder da, und bitten Ew. Majestät um eine Audienz.

So spät am Abend? rief der Kaiser finster. Warum kommen sie nicht bei Tage?

Sie behaupten, von den schlechten Wegen aufgehalten, aber im

*) Admiral Villeneuve erhielt von England seine Freiheit wieder. Napoleon verbannte ihn nach Rennes, wo er sich am 26. April 1806 den Tod gab, indem er sich mit einer Stecknadel das Herz durchbohrte.

**) Napoleons eigene Worte.

Stande zu sein, Ew. Majestät eine Nachricht von äußerster Wichtigkeit zu bringen, welche ganz geeignet wäre, den von Oesterreich so sehr gewünschten Frieden zu vermitteln.

Laß die Herren eintreten, sagte der Kaiser nach kurzem Besinnen, und er setzte wieder den Fuß auf das zernitterte Papier, als wolle er das Geheimniß seines Inhalts erspähen, damit es sich den Oesterreichern nicht verrathe.

Bourienne war hinaus gegangen, und jetzt erschienen auf der Schwelle die beiden österreichischen Abgesandten, die Grafen Stadion und Giulay.

Sie kommen zum zweiten Mal zu mir? rief ihnen der Kaiser hastig entgegen. Man hat also meine Bedingungen erfüllt? Ich sagte Ihnen, daß ich nicht einseitig nur mit Oesterreich unterhandeln wolle, sondern daß ich begehre, daß auch Rußland an den Unterhandlungen Theil nehme und mit eingeschlossen sei in den Friedenstractat, zu dem wir uns vielleicht einigen könnten. Sie kommen also jetzt im Namen der Kaiser von Oesterreich und Rußland?

Verzeihung, Sire, sagte Graf Stadion ehrfurchtsvoll, wir kommen nur im Namen Oesterreichs.

Der Kaiser, unser hoher Herr, begann Graf Giulay — aber Napoleon unterbrach ihn rasch.

Ich werde Sie nur anhören, wenn Sie im Namen beider Kaiser sprechen können, sagte er. Das war es, was ich Ihnen schon gestern sagte, und ich sehe nicht ein, wodurch ich heute zu einer anderen Meinung bewogen werden sollte. Die Umstände haben sich nicht geändert.

Verzeihung, Sire, sie haben sich geändert, sagte Graf Giulay fest.

Der Kaiser sah ihn mit seinem durchbohrenden Adlerblick so scharf an, als wolle er in dem Innersten seines Herzens lesen.

Und worin haben sie sich verändert? fragte er, indem sein Auge sich langsam auf seinen Fuß niederlenkte, der das unheilvolle Papier verbarg.

Ew. Majestät geruhten gestern zu sagen, daß, wenn Oesterreich sich auch der thätigen Bundesgenossenschaft Rußlands verrühme, es doch niemals auf eine Allianz Preußens zählen könne, und daß das neutrale

Preußen für Frankreich ebenso viel Werth habe, als das active Rußland für Oesterreich.

Weshalb wiederholen Sie meine Worte von gestern? fragte der Kaiser, ungestüm.

Sire, weil Preußen heut nicht mehr neutral ist, sagte Graf Stadion feierlich.

Weil Preußen im Begriff ist, gleich Rußland und England Oesterreichs thätiger Bundesgenosse zu werden, fügte Graf Siniaw hinzu.

Napoleon ließ seine düsterflammennden Blicke von dem Antlitze des Einen zu dem des Andern hinüber schweifen.

Woher haben Sie diese Nachricht? fragte er endlich.

Sire, von Sr. Majestät dem Kaiser Alexander von Rußland. Er hat mit dem König in Potsdam einen Vertrag abgeschlossen, nach welchem dieser sich zur Theilnahme an dem Feldzug und zur Beihülfe Oesterreichs erklärt, wenn Ew. Majestät nicht geruhten die Bedingungen einzugehen, welche der König von Preußen als Vermittler zwischen der Coalition und Frankreich Ew. Majestät machen soll.

Ah, der König von Preußen will mir Bedingungen machen! rief Napoleon achselzuckend. Kennen Sie diese Bedingungen?

Der König von Preußen wird Ew. Majestät den Vorschlag machen, die Krone von Italien aufzugeben, die italienischen Fürsten in ihrer Freiheit und Unabhängigkeit zu belassen, ebenso die Unabhängigkeit des Deutschen Reichs, Hollands und der Schweiz anzuerkennen, die —

Es ist genug, rief Napoleon ungeduldig. Der Kaiser Alexander hat sich erlaubt, Ihnen ein Märchen aufzubürden, und Ihre Leichtgläubigkeit wird ihn sehr ergötzt haben. Wie können Sie im Ernst glauben, daß der König von Preußen in seiner Verblendung so weit gehen könnte, zu hoffen, daß ich dergleichen lächerliche Vorschläge annehmen könnte? Wahrlich, selbst wenn ich der Besiegte und Gedemüthigte wäre, so würde ich mich lieber in mein eigenes Schwert stürzen, als solche Schmach annehmen. Es scheint, ich habe meinen Namen noch nicht tief genug in die ehernen Tafeln der Geschichte eingegraben, und ich werde diesen übermüthigen Fürsten, welche vermeinen, ihre Legitimität sei das Medusenschild, das sie mir nur entgegen zu halten

brauchten, um mich zu zerschmettern, ich werde ihnen beweisen, wer ich bin, und wem die Zukunft gehört, ihnen oder mir! Uebrigens ist es unnöthig, so viel über Dinge zu reden, welche nicht existiren.

Sire, der Vertrag von Potsdam existirt, sagte Graf Stadion. Der Gesandte, welchen der König von Preußen abgeschickt, um Ew. Majestät diese Nachrichten zu überbringen, mußte schon bei Ew. Majestät sein, wenn er so rasch gereist wäre, wie der Kaiser Alexander, der mit ihm zu gleicher Zeit Potsdam verlassen hat.

Nun, er möge ankommen, dann werde ich sehen, ob Sie mir kein Märchen erzählt haben, rief Napoleon. Wenn der König von Preußen dies gewagt hat, bei Gott, so soll er mir's vergelten.*) Das ändert aber nichts an meinen Beschlüssen und Plänen. Ich werde mich nur dann in Unterhandlungen mit Oesterreich einlassen, wenn auch Rußland diesen Unterhandlungen beitrith. Sagen Sie das Denen, welche Sie gesandt haben, und damit leben Sie wohl!

Er nickte leicht mit dem Kopf, und den beiden Herren den Rücken zuwendend, trat er an's Fenster. Erst als er an dem leisen Knarren der Thür hörte, daß sie sich zurückgezogen, wandte der Kaiser sich um und begann wieder, die Hände auf dem Rücken gefaltet, langsam auf und ab zu gehen.

Dann blieb er vor dem großen Tisch in der Mitte des Zimmers stehen und rollte eine der auf demselben befindlichen Landkarten auseinander. Es war eine Karte von Süddeutschland, und nachdem der Kaiser sie auf dem Tisch ausgebreitet hatte, begann er dieselbe mit Nadeln zu bezeichnen, deren verschiedenfarbige Köpfe die verschiedenen Armeen der Russen, Oesterreicher und Franzosen bezeichneten.

Die ganze Nacht war der Kaiser unablässig mit dieser Arbeit, mit dem Studium der Karte, mit seinen Messungen und Berechnungen beschäftigt; die hohen Wachskerzen auf den silbernen Leuchtern brannten nieder, er bemerkte es nicht, das Feuer im Kamin war erloschen, er empfand es nicht; von Zeit zu Zeit ward die Thür seines Cabinets

*) Napoleons eigene Worte. Siehe: Hormayr's Lebensbilder aus dem Befreiungskriege, I. und Häusser's Deutsche Geschichte, II. 680.

leise geöffnet, und das bleiche, überwachte Antlitz seines Kammerdieners Constant erschien in demselben, der Kaiser achtete nicht darauf. Seine Seele war nur mit dem Einen Gedanken, dem Einen Ziel beschäftigt: ruhmvoll weiter zu gehen auf der Bahn seiner Siege, Deutschland zu demüthigen, wie er Italien gebemüthigt hatte, und in einem großen, glänzenden Siege die Niederlage von Trafalgar vergessen zu machen.

Der Morgen dämmerte schon empor, als Napoleon sich endlich von seinen Karten erhob und wieder sein langsames Auf- und Abwandeln begann.

Zeit, Zeit! sagte er. Ich brauche nur drei Tage, damit ich das Armeecorps, das schon von Böhmen her unterwegs ist, heranziehen kann. Zeit! Und doch muß ich einen großen, einen glänzenden Sieg erfechten, noch bevor sich Preußen zu offener Feindschaft gegen mich mit Oesterreich und Rußland vereinigt. Gelingt mir dies nicht, so wird sich das Heer meiner Feinde um hundert und funfzigtausend Mann vermehren. — Daraus folgt, sagte er nach einer Pause ganz heiter und muthvoll, daraus folgt, daß es mir gelingen muß.

Er trat wieder zu der Karte hin und deutete rasch mit dem Finger auf dieselbe.

Hier drüben bei Olmütz stehen die Oesterreicher, sagte er rasch. Hier die russischen Garden, dort die vereinigten Corps von Kutosow und Buxhöden, weiterhin die Avantgarde unter dem Fürsten Bagration. Wenn sie jetzt rasch und entschlossen vorwärts gehen, gerade auf meine Fronte los, so ist die Uebermacht zu groß; wenn sie zaudern oder ich sie zum Zaudern bewegen kann, damit mein böhmisches Armeecorps angelangt sei, so werde ich sie besiegen. Versuchen wir's also. Stellen wir uns unthätig und schüchtern, damit sie nicht thätig werden. Eines Feldherrn bester Verbündeter ist die List! Versuchen wir es damit!

Er trat rasch zu seinem Schreibtisch, und ein goldgerändertes Papier vor sich hinlegend, begann er eiligst zu schreiben.

Eine Viertelstunde später berief eine Ordonnanz den General Savary in das Cabinet des Kaisers.

Napoleon empfing den General mit einem freundlichen Nicken, aber er schwieg und blickte fast unschlüssig auf den Brief hin, den er

in der Hand hielt. Plötzlich indeß schien er sich zu einem festen Entschluß aufzuraffen, und Savary das Schreiben darreichend, sagte er: Gehen Sie damit nach Ulm; geben Sie dies Schreiben an den Kaiser von Rußland und sagen Sie ihm, daß, da ich erfahren, daß er bei seiner Armee angelangt sei, ich Sie abgeschickt habe, um ihn in meinem Namen zu begrüßen. Wenn er mit ihnen spricht, und Sie fragt, so wissen Sie, was man unter solchen Umständen antworten muß. Gehen Sie! *)

Nun, und jetzt, sagte der Kaiser, als Savary ihn verlassen hatte, jetzt wollen wir ein wenig schlafen. Constant!

Die Thür öffnete sich sofort und der Kammerdiener trat ein.

Ah, ich fürchte, Du hast eine schlechte Nacht gehabt, sagte der Kaiser gütig.

Sire, Ew. Majestät haben wieder die ganze Nacht durchwacht, und —

Und folglich, unterbrach ihn Napoleon, folglich hast Du auch geschwächt. Nun, tröste Dich nur, wir werden bald ruhigere Nächte haben, tröste Dich und verklage mich nicht etwa bei der Kaiserin Josephine, wenn wir heim kommen. Die gute Josephine haßt nichts so sehr als die durchwachten Nächte.

Sire, die Kaiserin hat wohl Recht, sie zu hassen, sagte Constant ehrfürchtvoll. Ew. Majestät, welche sich den ganzen Tag nicht schonen, bedürfen wenigstens Nachts der Ruhe! Ew. Majestät schlafen zu wenig.

Dadurch habe ich wenigstens den Vortheil vor den Langschläfern, daß ich mein Leben nicht bloß nach Tagen, sondern auch nach Nächten zählen kann, rief Napoleon heiter. Ich werde achtzig Jahre gelebt haben im Zeitraum von vierzig Jahren. Aber sei nur ruhig, Constant, ich will Dir jetzt den Willen thun, ich will schlafen!

Constant eilte, die nach dem Schlafzimmer führende Thür zu öffnen. Nicht doch, rief der Kaiser, wenn ich schlafen will, so ist damit nicht gesagt, daß ich zu Bett gehen will. Die Betten sind eigentlich nur für die alten Weiber und die gichtbrüchigen Greise. Als ich noch Unterlieutenant war, habe ich einmal den Versuch gemacht, ein

*) Napoleons eigene Worte. Siehe: Mémoires du Duc de Rovigo. II. 171.

halbes Jahr lang gar nicht zu Bett zu gehen, sondern auf der Erde oder auf einem Stuhl zu schlafen, und ich befand mich ganz gut dabei. Sieb mir mein Kopftuch und meinen Rock, Constant.

Constant eilte seufzend in das Schlafzimmer, um die befohlenen Dinge zu holen, und während er dann dem Kaiser das seidene Kopftuch umlegte, und ihm behülflich war, die Uniform mit dem grauen, leicht wattirten und bequemen Tuchrock zu vertauschen, pffiff und summete der Kaiser leise ein Lied vor sich hin.

Dann streckte er sich behaglich in seinem Lehnstuhl aus, und Constant freundlich zunicke, sagte er: sobald der General Savary zurückkehrt, soll er zu mir eintreten.

Constant schlich leise auf den Behen hinaus in das Vorzimmer. Dort begegnete er einigen seiner Bekannten.

Eine Neuigkeit, meine Herren, sagte er. Wir werden in zwei bis drei Tagen eine Schlacht liefern.

Hat der Kaiser es Ihnen gesagt?

Nein, es ist nicht seine Gewohnheit, dergleichen zu sagen. Aber während der Nachttoilette hat er die Arie Marlborough's gepfiffen, und das thut er nur, wenn es zur Schlacht gehen soll.*)

II.

Vor der Schlacht.

Fünf Stunden später trat General Savary wieder in das Cabinet des Kaisers, er lag noch auf seinem Lehnstuhl und schlief, aber wie der General leise ihn anredete, schlug Napoleon die Augen auf und fragte lebhaft: Nun, haben Sie den Czar gesehen?

Ja, Sire, ich habe ihn gesehen und auch gesprochen.

*) Mémoires de Constant. IV. 109.

„Ah, rief Napoleon lebhaft, erzählen Sie recht umständlich und genau! Wie sah er aus, als er meinen Brief las?“

Sire, als ich ihm Ihren Brief gegeben, ging der Kaiser mit demselben in ein aufstößendes Zimmer, aus welchem er erst eine halbe Stunde später mit dem Antwortschreiben in der Hand zurückkehrte.

Geben Sie mir das Schreiben, Savary!

Sire, hier ist es!

Napoleon nahm es hastig; wie er aber seine Augen auf die Adresse heftete, verfinsterte sich seine Stirn.

„Ah, dieser Herr Kaiser von Gottes Gnaden glaubt, mir den Titel verlagern zu können, den mir das französische Volk verliehen hat, sagte er hastig. Er schreibt nicht an den Kaiser von Frankreich, sondern „an den Chef des französischen Gouvernements.“*) Haben Sie das gelesen, Savary?“

Der Kaiser Alexander machte mich selber darauf aufmerksam, Sire. Ich habe mir genau seine Worte gemerkt. Sie lauteten also: Die Adresse trägt nicht den Titel, welchen Ihr Chef seitdem angenommen hat. Ich lege keine Wichtigkeit auf solche Kleinigkeiten; aber es ist eine Regel der Etiquette, und ich werde sie mit vielem Vergnügen ändern, sobald er mir die Gelegenheit dazu gegeben hat.**)

Und was antworteten Sie?

Sire, ich erwiderte: Ew. Majestät hat Recht. Dies kann nur eine Regel der Etiquette sein, und der Kaiser wird es auch nicht anders beurtheilen. Als Général en chef der italienischen Armee hat er schon mehr als Einem König Befehle ertheilt und Gesetze vorgeschrieben; mit der Huldigung der Franzosen zufrieden und glücklich, findet er nur für sie eine Genugthuung darin, anerkannt zu werden.***)

Sie haben gut und zweckmäßig geantwortet, sagte Napoleon mit einem leichten Neigen des Hauptes, indem er den Brief des Kaisers öffnete und ihn rasch mit den Augen überflog. Redensarten, Phrasen,

*) Historisch. Siehe: Mémoires du Duc de Rovigo. II. 187.

**) Kaiser Alexanders eigene Worte. Siehe: Mémoires du Duc de Rovigo. II. 187.

***) Mémoires du Duc de Rovigo. II. 187.

rief er dann, den Brief verächtlich auf den Tisch schleudernd. Talleyrand hat wohl Recht, zu sagen, die Sprache sei dazu da, damit man durch sie seine Gedanken verberge. Diese Leute benutzen sie dazu.

Sire, in seinem Gespräch verbarg der Kaiser seine Gedanken gar nicht, erwiderte der General. Ich habe lange und ausführlich mit dem Kaiser gesprochen und ich darf sagen, daß er seine Gedanken sehr freimüthig ausgesprochen hat. Der Kaiser Alexander sagte: „Von einem Frieden könne nur dann die Rede sein, wenn Ew. Majestät vernünftige Bedingungen machten, die Niemand verwundeten, und die nicht darauf berechnet wären, die Macht und das Ansehen der übrigen Fürsten zu schwächen und die Frankreichs zu erhöhen. Frankreich sei an sich schon groß und stark, es bedürfe keiner Vergrößerung und die übrigen Mächte könnten eine solche nicht dulden.“

Ah, ich werde sie lehren, sie dennoch zu dulden, rief Napoleon, ich werde ihnen Allen beweisen, daß Frankreich an der Spitze aller Monarchieen steht, und ich werde sie zwingen, den Kaiser von Frankreich mit gebeugtem Haupte anzuerkennen!

Er ging hastig auf und ab, mit zornglühenden Augen, mit hochathmender Brust. Allmählig ward sein Schritt ruhiger und die Falten auf seiner Stirn glätteten sich.

Ich brauche noch zwei Tage, murmelte er leise vor sich hin, zwei Tage, und ich muß sie haben! Savary, sagte er dann laut, sich an den General wendend, haben Sie sonst kein Beobachtungen gemacht? Haben Sie nicht bemerkt, wie die Stimmung im russischen Lager war?

Sire, die ganze russische Jugend vom höchsten Adel war da in der Umgebung des Kaisers, und mit Vielen habe ich mich unterhalten, Vieles habe ich gehört und beobachtet.

Nun, und wie denkt man über uns?

Savary lächelte. Sire, sagte er, diese jungen Leute athmeten nichts als Kampf und Sieg, und sie schienen zu glauben, daß Ew. Majestät den Krieg zu vermeiden wünschten, seit die Russen sich mit den Oesterreichern vereinigt hätten.

Ah, das schienen sie zu glauben? rief Napoleon freudig. Nun, wir wollen sie in diesem Glauben bestärken. General, nehmen Sie

einen Trompeter und kehren Sie in's russische Lager zum Kaiser Alexander zurück. Sagen Sie ihm, daß ich ihm auf morgen eine Zusammenkunft vorschlagen lasse, zwischen beiden Heeren, auf offenem Felde, Zeit und Stunde nach seinem Belieben, und daß, wohlverständlich, während dieser Zeit ein Waffenstillstand von 24 Stunden eintreten müsse. Gehen Sie!

Ich glaube, sagte der Kaiser, als er wieder allein war, ich glaube, ich habe auch meinen zweiten Tag gewonnen, nun fehlt mir nur noch der dritte, um endlich alle meine Feinde besiegen zu können! Diese übermüthigen Herren Russen glauben also, daß ich eine Schlacht vermeiden und ruhig hier stehen bleiben will? Ich will sie in diesem Glauben bestärken, es sollen Schanzen angelegt und Arbeiter an den Batteriebettungen aufgestellt werden! Alles muß den Anschein der Angestlichkeit und Verzagtheit haben!

Und Napoleon berief seine Generale um sich und ertheilte ihnen laut diese neuen Befehle, leise beorderte er sie, die retrograde Bewegung beginnen zu lassen und die Truppen auf dem großen, gestern recognoscirten Terrain die Stellungen einnehmen zu lassen, welche er ihnen bestimmte.

Und die Nacht verging und die Hälfte des zweiten Tages, bevor General Savary von seiner Sendung heimkehrte. Napoleon hatte während dieser Zeit sein Quartier verändert. Er hatte sich in's Lager zu seiner Armee begeben, und ein Bund Stroh diente ihm jetzt zur Lagerstätte. — Er hatte Savary mit Ungeduld erwartet, und ging ihm hastigen Schrittes entgegen.

Weshalb so spät? fragte er.

Sire, es war fast unmöglich, zum Kaiser zu gelangen. Er hatte Dünitz verlassen und sich, gleich Ew. Majestät, in das Lager zur Armee begeben. Die ganze Nacht hindurch geleitete man mich von Vivouac zu Vivouac, um den Fürsten Bagration zu suchen, der allein mich zum Kaiser führen konnte.

Und Sie haben den Kaiser gesprochen? fragte Napoleon ungeduldig.

Ja, Sire, nach vielen Hindernissen und Schwierigkeiten ist es mir gelungen, bis zum Kaiser zu gelangen. Ich trug ihm den Vor-

schlag Ew. Majestät vor. Der Kaiser meinte, es würde ihm außerordentliche Freude gewähren, Ew. Majestät zu sehen und kennen zu lernen, aber die Zeit sei jetzt zu kurz dazu. Auch müsse er vor einer solchen Unterredung erst sich mit dem Kaiser von Oesterreich besprechen, und außerdem erst die Gesinnungen Ew. Majestät näher kennen, um danach beurtheilen zu können, ob eine Unterredung förderlich sei. Deshalb wolle er mich von einem seiner Vertrauten begleiten lassen und ihm eine Mission an Ew. Majestät geben. Die Antwort, die er von Ew. Majestät brächte, solle dann entscheiden.

Ah, und der dritte Tag wird auf diese Weise hingehen! rief Napoleon freudig. Haben Sie den Abgeordneten des Kaisers mitgebracht?

Ja, Sire! Es ist der Fürst Dolgorucki, der erste Adjutant des Kaisers.

Wo ist er?

Sire, ich ließ ihn bei der Hauptwache, dort erwartet er die Befehle Ew. Majestät.

Napoleon sprang hastig von dem Strohbündel empor, auf welchem er mit ineinander geschlagenen Armen geseffen hatte.

Mein Pferd! rief er laut, und wie Kouslan seinen Schimmel herbeiführte, schwang er sich in den Sattel und sprengte so rasch vorwärts, daß sein Gefolge ihn kaum einzuholen vermochte. Nahe bei der Hauptwache angelangt, hielt er sein Pferd an und stieg ab, und während er Savary absandte, den Fürsten Dolgorucki zu ihm zu führen, murmelte er leise: Jetzt nur noch einen Tag!

Mit der Ruhe und Gelassenheit eines stiegewohnten Feldherrn, eines stolzen Imperators, empfing er den Fürsten. Ein Wink seiner Hand hieß sein Gefolge zurücktreten, und als sie sich weit genug entfernt hatten, begann er seine Unterredung mit dem Fürsten Dolgorucki, auf der großen Landstraße mit ihm auf und ab wandelnd.

Auf einmal näherte sich der Kaiser rasch den Herren seines Gefolges, und sie hörten, wie er mit lauter, zürnender Stimme sagte:

Wenn Sie mir weiter nichts zu sagen haben, so eilen Sie, Ihrem Kaiser den Bescheid zu bringen, daß ich gar nicht an dergleichen Bedingungen gedacht hätte, als ich eine Unterredung mit ihm wünschte,

ich würde ihm nur meine Armee gezeigt, und was die Bedingungen anbetrifft, mich auf seine Redlichkeit verlassen haben. Er will es, nun wohl, so schlagen wir uns! Ich wasche meine Hände in Unschuld!*)

Er wandte dem Fürsten Dolgorucki mit einem leisen Winken seiner Hand den Rücken, und den flammenden Adlerblick auf seine Generale geheftet, sagte er achselzuckend:

Die russische Friedensbedingung ist, daß Frankreich Belgien wieder herausgebe, und vor allen Dingen die Krone von Italien an den König von Sardinien abtrete. Oh, jene Leute müssen verrückt sein! Sie wollen, daß ich Italien räume, und sie werden bald erfahren, daß sie mich nicht einmal aus Wien fortbringen können. Was für Projecte hatten sie denn, und was würden sie aus Frankreich machen, wenn sie mich geschlagen hätten? Nun, meiner Treu, es mag kommen, wie's Gott gefällt, aber noch ehe achtundvierzig Stunden vergehen, will ich sie für ihren Uebermuth gut bezahlen!**)

Und statt sein Pferd wieder zu besteigen, ging er zu Fuß weiter auf der Landstraße dahin, leise vor sich hinstammelnd und mit seiner Reitpeitsche die kleinen Grashalme abschlagend, die auf dem Wege standen. Jetzt war er bis zu dem ersten Infanterieposten seiner Armee gelangt. Ein alter Soldat stand als Schildwache da, sorglos und unbekümmert stopfte er sich seine Pfeife, während er das Gewehr zwischen seine Füße genommen hatte.

Das düstere Auge des Kaisers wandte sich zu ihm hin, und hinüber deutend nach der Gegend, wo die Feinde standen, sagte er grollend: Die übermüthigen Kerls da glauben, uns nur so ohne Weiteres verschlingen zu können!

Der alte Soldat sah den Kaiser mit seinen klugen Augen lächelnd an und stopfte mit dem kleinen Finger seiner Rechten ruhig an seiner Pfeife weiter.

Oh, oh, sagte er, das geht nicht so rasch, das Verschlingen! Wir legen uns in die Quere, Majestät! —

*) Napoleons eigene Worte. Siehe: Mémoires du Duc de Rovigo. II. 196.

**) Ebenfallselbst S. 198.

Der Kaiser lachte laut auf und sein Antlitz erheiterte sich. Ja, sagte er, Du hast Recht, wir wollen uns in die Quere legen, damit sie an uns ersticken!

Er nickte dem Soldaten zu, und sich auf sein Pferd schwingend, kehrte er in's Hauptquartier zurück. Der Abend dunkelte bereits, und zu dem mondhellen Himmel emporblickend, murmelte der Kaiser: Nun nur noch Einen Tag! Dann schlage ich sie! —

Und das Schicksal gab ihm diesen Einen Tag. Wohl näherte sich ihm die vereinte österreichisch-russische Armee, aber sie griff noch nicht an. Sie stellte sich nur wie zur Herausforderung in langer Linie gerade dem französischen Lager gegenüber auf, so nahe, daß man deutlich ihre Bewegungen sehen, ihre Regimenter unterscheiden konnte.

Napoleon war den ganzen Tag zu Pferde, er beschäftigte seine ganze Armee, Regiment nach Regiment. Sein Antlitz strahlte vor Entzücken, seine Augen blitzten vor Begeisterung, und ein wunderbares Lächeln umspielte seine Lippen.

Das erwartete Armeecorps aus Böhmen war angelangt, die drei Tage des Bögerns hatten ihre Früchte getragen, er fühlte sich jetzt stark genug, die Feinde zu bestiegen.

Mit heiterem Ton sprach er hier und dort zu den Soldaten, und sie antworteten ihm mit begeisterten Zurufen. — Mit prüfendem Auge besichtigte er die Kanonenparks und die leichten Batterien, und gab dann den Offizieren und Kanonieren ihre Instruktionen. Erst nachdem er Alles selbst in Augenschein genommen, die Ambulancen und die Transportmittel für die Verwundeten besichtigt hatte, kehrte er in sein Divouac zurück, um sein einfaches Mahl einzunehmen. Dann versammelte er alle Marschälle und Generäle um sich, und sprach mit ihnen von Allem, was sie am nächsten Tage zu thun hätten, und was möglicher Weise der Feind thun könne. Jedem ertheilte er seine Instruktionen, wies er seine Stellung an, und schon am Abend dieses Tages erließ er an sein Heer einen Aufruf zur Tapferkeit und Freudigkeit für den morgenden Tag.

„Soldaten,“ sprach er zu ihnen in diesem Aufruf, „die russische Armee steht vor Euch, um die österreichische wegen Ulm zu rächen.

Unsere Positionen sind furchtbar, und während sie marschiren werden, um meine Rechte zu umgehen, werden sie mir die Flanke bloßgeben. Soldaten! Ich werde alle Eure Bataillone selbst leiten, ich werde weit vom Feuer bleiben, wenn Ihr mit Eurer gewohnten Tapferkeit die feindlichen Glieder in Unordnung bringt. Sollte aber der Sieg nur einen Augenblick zweifelhaft sein, so würdet Ihr Euren Kaiser sich den ersten Streichen aussetzen sehen. Der Sieg kann unmöglich wanken in einem Treffen, wo es auf die Ehre der französischen Infanterie ankommt. Jeder sei durchdrungen von dem großen Gedanken, daß die Söldlinge Englands, die uns so tief hassen, überwunden werden müssen! Dieser Sieg wird unserm Feldzug ein Ende machen, wir werden in die Winterquartiere ziehen, und der Friede, den ich schließen werde, wird meines Volkes, Eurer und Meiner würdig sein."

Die Soldaten empfingen diesen Aufruf mit lautem Jubel, und als beim Einbruch der Nacht Napoleon noch einmal durch das Lager ritt, grüßten sie ihn mit begeistertem Zurufen.

Der Kaiser ist da, wir wollen den Kaiser sehen, riefen sie jauchzend, und die Strohbindel, welche ihnen zur Lagerstätte dienen sollten, als Fackel benutzend, zündeten sie dieselben an, und schwenkten sie in die Luft mit dem Ruf: Es lebe der Kaiser! Es lebe Napoleon der Große!

Mit Blitzesschnelle breitete sich der Ruf und das Feuerzeichen durch die ganze Armee aus; tausende und tausende von Strohfackeln flammten empor; wie ein großes, sprühendes Feuermeer leuchtete auf einmal das ganze Lager auf, und die Jubelrufe, von mehr als hunderttausend Kehlen ausgestoßen, tönten hinüber zu den staunenden Oesterreichern und Russen.

Der Kaiser, sein Angesicht strahlend vor Heiterkeit und Glück, kehrte zu der Baracke zurück, welche ihm die Soldaten hergerichtet, und in welcher ein Bündel Stroh ihm als Lager dienen sollte.

Mit einem Gefühl unendlichen Behagens warf er sich auf das Stroh nieder, und seine Kammerdiener Koustan und Constant, die ihn beschworen, sich von ihnen mit wärmeren Kleidern umhüllen zu lassen, lächelnd zurückweisend, sagte er: Macht mir ein gutes Feuer an, und

laßt mich schlafen, wie es einem Soldaten geziemt, der morgen einen heißen Tag vor sich hat.

Er drückte sein Haupt in das Stroh und schlief ein, und er schlief noch, als die Marschälle und Generale beim Anbruch des Tages, wie der Kaiser es befohlen, zu seiner Baracke kamen.

In ehrfurchtsvollem Schweigen umstanden sie die offene Baracke und schauten hin auf den Feldherrn, der heute eine große Schlacht liefern sollte, und der da auf dem Stroh lag mit ruhig heiterem Angesicht, mit dem sanften Schlaf eines Kindes.

Aber man durfte ihn nicht länger schlafen lassen, denn der Kaiser, welcher alle Bewegungen dieses Tages auf Stunde und Minute angeordnet hatte, würde schwer geärrt haben bei irgend einer Verzögerung.

General Savary näherte sich daher dem schlafenden Kaiser, sich dicht über ihn neigend, und dann hörte man weit durch die Morgenstille seine laute, ernste Stimme sagen: Sire, die festgesetzte Stunde ist gekommen.

Napoleon öffnete die Augen und sprang empor. Der Schlaf war schnell und auf einmal wie ein leichter Schleier von ihm abgefallen, die Augen öffnend, war er schon wieder der Kaiser und der Feldherr. Einen langen prüfenden Blick warf er zu dem grauen, feuchten und winterkalten Horizont empor, und der dicke Nebel, der alle Gegenstände auf zehn Schritte schon in dicke Schatten einhüllte, machte seine Augen höher aufblitzen vor Freude.

Dieser Nebel ist uns ein guter Bundesgenosse, denn er wird den Feinden unsere Bewegungen verhüllen, sagte er als Morgengruß zu seinen Marschällen. Ertheilen Sie Ihre Befehle, meine Herren, die ganze Armee soll in aller Stille die Waffen nehmen.

Dann bestieg der Kaiser sein Pferd und ritt durch das Lager hin, und sah zu, wie die Infanterie und Cavallerie sich in Colonnen formirte.

Es war jetzt sieben Uhr Morgens. Der Nebel begann empor zu steigen, die ersten kalben Streifen der wärmelosen Decembersonne durchleuchteten ihn und begannen allgemach die ferneren Gegenstände zu erhellen.

Der Kaiser hielt auf einer kleinen Anhöhe, von welcher er die

Gegend rings umschauen konnte; alle seine Marschälle umgaben ihn und harrten mit ungeduldiger Spannung des Befehls zum Angriff.

Noch herrschte eine tiefe Stille überall, auf einmal ward dieselbe durch fernes Kanonen- und Pelotonfeuer unterbrochen. Wie ein leuchtender Blitz fuhr es durch das Antlitz des Kaisers hin, und das Haupt stolz emporrichtend, zog er die Zügel seines Pferdes straffer an.

Auf Ihre Posten, meine Herren, sagte er mit gebieterischer Stimme, die Schlacht beginnt!*)

III.

Gott erhalte Franz den Kaiser.

Seit drei Tagen war Wien in Unruhe und Bewegung. Niemand mochte daheim bleiben, einsam in seinem Hause. Jeder eilte hinaus auf die Straße, als hoffe er von den großen Neuigkeiten, die man stündlich erwartete, früher eingeholt zu werden, als werde die frische Luft, welche vor drei Tagen den Donner der Kanonen herübergetragen, heute auch die Siegesbotschaft von den Kaisern Franz und Alexander daherwehen.

Aber diese Siegesbotschaft kam immer noch nicht, der Donner der Kanonen hatte eine raschere Zunge, als der Courier, der die Siegesnachricht bringen sollte. Er kam noch immer nicht, und doch harrten die guten Wiener auf ihn mit Ungebuld, und zugleich mit stolzer freudiger Zuversicht. Niemand freilich wußte mit Bestimmtheit zu sagen, wo die Schlacht eigentlich stattgefunden, aber man konnte doch ungefähr die Gegend berechnen, denn man wußte ja, daß die Verbündeten bei Dlmütz gestanden hätten, dann weiter vorgerückt waren nach der Gegend

*) Die Schlacht von Austerlitz, oder die Drei-Kaiserschlacht, fand am 2. December 1805 statt, und war einer der glänzendsten Siege Napoleons.

von Brunn und Austerlitz, wo das französische Heer seine Stellung genommen. Man berechnete nun, wie viel Zeit der Courier bedürfte um vom Schlachtfeld aus nach Wien zu kommen, man brachte die möglichen Hindernisse und Störungen in Anschlag, die sein rascheres Weiterkommen halten könnten. Aber Niemand fand sein langes Ausbleiben beängstigend, Niemand zweifelte an dem Siege.

Die beiden Heere der Verbündeten waren ja dem französischen Heer weit überlegen, und Napoleon hatte dies Mal selber an keinen Sieg geglaubt, er hatte sich mit seiner Armee zurückgezogen, weil er den Kampf mit der Uebermacht vermeiden wollte; er war in seiner Verzagtheit sogar soweit gegangen, an den Kaiser von Rußland zu schreiben, und ihn um Frieden zu bitten.

Wie konnte man also annehmen, daß Napoleon in dieser Schlacht, deren Donner vor drei Tagen die Wiener mit Entzücken erfüllt hatte, der Sieger gewesen!

Nein, dem Eroberer war endlich vom Schicksal ein Halt zugerufen, und auf dem österreichischen Boden sollten seine Adler zu Boden sinken, seine Vorbeern verwelken.

Niemand zweifelte daran, muthige Siegesfreudigkeit belebte alle Gemüther, strahlte von allen Gesichtern. Mit welcher Sehnsucht man der Ankunft des Couriers entgegen harrte, wie man sich freute, endlich einen Triumph feiern zu dürfen über diese hochmüthigen Franzosen, welche in letzter Zeit die armen Wiener so vielfach gedemüthigt und geärgert hatten. —

Noch freilich hatte die französische Gesandtschaft Wien nicht verlassen. Das war aber nur ein Zeichen, daß auch sie noch keinen Courier vom Schlachtfeld erhalten, denn sonst würde sie Wien in aller Eile schon geflohen haben.

Aber man wollte diese übermüthigen Herren Franzosen nicht so ruhig und still abziehen lassen, man wollte sie wenigstens begleiten mit lautem Hohngelächter, mit Spott und Verwünschungen.

Tausende umlagerten daher das Hôtel der französischen Gesandtschaft, in welchem Talleyrand, der Minister des Kaisers Napoleon, seit einigen Tagen verweilte, und nicht mehr wie sonst verschluckte man

feinen Ingrimme und seinen Haß, sondern man sprach ihn laut aus, man drohte nicht nur mit seinen Blicken, sondern auch mit seinen Fäusten zu den Fenstern des französischen Ministers hinauf.

Und während Tausende das Gesandtschaftshôtel umlagerten, zogen andere Tausende hinaus auf die Landstraße von Mähringen und starrten athemlos den Weg hinunter, hoffend auf den ersehnten Boten, der endlich ihnen den Sieg verkünden werde.

Auf einmal begann es da hinten auf der Landstraße sich zu regen, zuweilen leuchtete es auf, wie blizende Sterne, dann sah man ein buntes Gemisch von Farben, es kam näher und näher! Ja, kein Zweifel mehr, es waren Soldaten, es waren heranziehende Regimenter, vielleicht schon die heimkehrenden Helden, welche das französische Heer geschlagen hatten.

Wie das siegesstolze sanguinische Volk von Wien es jetzt in seinem Herzen beklagte, daß keine französischen Regimenter mehr in Wien lagerten, daß sie alle schon vor acht Tagen Wien verlassen hatten, und zur Armee abgegangen waren! — Jetzt hätte man eine Gelegenheit gehabt, sich zu rächen für die Gastfreundschaft, die man seit einigen Wochen den Franzosen hatte zu Theil werden lassen! Jetzt hätte man sie mit Schimpf und Schande über diese Straßen dahin jagen wollen, welche sie seit Wochen mit stolzem Siegerschritt durchmessen hatten!

Die Soldaten kamen näher und näher, das Volk wogte ihnen entgegen, wie eine einzige, ungeheure Riesenschlange, mit tausend und tausend beweglichen Gliedern, mit tausend und tausend blitzenden Augen.

Aber auf einmal wurden diese Augen starr, entsetzensvoll; auf einmal verstummte dies freudige Summen, das sonst wie ein Schwarm in der Sonne spielender Mücken die Luft erfüllt hatte.

Das waren nicht österreichische Uniformen, nicht russische! Das waren die verhassten Farben Frankreichs! Es waren französische Regimenter, welche da einher kamen.

Und jetzt auch flogen Couriere herbei, die ersehnten Couriere! Aber es waren keine österreichischen Couriere, die tricolore Schärpe flatterte um ihre Hüften, sie grüßten das Volk nicht mit deutschen Lauten

und deutschen Brudergruß! Sie sprengten vorüber und riefen laut: Victoire! Victoire! Vive l'Empereur Napoléon!

Das Volk stand schweigend, bleich vor Entsetzen; es starrte den Regimentern entgegen, welche jetzt mit klingendem Spiel einhergezogen kamen und den Wienern die Töne der Marseillaise und des Va t'en guerrier zu hören gaben; es starrte die zerlumpten, mürrischen Gestalten an, welche da in der Mitte der Soldaten gingen, wie die römischen Sklaven vor dem Wagen des Triumphators. Die armen, bleichen Jammergestalten trugen keine französische Uniform und die Tricolore-Schärpe umgab nicht ihre Taillen, sie trugen auch keine Wehr und Waffen, ihre Hände waren leer, ihre Blicke niedergeschlagen.

Das waren Gefangene, Gefangene der Franzosen, und sie trugen russische Uniformen.

Das Volk sah es mit Entsetzen, mit stummem Hinstarren. Aus ihrer stolzen Siegesüberzeugung waren die guten Wiener plötzlich in einen Abgrund des Unglücks hinuntergestürzt und sie fühlten sich davon betäubt, der Sprache, der Gedanken beraubt. Sie standen da, bleich, athemlos und ließen das Schauspiel des heimtührenden Siegers mit trostloser Niedergeschlagenheit an sich vorüberziehen.

Auf einmal machte die blitzende Colonne, die in der Mitte des schweigenden Volkes die Straße hinaufzog, Halt und die Musik verstummte. Ein Officier sprengte herbei und sprach einige Worte mit dem commandirenden Obristen. Dann traten auf einen Wink und einen rasch gesprochenen Befehl des Obristen vier Soldaten aus der Reihe, und sich Bahn machend durch die gaffende Menge, schritten sie gerade auf das kleine Haus zu, das einsam und still inmitten seines Gärtchens an der Straße lag.

Jeder Wiener kannte dieses Häuschen und den Mann, der darin wohnte, denn es war das Haus Joseph Haydn's.

Wie jetzt die vier Soldaten zu der Thür des allbeliebten, allbekannten Meisters hinschritten, schien das Volk zu erwachen aus seiner Betäubung, ein einziger Schrei der Wuth und des Entsetzens ertönte und tausend und tausend Stimmen riefen und kreischten: Vater Haydn! Sie wollen uns Vater Haydn gefangen nehmen!

Aber nein! Die vier Soldaten blieben vor der Thür stehen, sie schulterten das Gewehr und stellten sich als Ehrenschildwachen vor dem Hause auf. *)

Und die Musik des eben neu anmarschirenden Regiments machte auch Halt auf der Straße und mit schmetternden Trompetentönen, mit Posaunen und Fanfaren begannen die französischen Musiker eine Melodie zu spielen, die Jedermann kannte, die Melodie der großen Arie aus der Schöpfung: „Nun beut die Flur das frische Grün.“ **)

Wie triumphirender Hohn des Siegers klang es den armen Wienern, diese Melodie des deutschen Meisters von den französischen Siegestrompeten blasen zu hören, und Thränen der schmerzlichen Schaam, der heimlichen Wuth füllten manches Auge, das niemals geweint, und ein Gefühl bittern Schmerzes durchdrang jede Brust.

Die französischen Musiker hatten noch nicht zu Ende gespielt, da flog in dem obern Stockwerk des Hauses das Fenster auf und in demselben erschien das ehrwürdige, von weißen Locken umwallte Haupt Joseph Haydn's. Seine Wangen waren bleich, seine Lippen zitterten, denn sein heimkehrender Bedienter hatte ihm soeben die Nachricht gebracht, daß die Franzosen abermals gefestigt, daß Napoleon die beiden Kaiser bei Austerlitz geschlagen hätte.

Der Greis Joseph Haydn zitterte deshalb und war bleich, aber der Genius Joseph Haydn war muthvoll, freudig und trotzig und er erglühete in edlem Zorn darüber, daß die Trompeter des französischen Siegers seine deutsche Musik zu spielen wagten.

Dieser Zorn des ewig jungen, ewig kühnen Genius flammte aus Haydn's Augen und gab jetzt seinem ganzen Wesen die Kraft und Elasticität der Jugend wieder.

Sich weit herauslehrend aus den Fenster winkte er mit beiden Armen dem Volk zu, daß es zu ihm empor blicke und die Hüte schwenkte, ihn zu begrüßen.

Singt doch, Ihr Wiener! schrie er hinunter, singt doch unser Lieblingslied!

*) Historisch. Siehe: Geschichte Napoleons von . . . r. II. 84. und „Zeitgenossen.“

**) Historisch.

Eben war die Musik verstummt und jetzt mit lauter weitschallender Stimme begann Joseph Haydn zu singen: Gott erhalte Franz den Kaiser, unsern guten Kaiser Franz!

Und auf einmal schmetterte und brüllte es aus tausend und tausend Kehlen: Gott erhalte Franz den Kaiser, unsern guten Kaiser Franz!

Oben am Fenster stand Joseph Haydn und hob den Arm links und rechts, als stehe er da vor seinem Orchester und dirigire seinen Chor.

Immer lauter, immer jubelnder sang das Volk sein Lieblingslied, und unter diesem Gebet eines ganzen Volkes, unter dieser Jubelhymne, mit welcher die Wiener ihren unglücklichen, besiegten Kaiser im Angesicht des Siegers feierten, zogen die Franzosen die Straße hinauf, dem Innern der Stadt Wien zu.

Joseph Haydn stand noch immer am Fenster, er taktirte nicht mehr, er sang nicht mehr. Er hatte die Hände gefaltet und lauschte den heiligen Orgeltönen des Volksgefanges, er hatte die Hände gefaltet und schaute zum Himmel empor, und wie Diamanten blinkten die Thränen, die in seinen Augen standen.

Das Volk aber sang und jubelte immer noch, den Franzosen zum Troz: Gott erhalte Franz den Kaiser, unsern guten Kaiser Franz!

Und die siegreichen Franzosen zogen still durch die geöffnete Reihe des Volks dahin.

IV.

Der Patriotismus.

Die Prinzessin Mariane Eybenberg kehrte so eben von einem Feste zurück, das der englische Gesandte Lord Paget ihr zu Ehren gegeben hatte, und das zugleich eine Vorfeier des Sieges sein sollte, den die beiden Kaiser, die Verbündeten Englands, vorgestern ohne Zweifel über den Urfurpator errungen hatten.

Mariane Eybenburg war daher in strahlender Toilette, geschmückt mit Brillanten und Goldgeschmeide, schön und stolz wie eine Königin anzuschauen. Sie stand jetzt auf der Höhe ihres Glückes, sie war noch immer schön, und sie war außerdem gewissermaßen die Patroneß der auserlesensten Gesellschaft Wiens, der Mittelpunkt der geistigen sowohl, wie der aristocratischen Kreise geworden. Sie hatte ihr Ziel erreicht. Die Jüdin Mariane Meier war jetzt eine von der ganzen Welt anerkannte Standesperson, und die Prinzessin Mariane Eybenburg fühlte sich so ganz sicher und heimisch in ihrer Stellung, daß sie selber fast vergessen hatte, wer und was sie früher gewesen. Nur zuweilen erinnerte sie sich dessen, nur dann, wenn dies Erinnern ihr zuweilen einen Triumph bereitete, und wenn sie solchen Personen begegnete, welche sie vor Zeiten mit stolzer Geringschätzung in der guten Gesellschaft höchstens geduldet hatten, und welche es jetzt nicht verschmäheten, um die Einführung in ihren Salon als um eine Gunst sich zu bewerben.

Dieser Salon war jetzt in Wien die einzige Zuflucht der guten Gesellschaft, der einzige Ort, wo man sicher war, inmitten dieser Wirren und dieser Zerrissenheit immer den Geistreichsten und Bestgefinnten zu begegnen, wo man niemals zu fürchten hatte, Leute von zweifelhafter Gesinnung oder gar Franzosen zu treffen.

Aber freilich, seit die kaiserliche Familie aus Wien entflohen war, hatte der Salon der Prinzessin Eybenburg sich nach und nach verödet, denn der hohe Adel hatte sich zurückgezogen auf seine Güter und Schlösser und die Minister und höheren Beamten waren dem Kaiser und dem Hof nach Olmütz gefolgt. Auch die Gesandten wollten sich jetzt dorthin begeben, und deshalb war das Fest, welches der englische Gesandte, Lord Paget, heute der von ihm angebeteten Freundin Prinzessin Eybenburg gegeben, nicht bloß ein Freuden- sondern auch ein Abschiedsfest.

Von diesem Fest, wie gesagt, war Mariane eben heimgekehrt. Mit lebhaften Schritten, verloren in tiefe Gedanken, ging sie in ihrem Salon auf und ab, zuweilen leise Worte vor sich hinhurmelnnd, zuweilen tief aufseufzend, wie in unendlicher Pein. Wie sie eben wieder an dem großen venetianischen Spiegel vorüberkam, blieb sie stehen und

betrachtete in demselben die glänzende und hoheitsvolle Erscheinung, welche er ihr widerstrahlte.

Es ist wahr, sagte sie traurig, die Prinzessin Eybenberg ist eine schöne und stattliche Person, sie hat sehr schöne Brillanten, einen sehr schönen Titel, sie macht ein glänzendes Haus, sie hat sehr viele Anbeter, sie wird verehrt und geliebt als eine begeisterte Patriotin, sie hat Alles was das Leben schmücken und verschönen kann, und doch sehe ich da eine Wolke auf dieser Stirn, von welcher die Künstler sagen, daß sie eine Wiederholung der Ludovisschen Juno sei, die Diplomaten, daß sie der Pallas Athene angehöre. Was bedeutet diese Wolke? Gib eine Antwort Du da drin in dem Spiegel, Antwort, Du stolzes Weib mit dem Brillantdiadem, wie kommt es, daß Du ein trauriges Gesicht machst, obwohl die Welt sagt, daß Du glücklich und hochgeehrt seiest?

Sie schwieg und blickte fast erwartungsvoll in den Spiegel zu ihrem eigenen Bilde hin. Auf einmal begann die Pendule mit lautem, schnurrendem Schlag die Stunde anzugeben.

Mitternacht, flüsterte Mariane leise vor sich hin, Mitternacht, die Stunde der Geister. Ich will auch einen Geist citiren, fuhr sie nach kurzem Schweigen fort, ich will ihn anrufen und ihn zwingen, mir Antwort zu geben!

Und den Arm gegen das funkelnde, glänzende Spiegelbild erhebend, sagte sie mit lauter, feierlicher Stimme: Mariane Meier, stehe auf aus Deinem Grabe, und komm hierher, mir Antwort zu geben auf meine Fragen! Mariane Meier, stehe auf und wandle, die Prinzessin Eybenberg ist es, die Dich ruft! Ach, ich sehe Dich, Du bist es, Mariane, Du schaust mich an mit den traurigen Augen jener Tage, als Du viel Schmach und Demüthigung zu ertragen hattest, und als Du sahest traurig an den Wasserflüssen Babels und weintest. Ja, ich erkenne Dich, Du trägst noch immer die Füße Deiner Urväter Levy; die Menschen wollen sie nicht mehr bemerken, ich aber sehe sie. Mariane Meier, nun höre mich, und sprich zu mir: Sag mir, was fehlt der Prinzessin Eybenberg, daß sie nicht glücklich ist? Schau Dich um in Ihrem Hause, Mariane Meier, Du

wirst da Ueberfluß und Pracht sehen, wie Du es nimmer gekannt hast in den Tagen Deiner Kindheit. Sieh ihre vergoldeten Meubles, ihre Teppiche und Lustres, sieh die schönen Gemälde an den Wänden, und in den Schränken das reiche massive Silbergeschirr. Sieh ihre Kleider von Sammet und Seide, geschmückt mit Gold- und Silberstickerei, sieh ihre Brillanten und Juwelen und ihr Goldgeschmeide. Weißt Du noch, Mariane Meier, wie oft Du in den Tagen Deiner kindischen Jugend Dich mit heißen Thränen nach allen diesen Dingen gesehnt hast? Weißt Du noch, wie oft Du mit gerungenen Händen gejammert hast: oh wär ich doch reich! Denn wer reich ist, der ist glücklich! — Die Prinzessin Eybenberg ist reich, Mariane Meier, warum ist sie denn also nicht glücklich? — Wenn man Dir damals, als Du nur weintest nach Reichthum, Mariane Meier, wenn man Dir damals prophezeit hätte, Du würdest dereinst einen Fürstentitel tragen, und Dein geschmähtes Judenhaupt stolz erheben in der höchsten Gesellschaft, würdest Du nicht gedacht haben, dies sei der Gipfel des Glücks und nichts bliebe dann mehr zu wünschen? Ach, Mariane Meier, ich stehe auf diesem Gipfel, und doch scheint es mir, daß ich viel weiter entfernt bin vom Glück, wie Du es damals warst! Du hattest damals etwas, wonach Du ringen und streben konntest, Du hattest ein großes Ziel! Was aber habe ich? Ich stehe bei meinem Ziel, und es giebt nichts mehr für mich zu erlangen und zu erkämpfen! Das ist das Geheimniß meines Trübseins: es bleibt für mich nichts mehr zu erkämpfen! Ich stehe auf meiner Höhe, und jeder Schritt, den ich thue, ist ein Schritt bergab, dem Grabe zu, und wenn das Grab sich über mir schließt, wird nichts mehr von mir zurückbleiben, und mein Name wird ruhmlos verhallen, während der Name des verhassten Usurpators wie eine goldene Harfe durch alle Welt klingen wird! Oh, ein wenig Ruhm, ein wenig irdische Unsterblichkeit, das ist es, Mariane Meier, was das ehrgeizige Herz der Prinzessin Eybenberg sich ersehnt, das ist es, wofür sie Jahre ihres Lebens mit Freunden hingeben würde. Das Leben ist so grenzenlos langweilig und inhaltslos, es ist nichts als eine glänzende Phrase, nichts als ein lächelndes, aufgepußtes Einerlei mehr! — Aber horch, was ist das?

unterbrach sie sich auf einmal selber. War's mir nicht, als hört' ich Schritte im kleinen Corridor? Ja, ich täusche mich nicht! Jetzt kommt's an die Thür. Oh er ist es also, es ist Genz.

Sie slog nach der Thür hin, und sie hastig öffnend, rief sie: Bist Du es, mein geliebter Freund?

Wenn Du mit diesem Epitheton mich meinst, Mariane, ja ich bin es, sagte Genz, in das Cabinet eintretend.

Und wen anders sollte ich meinen, Friedrich? fragte sie vorwurfsvoll. Wer anders als Du besitzt einen Schlüssel zu meinem Hôtel und zu dieser Thür? Wer anders als Du kann zu jeder Zeit des Tages und der Nacht in mein Haus und meine Zimmer eintreten?

Vielleicht Lord Paget, mein mächtiger, schöner Rival, sagte Genz nachlässig und ganz ohne Vorwurf, indem er sich müde und erschöpft in den Divan niederlegen ließ.

Bist Du eifersüchtig auf Lord Paget? fragte sie, sich zu ihm setzend, und ihre von Brillantringen funkelnde Hand auf seine Schulter legend. Bedenke, mein Freund, daß ich auf Deinen Wunsch allein die Huldigungen des guten Lords angenommen und diese politische Liaison entritt habe.

Ich weiß, ich weiß, sagte Genz abwehrend, auch bin ich nicht gekommen über solche Kleinigkeiten mit Dir zu hadern und zu rechten. Ich bin nicht gekommen als ein eifersüchtiger Liebhaber, der mit seiner Geliebten schmollen will, sondern als ein armer, trostloser Mann, der sich zu seiner Freundin flüchtet, um in ihren Busen seine Klagen und seine Verzweiflung auszuströmen, um von ihr ein wenig Sympathie für seine Wuth und seine Trostlosigkeit zu fordern.

Mein Freund, was ist geschehen? fragte Mariane entsetzt. Wo bist Du gewesen seit diesen acht Tagen, daß ich Dich nicht gesehen? Du nahmst in einem flüchtigen Billet Abschied zu einer wichtigen Reise, ohne mir zu sagen, wohin Du gingst. Wo warst Du denn, Friedrich?

Ich war in Osmütz beim Kaiser und den Ministern, seufzte Genz. Ich hoffte, den Triumph der guten Sache und Deutschlands dort zu fördern, ich hoffte, einen strahlenden Sieg mit zu erleben, und jetzt —

Und jetzt? fragte Mariane athemlos, als Genz stockte.

Jetzt war ich Zeuge einer schmachvollen Niederlage, seufzte Geng. Mariane stieß einen Schrei aus, und ihre Augen flammten auf in Born. Er hat abermals gestegt? fragte sie tonlos.

Er hat gestegt, und wir sind abermals geschlagen, rief Geng laut und schmerzvoll. Die letzte Hoffnung Deutschlands, ja Europas ist gesunken, die Russen sind mit uns in einer schrecklichen Schlacht geschlagen. Das Unglück ist ohne Grenzen, und alle preussischen Armeen sind nun zu schwach, um es zu heben.*) Schon haben sich die Russen zurückgezogen, und in dieser Nacht ist der Kaiser Alexander abgereist, um in seine Staaten zurückzukehren.

Und Er, murmelte Mariane leise vor sich hin, Er feiert abermals einen Triumph über uns! Er zieht strahlend weiter auf seiner stolzen Sonnenbahn, während wir zerschmettert und gedemüthigt uns krümmen im Staub der Erniedrigung. Ist es Dein Wille, daß es so sei, Du Gott da droben? fragte sie, ihre Augen mit einem Bornesblick gen Himmel richtend. Hast Du keinen Blickstrahl für diesen Titanen, der sich gegen die Weltordnung auflehnt? läßt Du es ruhig geschehen, daß dieser Emporkömmling alle Völker unglücklich und alle Nationen zu Sklaven macht?

Ja, Gott läßt es geschehen, rief Geng mit einem bitteren Lachen. Gott hat ihn zur Zuchttruthe erwählt, um uns zu strafen für unsere eigene Zümmlichkeit. Wir unterliegen ja nicht durch seine Größe, sondern durch unsere Schwäche. Das österreichische Cabinet, das trägt die Schuld an unserm Unglück! Ich habe die Unfähigkeit, die Nullität, ja, die Infamie dieses Cabinets lange erkannt, ich habe in früheren Zeiten unser österreichisches Cabinet den andern Cabinetten Europas als die eigentliche Quelle des Verderbens bezeichnet und ihnen die ganze schreckensvolle Wahrheit gezeigt. Oh, hätte man mir geglaubt, als ich mit wahrer Verzweiflung noch im Juni, noch im Anfang August dahin und dorthin schrieb: „Seht Euch vor, mit wem Ihr Euch einlasset! Trauet nicht einem trügerischen Schein von Bese-

*) Friedrich Geng's eigene Worte. Siehe: Geng's Briefwechsel mit Johannes von Müller. S. 150.

rung. Sie sind die Alten! Mit diesen kann und wird kein großes Geschäft im Cabinet oder im Felde gedeihen; ihre Zurückweisung ist die *conditio sine qua non* der Rettung Europas.“ Alles war umsonst! Ich blieb zuletzt allein mit meinen Cassandra'schen Wehklagen, Alle verließen mich!*)

Ich verließ Dich nicht, Friedrich, sagte Mariane vorwurfsvoll, und ich zwang auch Lord Paget, sich zu Deiner Ansicht zu bekennen. Dank unsern vereinigten Bemühungen ist wenigstens doch der unfähige Graf Colloredo aus dem Cabinet verdrängt.

Das ist ein Trost, aber keine Hoffnung, sagte Genz. So lange die andern Minister bleiben, ist Alles vergeblich. Es ist Alles so faul und verwest, daß, wenn nicht das Ganze weggeworfen wird, keine vernünftige Hoffnung mehr bleibt! Ich hoffte, der Kaiser von Rußland würde mit einem gesegneten Donnerwetter in diesen Sumpf und Abgrund der verächtlichsten Untauglichkeit schlagen, aber Er ist dazu zu milde, und er hat keinen Mann von niedererschmetternder Seelenkraft bei sich. Er hat unser Elend gesehen, besenft und bejammert, aber er wollte sich in die Personalverhältnisse nicht mischen, und darüber ging Alles verloren, und Er selber erlitt eine schmachvolle Niederlage.

Und wir haben uns jetzt also vollständig unterworfen? fragte Mariane. Wir haben Frieden gemacht mit dem Usurpator?

Wir haben ihn um Frieden gebeten, willst Du sagen, und Er wird den Frieden machen, wie es ihm beliebt. Oh, Mariane, wenn ich die Ereignisse dieser letzten Tage bedenke, so übermannt mich Wuth und Schmerz, und ich weiß kaum, wie ich nach diesem noch weiter leben soll. Höre nur, wie wir um Frieden gebeten haben! Gestern, zwei Tage nach der Schlacht, sandte der Kaiser Franz den Fürsten Johann Liechtenstein zu Napoleon, der im Schlosse Austerlitz sein Quartier genommen, und ließ ihn um eine Zusammenkunft bitten. Napoleon bewilligte sie ihm, und der Kaiser von Deutschland ging also zu seinem Besieger, um den Frieden zu erbitten. Er ging von keinem andern als Lamberti begleitet, in seiner gewöhnlichen, mitleidswürdigen

*) Genz's eigene Worte. Siehe Briefwechsel zc. 144.

jetzt mehr als je verfallenen Gestalt, zu dem Rendezvous, das auf offenem Felde stattfinden sollte. Bonaparte empfing ihn, von allen seinen Generälen und Kammerherren und Ceremonienmeistern und dem ganzen Pomp der Majestät umgeben.*)

Oh, welche furchtbare Schmach und Demüthigung, rief Mariane mit hervorstürzenden Thränen, und mit einer wilden Bewegung riß sie das Brillantdiadem aus ihrem Haar und schleuderte es zur Erde nieder. Wer darf sich schmücken, wenn solche Schmach geschehen, rief sie, wer darf sein Haupt noch aufrecht tragen, wenn Deutschland so in den Staub getreten ist! Der Kaiser von Deutschland hat den Eroberer um Frieden gebeten, er hat demüthig darum gefleht, wie der Bettler um ein Almosen fleht! Und ist ihm dieser Frieden in Gnaden bewilligt worden? Oh, erzähle mir Alles, Friedrich! Was geschah bei jener Zusammenkunft? Was sprachen sie zu einander?

Es läßt sich wenig davon erzählen, sagte Genz achselzuckend, die beiden Kaiser unterhielten sich mit einander ohne Zeugen. Bonaparte ließ sein Gefolge bei einem Wachtfeuer zurückbleiben, und dahin ging auch Lamberti. Dann näherten sich die beiden Kaiser einander mit offenen Armen und fielen einander um den Hals, wie zwei zärtliche Freunde, die sich lange nicht gesehen.**)

Und Kaiser Franz hatte nicht die Kraft, den Feind mit seinen Armen zu erwürgen? rief Mariane bebend vor schmerzlichem Zorn.

Er hatte nicht die Kraft und auch nicht den Willen, glaube ich, sagte Genz achselzuckend. Als Napoleon den unglücklichen Kaiser Franz aus seinen Armen entließ, deutete er mit einem stolzen Blick gen Himmel und sagte: Sire, ich muß Sie unter dem einzigen Baldachin empfangen, der mich seit zwei Monaten bedeckt. Kaiser Franz erwiderte lächelnd: „Sie haben sich aber unter demselben so gut eingerichtet, daß Ihnen nichts zu wünschen übrig bleibt! — „Nur Eins bleibt mir zu wünschen, rief Napoleon hastig, nur dies: daß Ew. Majestät mich nicht

*) Diese ganze Schilderung ist genau und Wort für Wort einem Brief Friedrich Genz's an Johannes von Müller entnommen. Siehe: Briefwechsel zc. 154.

**) Historisch.

fernerhin bekriegen möge.“ — „Das verspreche ich von ganzem Herzen!“ sagte Franz laut und ohne zu zögern. Dann ward ihre Unterhaltung leiser, und weder Lamberti noch die französischen Marschälle konnten ein Wort weiter verstehen.*) Erst nach zwei Stunden trennten sie sich und nahmen wieder mit einer zärtlichen Umarmung von einander Abschied. Kaiser Franz kehrte schweigend und in sich gekehrt nach Olmütz zurück. Er hatte bis dahin kein Wort gesprochen, aber als er den Fürsten Liechtenstein sah, winkte er ihn zu sich und sagte mit verbissenem Grimm leise zu ihm: „Jetzt, seit ich ihn gesehen, kann ich ihn erst gar nicht mehr leiden.“**) Das war der einzige Ausdruck seines Zorns, übrigens schien er recht zufrieden mit den Bedingungen, die er erlangt hatte.

Und waren die Bedingungen ehrenvoll? fragte Mariane.

Ehrenvoll! sagte Geng achselzuckend. Napoleon verlangte vor allen Dingen schleunige Entfernung der Russen, und der Kaiser versprach sie ihm. Deshalb ist Kaiser Alexander abgereist, deshalb zieht sich die russische Armee zurück und ein Theil derselben geht nach Preußen, der andere kehrt nach Polen zurück. Das Wiener Cabinet ist also frei, das heißt, es ist seiner eigenthümlichen Infamie ohne Schranken überlassen, und so wird der Friede bald genug zu Stande kommen. Den Rothseelen ist Alles gleich, wenn er nur Wien herausgiebt. In Olmütz sagte gestern der Finanzminister Zichy zu mir: „Mit Tyrol, Venedig und einem Stück von Ober-Oesterreich ist der Friede wohlfeil erkaufte, und wir können zufrieden sein.“ Ach, wenn diese nur untergingen, welche Wollust wäre dann der Sturz der Monarchie! Aber die Provinzen, die Ehre, Deutschland, Europa verlieren, und die Zichy, die Ungarte, die Cobenzl, die Collobach, die Lamberti, die Dichttrichstein behalten zu müssen, keine Genugthuung, keine Rache, nicht Einer der Hunde gehängt oder geviertheilt, — das ist unmöglich zu verdauen!***)

*) Mémoires du Duc de Rovigo. II. 215.

**) Historisch. Siehe: Häuffer deutsche Geschichte II. S. 690.

***) Diese ganze Rede enthält nur Geng's eigene Worte. Siehe: Briefwechsel 155.

Es ist wahr, sagte Mariane gedankenvoll und leise vor sich hin, diese Schmach ist ohne Grenzen, und wenn die Männer sie ertragen und ihr Haupt beugen wollen, so ist es Zeit, daß die Weiber das ihre erheben, und sich in Wönnen verwandeln, die den Feind zerreißen, der sich ihnen entgegenstellt! — Und was gedenkst Du jetzt zu thun, mein Freund? fragte sie dann laut, sich aus ihren Sinnen gewaltsam emporraffend. Welche Ausichten hast Du? Welchen Schlachtplan wirst Du uns entwerfen?

Ich habe gar keine Ausichten, und ich gebe es auf, Schlachtpläne zu entwerfen, sagte Genz seufzend. Nachdem ich fünf Tage lang in Olmütz meine letzten Kräfte aufgeboden habe, bin ich am Ende und habe mich erschöpft und, bis zum Ekel gesättigt, von dort zurückgezogen. Unsere Minister sind nach Preßburg gegangen, um dort mit den Commissariaten Bonaparte's um den Frieden zu handeln.

Und wo ist Er selber während der Zeit, Er, der stolze Trümphator? fragte Mariane hastig.

Er hat diese Nacht Austerlitz verlassen, und wird wieder in Schönbrunn residiren, bis der Friede geschlossen ist.

Ah, in Schönbrunn, sagte Mariane, das heißt, hier in Wien. Und Du, Friedrich, wirst Du auch hier bleiben?

Wenn der Friede geschlossen ist, werden sie mich natürlich aus Wien exiliren, denn Bonaparte kennt meinen Haß gegen ihn, und er weiß, daß derselbe unveröhnlich ist. Ich gehe also lieber freiwillig in's Exil, und reise nach Breslau, wo ich Freunde und Bekannte genug finde. Da will ich leben, mich zerstreuen, ein Mensch sein, wie sie Alle, das heißt, meinem Egoismus leben, und mich nach so vielen Aergernissen und Kämpfen ausruhen.

Das ist nicht wahr, das ist nicht möglich! rief Mariane glühend. Ein Patriot und ein Mann wie Du ruht nicht, und genießt nicht, wenn das Vaterland im Unglück und in der Schmach ist. Ich rufe Dir zu, was Arnauld zu seinem Freunde Nicole sagte, als dieser, des Kampfes um den Jansenismus müde, ihm erklärte, daß er sich zurückziehen und ausruhen wolle. Vous reposer! Eh! n'avez vous pas pour vous reposer. l'éternité toute entière? — Wenn jene Männer so für

einen abgeschmackten Formularstreit entbrennen konnten, wie solltest Du wohl ruhen, da die Ewigkeit selbst, sie sei nun Ruhe oder Bewegung, nichts Größeres aufzuweisen hat, als einen Kampf um die Freiheit und Würde der Welt!

Gott segne Dich für dieses Wort, Mariane, rief Geng begeistert, indem er die Freundin fest umschlang und einen glühenden Kuß auf ihre Stirn preßte. Oh, Mariane, ich wollte Dich nur prüfen, ich wollte sehen, ob mit der Begeisterung Deiner Liebe zu mir, auch die Begeisterung der heiligen Sache, welche ich verrete, von Dir gewichen sei, ich wollte nur wissen, ob jetzt, da Du mich nicht mehr liebst —

Und wie kannst Du sagen, daß ich Dich nicht mehr liebe? unterbrach sie ihn. Wodurch habe ich diesen Vorwurf verdient?

Es ist kein Vorwurf, Mariane, sagte Geng trübe, Du hast dem wankenden, schwankenden und wechselnden Organismus, aus welchem Alles Geschaffene besteht, Deinen Tribut dargebracht, vielleicht ich ebenso. Vergänglich sind wir Alle geschaffen, und so müssen auch unsere Gefühle vergänglich sein. Die Liebe zumal ist eine gar köstliche, duftende und bezaubernde Purpurrose; aber ihr Leben dauert nur Einen Tag, dann verwelkt sie. Wohl also Denen, welche diesen Einen Tag benutzt und an ihrer Gluth sich erfreut, ihren Duft mit begeisterten Sinnen einathmet haben. Wir Beide thaten es, Mariane, und wenn wir jetzt zurückblicken auf unsern Tag des Liebesglückes, so können wir Beide sagen: „er war köstlich und berauschend, und er wird mit seiner Erinnerung einen goldenen Sonnenglanz über unser ganzes Leben ausstrahlen.“ Schmähen wir ihn also nicht, daß er vergangen ist, und zürnen wir uns selber nicht, daß wir ihn nicht verlängern konnten. Die Rose ist verblüht, aber der Stamm, aus dem sie entsprossen, der muß uns bleiben, das ist unser unvergänglich Theil. Dieser Stamm, das ist die Eintracht der Gesinnung, das ist die Uebereinstimmung unserer Gedanken, das ist, um es kurz zu sagen, der in der verwelkten Liebesblume gereifte Saamen der Freundschaft. Ich bin also nicht zu Dir gekommen, Mariane, um die Geliebte zu suchen, sondern um die Freundin zu finden, die Freundin, welche mich versteht, welche meine Ansichten, meine Verzweiflung, meine Schmerzen und meine Wuth theilt und welche

bereit ist, mit mir nach Einem Ziele zu streben und es mit mir zu suchen auf Einem Wege! Dieses Ziel ist: die Befreiung Deutschlands von den Ketten der Sklaverei.

Die Vernichtung des Tyrannen vor allen Dingen, der uns zu Sklaven erniedrigen will! rief Mariane mit flammenden Augen. Sage mir den Weg, der zu diesem Ziele führt und ich will ihn wandeln und führte er auch über Dornen und zuckende Schwerter dahin!

Das Ziel liegt klar und hell vor uns, sagte Genz traurig, aber der Weg zu ihm hin ist noch verschüttet und so schmal und niedrig, daß wir jetzt noch auf unsern Knien und gar langsam vorwärts rutschen müssen! Aber jeder von uns muß den Spaten nehmen und arbeiten, auf daß der Weg breiter werde und höher und auf daß wir eines Tages vorwärts schreiten können, nicht gebeugten, sondern erhobenen Hauptes, den Feuerblick in den Augen, das Schwert in der Hand. — Laß uns diesen Tag vorbereiten, laß uns arbeiten in dem dunklen Schacht und andere Arbeiter werden sich zu uns gesellen und gleich uns den Spaten nehmen und graben, und in der Stille der Nacht, mit Bervünschungen auf den Lippen und Gebeten im Herzen, wollen wir graben an diesem dunklen Weg, graben wie die Maulwürfe, bis wir uns endlich hingraben zu unserm Ziel und heraustraten an das Licht des Tages, welcher Deutschland die Freiheit wieder giebt! Jetzt befinden wir uns in einer Zeit, wo die geheimen Gesellschaften von der größten Nützlichkeit sein können. Ich haßte und verachtete von jeher Alles, was diesen Namen führt, aber die Noth lehrt beten, jetzt muß ich sie als eine selige Zukunft begrüßen.*) Innig und fest, wie die erste Kirche, mußte die geheime Gesellschaft zu einander halten und ihr Zweck wäre: Zerstörung der bonapartistischen Tyrannei, Herstellung der Staaten und Regenten, Gründung eines bessern Systems und endlich ewiger Kampf gegen die Grundsätze, welche unsere Gleichgültigkeit, Erschlaffung und Nichtswürdigkeit hervorgebracht haben. Mariane, und jetzt komme ich und frage Dich als die Würdigste, als

*) Genz's eigene Worte. Siehe: Briefwechsel zc. 163.

den tapfersten und edelsten Mann, den ich kenne und verehere, Mariane, willst Du Mitglied dieser geheimen Gesellschaft sein?

Er reichte ihr mit einem vollen Seelenblick die Hand dar und sie schaute ihn an mit offenen großen Augen und legte langsam ihre beiden Hände in die seine.

Ich will es, so wahr mir Gott helfe, sagte sie feierlich, ich will Mitglied Deiner geheimen Gesellschaft sein, und ich will ausziehen in alle Welt und Propaganda machen für unsern Bund und ich will Catacomben suchen, wo wir beten und uns ermahnen und ermuntern können zu rastlosem Weiterstreben, ich will uns Brüder und Anhänger werben für unsern Bund in allen Kreisen, in den höchsten sowohl als in den niedrigsten, und der Bauer, wie der Fürst, die Gräfin, wie die Bürgerin sollen Brüder und Schwestern werden, unsers heiligen Bundes, dessen Ziel die Befreiung Deutschlands von dem Joch des Tyrannen ist. Meine Thätigkeit und mein Eifer, das Werk zu fördern, das Du begonnen, dies möge Dir alsdann beweisen, Freund, ob ich Dich noch liebe und ob mein Geist Dich verstanden hat!

Ich rechnete auf Deinen Geist, Mariane, als ich aufgehört hatte auf Dein Herz zu hoffen, rief Genz, und ich habe mich nicht verrechnet. Dein Geist hat mich verstanden und er ist eins mit dem meinen. So laß uns denn mutzig an's Werk gehen und unsere ersten Schritte vorwärts thun! Die Zeit, wo man noch hoffen konnte, dies Werk mit dem Schwert zu fördern, ist jetzt vorüber und das Schwert liegt zerbrochen zu unsern Füßen. Jetzt haben wir noch zwei andere Waffen, aber sie sind eben so scharf, eben so schneidend und tödtlich wie das Schwert.

Diese Waffen sind die Zunge und die Feder? rief Mariane lächelnd.

Ja, Du hast mich verstanden, sagte Genz freudestrahlend, dies sind unsere Waffen. Du, meine schöne Kampfgenossin, gebrauchst die erste dieser Waffen, Deine Zunge, ich die zweite, meine Feder! Und schon habe ich diese in Bewegung gesetzt und in den schlaflosen Nächten dieser letzten Tage eine Schrift verfaßt, von der ich wünschte, daß sie wie eine flatternde Taube über ganz Deutschland hineilte und überall gesehen, erkannt und verstanden werde. Diese Schrift heißt: „Deutschland in seiner tiefen Erniedrigung“; es ist ein Schrei meines Schmerzes,

mit dem ich das deutsche Volk wecken will, daß es endlich aufwache aus seiner dumpfen Erstarrung, daß es das Schwert nehme und aufstehe in der Urfülle seiner Kraft, um den Tyrannen zu verjagen. Ach, aber wo werde ich einen Drucker finden, der den Muth hat, dies zu drucken, einen Censor, der es mir unbeschnitten durchläßt und endlich Buchhändler, die es wagen, ihrem Publikum eine solche Schrift anzubieten!

Gieb mir Deine Schrift, rief Mariane freudig, ich werde sorgen, daß sie gedruckt werde, und wenn es keine Buchhändler geben sollte, welche sie vertreiben, so werde ich als Dein Commissionair durch ganz Deutschland reisen und werde Deine Schrift Nachts heimlich ausstreuen auf den Gassen aller deutschen Städte, damit ihre Einwohner sie am Morgen finden als das vom Himmel niedergewehete Manna, das sie stärken und ernähren soll. Gieb mir Deine Schrift, Friedrich Geng, als das erste Zeichen unseres geheimen Bundes!

Sieh nur, daß ich Dich ganz verstanden und ganz auf Dich gezählt habe, Mariane, sagte Geng, indem er ein kleines Paket aus seiner Buxentasche zog und es in ihre Hände legte. Hier ist meine Schrift, suche für sie einen Drucker, der sie druckt, und einen Buchhändler, der sie in die Welt sendet, gieb ihr den Segen Deines Schutzes und fördere sie, wo und wie es in Deinen Kräften steht!

Das werde und will ich, rief Mariane, ihre Hand wie zum Schwur auf die Papiere legend. Noch ehe vier Wochen vergangen sind, soll das deutsche Volk diese Schrift lesen: „Deutschland in seiner tiefen Erniedrigung“. Sie soll der erste Komet sein, den die geheime Gesellschaft, deren Mitglieder wir Beide allein bis jetzt sind, am düstern Himmel der Politik aufblitzen läßt. Rechne auf mich, Deine Schrift wird gedruckt werden!

Geng neigte sich über ihre Hand und küßte sie, dann stand er auf. Mein Geschäft ist vollendet, sagte er, ich kam nach Wien, nur um Dich zu sehen und meinen geheimen Bund mit Dir zu schließen. Mein Ziel ist erreicht, in dieser Stunde noch reise ich ab.

Und warum in solcher Eile, Freund! Warum in dieser stürmischen Winternacht? fragte Mariane. Öhne mir noch einen Tag des Zusammenseins.

Es ist unmöglich, Mariane, sagte Geng abwehrend. Freunde wie wir dürfen kein Geheimniß vor einander haben, und sie dürfen sich ungescheut Alles sagen. Die Gräfin Lankoronsta erwartet mich, und mit ihr reise ich nach Breslau.

Ah, rief Mariane vorwurfsvoll, Lord Paget verläßt auch Wien, aber ich verlasse Dich nicht, um mit ihm zu reisen, ich bleibe!

Du bist die Sonne, welche die Planeten umkreisen, rief Geng lächelnd, ich aber bin nur ein Planet, und ich umkreise meine Sonne!

Du liebst sie also die Gräfin Lankoronsta?

Sie ist für mich der Inbegriff aller weiblichen und vieler männlichen Vollkommenheiten*), rief Geng begeistert.

Und wird sie auch ein Mitglied unserer geheimen Gesellschaft sein?

Nein, sagte Geng hastig, nein, sie ist meine Geliebte, aber nicht meine Freundin. Mein Herz betet sie an, aber mein Verstand wird nie vergessen, daß sie eine Russin ist. Nach Kälte, Tod und den Franzosen hasse ich nichts so herzlich, als die Russen.**)

Und doch lebst Du seit vier Wochen mit einer Russin, welche Du liebst?

Und gerade in diesen vier Wochen hat sich mein Haß in einem merkwürdigen Grade gesteigert. Ich verachte die Oesterreicher, ich entrüste mich gegen sie, aber ich bemitleide sie doch auch; und wenn ich sie, wie eben jetzt, von den russischen Barbaren mit Füßen getreten sehe, so kehren sich meine deutschen Eingeweide um, und ich fühle, daß die Oesterreicher meine Brüder sind. Ich war in diesen Tagen oft mit dem Großfürsten Constantin und den übrigen vornehmen Russen zusammen, und der blinde, dumme und unverschämte Nationalstolz, mit welchem sie über Oesterreich und überhaupt über Deutschland herfielen,

*) „Ich habe hier ein kostbares Fragment, schreibt Geng an Johannes von Müller, den Edelstein einer unvergleichlichen Gesellschaft von Wien, die Gräfin Lankoronsta, einen Inbegriff aller weiblichen und männlichen Vollkommenheiten. Bei dieser, da sie unermesslich reich ist, so sorgt sie für Alles, lebe ich, reise und treibe Alles mit ihr, das Schlafen ausgenommen.“ Siehe: Briefwechsel Seite 167.

***) Geng's eigene Worte.

als über einen verächtlichen Theil der Erde, wo nichts als Verräther und Memmen zu finden wären, hat mich in tiefster Seele empört. Ich weiß wohl, daß wir jetzt unsere Würde als Deutsche kaum geltend machen dürfen, dafür haben unsere Regenten gesorgt; aber wenn man sich denn doch sagt, was die Russen gegen uns sind, wenn man seit zwei Monaten betrübter Zeuge davon war, wie sie, trotz der Tapferkeit ihrer Truppen, doch nichts gegen die Franzosen vermögen, wie sie unsere Sache eher verschlimmert als verbessert haben, wenn man sich von denen beschimpft und verschmäht sieht, die auch nicht einmal das Verdienst hatten, uns zu retten, dann fühlt man recht, wie elend man geworden ist!*)

Gott sei Dank, daß Du so denkst, rief Mariane, dann darfst ich wenigstens hoffen, daß es der Gräfin Lanforonska, selbst wenn hier Alles fehl schlägt, doch nicht gelingen wird, Dich nach Rußland zu entführen. Nicht wahr, Genz, Du gehst nicht mit ihr nach dem kalten, fernen Norden?

Der Himmel bewahre mich davor, rief Genz schauernd. Wenn Alles zu Grunde geht, lasse ich mich doch irgendwo in den süblichen, österreichischen Provinzen, in Kärnthener oder Tyrol nieder, wo man noch Deutsch sprechen hört, und lebe da mit Pflanzen, Sternen, die ich kenne und liebe, und mit Gott in irgend einem warmen Winkel, mag dann auch über mir herrschen, welcher Tyrann oder Prokonsul da will!**) Und nun, Mariane, laß uns scheiden. Ich sage nicht auf frohes Wiedersehen, denn ich rechne kaum mehr auf einen frohen Tag, aber ich sage: auf Wiedersehen zur guten Stunde! Und die gute Stunde wird für uns doch nur die sein, wo wir das Ziel unsers geheimen Bundes erreicht, wo wir das deutsche Volk erweckt haben, und wo dieses deutsche Volk sich erhebt als ein muthiger Riese, dem nichts widersteht, und der den Eroberer mit seinen Schaaren aus Deutschland verjagt! Also auf Wiedersehen zur guten Stunde!

Auf Wiedersehen zur guten, wie zur schlimmen Stunde! sagte

*) Genz's eigene Worte. Siehe: Briefwechsel zc. 159 u. 167.

**) Genz's eigene Worte. 167.

Mariane herzlich. In jeder Zeit ist mir der Freund willkommen, und niemals wird ihm bei mir ein herzlicher Willkommensgruß fehlen! Daran halte fest, mein Freund, ich sage nicht mehr mein Geliebter, denn die Gräfin Rantoronsta könnte eifersüchtig werden!

Und sie könnte es dem Lord Paget erzählen, sagte Genz lächelnd, indem er Marianen die Hand küßte, und dann nach seinem Hut und Mantel griff. Lebe wohl, Mariane, vergiß nicht unsern Bund und mein Manuscript!

Ich vergesse nichts, denn ich vergesse Dich nicht! rief sie, ihm die Hand darreichend.

So, Hand in Hand, gingen sie nach der Thür hin, dann nickten sie sich noch einen letzten stummen Gruß zu, und die Thür schloß sich hinter dem Enteilenden.

Mariane horchte auf seine Schritte, bis diese verhallt waren, dann athmete sie hoch auf, und begann wieder langsam auf und ab zu wandeln.

Die Kerzen auf den silbernen Armleuchtern waren tief herabgebrannt, und tropften langsam und träge ihr flüssiges Wachs auf die Marmorplatte des Tisches nieder. Wenn Mariane in ihrem raschen Auf- und Abwandeln an ihnen vorüber kam, fachte der Luftzug sie höher an; sie beleuchteten dann mit grellem Schein die hohe königliche Gestalt in dem goldgestickten Gewande, und sanken wieder trübe in sich zusammen, wenn Mariane wieder in das Dunkel des tiefen Zimmers zurücktrat.

Auf einmal rief Mariane mit freudiger Stimme: Ja, das ist das Rechte! Das ist der Weg, der zum Ziel führt, und den ich wandeln muß! — Mit hastigen Schritten eilte sie jetzt wieder zu dem Spiegel hin. Mariane Meier, rief sie laut, Mariane Meier, höre, was ich Dir sagen will! Die Prinzessin Eybenberg hat jetzt ein Mittel gefunden, die Langeweile und die trostlose Ruhe von sich zu verschrecken, ein Mittel, um ihrem Namen einen unsterblichen Klang zu geben! Gute Nacht, Mariane Meier, jetzt kannst Du schlafen, denn die Prinzessin Eybenberg sorgt für sich selber!

Judith.

Mariane erwachte nach einem kurzen und ruhigen Schlaf von dem leisen Geräusch schleichender Schritte, die sich ihrem Lager naheten. Hastig schlug sie die Augen auf und sah ihre Gesellschaftsdame, welche vor ihrem Bett stand, einen goldenen Teller, auf welchem ein Brief lag, in der Hand haltend.

Wie, Camilla, sagte sie erschrocken, Sie haben den Brief noch nicht besorgt, welchen ich Ihnen diese Nacht übergab? Befahl ich Ihnen nicht, den Kammerdiener heute am frühen Morgen sogleich damit fortzuschicken?

Ja, Durchlaucht, und ich habe Ihren Befehl getreulich ausgerichtet. Nun, und dieses Papier?

Ist das Antwortschreiben des Herrn Majors. Ew. Durchlaucht befahlen mir, Sie zu wecken, sobald der Kammerdiener die Antwort gebracht!

Mariane griff hastig nach dem Brief und erbrach das Siegel. Er wird kommen, sagte sie dann laut und freudig, nachdem sie die wenigen Zeilen, welche der Brief enthielt, gelesen hatte. Was ist die Uhr, Camilla?

Durchlaucht, es ist eben zehn Uhr!

Und schon um elf Uhr erwartete ich Besuch. Schnell, Madame Camilla, sagen Sie der Kammerfrau, daß sie alles im Toilettenzimmer ordne, sorgen Sie selber, daß ich ein elegantes, reiches und — nicht zu matronenhaftes Morgencostüm finde.

Befehlen Ew. Durchlaucht das anzulegen, was Lord Paget neulich aus London hat verschreiben lassen? fragte Madame Camilla. Ew. Durchlaucht haben es noch nicht einmal getragen, und der Lord würde sich gewiß freuen, Ew. Durchlaucht in diesem reizenden Costüm zu sehen.

Ich erwarte den Lord nicht, sagte Mariane mit einem strengen Blick, überdies dürfen sich ihre Rathschläge nur auf die Angelegen-

heiten meiner Toilette beziehen. Vergessen Sie das nicht wieder! Jetzt bringen Sie mir meine Chocolade, ich will sie im Bett trinken. Lassen Sie mir während der Zeit ein stärkendes, wohlriechendes Bad bereiten, und sagen Sie dem Koch, daß ich in einer Stunde ein auserlesenes und pikantes Dejeuner für zwei Personen im kleinen Speisesaal servirt sehen will. Gehen Sie!

Madame Camilla entfernte sich, um die verschiedenen Befehle ihrer Herrin auszuführen, aber sie that das nicht freudig und dienstwillig, wie sonst, sondern mit ernstem Gesicht und sorgenvoller Miene.

Es geht etwas vor, flüsterte sie, wie sie langsam den Corridor hinunter schlich. Ja, es geht etwas vor, und endlich wird es doch etwas zu berichten und auszuspioniren geben. Nun, ich werde ja von zwei Seiten dafür bezahlt, von dem französischen Commandanten von Wien, und von Lord Paget. Gott gebe, daß ich heute alle Beide bedienen kann! Für Lord Paget habe ich schon eine Nachricht, denn diese Nacht war der Herr von Geng hier, und blieb zwei Stunden bei meiner Herrin; dann schrieb sie einen Brief an den Major von Brandt, den ich heute sogleich besorgen mußte. Und dies ist grade der Punkt, von dem ich nicht weiß, ob er für meinen französischen, oder für meinen englischen Kunden ist. Nun, ich werd's mir noch überlegen! Ich werde jeden ihrer Schritte bewachen, denn das ist gewiß, es geht hier etwas Ungewöhnliches vor, und ich will wissen, was es ist.

Und nachdem Madame Camilla diesen Entschluß gefaßt hatte, ging sie rascher vorwärts, um dem Koch die Befehle der Prinzessin zu bringen. —

Eine Stunde später hatten die Kammerfrauen die Toilette der Prinzessin vollendet, und sie trat vor die große Pshés, um derselben noch einen letzten prüfenden Blick zu weihen.

Ein köstliches Lächeln der Befriedigung flog über ihr schönes Angesicht, als sie ihr reizendes Spiegelbild gewährte, und mit einem unvergleichlichen, triumphirenden Ausdruck sagte sie: Ja, es ist wahr, dieses Weib ist so schön, daß sie es selbst wagen darf, um die Gunst eines Kaisers zu werben. Finden Sie das nicht auch, Madame Camilla?

Madame Camilla hatte mit sehr aufmerksamem und ernstem Gesicht jedes Wort ihrer Herrin belauscht, jetzt aber beeilte sie sich zu lächeln.

Ev. Durchlaucht, sagte sie, wenn wir noch zur Zeit der alten Götter lebten, so würde ich keinem Schmetterling und keinem Vogel, ja sogar keinem Goldstück trauen, denn hinter jedem Ding würde ich Herrn Jupiter vermuthen, der sich verkleidet hätte, um meine schöne Herrin zu überfallen.

Mariane lachte. Ach, wie gelehrt Sie sind, sagte sie, Sie haben sogar Reminiscenzen vom verkleideten Stier der Europa, und vom Goldregen der Danae. Aber fürchten Sie nichts, bei mir wird kein verkleideter Gott sich einschleichen, denn die Zeit der Götter und Heroen ist leider vorüber!

Diese übermüthigen Franzosen möchten freilich die Welt glauben machen, der Herr Bonaparte bringe uns diese Zeit wieder, sagte Madame Camilla mit dem Ausdruck der Verachtung, sie wollen uns einreden, der Advocatensohn von Corsika sei ein verspäteter und letzter Sohn Jupiters!

Oh, rief Mariane triumphirend, die Welt soll bald inne werden, daß er nur ein elender Erdensohn ist, und daß seine Unsterblichkeit auch Platz findet zwischen acht schwarzen Brettern. Ich weiß, Camilla, Sie hassen den Usurpator ebenso heiß, so glühend und so rachedurstig, wie ich ihn hasse, und dieser Haß ist das sympathische Band, welches mich mit Ihnen vereint. Nun denn, ich sage Ihnen, Ihr Haß soll bald sein Genüge finden, und Ihr Rachedurst soll gekühlt werden. Beten Sie, Camilla, daß Gott die Hand segne, welche sich gegen den Tyrannen erhebt, beten Sie, daß Gott den Dolch schärfe, der sich vielleicht bald gegen sein Herz zückt. Die Welt hat genug gelitten, es ist Zeit, daß ihr ein Rächer erstehet!

Der Herr Major von Brandt! meldete der eintretende Lakai.

Führen Sie den Herrn in den Salon, sagte Mariane rasch. Ich komme sogleich.

Sie warf noch einen letzten triumphirenden Blick in der Spiegel und verließ dann rasch das Toilettenzimmer.

Madame Camilla schaute ihr mit finstern Grollen nach. Jetzt

welch ich, wen ich benachrichtigen muß, murmelte sie. Es geht den französischen Commandanten an, ich muß nur genau aufmerken, daß ich noch mehr erlausche, und dem Herrn Franzosen recht viele und bedeutende Nachrichten bringen kann. Je besser die Nachrichten, desto besser das Geld.

Mariane war indessen in den Salon gegangen. Ein hochgewachsener ältlicher Herr in österreichischer Uniform, mit den Majors-Epauletten auf den Schulter, trat ihr entgegen, und neigte sich, um die Hand, die sie ihm darreichte, ehrfurchtsvoll an seine Lippen zu drücken.

Mariane begrüßte ihn mit einem bezaubernden Lächeln. Sie haben mich also ganz vergessen, Herr Major? fragte sie. Es bedurfte meiner Bitte, um Sie zu veranlassen, mein Hôtel einmal wieder zu betreten?

Ich wußte nicht, gnädigste Prinzessin, daß ich es noch wagen dürfte, vor Ihnen zu erscheinen, sagte der Major ehrfurchtsvoll. Als ich das letzte Mal die Ehre hatte, Ihnen meine Aufwartung zu machen, traf ich Ew. Durchlaucht im Kreise Ihrer angesehenen Freunde, die ich früher auch die meinen nennen durfte. Aber Niemand hatte für mich ein Wort der Begrüßung, ein freundliches Lächeln, und Ew. Durchlaucht selber schienen mich den ganzen Abend gar nicht zu bemerken. Jedesmal, wenn ich es wagen wollte, Ihnen zu nahen, wandten Sie Sich ab, und begannen mit irgend einem Nahestehenden ein so eifriges Gespräch, daß ich mich nicht unterfangen durfte, dasselbe zu unterbrechen. Ich zog mich also zurück, Schmerz und Verzweiflung im Herzen, denn ich glaubte die Gewißheit zu haben, daß Ew. Durchlaucht mich für immer aus Ihrem Salon verbannen wollte.

Und Sie trösteten sich über die Verbannung in dem Salon des französischen Commandanten, den der große Kaiser Napoleon der guten Stadt Wien gegeben, nicht wahr, so ist es? fragte die Prinzessin mit einem schalkhaften Lächeln. Und Sie wären niemals wieder zu mir gekommen, wenn ich nicht den kühnen Entschluß gefaßt hätte, Sie zu mir einzuladen?

Sie haben mich durch diese Einladung zu dem glücklichsten der Sterblichen gemacht, gnädigste Prinzessin, rief der Major emphatisch. Sie haben mir die Thore des Paradieses wieder geöffnet, während

ich in meiner Verzweiflung glaubte, daß dieselben mir für immer geschlossen seien!

Gestehen Sie nur, Herr Major, lachte Mariane, daß Sie auch nicht den geringsten Versuch machten, zu sehen, ob diese Pforten nur angelehnt, oder ob sie wirklich verschlossen seien! Wie die Dinge jetzt stehen, dürfen wir ganz ehrlich und offen mit einander reden. Sie hielten mich für eine erwagte Patriotin, für eine jener wüthenden Franzosenfeindinnen, denen Napoleon nicht der Held und der Genie, sondern der Tyrann und der Usurpator ist. Sie glaubten, weil ich mit Lord Paget und Herrn von Gentz, mit den Fürstinnen Carolath und Clara, mit der Gräfin Collorede und dem Grafen Cobenzl in vielfacher und freundlicher Verbindung stand, so müßte auch meine Gesinnung genau mit der ihrigen übereinstimmen?

In, Durchlaucht, in der That, das glaubte ich, sagte Major von Brandt, und da sie die Wahrheit verlangen, muß denn, deshalb wagte ich es nicht, wieder in Ihrem Salon zu erscheinen. Ich habe es niemals verleugnet, daß ich zu den enthusiastischen Bewunderern dieses großen Mannes gehöre, der jetzt mit hallendem Siegerschritt über die Welt dahin schreitet, und sie sich unterthänig macht, weil Gott ihn dazu bestimmt hat, ihr Herr zu sein. Ich habe daher auch die Vermessenheit Derer, welche unsern erlauchten und edlen Kaiser Franz zum Krieg gegen den siegreichen Helden aufreizten, niemals begriffen, und ich segne, als ein echter und aufrichtiger Patriot, jetzt die Fügungen des Schicksals, welches uns zwingt, mit dem großen Napoleon Frieden zu machen, denn nur im Frieden und in der Eintracht mit Frankreich wird das Glück Oesterreichs wieder erstehen. Der Krieg gegen Frankreich hat uns die Barbarenhorden Rußlands nach Deutschland gehegt; nach geschlossenem Frieden wird Frankreich uns behülfflich sein, diese unsaubern und unwillkommenen Gäste wieder aus Deutschland zu verjagen.

Mariane hatte ihm lächelnd zugehört, und mit dem Ausdruck vollkommener Zufriedenheit. Nur einmal war ein flüchtiges Roth, wie vom Aufwallen innern Zorns, über ihr Antlitz hingeflattert, nur einen kurzen Moment legte sich ihre Stirn in düstere Falten, aber sie unterbrückte diese Regung schnell, und erschien heiter und lächelnd wie zuvor.

Ich stimme Ihrer Meinung vollkommen bei, lieber Major, sagte sie mit einem anmuthigen Neigen ihres Hauptes.

Ev. Durchlaucht stimmen mir bei? rief der Major freudig erstaunt.

Zweifeln Sie noch daran? fragte sie. Habe ich es denn gemacht, wie alle meine Freunde, wie selbst Lord Paget und Genz es gemacht haben? Bin ich entflohen, weil der Kaiser Napoleon mit seiner Armee seinen Siegerschritt hierher nach Wien gelenkt hat? Nein, ich bin geblieben, ihnen allen zum Entsetzen, ich bin geblieben, obwohl dieses Bleiben mich um zwei meiner theuersten Freunde gebracht, und mich auf immer mit Lord Paget und Herrn von Genz entzweit hat. Ich bin geblieben, weil ich endlich der glühenden Sehnsucht meines Herzens nicht widerstehen konnte, weil ich endlich den Helden von Angesicht zu Angesicht sehen wollte, den Helden vor dem die ganze Welt sich beugt! — Aber sehen Sie nur, da kommt mein Kammerdiener, um mir zu melden, daß mein Frühstück servirt ist. Sie müssen es sich heute schon gefallen lassen, mein Gast zu sein, und mit mir zu dejeuner.

Sie nahm des Arm des Majors und ließ sich von ihm in den Speisesaal führen. In der Mitte desselben war eine Tafel servirt, und herrliche Pasteten, glühende Süßfrüchte und würzige Salamis dufteten von derselben dem angenehm überraschten Major entgegen, während aus den weißen Caraffen ihm goldener Rheinwein und der tiefdunkle Tokayer zu winken schien.

Auf elastischen, weichen Lehnstühlen nahmen sie an der Tafel Platz, und eine Zeitlang stockte die Unterhaltung, denn die Pasteten und die übrigen würzigen Speisen forderten ihr Recht und ihre Zeit. Der Major war ein leidenschaftlicher Verehrer der Tafelfreuden, und er genoß dieselben mit dem tiefsinnigen Nachdenken und der unerschütterlichen Ruhe eines Weisen. — Die Prinzessin würzte ihm außerdem den Genuß durch ihre von Geist und Laune sprühende Unterhaltung; sie war unerforschlich an pikanten Anekdoten, an heiterm Witz, sie wußte mit seltener Meisterhand von den Freunden und Bekannten Portraits zu entwerfen, von denen man nicht wußte, ob man mehr die frappante Ähnlichkeit, oder die boshafte und sanglante Characteristik bewundern sollte.

Als man zum Desert gelangt war, winkte die Prinzessin den Lakaien den Saal zu verlassen, und sie blieb jetzt allein mit dem Major. Mit eigener hoher Hand schenkte sie ihm selbst von dem duftenden Syrakuserwein ein, und bat ihn das Glas zu leeren auf das Wohl des großen Napoleon.

Und Ew. Durchlaucht wollen mir nicht die Ehre erzeigen, mit mir anzustoßen? fragte der Major, anf das leere Glas der Prinzessin deutend.

Sie schüttelte lächelnd ihr Haupt. Ich trinke niemals Wein, sagte sie, der Wein ist für mich wie ein Zauberer, der plötzlich die Maske von meinem Antlitz fortreißt, und meine Lippen zwingt, die Wahrheit zu sprechen, welche sie sonst vielleicht immer verschweigen würden. Aber dies Mal will ich doch eine Ausnahme machen, dies Mal will ich mein Glas füllen, denn es gilt auf das Wohl des großen Kaisers anzustoßen. Schenken Sie mir ein, und jetzt stoßen wir an und rufen: es lebe Napoleon der Große!

Sie trank von dem glühenden Südwein, und ihr Wort erfüllte sich. Der Wein nahm die Maske von ihrem Angesicht, und löste das Band ihrer Zunge.

Ihre Augen glänzten jetzt im Feuer der Begeisterung, und wie ein Strom der glühendsten Poesie floß das entzückte Lob Napoleons von ihren purpurnen Lippen.

Sie war wunderschön in ihrer schwärmerischen Gluth, mit der flammenden Röthe auf den Wangen, mit den feuerblickenden Augen und den zuckenden Lippen; deren süßes Lächeln zwei Reihen perlweißer Zähne sichtbar werden ließ.

Oh, rief der Major, ganz bezaubert von ihrem Anblick, warum ist der große Kaiser nicht hier, warum hört er nicht Ihre bezaubernden Worte, warum ist es ihm nicht vergönnt, Sie in Ihrer strahlenden Schönheit bewundern zu können!

Warum ist es mir nicht vergönnt, zu ihm zu eilen, um zu seinen Füßen niederzusinken, und ihn anzubeten! rief Mariane begeistert. Warum darf ich nicht eine selige Stunde des Glücks vor ihm auf meinen Knien liegen, um mit meinen glühenden Thränen den Haß,

der früher meine Seele gegen ihn erfüllte, abzubitten, und ihm zu bekennen, daß mein Haß sich in grenzenlose Liebe, in glühende Anbetung verwandelt hat! Mein Gott, mein Gott, wo finde ich den Freund, der sich meiner Sehnsucht erbarmt, der mir die Wege bahnt, welche zu ihm geleiten. Ich würde einem solchen Freund jede Minute meines Glückes, jede Minute, die ich in der Nähe des großen Kaisers zubringen dürfte, mit einem Goldstück belohnen.

Sprechen Sie im Ernst, Durchlaucht? fragte der Major ernst, fast feierlich.

Im vollen, heiligen Ernst, betheuerte Mariane. Ein Goldstück für jede Minute eines Rendezvous mit dem Kaiser Napoleon.

Nun denn, sagte der Major freudig, ich werde Ihnen dieses Rendezvous verschaffen, Durchlaucht, und Ihre Schönheit und bezaubernde Anmuth wird machen, daß der Kaiser nicht die Minuten, nicht die Stunden zählt, sondern daß nur ich der Glückliche bin, welcher die Stunden nach Minuten zu berechnen hat.

Nicht nach Minuten, sondern nach Goldstücken, rief Mariane, deren Antlitz strahlte von Glück und Lust. Oh, Sie sehen mich zweifelnd an. Sie glauben ich spreche nur im Scherz, und ich werde im Ernst nicht halten, was ich versprochen habe?

Gnädigste Prinzessin, ich glaube, daß der Enthusiasmus Sie hingerissen hat zu einem Versprechen, welches anzunehmen ein Mißbrauch Ihrer Großmuth wäre. Wenn der Kaiser, gefesselt von Ihrem Geist, Ihrer Schönheit, Ihrer hinreißenden Unterhaltung, zum Beispiel nun vier Stunden in Ihrer Gesellschaft verweilte, so wäre es schon eine hübsche Anzahl von Goldstücken für mich.

Mariane nahm statt aller Antwort die silberne Klingel und schellte.

Papier, Feder, Dinte, ein brennendes Licht und Siegellack, befahl sie dem eintretenden Kammerdiener. In wenigen Minuten war Alles herbeigeschafft, und Mariane schrieb hastig einige Zeilen. Dann zog sie den Siegelring von ihrem Finger und drückte ihr Siegel unter das Papier, welches sie alsdann dem Major darreichte.

Lesen Sie laut! sagte sie.

Der Major las: Ich Endesunterzeichnete verspreche dem Major von Brandt, daß, wenn derselbe mir eine Audienz bei dem Kaiser Napoleon verschafft, ich ihm für jede Minute, welche diese Audienz dauern wird, einen Louisd'or als Zeichen meiner Dankbarkeit zahlen werde.

Mariane, Prinzessin von Eybenberg.

Sind Sie zufrieden und überzeugt? fragte die Prinzessin.

Ich bin es, Durchlaucht!

Und Sie wollen und können mir diese Audienz verschaffen?

Ich will und kann es!

Wann werden Sie mich also nach Schönbrunn geleiten?

Der Major befann sich eine Zeit lang und schien zu überlegen und zu berechnen. Ich hoffe, daß ich Ew. Durchlaucht schon morgen Abend eine Zusammenkunft mit dem Kaiser verschaffen kann, sagte er. Ich bin ziemlich befreundet mit dem Palastpräsidenten Herrn von Vauffet, und kenne auch den Kammerdiener Constant ziemlich genau. Das sind die beiden Canäle, durch welche der Wunsch Eurer Durchlaucht sehr leicht bis zu dem Kaiser gelangen wird, und da Se. Majestät ein großer Bewunderer weiblicher Schönheit ist, so wird er sicherlich freudig bereit sein, die erbetene Audienz Ew. Durchlaucht zu bewilligen.

Werden Sie mir heute noch bestimmte Nachricht bringen? fragte Mariane.

Ja, Prinzessin, heute noch! Ich werde sogleich nach Schönbrunn fahren. Der Kaiser ist seit gestern Abend dort.

So eilen Sie, sagte Mariane, sich von ihrem Sitz erhebend. Eilen Sie nach Schönbrunn und bedenken Sie, daß ich Ihre Wiederkehr mit zitternder Ungeduld und Sehnsucht erwarte!

Sie reichte dem Major ihre Hand dar. Mein Gott, Durchlaucht, rief er erschrocken, Ihre Hand ist kalt wie Marmor.

All mein Blut ist da! sagte sie, auf ihr Herz deutend. Eilen Sie nach Schönbrunn!

Er drückte einen Kuß auf ihre Hand und verabschiedete sich.

Mariane sah ihm lächelnd nach, bis die Thür sich hinter ihm schloß. Dann veränderten sich ihre Züge und ein Ausdruck des Abscheus und der Verachtung sprach aus ihnen.

Oh, diese elende Menschenrace, diese künstlichen Seelen, murmelte sie. Sie bemessen Alles nach ihrem Maßstab, und verstehen nicht, was eine große Seele will und wünscht. Fluch allen Denen, welche ihr Vaterland verrathen und zu seinen Feinden sich bekehren können. Der Zorn Gottes und die Verachtung der Menschen möge sie strafen! Mir aber sollen die Verräther als Werkzeug dienen, damit ich durch sie das heilige Werk vollende, welches das Unglück Deutschlands mir auferlegt hat. Ich will mein Haus bestellen, damit ich bereit bin, wenn die Stunde gekommen ist! —

Madame Camilla hatte wohl Recht: es ging in der That etwas vor und sie hatte wichtige Nachrichten für den französischen Commandanten einzusammeln.

Die Prinzessin Eybenberg war seit ihrer Unterredung mit dem Major in einer fieberhaften Erregung und Ungebuld, welche sie ruhelos durch alle Zimmer trieb. Endlich gegen Abend kam der Major wieder, und die Nachrichten, die er gebracht hatte, mußten sehr erfreulicher Art gewesen sein, denn das Antlitz der Prinzessin war seitdem freudestrahlend und ein wunderfames Lächeln umspielte ihre Lippen.

Die ganze folgende Nacht war sie mit Schreiben beschäftigt und Madame Camilla, so wie die Kammerfrau harrten vergeblich auf den Ruf ihrer Herrin; die Prinzessin verließ gar nicht ihr Cabinet und ging gar nicht zu Bett. In der Frühe des nächsten Morgens fuhr sie aus, und Madame Camilla, welche die Prinzessin sonst immer auf ihren Fahrten begleiten mußte, erhielt die Weisung, zu bleiben. Als Mariane nach einigen Stunden wiederkehrte, war sie bleich und erschöpft und man sah es ihren Augen an, daß sie geweint hatten. Alsdann kamen Beamte des Gerichts, welche die Prinzessin zu sprechen begehrten, indem sie sagten, daß sie von derselben befohlen seien. Die Prinzessin schloß sich mit ihnen in ihrem Cabinet ein, und erst nach einigen Stunden zogen sich die Gerichtsbeamten wieder zurück. — Bei dem Diner, zu dem die Prinzessin gar keine Gäste hatte zulassen wollen, berührte sie kaum die Speisen und schien in tiefe Gedanken versenkt.

Bald nach der Tafel begab sie sich in ihr Toilettenzimmer, und wie war sie in der Wahl ihres Anzugs so zweifelhaft und sorgsam

gewesen, als eben heute, nie hatte sie ihre Toilette mit solcher Aufmerksamkeit und Genauigkeit überwacht. Endlich war das Werk vollendet und strahlend schön war die Prinzessin anzuschauen, in diesem purpurrothen Sammetgewande, das in einer langen Schleppe hinter ihr her rauschte und das unter dem vollen, nur halb mit golddurchwirkten Spitzen verhüllten Busen von einem breiten, goldenen Gürtel zusammengehalten ward. Ihr Haar, das in einigen leichten, schwarzen Ringellocken à la Josephine ihre breite, griechische Stirn umrahmte, war in einem griechischen Knoten zusammengefaßt, aus dem lange Trauben von Perlen und Brillanten hervorquollen. Ein ähnlicher Schmuck umgab ihren stolzen Hals und die herrlich geformten schneeweißen Arme. Ihre Wangen waren heute von durchsichtiger Blässe, und in ihren großen schwarzen Augen glühte ein düsteres, unheilvolles Feuer.

Schön war sie anzuschauen, stolz und unheilvoll wie Judith, welche sich geschmückt hat, um in das Zelt des Holofernes zu gehen. Und daran dachte Madame Camilla, als sie jetzt die Prinzessin in dieser stolzen Schönheit, mit diesem strengen feierlichen Ausdruck ihres Angesichts durch das Zimmer dahin schreiten sah. Daran dachte Madame Camilla, als sie sah, wie die Prinzessin jetzt aus einem Kästchen, das ihre Gesellschaftsdame sonst nie bei ihr gesehen, einen länglichen blitzenden Gegenstand hervorholte und ihn hastig in ihrem Busen verbarg.

War das vielleicht ein Dolch und wollte die Prinzessin, eine zweite Judith, hingehen, einen zweiten Holofernes in ihren liebreizenden Armen zu tödten?

Jetzt meldete der Kammerdiener, daß der Major von Brandt die Prinzessin im Salon erwarte und daß der Wagen vorgefahren sei. Ein leises Zittern durchflog die ganze Gestalt der Prinzessin und ihre Wangen wurden noch bleicher als zuvor. Sie befahl dem Kammerdiener hinauszugehen und bedeutete dann mit einem schweigenden Wink ihrer Hand Madame Camilla, ihr Mantel und Hut darzureichen. Stumm gehorchte diese. Als die Prinzessin jetzt fertig und zur Abfahrt

bereit war, wandte sie sich an Camilla, und einen kostbaren Brillant-
schmuck von ihrem Finger ziehend, reichte sie ihr denselben dar.

Nehmen Sie diesen Ring als Andenken von mir, sagte sie. Ich
weiß, Sie sind eine gute und begeisterte Oesterreicherin, Sie hassen
gleich mir den Tyrannen, der uns unterjochen will, Sie werden die
Hand segnen, welche ihm Stillstand gebietet und ihn aufhält in seinem
Siegeslauf.*) Leben Sie wohl!

Sie nickte ihr noch einmal zu und verließ das Gemach, um sich
in den Salon zu begeben, wo Herr von Brandt sie erwartete.

Kommen Sie, sagte sie hastig, es ist die höchste Zeit. Sie haben
doch eine Uhr bei sich, um die Zeit berechnen zu können?

Ja, Durchlaucht, sagte Herr von Brandt lächelnd, ich habe meine
Uhr bei mir und ich werde die Ehre haben, sie Ihnen zu zeigen, bevor
Sie in das kaiserliche Cabinet eintreten.

Mariane erwiderte nichts, sondern durchschritt hastig das Gemach,
um sich hinunter zu begeben zu dem bereitstehenden Wagen; Herr von
Brandt eilte ihr nach und bot ihr den Arm.

Madame Camilla, welcher kein Wort ihres kurzen Gesprächs mit
Herrn von Brandt entgangen war, folgte der Prinzessin die Treppe
hinunter und blieb demüthig vor derselben stehen, bis die Prinzessin
mit ihrem Begleiter eingestiegen und der Wagenschlag geschlossen war.

Kaum aber war die glänzende Equipage der Prinzessin aus dem
Hof ihres Hôtels dahin gerollt, als Madame Camilla auf die Straße
eilte, einen Fiacre bestieg und ihm befahl, so schnell die Pferde zu
laufen vermöchten, nach der französischen Commandantur zu fahren.

*) Mémoires du Duc de Rovigo. II. 238.

VI.

Der preussische Gesandte bei Napoleon.

Napoleon hatte das Schloß Austerlitz verlassen und weilte seit einigen Tagen wieder in Schönbrunn bei Wien. Das Lustschloß der großen Kaiserin Maria Theresia war jetzt die Residenz Dessen, welcher den Enkel Maria Theresia's aus seiner Hauptstadt vertrieben, seine Armee geschlagen hatte, und eben im Begriff war, ihm einen Frieden zu dictiren, dessen Bedingungen für eine neue Niederlage Oesterreichs, und einen neuen Sieg Frankreichs gelten konnten.

In Preßburg waren die Abgeordneten Oesterreichs und Frankreichs schon versammelt, um diesen Frieden zu Stande zu bringen, und in jeder Stunde kamen Couriere nach Schönbrunn, welche dem Kaiser den Verlauf der Unterhandlungen meldeten und seine Befehle einzuholen hatten.

Aber während Oesterreich jetzt, nach der unglücklichen Schlacht vom zweiten December, mit Napoleon um den Frieden verhandelte, befand sich der preussische Abgesandte, Graf Haugwitz, welcher Napoleon die drohende Erklärung Preußens überbringen sollte, noch immer unterwegs, oder hatte wenigstens noch immer nicht dazu kommen können, seine Depesche an den Kaiser abzugeben. In dieser Depesche forderte Preußen, im Einverständniß mit Rußland, daß Napoleon Italien und Holland herausgebe, und beide Länder gleich Deutschland in seiner Unabhängigkeit anerkenne. Preußen verstattete Frankreich eine vierwöchentliche Frist, um diesen Vorschlag zu überlegen, und wenn dieselbe alsdann abgelehnt würde, erklärte Preußen dem Kaiser Napoleon den Krieg.

Diese vierwöchentliche Frist war am funfzehnten December abgelaufen, und Graf Haugwitz, wie gesagt, hatte noch immer nicht dazu gelangen können, die betreffende Depesche dem Kaiser Napoleon zu überreichen.

Er war freilich schon am sechsten November von Berlin abgereist, aber der Herr Graf liebte es, bequem zu reisen, und sich oft auszu-

ruhen von den Strapazen der Reise. Er hatte also immer sehr kleine Tagereisen gemacht, und sich in jeder größern Stadt, durch welche ihn sein Weg führte, mehrere Tage erholt. Vergebens war es gewesen, daß ihm Minister Hardenberg, daß ihm die russischen und österreichischen Gesandten in Berlin Couriere über Couriere nachsandten, um ihn zur Beschleunigung seiner Reise anzufeuern.

Graf Haugwitz erklärte, daß er nicht schneller reisen könne, weil er sich scheute zu sagen, daß er nicht schneller reisen wolle.

Er wollte aber nicht schneller reisen, weil die Botschaft, deren Ueberbringer er war, wie eine Centnerlast ihn bedrückte, und weil er von dem thatkräftigen Genie Napoleons überzeugt war, daß er durch irgend eine schnelle und große Siegesthat alle Verträge umstoßen, alle Standpunkte verändern, und ihn also der Mühe überheben werde, ihm eine Depesche von so herbem und feindlichem Inhalt zu überbringen.

Dank seinem Pözerungssystem war also Graf Haugwitz erst am Tage vor der Schlacht von Austerlitz zu einer ersten Audienz bei Napoleon gelangt. Aber statt dem Kaiser seine inhaltsvollen Documente zu überreichen, hatte er sich begnügt, mit echter Höflingsgewandtheit dem großen Feldherrn Weihrauch zu streuen, und hatte sich von ihm mit allen Geschäften bis auf die Tage nach der Schlacht vertrösten lassen.

Nach dem Tage der großen Schlacht hatte der Kaiser in Schönbrunn den Abgesandten des Königs von Preußen empfangen, und ihm die ersehnte Audienz gewährt. Mit zorniger Stimme hatte Napoleon ihn begrüßt, und ihm heftige Vorwürfe gemacht, daß er den Vertrag von Potsdam mit unterzeichnet habe. Aber Haugwitz hatte es verstanden, durch eine höfliche Wendung den Zorn des Imperators zu beschwichtigen, und sich seine Geneigtheit wieder zu gewinnen. Seitdem war Graf Haugwitz täglich nach Schönbrunn gekommen, und Napoleon hatte ihn stets mit besonderer Güte und Huld aufgenommen. Denn der Kaiser, welcher sehr wohl wußte, daß Oesterreich noch immer auf eine bewaffnete Dazwischenkunft Preußens hoffte, wollte die Entscheidung über das Schicksal Preußens wenigstens so lange verzögern, bis der Frieden mit Oesterreich abgeschlossen worden. Dann erst, wenn Oesterreich in den Staub getreten, wollte er daran denken, Preußen zu

strafen für den Uebermuth seiner letzten Tage, und es zu demüthigen, wie er bisher alle seine Feinde gedemüthigt hatte. Deshalb hatte er den Grafen Haugwitz täglich empfangen, und ihn allmählig und unvermerkt für seine Pläne zu gewinnen gewußt. Auch heute am dreizehnten December hatte sich Graf Haugwitz nach Schönbrunn begeben, zur Audienz bei Napoleon. Er war in glänzendster Hofgala, geschmückt mit dem großen Bande der Ehrenlegion, das er vor einem Jahr erhalten, und das der preussische Minister besonders gern zu tragen schien.

Napoleon empfing den Grafen in dem früheren Wohnzimmer Maria Theresia's, das jetzt das Arbeitszimmer Napoleons geworden war. Auf einem großen runden Tisch in der Mitte des Zimmers lagen Landkarten ausgebreitet, mit verschiedenen farbigen Nadeln besetzt; die grünen bezeichneten die Stappenstraße, welche Napoleon für den Rückzug des russischen Heeres festgesetzt hatte, die dunkelgelben umgaben die äußersten Grenzen Oesterreichs, und je nach den Nachrichten, die Napoleon aus Preßburg erhielt, und die ihm immer neue Zugeständnisse und neue Länderabtretungen Oesterreichs brachten, veränderte er den Standpunkt dieser Nadeln, welche täglich einen engeren Raum umfaßten, während die blauen Nadeln, welche Baierns Grenze bezeichneten, immer weiter vorrückten, und die rothen Nadeln, die Frankreichs Armee repräsentirten in ungeheurer Zahl sich auf der Karte zu vervielfältigen schienen.

Napoleon beschäftigte sich indessen eben nicht mit den Karten, sondern er saß, als Graf Haugwitz zu ihm eintrat, vor dem dicht neben den Karten aufgestellten Schreibtisch, und war, wie es schien, eifrig mit Schreiben beschäftigt. Auf dem erhöhten hintern Rande dieses Schreibtisches waren die Büsten Friedrichs des Großen und Maria Theresia's aufgestellt. Zu ihnen hob Napoleon zuweilen, wenn er inne hielt im Schreiben, den düstern Blick empor, und dann war es, als ob diese drei Häupter, die zwei marmornen Büsten und das eiserne Cäsarenhaupt Napoleons, sich drohend zu einander neigten, und als ob die Blitze, die in Napoleons Augen leuchteten, auch in den Marmoraugen der Kaiserin und des großen Königs das Feuer des Lebens und des Zorns entzündeten; ihre düstern Stirnen schienen ihn dann zu fragen, mit welchem Recht der Sohn des corthischen Advokaten einen Sitz zwischen ihren

beiden gekrönten Häuptern genommen, mit welchem Recht er den legitimen Kaiser von Oesterreich aus dem Hause seiner Väter verdrängt habe?

Als Graf Haugwitz eintrat, warf Napoleon die Feder ungestüm fort und stand auf. Mit einem leichten Kopfnicken begrüßte er den Grafen, der sich tief und ehrfurchtsvoll vor ihm verneigte.

Sie sind da, sagte der Kaiser freundlich, das nenne ich Glück haben; ich erwartete Sie mit Ungeduld!

Glück? fragte Graf Haugwitz mit seinem gelungensten Höflingslächeln. Glück, Sire? Es scheint mir, daß es weder Glück noch Unglück in der Welt giebt, ja ich bin davon jetzt mehr als jemals überzeugt! Habe ich nicht mehr als hundert Mal sagen hören: Er ist glücklich! Er hat Glück! Seitdem ich den großen Mann kennen gelernt habe, der Alles durch sich selbst ist, habe ich mich überzeugt, daß das Glück nicht mitzählt und entscheidet.

Napoleon lächelte. Sie sind ein feiner und gewandter Cavalier und Hofmann, sagte er, aber es ist für die Fürsten eine Regel der Weisheit, daß sie den Worten der Höflinge und Schmeichler nicht trauen dürfen, sondern immer sie in das Gegentheil übersetzen müssen. So überseze ich denn auch Ihre Schmeichelei in ihr Gegentheil, und dann lautet sie: es scheint leider, daß das Glück uns Andere, und besonders die dritte Coalition für immer verlassen hat, und immer noch bei Frankreich bleiben will.

Oh, Sire, rief Graf Haugwitz mit dem Ton schmerzlichen Vorwurfs, können Ew. Majestät wirklich meine Ergebenheit und Bewunderung bezweifeln wollen? War ich denn nicht der Erste, welcher Ew. Majestät, dem unüberwindlichen Sieger, zu den frischen Lorbeerzweigen Glück wünschte, die er selbst in rauher Winterzeit sich um die Helmschirm gestochten?

Es ist wahr, sagte Napoleon, Sie thaten das, aber Ihr Compliment war für Andere bestimmt, das Schicksal hatte nur die Adresse desselben verändert.*) Von Ihrer Aufrichtigkeit habe ich bis jetzt gar

*) Napoleons eigene Worte, wie denn überhaupt dieses ganze Gespräch nur die eigenen Worte des Kaisers und des Grafen Haugwitz enthält. Siehe darüber: *Fragments des Mémoires inédits du Comte de Haugwitz*, Jena 1837.

keine Beweise, aber von Ihrer Zweideutigkeit desto mehr, denn jedenfalls haben Sie doch den Vertrag von Potsdam mit unterzeichnet?

Ich habe es gethan und ich rühme mich dessen, sagte Graf Haugwitz rasch. Ein Blick in das Herz Napoleons war hinreichend, um mich zu überzeugen, daß er, welcher an der Spitze menschlicher Hoheit steht, seine edle Seele von keinem andern Ruhm bewegt fühlte, als von diesem: der Menschheit den Frieden zu geben und so das große Werk zu vollenden, welches die Vorsehung uns anvertraut hat.

Worte! Worte! sagte Napoleon. Lassen Sie mich endlich Thaten sehen! Die Vollmachten, welche Sie zu mir geführt haben, sind durch die Thatfachen vernichtet worden, darüber sind wir einverstanden; indessen, Sie sind Minister des preussischen Cabinets. Indem der König Sie zu mir sandte, hat er Ihnen allein das Wohl seiner Monarchie anvertraut, wir werden also sehen, ob Sie es verstehen, eine seltene, vielleicht nie wiederkehrende Gelegenheit zu ergreifen und das Werk zu krönen, welches Friedrich der Zweite, trotz seiner Siege, unvollendet gelassen. Kommen Sie hierher und sehen Sie!

Er trat rasch zu dem Tisch mit den Karten hin, und auf einen Wink seiner Hand flatterte Graf Haugwitz mit seinem unverwüßlichen Lächeln auch zu ihm hin.

Sehen Sie da, rief Napoleon auf die Karte deutend, das hier ist Schlessien, Ihr specielles Vaterland. Der König theilt es jetzt noch mit dem Kaiser von Oesterreich, aber diese schöne Provinz muß ganz zu Preußen gehören. Wir wollen sehen und überlegen, was Ihnen davon genehm sein könnte. Sehen Sie nur, folgen Sie meinem Finger! Er wird Ihnen die neue Grenze des preussischen Schlessiens bezeichnen!*)

Und Napoleons Zeigefinger fuhr blitzend wie eine Dolchspitze über die Karten hin und umzirkelte den ganzen österreichischen Antheil an Schlessien von Teschen bis zur sächsischen Grenze und von der Bergkette von Jablunka bis dahin, wo das Riesengebirge sich in der Lauftz verläuft als die künftige Grenze des preussischen Schlessiens.**)

*) Napoleons eigene Worte. Fragments inédits. S. 17.

**) Mémoires inédits. S. 18.

Nun, fragte er dann hastig, wäre das nicht eine willkommene Ab-
rundung Ihrer schlesischen Provinz?

Graf Haugwitz antwortete nicht sogleich, sondern blickte immer
noch auf die Karte hin. Napoleons Ablersblick ruhte einen Moment auf
ihm und flackerte dann hinüber zu den Büsten Maria Theresia's und
Friedrichs des Großen.

Oh, rief er mit einem Lächeln des Triumphes, auf die Büste
Friedrichs deutend, der große Mann hätte meinen Vorschlag ange-
nommen, ohne zu zaudern!

Sire, sagte Graf Haugwitz zögernd, aber die große Frau, die
Maria Theresia, würde es nicht ohne Weiteres zugelassen haben!

Aber jetzt, rief Napoleon, jetzt ist keine Maria Theresia da, um
den König von Preußen zu hindern, jetzt bin ich da, und ich bewillige
Ihrem König ganz Schlesien, wenn er sich im engen Bündniß mir
anschließt. Bedenken Sie es wohl, können Sie für den Ruhm, der
Sie erwartet, unempfindlich sein?

Und wieder bohrten sich seine Augen wie zwei Dolchspitzen in das
verlegene Angesicht des Grafen.

Sire, sagte dieser leise, Ihr Vorschlag ist lockend und wundervoll,
aber so viel ich Se. Majestät den König kenne, ich muß —

Oh, unterbrach ihn Napoleon ungeduldig, es ist hier nicht die
Rede von dem König und seiner Person. Sie sind Minister, Ihnen
liegt es ob, die Pflichten zu erfüllen, welche Ihre Stellung Ihnen auf-
erlegt und den Moment zu ergreifen, welcher nie wiederkehren wird!
Man muß mächtig sein, man kann es niemals genug sein, glauben
Sie es mir und überlegen Sie darnach Ihre Antwort.

Aber vielleicht, Sire, möchte es für uns besser sein, unsere Macht-
vergrößerung auf einer andern Seite zu suchen, sagte Haugwitz.

Auf der Seite Polens, oder Frankreichs, nicht wahr? fragte
Napoleon barsch. Ihr möchtet mir gern Mainz und Cleve und das
linke Rheinufer wieder entreißen, und Ihr thut schön mit Rußland und
Oesterreich, weil Ihr hofft, daß die Euch vielleicht doch noch eines
Tages dazu verhelfen könnten? Aber Ihr wollt es auch mit mir nicht
verderben, weil es doch möglich ist, daß Eure Hoffnungen scheitern, und

weil Ihr dann meine Feindschaft fürchtet? Ihr Preußen wollt aber aller Welt Bundesgenosse sein; das ist unmöglich, man muß sich für mich oder für die Andern entscheiden. Ich verlange Aufrichtigkeit, oder ich sage mich von Euch los, denn mir sind offene Feinde lieber, als falsche Freunde. Ihr König duldet in Hannover ein Corps von dreißigtausend Mann, welches durch seine Staaten hindurch die Verbindung mit der großen russischen Armee unterhält; das ist ein Act offener Feindseligkeit. Ich aber, ich gehe meinen Feinden zu Leibe, wo ich sie finde. Wenn ich wollte, könnte ich für diese Unredlichkeit eine fürchtbare Rache nehmen! Ich könnte in Schlesien einfallen, Polen zum Aufstand aufrufen und Preußen Schläge beibringen, von denen es sich nie wieder erholen würde. Aber ich ziehe es vor, das Vergangene zu vergessen und mich großmüthig zu zeigen! Ich will Preußen also eine vorübergehende Uebereilung verzeihen, aber nur unter einer Bedingung, und die ist: daß sich Preußen mit Frankreich durch unauflöbliche Bande vereinige, und als Pfand dieses Bundes verlange ich, daß es Hannover in Besitz nehme. *)

Sire, rief Haugwitz freudig, dies war die wünschenswerthe Ländervergrößerung, auf welche ich vorhin hinzudeuten mir erlaubte, und wie ich glaube, die einzige, welche das Gewissen des Königs ihm anzunehmen erlauben würde.

Gut, nehmen Sie also Hannover, sagte Napoleon, ich übertrage meine Rechte auf dasselbe an Preußen; dafür tritt Preußen aber an Frankreich das Fürstenthum Neuchâtel und die Festung Wesel, an Baiern das Fürstenthum Anspach ab.

Aber Sire, rief Haugwitz erschrocken, Anspach gehört durch Familienverträge, die nicht angefochten werden können, zu Preußen, und Neuchâtel —

Keine Einwendungen, unterbrach ihn Napoleon rauh, es bleibt, wie ich gesagt. Entweder Krieg oder Frieden. Krieg, das heißt, ich zerschmettere Preußen und werde für immer sein unver söhlicher Feind; Frieden, das heißt, ich gebe Euch Hannover und empfangе dafür

*) Napoleons eigene Worte. Siehe: *Fragments inédits*. S. 20.

Neuschâtel, Wesel und Anspach. Nun, entscheiden Sie sich rasch, ich bin des langen Zögerns und Hinhaltens müde, ich will endlich Entscheidung und Sie werden das Zimmer nicht eher verlassen, als bis ich dieselbe habe! Sie haben Zeit genug gehabt, zu bedenken und zu überlegen, entscheiden Sie sich. Sagen Sie also kurz und schnell, was wollen Sie: Krieg oder Frieden?

Sire, sagte Haugwitz flehend, was kann denn Preußen anders wollen, als Frieden mit Frankreich?

Wahrhaftig, und es ist ein schönes Geschäft, was Ihr da macht, rief Napoleon. Neuschâtel ist für Preußen ein verlornes Posten, über den es überdies nur oberflächliche Hoheitsrechte hat. Ihr empfangt also dafür, für Wesel und für Anspach mit seinen viermalhunderttausend Einwohnern das Euch so bequeme Königreich Hannover mit mehr als einer Million Einwohnern! Ich glaube, Preußen kann mit seinem neuen Arrondissement zufrieden sein!

Sire, sagte Haugwitz, es wird besonders zufrieden sein, wenn es sich die treue und mächtige Freundschaft Frankreichs erwerben, und auf immer bewahren kann.

Auf mein Wort können Sie rechnen, rief der Kaiser, ich bleibe meinen Feinden, wie meinen Freunden treu. Jene zerschmettere ich, diese fördere ich, wo sich mir die Gelegenheit bietet. Wir wollen uns übrigens gegenseitig beweisen, daß es Ernst ist mit diesem neuen Bündniß, und wir wollen die Bedingungen desselben schon heute schriftlich festsetzen. Der Großmarschall Duroc hat meine Weisungen bereits erhalten, und er wird Ihnen die einzelnen Punkte des Angriffs- und Vertheidigungsbündnisses zwischen Frankreich und Preußen vorlegen. Ich bitte Sie, sich zu ihm zu begeben und mit ihm das Nöthige zu besprechen, damit wir dann das Actenstück unterzeichnen. Gehen Sie, mein lieber Graf, und nehmen Sie zuerst meinen Glückwunsch, Sie haben in dieser Stunde Preußen einen wichtigen Dienst geleistet, Sie haben es vom Verderben errettet. Ich würde es wie ein Spielzeug in meiner Hand zerbrochen haben, wenn Sie meine Freundschaft zurückgewiesen hätten. Gehen Sie, der Großmarschall erwartet Sie!

Er nickte dem betäubten, verwirrten Grafen einen Abschiedsgruß

zu, und wandte sich wieder nach seinen Karten hin, auf diese Weise dem Grafen Haugwitz jede Möglichkeit weiterer Erörterungen abschneidend. Dieser seufzte tief auf, und rückwärts gehend, wandte er sich langsam der Thür zu.

Napoleon beachtete ihn gar nicht weiter, er schien ganz in seine Karten und Pläne vertieft zu sein, nur als die Thür sich langsam hinter dem Grafen schloß, sagte er leise: er wird das Bündniß unterzeichnen, und damit ist Oesterreichs letzte Hoffnung gefallen! Jetzt werde ich in Preßburg entschiedener auftreten, und Oesterreich wird mir alle meine Bedingungen erfüllen, es wird mir die Niederlande, Venedig und Toskana abtreten müssen, denn jetzt kann es nicht mehr auf eine bewaffnete Dazwischenkunft Preußens rechnen.*)

VII.

Judith und Holofernes.

Napoleon war noch immer mit seinen Karten beschäftigt, und veränderte bald hier, bald dort den Stand der Nadeln. Zuweilen ward

*) Das Angriffs- und Vertheidigungsbündniß zwischen dem Kaiser von Frankreich und dem König von Preußen kam ganz so zu Stande, wie Napoleon es gewollt hatte. Graf Haugwitz, ohne weitere Instruktionen von seinem Chef einzuholen, unterzeichnete es am 15. December, an demselben Tage, an welchem er, dem Vertrag von Potsdam gemäß, Napoleon die Kriegserklärung Preußens übergeben sollte. Durch den Abschluß dieses Bündnisses kam Oesterreich allerdings in die äußerste Bedrängniß, und sah sich gezwungen, die demüthigenden Bedingungen Napoleons anzunehmen, und am 26. December 1805 den „Frieden von Preßburg“ zu unterzeichnen. Dieser beraubte Oesterreich seiner schönsten Provinzen, mit denen Frankreich, Baiern, Württemberg und Baden sich bereicherten. — Preußen erhielt freilich durch den Vertrag mit Frankreich das Königreich Hannover, aber dies war doch nur ein illusorisches Besitztum, das sich Preußen jedenfalls erst mit dem Schwert in der Hand von England erkämpfen mußte.

er in seinen Studien unterbrochen von Courieren, die neue Depeschen aus Preßburg oder Frankreich brachten, und er lehrte immer wieder zu seinen Karzen zurück, und sein Finger, der über dieselbe hinfuhr, löschte, wie der Finger Gottes, Königreiche und Grenzen aus, um neue Länder und neue Staatenhäupter mit seinem Winken erstehen zu lassen.

Der Abend dunkelte bereits herauf, und der Kaiser weilte noch immer in seinem Cabinet. Mehrmals schon hatte sich die Thür leise geöffnet, und der Kammerdiener Constant hatte mit spähenden Augen herein geschaut. Aber immer wieder, wenn er den Kaiser so eifrig beschäftigt gesehen, hatte er sich vorsichtig und unhörbar wieder zurückgezogen. Endlich indeß schien er des langen Wartens und Zauderns müde; statt diesmal wieder sich zurückzuziehen, trat er ein und ließ die Thür geräuschvoll in's Schloß fallen.

Dieses Geräusch machte, daß der Kaiser heftig emporschaute. Nun, Constant, was giebst? fragte er.

Sire, flüsterte Constant leise, als fürchte er, die Wände könnten ihn belauschen, Sire, die fremde Dame ist schon seit einer Stunde hier, und wartet auf die versprochene Audienz.

Ah, die Gräfin oder Prinzessin, rief Napoleon leicht hin, die närrische Person, welche behauptet mich früher gehaßt zu haben, mich jetzt zu lieben?

Sire, sie spricht mit schwärmerischer Begeisterung von Ew. Majestät!

Ah bah, die Frauen lieben es, sich für irgend Jemand zu begeistern, und ihr Herz in irgend einer Schwärmerie aufzubauschen! Würden sonst wohl so viele Weiber ins Kloster gehen, und den Herrn Christum ihren Bräutigam nennen? Aber wie heißt denn die Dame eigentlich, der es gefallen hat, sich für mich zu begeistern?

Sire, ich glaube, sie hat die einzige Bedingung gemacht, daß Ew. Majestät nicht nach ihrem Namen fragten!

Der Kaiser runzelte die Stirn. Und man will mich bereben, die Namenlose zu empfangen? Wer weiß, welch' eine Abenteuerin und Intriguantin sich da bei mir einschleichen möchte, und in was für Zwecken sie kommt?

Sire, einer der treuesten Anhänger und Bewunderer Ew. Majestät,

der Herr von Brandt, österreichischer Major außer Dienst, bürgt für sie, und —

In diesem Augenblick ward die Thür heftig geöffnet, und der Großmarschall Duroc trat ein.

Ah, Ew. Majestät sind noch hier? rief er freudig. Ew. Majestät haben also die fremde Dame noch nicht empfangen?

Nun, und was kümmert Dich das? fragte Napoleon lächelnd. Bist Du etwa eifersüchtig? Diese Dame soll sehr schön sein!

Sire, sagte Duroc feierlich, und wenn sie so schön wäre, wie Cleopatra, so dürfen Ew. Majestät sie doch nicht empfangen!

Ich dürfte nicht? fragte Napoleon in strenger Betonung. Wer wollte es mir verbieten?

Sire, die heilige Pflicht, welche Sie haben, sich Ihren Völkern, Ihrem Reiche zu erhalten. Diese Dame, welche sich mit so leidenschaftlicher Heftigkeit in die Nähe Eurer Majestät drängt, ist eine gefährliche Intrigantinn, eine entagirte Feindin Frankreichs und Eurer Majestät.

Napoleon warf einen triumphirenden Blick auf Constant hin, welcher bleich und bebend an der Wand lehnte. Nun, fragte er, willst Du sie noch vertheidigen?

Dann, ohne Constant's Antwort abzuwarten, wandte er sich wieder an den Großmarschall. Und woher haben Sie diese Nachrichten?

Sire, der Commandant von Wien, Herr von Vincennes, ist so eben in größter Eile hier angekommen. Sein Pferd fiel halbtodt zur Erde, als er in den Hof sprengte. Er fürchtete, schon zu spät zu kommen.

Wie denn, zu spät?

Zu spät, um Ew. Majestät vor dieser Dame zu warnen, welche offenbar gekommen ist, um ein frevelhaftes Unternehmen auszuführen.

Ah bah, wollte sie mich etwa erworden?

Sire, Herr von Vincennes behauptet das!

Ah, rief Napoleon, sich wieder zu Constant umwendend, hast Du mir nicht gesagt, daß sie mich schwärmerisch liebt? Ist der Commandant noch da?

Ja Sire, er fragt an, ob er die Dame nicht sogleich verhaften und sie einem strengen Gehör unterwerfen soll?

Napoleon schwieg einen Moment, und schien sich zu bedenken. Constant, sagte er dann, rufen Sie Herrn von Vincennes hierher, ich will ihn selber sprechen.

Constant stürzte fort in den Borsaal, und kehrte nach einer Minute zurück, um den Commandanten von Wien, Herrn von Vincennes, einzuführen.

Napoleon ging ihm hastig entgegen. Sie sind gekommen, um mich zu warnen? fragte er rasch. Was haben Sie für Gründe zu dieser Warnung?

Sire, die allerdringendsten Verdachtgründe. Diese Dame wird, seit ich in Wien bin, von meinen Agenten beobachtet und bewacht, weil sie der geistige Mittelpunkt aller gefährlichen und feindlichen Elemente Wiens ist. Alle Feinde Eurer Majestät, alle sogenannten deutschen Patrioten versammeln sich in ihrem Hause, und wenn wir sie also genau überwachten, wußten wir so ziemlich Alles, was unsere Feinde unternahmen und thaten. Es war daher nothwendig, in ihrem Hause selbst einen Agenten für uns zu finden, der mir täglich Bericht abstattete, und ich war so glücklich, die Gesellschafterin der Dame für unsere Interesse zu gewinnen.

Womit bestachen Sie sie? fragte Napoleon. Mit Liebe oder mit Geld?

Sire, Gott sei Dank, bedurfte es nur des Geldes.

Der Kaiser lächelte. Die Person ist also alt und häßlich.

Sehr häßlich, Sire.

Und sie haßt ihre Herrin, weil sie schön ist? Denn nicht wahr, sie ist sehr schön?

Außerordentlich schön, Sire, ein bezauberndes Weib, und also um desto gefährlicher.

Napoleon zuckte die Achseln. Fahren Sie fort in Ihrem Bericht. Sie hatten also die Gesellschafterin für Geld gewonnen?

Ja, Sire, sie führte ein genaues Journal über jeden Tag und jede Stunde, und überbrachte mir jeden Abend dasselbe. Seit einigen

Tagen schien ihr das Benehmen ihrer Herrin besonders auffallend, sie beobachtete sie deshalb genauer, und meine übrigen Agenten folgten ihr, sobald sie ihr Hôtel verließ, in mancherlei Verkleidungen und auf jedem Schritt. Alle Anzeichen waren verdächtig genug und ließen darauf schließen, daß sie irgend ein Attentat beabsichtige. Aber ich errieth noch nicht, auf wen sich dasselbe richten werde. Da kommt vor zwei Stunden die Gesellschafterin, um mir ihr Journal zu bringen und mir zu berichten, daß ihre Herrin soeben mit dem Major von Brandt ihr Hôtel verlassen habe, und daß sie nach den letzten Reden ihrer Dame vermuthen müsse, sie habe sich nach Schönbrunn zu Ew. Majestät begeben. Eben, wie ich noch überlegte, was zu thun sei, kam ein anderer meiner Agenten, welcher den speciellen Auftrag hatte, den Herrn von Brandt zu beobachten, denn obwohl dieser außerordentlich ergeben erscheint, traue ich ihm doch nicht.

Und daran thun Sie sehr wohl, sagte Napoleon streng, Verräthern darf man niemals trauen, und dieser Herr von Brandt ist ein Verräther, da er uns, den Feinden seines Vaterlandes, anhängt. Was für Nachrichten brachte Ihr Agent?

Sire, mein Agent ließ durch einen seiner Leute, der ein sehr geschickter Taschendieb ist, dem Major seine Brieftasche stehlen, als er eben in das Hôtel der Dame gehen wollte.

Wahrhaftig, sagte Napoleon heiter, Ihre Agenten machen ihre Sache gut. Was fanden Sie in dem Taschenbuch? Liebesbriefe, unbezahlte Rechnungen, nicht wahr?

Nein, Sire, ich fand darin ein wichtiges Document, eine Versicherung, der gemäß die Dame dem Major, wenn er ihr eine Audienz bei Ew. Majestät verschafft, für jede Minute der Dauer derselben ein Goldstück zahlt.

Napoleon lachte. Die Dame ist also reich wie Erösus? fragte er

Ja, Sire, man sagt, daß die Prinzessin —

Prinzessin, was für eine Prinzessin?

Sire, die Dame, welcher Ew. Majestät eine Audienz bewilligt haben, ist ja die Prinzessin von Eybenberg.

Prinzessin von Eybenberg, wiederholte Napoleon sinnend. Habe Mühsach, Napoleon. 1. Bd.

ich denn diesen Namen nicht schon einmal gehört? Ja, jetzt entsinne ich mich, sagte er nach kurzer Pause leise, wie zu sich selber, die Agentin des Grafen von Provence, welche mir damals den Brief brachte, und die ich aus Paris entfernte.

Haben Sie das Tagebuch der Gesellschafterin und die übrigen Papiere bei sich? fragte er dann den Commandanten.

Zu Befehl, Sire, hier sind sie Alle, erwiderte Herr von Vincennes, einige Papiere aus seinem Busen hervorziehend. Hier ist auch die seltsame Verschreibung der Prinzessin.

Geben Sie her, sagte Napoleon, und die Papiere nehmend, blätterte er in ihnen, und las hier und da einige Zeilen. Wahrhaftig, sagte er dann, diese Geschichte ist pikant, und sie fängt an, mich zu reizen. Constant, wo ist die Dame?

Sire, Herr von Bauffet hat sie in das kleine Empfangszimmer Eurer Majestät gebracht und dort wartet sie.

Gut, sagte Napoleon, sie hat lange genug gewartet, und sie möchte ungeduldig werden. Ich will also zu ihr gehen.

Aber, Sire, doch nicht allein? fragte Duroc ängstlich. Ew. Majestät werden mir doch erlauben, Sie zu begleiten?

Ah, Du bist neugierig, die gepriesene Schönheit zu sehen? fragte Napoleon lachend. Ein anderes Mal, Herr Großmarschall, diesmal gehe ich allein. Bedenken Sie nur, daß die schöne Prinzessin mich leidenschaftlich liebt, und daß es sie also tödtlich beleidigen müßte, wenn ich zu einem Rendezvous mit ihr nicht allein läme.

Er that einige Schritte vorwärts nach der Thür hin. Aber jetzt stürzte Constant zu ihm hin, und vor ihm niederknieend, rief er mit vor Angst zitternder Stimme: Sire, haben Ew. Majestät Erbarmen mit mir! Setzen Sie Ihr so kostbares Leben nicht in Gefahr! Geben Sie mein armes Herz, welches Ew. Majestät anbetet, nicht ewiger Verzweiflung Preis! Ich war es, der es zuerst wagte, Ew. Majestät zu bitten, diese Dame zu empfangen. Jetzt, Sire, beschwöre ich Ew. Majestät auf meinen Knien, empfangen Sie diese Dame nicht!

Ich wage es, Sire, meine Bitten mit denen Constant's zu vereinigen, sagte Duroc lebhaft. Sire, empfangen Sie diese Dame nicht.

Gestatten Ew. Majestät mir vielmehr, sie sogleich zu verhaften, rief Herr von Vincennes.

Napoleon ließ seine flammenden Blicke lächelnd von einem Gesicht zum andern wandern. Wahrhaftig, sagte er, wenn man Euch hört, sollte man vermeinen, diese Schöne sei eine Pulvermine und man brauche sie nur zu berühren, um in die Luft zu fliegen und zerschmetterert zu werden! Beruhigt Euch, wir werden wohl noch mit dem Leben davon kommen. Ihr habt mich gewarnt, und ich werde auf meiner Huth sein. Kein Wort, keine Bitten weiter! Mein Entschluß ist gefaßt, ich will diese Schöne sehen, und zwar allein!

Sire, rief Constant ängstlich, wenn nun diese Wahnsinnige, indem Ew. Majestät zu ihr eintreten, ein Pistol auf Ihr Haupt abdrückte?

So würden die Kugeln wirkungslos vor mir niederfallen, oder das Pistol würde versagen, rief Napoleon mit dem vollsten Ton der Ueberzeugung. Das Schicksal hat mich nicht hierher gestellt, um von eines Muechelmörders Händen zu fallen! Gehen Sie, meine Herren, und nehmen Sie meinen Dank für Ihren Eifer und Ihre Theilnahme. Herr von Vincennes, lehren Sie nach Wien zurück, Ihre Papiere behalte ich hier. Ist Graf Haugwitz noch bei Ihnen, Duroc?

Ja, Sire, wir waren mit Abfassung des Vertrages und dessen einzelnen Paragraphen beschäftigt, als Herr von Vincennes mich rufen ließ.

Rehren Sie zu dem Grafen zurück, und Du, Constant, gehe zu dem Herrn von Brandt, und zähle mit ihm die Minuten, welche seine Dame in meiner Gesellschaft zubringt. Es ist möglich, daß er sehr viel Goldstücke verdient, denn ich denke die interessante Schöne nicht sogleich wieder zu entlassen.

Er nickte leicht mit dem Kopf, und rasch das Cabinet durchschreitend, trat er durch die Thür, welche Constant ihm öffnete. Hastigen Schrittes, und ohne weiter zu überlegen und zu sinnern, durchschritt er die beiden großen Empfangsäle, und öffnete dann die Thür zu dem kleinen Salon, in welchem, wie Constant gesagt, die Dame ihn erwartete.

Einen Moment blieb er auf der Schwelle stehen, und seine bren-

nenden Blicke wandten sich auf Mariane hin, welche bei seinem Eintreten sich von dem Lehnstuhl erhoben hatte, auf welchem sie gesessen.

Es ist wahr, murmelte Napoleon leise vor sich hin, sie ist wirklich schön!

Er that einige Schritte vorwärts, dann, als erinnere er sich jetzt erst, daß er die Thür hinter sich weit offen gelassen, kehrte er um, und schloß die Thür. Sie wollen mich doch ohne Zeugen sprechen, nicht wahr? fragte er, sich Mariane nähernd.

Sire, das Wort der Liebe und der Anbetung verstummt gar leicht vor fremden Ohren, flüsterte Mariane, ihn mit einem flammenden Blick ansehend.

Napoleon lächelte. Nun, warum haben Sie denn versäumt, mir vorher das Wort der Liebe und der Anbetung zwischen die Schultern zu schreiben? fragte er. Ich kehrte Ihnen ja absichtlich den Rücken zu, ich wollte Ihnen Gelegenheit geben, Ihre heroische That auszuführen.

Wie? rief Mariane mit dem Ausdruck des Entsetzens, Ew. Majestät zweifeln an mir?

Nein, sagte Napoleon lachend, ich zweifle gar nicht an Ihnen, ich bin vielmehr meiner Sache ganz gewiß! Ich weiß, daß Sie hierher gekommen sind, um die Bibel, deren Wahrheit man oft bezweifelt hat, in die Wirklichkeit zu übersetzen. Sie beabsichtigten, das Capitel von der Judith und dem Holofernes zu einer Tragödie unserer Zeit zu machen. Aber, wenn Sie auch schön und verführerisch sind, wie die Judith es war, so bin ich doch kein Holofernes, welcher sich von seiner Leidenschaft beherrschen läßt, und in den Armen eines Weibes der nöthigen Klugheit vergift. Ich bin niemals Slave meiner Leidenschaften gewesen, Madame, und es ist nicht genug, daß ein Weib schön sei, um mein Herz gewinnen zu können, ich muß sie auch achten können, und ich würde niemals ein Weib hochachten können, welches den Ueberwinder ihres Vaterlandes liebt. Sie sehen also, daß ich kein Holofernes bin, und daß ich Ihnen meine Arme nicht geöffnet hätte, wenn ich Sie für eine verlorene Tochter Ihres Vaterlandes halten müßte. Aber ich weiß, daß Sie eine Patriotin sind, und das ändert die Sache, ich weiß, daß ich Sie hochachten darf, und ich sage

daher nicht, daß ich Sie nicht auch lieben kann, denn es ist wahr, Sie sind bezaubernd schön.

Sire, sagte Mariane glühend, wenn Sie mich nur empfangen haben, um mich zu beleidigen und zu verhöhnen, so bitte ich, daß Sie mir erlauben, zu gehen!

Nein, ich habe Sie empfangen, weil ich Ihnen einen guten Rath geben wollte, sagte Napoleon ernst, ich bitte Sie also zu bleiben. Sie müssen Ihre Dienerschaft besser wählen, Madame, Sie müssen ihr weniger vertrauen, und argwöhnlicher gegen sie sein, denn Sklaven-seelen sind leicht zu verführen, und das Geld ist ein Magnet, dem sie nicht widerstehen. Ihre Gesellschafterin ist eine Verrätherin, hüten Sie sich vor ihr!

Sie hat mich also verläumbet und verdächtigt? fragte Mariane mit bebenden Lippen.

Nein, sie hat Sie nur verrathen, sagte Napoleon lächelnd. Selbst der Brillantring, den Sie ihr beim Abschied überreichten, hat ihr Herz nicht gerührt. Wissen Sie noch, was Sie zu ihr sagten, indem Sie ihn ihr gaben?

Sire, wie soll ich das noch wissen? fragte Mariane.

Nun, ich will es Ihnen sagen, rief Napoleon, indem er die Papiere, welche Herr von Vincennes ihm gegeben, und die er noch immer, zu einer kleinen Rolle zusammengefügt, in der Hand gehalten, auseinander schlug. Hier steht es. Sie sagten: „Ich weiß, Sie sind eine gute und begeisterte Oesterreicherin, Sie hassen gleich mir den Tyrannen, der uns unterjochen will, Sie werden die Hand segnen, welche ihm Stillstand gebietet, und ihn aufhält in seinem Siegeslauf.“ Nun, war's nicht so, Madame?

Mariane antwortete nicht, ihre Wangen waren bleich, ihre Augen starrten entsetzt zu dem Kaiser hin, der sie lächelnd betrachtete.

Einen Moment vorher hatten Sie einen glänzenden Gegenstand in Ihrem Busen verborgen, fuhr Napoleon fort. Dieser Gegenstand, den Ihre Gesellschafterin nicht genau erkannte, war ein Dolch, den Sie heute Vermittag gekauft hatten. Wollen Sie wissen, wo? — Er blickte wieder in die Papiere und sagte dann: Sie kauften diesen Dolch in

einer Waffenhandlung am Kohlmarkt und zahlten vier Ducaten dafür. Sie tragen diesen Dolch jetzt bei sich, wahrhaftig, er nimmt eine beneidenswerthe Stelle ein, und ich könnte auf ihn eifersüchtig sein. Warum ziehen Sie ihn nicht hervor, und geben ihm die Stelle, welche Sie ihm bestimmt haben? Glauben Sie etwa, was so viele Thoren von mir gesagt haben, daß ich ein Panzerhemd trage? Ich gebe Ihnen mein kaiserliches Wort, meine Brust ist unbewehrt, und eine Dolchspitze wird keinen Widerstand finden, wenn sie überhaupt meiner Brust sich nähern kann. Versuchen Sie es doch!

Mariane, welche, während der Kaiser sprach, wie vernichtet auf einen Sessel niedergefunken war, erhob sich jetzt rasch. Sire, sagte sie stolz, es ist genug. Ihre Beamten erwarten mich ohne Zweifel schon in dem nächsten Gemach, um mich als eine Verbrecherin zu verhaften! Erlauben Sie, daß ich hingehe, mich ihnen zu übergeben!

Sie wollte sich der Thür zuwenden, aber Napoleon faßte ihre Hand und hielt sie zurück. Nicht doch, sagte er, unsere Zusammenkunft ist noch nicht beendet, sie dauert ja kaum funfzehn Minuten, bedenken Sie also, daß Herr von Brandt dann nur funfzehn Goldstücke bekäme. Ah, Sie sehen mich erstaunt an. Sie wundern sich, daß ich auch das weiß? Ich bin indeß kein Zauberer, und die Sache geht ganz natürlich zu. Sehen Sie da die Verschreibung, die Sie dem Herrn von Brandt gegeben haben!

Er reichte Marianen das Papier dar, sie nahm es nicht, sondern betrachtete es nur mit einem flüchtigen Blick. Ew. Majestät sehen daraus, wie glühend mein Wunsch war, Ihnen nahen zu dürfen, sagte sie. Hätte Herr von Brandt mein halbes Vermögen für diese Audienz bei Ew. Majestät verlangt, ich würde es ihm mit Freuden gewährt haben, denn eine Stunde des Zusammenseins mit Ew. Majestät ist mehr werth, als alle Schätze der Welt.

Und doch wollten Sie mich jetzt eben schon verlassen? rief Napoleon vorwurfsvoll. Wie ungroßmüthig das gegen Ihren Freund gewesen wäre, der mit Constant im Vorzimmer steht und mit der Uhr in der Hand seine Goldstücke berechnet. Wir wollen großmüthig sein, wollen ihm drei Stunden bewilligen. Drei Stunden, das ist eine

hübsche Zeit für ein Rendezvous; wenn Sie mich alsdann verlassen, werden Sie Herrn von Brandt einhundert und achtzig Louisd'or zahlen und ich werde die Gratulationen meiner Vertrauten annehmen.

Marianen's Augen flammten auf in Zorn und eine Purpurgluth übersflog jetzt ihre Wangen. Sire, rief sie fast drohend, rufen Sie Ihre Beamten, lassen Sie mich als eine Verbrecherin verhaften, lassen Sie mich tödten, wenn ich es verdient habe, nur lassen Sie mich fort von hier.

Ah, der Tod wäre Ihnen also lieber, als daß man glauben könnte, Sie hätten mir ein dreistündiges Liebesrendezvous bewilligt? fragte Napoleon. Freilich, dies Rendezvous, wenn es friedlich ausläuft und ohne den Glanz, den Sie in Ihrer Rolle als Judith sich davon versprochen, bringt Sie in Mißcredit bei Ihren Freunden! Ihre Partei wird Ihnen mißtrauen, wenn sie erfährt, daß Sie, nachdem Sie drei Stunden bei mir gewesen sind, mitten in der Nacht Schönbrunn verlassen haben, ohne daß man mich erdolcht auf meinem Lager gefunden hat. Ich kann Ihnen diese Demüthigung nicht ersparen, aber sie soll die einzige Strafe sein, die ich Ihnen auferlege. Sie bleiben hier!

Sire, lassen Sie mich fortgehen, rief Mariane, und ich schwöre Ihnen, daß ich niemals wieder wagen will, Ihnen zu nahen, ich schwöre, daß ich in irgend einem stillen Winkel in Zurückgezogenheit leben will, fern von dem Getreibe und der Bewegung der Welt.

Ah, die Welt würde es mir nie verzeihen können, wenn ich sie auf diese Weise ihrer schönsten Zierde beraubt hätte, sagte der Kaiser lächelnd. Sie sind zu schön, um im Dunkeln und in der Verborgenheit leben zu können. Sie werden mir jetzt drei Stunden schenken, und es steht Ihnen frei, die ganze übrige Zeit Ihres Lebens aller Welt zu sagen, daß Sie mich hassen, vorausgesetzt, daß man dann auch an Ihren Haß glauben mag!

Sie wollen mir also nicht gestatten, mich zu entfernen? fragte Mariane mit bebenden Lippen. Sie wollen, daß ich hier bleibe?

Nur drei Stunden, Madame, dann mögen Sie gehen! Lassen Sie uns diese Zeit benutzen und ehrlich und offen zu einander sprechen. Vergessen Sie, wo wir sind, denken Sie, wir wären zwei Partei-

häupter, die sich auf neutralem Boden begegneten und mit achtungsvoller Offenheit einander die Wahrheit sagten, um dadurch vielleicht den Frieden zu vermitteln. Nun also, sagen Sie ehrlich: Hassen Sie mich wirklich so sehr, daß Sie hierher kommen wollten, mich zu ermorden?

Sie fordern Wahrheit von mir, rief Mariane mit zornblickenden Augen, nun denn, Sie sollen sie von mir vernehmen! Ja, ich hasse Sie, ich habe Ihnen damals in Paris, als Sie mich wie eine Verbrecherin transportiren ließen, glühenden und unverhnllichen Haß geschworen, und treu meinem Schwur kam ich hierher, um ein Werk zu vollbringen, welches für Deutschland, ja für die ganze Welt eine Wohlthat sein würde. Ja, ich wollte Sie ermorden, ich wollte die Welt von dem Tyrannen befreien, der sie in Ketten legen will. Ja, ich hatte einen Dolch in meinem Busen verborgen, um gleich der Jubith Sie zu tödten. Wäre mein Werk gelungen, so würde die Welt mich gesegnet und meinen Namen unter die Sterne erhoben haben, jetzt, da es mißlungen ist, wird man mich verhöhnen und verspotten. — Jetzt habe ich Ihnen die Wahrheit gesagt und damit Sie nicht daran zweifeln, sehen Sie hier den Dolch, der für Ihre Brust bestimmt war und den ich jetzt zu Ihren Füßen niederschleudere als die Drachensaat, aus der einst für unsere Sache bewaffnete Krieger hervorst wachsen werden, um gegen Sie zu kämpfen.

Sie zog den Dolch aus ihrem Busen hervor und warf ihn mit einer wilden Bewegung zu Napoleons Füßen nieder. Sire, fragte sie dann mit flehender Stimme, werden Sie mich noch nicht verhaften lassen?

Weshalb? fragte Napoleon. Worte, von schönen Frauenlippen gesprochen, beleidigen niemals, und die Gedanken, welche noch nicht Thaten geworden, strafe ich nicht! Ihre Hände sind rein von jeder Schuld und der einzige Verbrecher, welcher sich hier befindet, ist dieser Dolch. Ich trete ihn unter meine Füße und er hat nicht mehr die Kraft, sich wider mich zu erheben!

Er setzte seinen Fuß auf die blinkende Mordwaffe und schaute die Prinzessin mit durchbohrenden Blicken an. Madame, sagte er, als Sie

das erste Mal zu mir kamen, war es der Graf von Provence, welcher Sie sandte. Damals schickte er mir durch Sie einen Brief. War er es, der mir heute durch Sie einen Dolch sandte?

Nein, beim ewigen Gott, schwöre ich Ihnen, er weiß nichts davon, rief Mariane. Niemand wußte um mein Unternehmen, ich hatte keine Vertrauten und keine Mitschuldigen.

Sie hatten nur Ihren eigenen Haß, Madame, sagte Napoleon finnennd. Weshalb hassen Sie mich denn eigentlich? Was habe ich Euch Allen gethan, daß Ihr Euch von mir wendet?

Weshalb ich Sie hasse? fragte Mariane glühend. Weil Sie gekommen sind, Deutschland in den Staub zu treten, es zu einer französischen Provinz zu erniedrigen und uns um unsere Ehre, unser Recht und unsere Selbstständigkeit zu betrügen! Was Sie gethan haben, daß alle Gutgesinnten sich von Ihnen wenden? Sie haben Ihre heiligsten Schwüre verrathen, Sie sind ein Meineidiger geworden.

Oh, das geht zu weit, rief Napoleon auffahrend. Was hindert mich denn —

Mich verhaften zu lassen? unterbrach ihm Mariane mit trotzigem Stolz, thun Sie es doch!

Nein, ich werde Ihnen diesen Gefallen nicht thun! Reden Sie weiter. Sie stehen mir gegenüber, als wären Sie die Germania selber, welche gekommen, mich anzuklagen! Nun wohl, klagen Sie mich an! Wann habe ich meine Schwüre verrathen?

Von dem Augenblick an, wo Sie die Fahne erhoben im Namen der Republik, welche Sie stürzen wollten, von dem Augenblick an, als Sie die Völker zu sich riefen im Namen der Freiheit, um sich über ihnen zu erheben, als ihr Tyrann und ihr Unterdrücker!

Denen, welche uns die Despotie der Freiheit erhalten wollten, unter welcher Frankreich so lange geblutet und geseufzt hatte, denen war ich ein Tyrann, sagte Napoleon gelassen, denen, welche den unsiinnigen Gedanken hegten, die Bourbonen, unter welchen Frankreich nicht minder lange geblutet und geseufzt hatte, wieder zurückzuführen, denen war ich ein Unterdrücker! Das Geschlecht der Bourbonen hat sich ausgelebt, es ist wie eine ausgebrückte Citrone, deren welke Schaal

man verächtlich bei Seite wirft, weil sie keinen Inhalt und keinen Saft mehr hat. Glaubte man wirklich, ich hätte ein solcher Thor sein sollen, die leere Schaal, welche Frankreich bei Seite geworfen, wieder aufzulesen und sie mit einem Purpurmantel und einer Krone zu bekleiden? Glaubte man, ich hätte, wie diese Bourbonen und wie alle legitimen Fürsten, nichts gelernt aus der Geschichte und mich nicht belehren lassen von den Beispielen, die sie allen Denen entgegen hält, welche Augen haben zu sehen? Ich habe aus der Geschichte gelernt, daß die Fürstentümme vertrocknen, gleich den Baumstämmen, und daß es besser ist, den hohlen ausgetrockneten Stamm mit der Wurzel auszureißen, statt ihn noch langsam hinstechend, dem Boden auf welchem er steht, seine letzten Kräfte aussaugen zu lassen.

Sire, Sie reißen nicht bloß den ausgetrockneten Stamm aus, sondern mit der Art des Tyrannen beraubten Sie diesen Stamm auch seiner frischen, grünen Zweige, rief Mariane.

Ah, Sie meinen den Herzog von Enghien, sagte Napoleon gelassen. Es war ein Act der Politik, welchen ich nicht bereue. Die Bourbonen müssen endlich erkennen, daß sie von mir nichts zu hoffen haben, daß Frankreich sie aufgegeben und sich selber eine neue Zeit schaffen wollte. Ich stand an der Spitze dieser neuen Zeit, und ich mußte die Stelle würdig einnehmen, auf welche die Vorsehung mich gestellt hat. Sie hat mich erwählt zum Gründer einer neuen Dynastie, und ein Tag wird kommen, wo meine Familie die ersten Throne der Welt einnimmt. *)

Das heißt, Sie erklären allen Fürsten den Krieg, rief Mariane.

Den Fürsten, ja, sagte Napoleon, denn sie sind lauter überreife Früchte, welche nur auf die Hand warten, die sie abschütteln soll. Ich werde diese Hand sein, und sie werden vor mir zu Boden fallen, und ich werde über ihnen immer höher emporsteigen. Sie nennen mich einen Eroberer, aber wie könnte ich denn jetzt inne halten, mitten in meinem Werk? Wenn ich jetzt in meinen Eroberungen stille stände, und mein Schwert in die Scheide steckte, was würde ich dann für viele

*) Napoleons eigene Worte. Siehe: Le Normand II. 29.

Arbeit anders gewonnen haben, als ein bißchen Ruhm, ohne mich dem Ziel meines Strebens genähert zu haben? Was nützt es mir, die Kriegsfahel über ganz Europa geschleudert zu haben, wenn ich mich nur damit begnügen wollte, Reiche umgestürzt zu haben, und nicht auf festen Grundlagen mein Reich aufzubauen mich beeilte? Es ist nicht die Geburt, welche Ansprüche auf die Unsterblichkeit verleiht! Der Mann, welcher Muth besitzt, welcher seinem Vaterlande gute Dienste leistet, und sich durch große Thaten verherrlicht, der Mann bedarf keiner Ahnen, denn er ist Alles durch sich selbst.*)

Aber in den Augen der Legitimen bleibt er immer ein Emporkömmling, ein Parvenue, sagte Mariane achselzuckend.

Dann muß er alle Legitimen stürzen und vernichten, sagte Napoleon rasch, damit eine neue legitime Dynastie sich erhebe, deren Begründer er ist. Ich bin der Mann des Schicksals, und ich werde mir eine neue Dynastie begründen, und eines Tages wird ganz Europa nur Ein Reich, Mein Reich sein! Ihr Alle, statt mich zu verwünschen, solltet mich mit Freuden begrüßen, und mich willkommen heißen, als Euren gottgesandten Befreier, der Euch erheben will aus Eurer Erniedrigung und Eurer Schmach. Schaut doch nur um Euch, Ihr Deutschen, und seht, was Ihr an Euren Fürsten, und Euren Regierungen habt! Werdet Ihr regiert durch edle, hochsinnige Fürsten, stehen bedeutende und große Männer an der Spitze Eurer Regierungen? Ich sehe nur Unfähigkeit, Verworfenheit und Käuflichkeit überall in den deutschen Cabinetten! Das System der Protection herrscht da überall, die Stellen sind die Geschenke der Gunst, und nicht die Belohnung des Verdienstes; Intriguen und Bittgesuche führen Unbefähigte zu den ersten Würden des Staats, und die großen Geister, wenn deren existiren, werden in den Schatten zurückgeschoben. Die natürliche Folge davon ist, daß die Männer aufhören ihren Geist zu bilden, daß die Tugenden und die Talente, welche nicht mit einem gerechten Tribut des Ruhms belohnt werden, ihre Stärke und Begeisterung, ja sogar oft ihre Existenz verlieren. Wenn eine Nation nur unfähige Protegirte

*) Napoleons eigene Worte. Siehe: Le Normand: Mémoires II. 49.

und künſtliche Intriquanten an der Spitze ihrer Adminiſtrationen und ihrer Armeen ſteht, wie ſoll ſie da in Freudigkeit gedeihen, ihren Wohlſtand vermehren und ſich Siege erkämpfen! Wehe dem Volk, das ſich von ſolchen Miniſtern beherrſchen, und von ſolchen Generalen vertheidigen läßt, wie ich ſie in Deutſchland überall gefunden. Als der Mann des Schickſals bin ich gekommen, ihm meine Hand, meinen Mund und mein Herz zu weihen, um es von ſo laſterhaften Inſtitutionen zu befreien und zu erlöſen von ſeiner ſchmachvollen Kette!*)

Und ihm noch ſchmachvollere unzuſchrieben, rief Mariane mit zornbligenden Augen, denn auf der Welt giebt es nicht Schmachvolleres, als wenn die Völker ſich einem fremden Barbaren unterwerfen, und ihrem Ueberwinder demüthig die Häſe läſſen, ſtatt ihn zu verjagen mit der Majestät ihres Zorns. Wenn Sie, ein zweiter Attila, weiter ſchreiten mit Ihrem würgenden Schwert, ſo iſt es um Europa geſchehen und alle Würde der Völker, alle Mittelpunkte wiſſenſchaftlicher Bildung, alle Hoffnungen der Humanität ſind verloren! Denn die Völker können nur Großes leiſten und Großes ſchaffen, wenn ſie ſelbſtändig ſind, und die Freiheit ſelbſt kann ihnen nichts nützen, wenn ſie ſie als Gnadengeſchenk ihres Eroberer hinnehmen ſollten!

Die Erde muß nur Einen Herrſcher haben, wie der Himmel nur Einen Gott hat, ſagte Napoleon feierlich. Ich habe mein Werk erſt begonnen, es iſt noch nicht vollendet! Bis jezt iſt erſt Frankreich, Italien, die Schweiz und Holland meinem Scepter unterworfen, aber mein Ziel geht weiter. Und wer will es mir wehren, wenn ich mich Weſtphalens, der hanſeatſchen Städte und Roms bemächtige, wenn ich ferner die illyriſchen Provinzen, Sardinien und Portugal mit Frankreich, vereinige? Ich weiß noch nicht, wo ich die Grenzen meines Reichs feſtſetzen ſoll. Vielleicht wird es niſt keine andern Grenzen als den weiten Raum der beiden Welttheile haben, vielleicht werde ich, gleich dem Americus Veſpucius und dem Columbus, mir den Ruhm erwerben, mir noch einen dritten Welttheil entdeckt und erobert zu haben!**)

*) Napoleons eigene Worte. Le Normand II. 39.

(**) Napoleons eigene Worte. Le Normand: Mémoires II. 69.

Und wenn Sie eine dritte neue Welt entdecken, rief Mariane, so wird es Gott vielleicht fügen, daß aus dieser neuen Welt der Rächer der beiden alten entstehe, und das er mit der Donnerstimme Jehovah's Ihnen zurufe: Hier sind die Grenzen Deines Reiches! Bis hierher und nicht weiter!

Ich würde aber nicht zurückweichen, sagte Napoleon lächelnd, sondern ich würde vorwärts schreiten, um mit dem Gottgesandten zu kämpfen um mein gutes Recht, denn auch ich bin ein Gottgesandter, ein auserlesener Sohn des Himmels, und wenn es für mich ein Mißgeschick giebt, so ist es nur dies, daß ich zu spät gekommen bin. Die Menschen sind zu aufgeklärt, oder zu nüchtern, es läßt sich daher nichts Großes mehr ausführen!

Ah, das sagen Sie, rief Mariane, Sie, dessen Schicksal ein so glänzendes und erhabenes ist? Sie, der Sie einst ein einfacher Artillerie-Officier waren, und jetzt als Kaiser auf einem mächtigen Thron dastehen?

Ja, sagte Napoleon leise, wie zu sich selber, ich gestehe es zu, meine Carrière ist glänzend genug gewesen, ich habe einen schönen Weg gemacht! Aber welcher Unterschied zwischen mir und den Heroen des Alterthums? Wie viel glücklicher war Alexander! Nachdem er Asien erobert hatte, erklärte er sich für den Sohn Jupiters, und der ganze Orient glaubte es ihm, mit Ausnahme des Olympias, der wohl wußte, woran er sich zu halten hatte, mit Ausnahme ferner des Aristoteles und einiger anderer atheniensischer Bedanten! Wenn ich aber, der ich mehr Eroberungen und Siege aufzuweisen habe, als Alexander, wenn ich mich heute für den Sohn des ewigen Vaters erklären, und ihm unter diesem Titel mein Dankopfer darbringen wollte, so würde es kein Fischweib geben, das nicht auf meinem Wege hinter mir herlachte. Die Völker sind zu aufgeklärt und zu nüchtern, es läßt sich nichts Großes mehr ausführen.*)

Es wird ein Tag kommen, Sire, wo die Völker aufstehen, und

*) Napoleons eigene Worte. Siehe: *Mémoires Maréchal du Duc de Raguse*. II. 243.

Ihnen beweisen werden, daß sie Großes ausführen und vollbringen können!

Und an diesem Tage werden sie mich in den Staub treten, nicht wahr? fragte Napoleon mit einem fast mitleidsvollen Lächeln. Hoffen Sie nicht zu viel auf diesen Tag, denn Ihre Hoffnung könnte Sie täuschen. Ich habe mich so frei und offen zu Ihnen ausgesprochen, fuhr er fort, indem er aufstand, weil ich wußte, daß, indem ich zu Ihnen rede, ich durch Sie zu den Auserwähltesten, Edelsten und Besten Ihrer Nation rebete, und weil ich wünschte, von diesen verstanden und begriffen zu werden. Gehen Sie also hin und wiederholen Sie ihnen meine Worte, wiederholen Sie sie auch denen, welche vermeinen, daß ihnen der Thron gebühre, den ich mir aufgerichtet, und daß die Tricolore wieder eines Tages durch die Lilien verdrängt werden müßte. Gehen Sie hin, Madame, und sagen Sie diesen legitimistischen Schwärmern, die Lilien seien so beschmutzt von dem Elend und dem Blut Frankreichs, daß Niemand sie dort wieder erkennen wolle, und daß Jeder vor ihrem Leichenduft und ihrer Verwufung zurückschaudere! Die Reiche und die Dynastien haben, wie die Blumen, Einen Tag der Blüthe; der Tag der Bourbonen ist vorüber, sie sind verwelkt und abgefallen! Sagen Sie das denen, welche sie einst gewiß und heute vielleicht zu mir gesandt haben. Wenn Sie ihnen dann ferner die Scene des heutigen Tages erzählen, so mögen sie freilich beklagen, daß das Schicksal Ihnen nicht gestattete, ein Judith zu sein, aber sie werden wenigstens zugestehen müssen, daß ich kein Holofernes bin! Denn obwohl das schönste Weib meiner Feinde in mein Lager kam, mich zu besuchen, hat sie mich doch nicht getödtet, und ihr Dolch liegt zu meinen Füßen! Ich werde ihn als Andenken bewahren, und der Groß-Marschall Duroc, und der Herr von Brandt, und mein Kammerdiener Constant, welche Sie im Vorzimmer erwarten, werden glauben, daß dieser Dolch ein Erinnerungspfand Ihrer Liebe und einer schönen Stunde meines Lebens ist. Wir wollen sie nicht enttäuschen! Leben Sie wohl, Madame!

Er ließ Marianen nicht Zeit zu einer Antwort, sondern nahm die

silberne Handklingel und schellte so heftig und so laut, daß Constant ganz erschrocken und ängstlich in der Thür erschien.

Constant, sagte der Kaiser, führe Madame zu ihrem Wagen, sie wird nach Wien zurückkehren, und was den Herrn von Brandt anbetrifft, so sage ihm, die Prinzessin habe mir erlaubt, ihr Säckelmeister zu sein, und statt ihrer ihm die glücklichen Minuten unsers Zusammenseins zu bezahlen.

Sire, rief Mariane entsetzt, sie wollen —

Still, unterbrach sie der Kaiser stolz, ich will der Frau Fortuna meinen Tribut abzahlen! Leben Sie wohl, Madame, und mögen Sie zuweilen dieser Stunde gedenken.

Er winkte ihr lächelnd mit der Hand einen Abschiedsgruß zu, und entfernte sich dann durch die Thür, welche in sein Schlafzimmer führte.

Mariane starrte ihm nach mit einem Entsetzen, als habe sie eben ein Gespenst vor ihren staunenden Augen dahin wandeln sehen, und als sei ihr ganzes Leben gebannt in diesen Blick, mit welchem sie ihm nachschaute.

Madame, sagte Constant leise, wenn es Ihnen gefällig ist! Und er näherte sich der großen Ausgangsthür, welche er öffnete.

Mariane schrak bei seinen Worten zusammen, als erwache sie aus einem Traum; schweigend und ohne Constant nur eines Blickes zu würdigen, schritt sie aus dem Gemach, und folgte ihrem lächelnden Führer durch die Säle. Im ersten Vorfaal stand der Groß-Marschall Duroc und einige Generale, welche die daher schreitende Prinzessin mit drohenden und zugleich spöttischen Blicken betrachteten. Mariane fühlte diese Blicke wie Dolchspigen, die ihre Seele verwundeten, und wie Dolchspigen traf es ihr Ohr, als sie Constant zu dem Major von Brandt sagen hörte: „Sie werden hier bleiben, mein Herr, denn der Kaiser hat befohlen, daß Ihnen hier die Goldstücke für die Stunden ausgezahlt werden, welche Se. Majestät in der Gesellschaft der Prinzessin zugebracht hat.“

Aber Mariane raffte sich zusammen mit der ganzen Energie ihres Stolzes, und hochaufgerichteten Hauptes, mit kaltem, unbeweglichem

Angefißt schritt sie weiter durch die Vorfälle dahin, die große Treppe hinunter, zu ihrem Wagen.

Nur als der Wagen durch die Nacht dahin rollte auf der Straße nach Wien zu, glaubte der Kutscher trotz des Rollens der Räder lautes Weinen und Klagen zu vernehmen, das aus dem Innern der Kutsche zu ertönen schien. Aber sicherlich hatte er sich geirrt, denn als die Equipage in dem innern Hof ihres Hôtels anhielt, und die Lakaien herbeieilten den Schlag zu öffnen, stieg die Prinzessin stolz und ruhig, schön und strahlend wie immer, aus dem Wagen, und schritt gleichgültig und langsam die Treppe hinauf. Oben an der Treppe stand Madame Camilla, mit zitternden Lippen und bleichen Wangen einige Worte des Willkommens murmelnd. Mariane schien sie gar nicht zu sehen und schritt kalt und stolz den Corridor hinunter, der zu ihren Gemächern führte.

Die Dienerinnen, welche sie in ihrem Toilettenzimmer empfingen, hieß sie mit einem gebieterischen Wink ihrer Hand sich entfernen, und als sie das Zimmer verlassen hatten, schloß sie hinter ihnen die Thür ab. Dann ging sie raschen Schrittes in das neben dem Toilettenzimmer befindliche Boudoir, und hier, wo sie sicher war, von Niemand gesehen, von Niemand belauscht zu werden, hier ließ sie die stolze Maske von ihrem Antlitz gleiten, und es all ihre Verzweiflung verrathen. Mit einem lauten Schrei der Qual sank sie auf ihre Kniee nieder, und ihre Hände zum Himmel emporringend, rief sie mit den Jammertönen des Schmerzes: oh, mein Gott, mein Gott, gieb, daß ich dieser Schmach erliege! Habe Erbarmen mit mir, und laß mich sterben! — Aber nach langen Stunden des Kampfens und Verzweifeln, des Klagens und der Vermüthungen, erhob sich Mariane wieder von ihren Knieen mit trotzigem Stolz, mit ruhiger Energie.

Nein, murmelte sie leise vor sich hin, ich darf und ich will nicht sterben! Das Leben hat noch Rechte an mich, und die geheime Gesellschaft, der ich mich als erstes Mitglied angelobt habe, legt mir die Pflicht auf zu leben und zu arbeiten in ihrem Dienst. Ich habe den Tyrannen nicht mit meinem Dolch treffen können, nun wohl, so müssen wir versuchen, ihn mit Nadelstichen nach und nach zu tödten. Ein

solcher Nabelstich ist die Schrift, welche Geng mir übergeben hat, daß ich für ihre Veröffentlichung Sorge, und sie an das Licht der Welt fördere. Irgendwo wird sich doch eine Druckerei finden, welche ihre Lettern für dies Manuscript hergiebt; ich werde sie suchen und ihr die Lettern mit Gold aufwiegen!

In der Frühe des nächsten Morgens stand der Reisewagen der Prinzessin bereit, und Mariane im vollen Reifescostüm schickte sich an, abzureisen. Sie hatte die ganze Nacht mit Vorbereitungen, mit dem Ordnen ihrer Angelegenheiten und ihrer Häuslichkeit hingebracht. Jetzt war Alles fertig, Alles geordnet und bereit, und nunmehr im Begriff, die Treppe hinunter zu gehen, wandte sich die Prinzessin zu Madame Camilla, welche demüthig ihr folgte.

Madame, sagte sie kalt und ruhig, Sie werden die Güte haben, in dieser Stunde noch mein Haus zu verlassen, um Ihr Tagebuch anderswo zu schreiben. Der französische Commandant von Wien wird Ihnen vielleicht bei seinen Mouchards eine Stelle anweisen, gehen Sie also zu ihm, und wagen Sie es nie wieder, mein Haus zu betreten. Mein Haushofmeister hat meine Befehle erhalten, er wird Ihnen Ihre Gage auszahlen, und dafür sorgen, daß Sie in einer Stunde das Hôtel verlassen haben. Adieu!

Sie schritt, ohne Madame Camilla eines Blickes zu würdigen, ruhig und stolz die Treppe hinunter und stieg in ihren Wagen, der mit donnerndem Geräusch aus dem hohen Portal des Hôtels dahin rollte.

VIII.

Das Ende des deutschen Reichs.

Der Frieden von Preßburg war geschlossen und hatte Oesterreich seiner schönsten Provinzen beraubt.

Das Schutz- und Trugbündniß zwischen Preußen und Frankreich
Mählbach, Napoleon. 1. Bb.

war unterzeichnet und hatte Preußen des Fürstenthums Cleve und Berg und des Fürstenthums Neuchâtel beraubt.

Deutschland hätte also im Beginn des Jahres 1806 wohl Grund gehabt zur Trauer und zur Wehklage, denn seine Fürsten waren gedemüthigt und in den Staub getreten, seine Völker trugen mit ihren Fürsten die Schmach der Erniedrigung und der Abhängigkeit!

Aber Deutschland schien doch freudenvoll und glücklich und überall feierte man Feste, — Feste zu Ehren des Kaisers Napoleon und seiner Familie, Feste der Liebe und des Glückes!

Nach dem Siege, den Napoleon bei Austerlitz über die beiden Kaiser errungen, nach dem Frieden von Pressburg und dem Bündniß mit Preußen, schien jetzt alle Gelegenheit eines Krieges, mit Deutschland beendet und Napoleon legte sein Schwert aus der Hand, um im Schooße seiner Familie auszuruhen auf seinen Vorbeeren, und statt der Staaten Ehen zu stiften, Ehen, welche das Band der Liebe und Freundschaft zwischen Frankreich und Deutschland immer fester knüpfen und ganz Deutschland zum ergebenen Schwiegersohn und Vasallen vom Kaiser von Frankreich machen sollten!

In München erklangen sie zuerst, die Hochzeitsglocken, welche Napoleon zum Schwiegervater eines deutschen Fürstenhauses machten. In München vermählte sich zu Anfang des Jahres 1806 Eugène Beauharnais, Napoleons Adoptiv-Sohn, der schönen, und edlen Prinzessin Amalie von Baiern, der Tochter des Churfürsten Maximilian, der sich jetzt durch die Gnade Napoleons zum König von Baiern erhoben sah, wie Eugène sich durch die Gnade Napoleons Vicekönig von Italien nennen durfte.

Ganz Baiern jubelte vor Entzücken über dieses neue, beglückende Band, welches das deutsche Land mit Frankreich vereinte, ganz Baiern fühlte sich geehrt und glücklich dadurch, daß der Kaiser Napoleon mit seiner Gemahlin Josephine selber nach München kam, um den Hochzeitsfeierlichkeiten beizuwohnen. Feste folgten sich in München auf Feste, man sah da nur glückliche Gesichter, man hörte Jubeln und Lachen und fröhliche Scherze, und wenn Napoleon nur durch die Straßen daher kam, oder sich auf dem Balcon des Schlosses zeigte,

so empfing ihn unermesslicher Jubel des Volks, und es schwenkte jauchzend seine Hüte empor zu dem Kaiser, nicht eingedenk, wie viel Blut und wie viel Thränen er jetzt eben wieder einem deutschen Lande gekostet habe.

Die Hochzeitsglocken waren kaum in München verstummt, so begannen sie in Carlsruhe zu läuten, denn wieder wollte sich Napoleon zum Schwiegervater eines deutschen Fürstenhauses machen und die Nichte Josephinens, Stephanie von Beauharnais, welche auch der Kaiser zu seiner Adoptivtochter erhob, vermählte sich dem Churfürsten von Baden, der jetzt durch die Gnade Napoleons zum Großherzog von Baden sich erhoben sah.

Und in dieses doppelte Hochzeitsgelaute, das in München und Carlsruhe ertönte, mischten sich bald die Feier- und Festglocken, welche Deutschland das Entstehen eines neuen Fürstenhauses in Deutschlands Grenzen verkündeten und den Schwager des Kaisers von Frankreich zum Herrn und Herrscher eines deutschen Landes erhoben. Diese Feiertagsglocken ertönten in Cleve und Berg und huldigten dem neuen Herrscher Joachim Murat, der durch die Gnade Napoleons zum Großherzog von Berg erhoben worden. Preußen und Baiern hatten das Zeug liefern müssen zu diesem neuen Fürstenmantel, Preußen hatte die größere Hälfte, das Herzogthum Cleve, gegeben, und Baiern hatte, dankbar für so viel empfangene Huld, demselben noch das Fürstenthum Berg hinzugefügt, so daß aus diesen zwei deutschen Landen sich wohl ein Großherzogthum für den Sohn des französischen Gastwirths, für Joachim Murat, den Schwager des französischen Kaisers aufrichten ließ.

Und als die Freudenklänge in München, Carlsruhe und dem neuen Großherzogthum Berg im Bercklingen waren, da rauschten und jubelten sie schon wieder in Stuttgart auf, denn dort feierte man die Verlobung Jerome's, des jüngsten Bruders Napoleons, mit einer Tochter des Churfürsten von Württemberg, der jetzt durch die Gnade Napoleons zum König von Württemberg erhoben war. Freilich trug Jerome, der Bruder des Kaisers, noch keine Krone, freilich war dieser jüngste Sohn des Advocaten von Corsika bis jetzt weiter nichts als „kaiserlicher Prinz von Frankreich,“ aber sein königlicher Schwiegervater von Württemberg

hegte dennoch zu seinem Bruder Napoleon die frohe Zuversicht, daß er dem Mann seiner Tochter eine standesgemäße Mitgift geben und ihm irgend eine vacante oder neugeschaffene Krone auf das Haupt setzen werde. Hatte doch Napoleon soeben erst seinen ältern Bruder Joseph mit einer solchen ausgestattet und ihn zum König von Neapel erhoben, nachdem er feierlich vor ganz Europa in einem Manifest erklärt hatte: „Die Dynastie von Neapel habe aufgehört zu regieren und das schönste Land der Erde solle endlich befreit werden von dem Joch der treulossten Menschen.“ — Und treu seinem Wort hatte Napoleon die Dynastie von Neapel gestürzt, den König Ferdinand und die Königin Caroline vertrieben und seinen Bruder Joseph auf den Thron von Neapel erhoben.*)

Der König von Württemberg zagte also nicht, er war gewiß, daß Napoleon auch für seinen Bruder Jerome irgendwo eine passende Königskrone entdecken und der Tochter des ältesten deutschen Fürstenhauses eine der Ehre ihres Hauses würdige Stellung geben würde.

Aber nicht bloß in Deutschland erklangen die Festesglocken der Freude, sie tönten auch herüber von den Grenzen Hollands, das jetzt durch die Gnade Napoleons zu einem Königreich erhoben worden, und dem wiederum durch die Gnade Napoleons ein König geschenkt worden in der Person Ludwig's, eines zweiten Bruders des Kaisers von Frankreich; sie tönten auch herüber von Italien, wo in diesem kronenreichen und glücklichen Jahr 1806 an einem Tage, am 30. März 1806, plötzlich zwölf Herzogthümer aus dem Erdboden hervordurften und den Freunden und Kriegesgefährten zwölf Herzogskronen auf das Haupt setzten.

Das Jahr 1806 war also ein gesegnetes und glückliches Jahr; überall Freude und Glück, und Napoleon der Schöpfer aller dieser Herrlichkeit.

*) Napoleon belohnte außerdem auch seine Kriegesgefährten und Minister mit Herzogthümern, die er für sie in Italien schuf, und deren reiche Einkünfte ihnen zufließen. So ward Marmont Herzog von Ragusa, Mortier Herzog von Treviso, Bessières Herzog von Istrien, Savary Herzog von Rovigo, Lannes Herzog von Montebello, Bernabotte Herzog von Pontecorvo, Talleyrand Herzog von Benevent, Fouché Herzog von Otranto, Maret Herzog von Bassano, Soult Herzog von Dalmatien, Berthier Herzog von Neuchâtel, Duroc Herzog von Friaul. &c.

Und dennoch gab es im deutschen Reich eine Stadt, die, trotz aller dieser neuen Herrlichkeit und Feste, ein ernstes und düsteres Ansehen sich bewahrte, die gar nicht Theil zu nehmen schien an der allgemeinen Freude, sondern in trüber aschgrauer Stille so weiter lebte, wie sie schon seit Jahrhunderten gelebt hatte.

Diese Stadt war das uralte Regensburg, der Sitz des deutschen Reichstages, und jetzt das Eigenthum und die Residenz des Reichserzkanzlers von Deutschland, Freiherrn von Dalberg.

Seit Jahrhunderten hatte Regensburg die stolze Ehre genossen, daß in seinem großen alterthümlichen Rathhause die Gesandten aller deutschen Staaten sich versammelten, um über das Wohl Deutschlands sich zu berathen. Aus den hohen Bogensestern des großen Sitzungssaales flatterten die neugeschaffenen Gesetze durch ganz Deutschland hin, und was die Herren zu Regensburg geschaffen, das mußte ganz Deutschland willig hinnehmen, und dem mußten die Fürsten und Völker sich beugen.

Und wie vor hundert und aberhundert Jahren, tagten sie auch jetzt noch immer zu Regensburg, die Gesandten vom Kaiser und den Königen, von den Herzögen, Churfürsten, freien Städten und den Reichsgräflichen und Freiherrlichen Standesherrn Deutschlands. Im alten Rathhaussaal saßen sie täglich beisammen, die Länder Oesterreich, Preußen, Baiern, Hannover, Württemberg, Baden, Hessen, Darmstadt, Mecklenburg, Braunschweig, und wie sie sonst noch alle heißen mochten die einzelnen Glieder des großen deutschen Reichs.

Sie saßen beisammen, — aber sie beriethen nicht mehr, sondern sie riethen, — sie riethen, welches wohl das Loos Deutschlands sein werde, wie lange sie wohl noch hier sitzen würden in trüber Unthätigkeit, und wann es dem neuen Beschützer Deutschlands, dem Kaiser von Frankreich, wohl endlich gefallen werde, sich ihrer zu erinnern, und ihnen zuzurufen: „Geht nach Hause, Ihr Herren, denn Eure Zeit ist um. Der deutsche Reichstag hat aufgehört zu existiren, und ich will Deutschland befreien von dieser Last.“

Aber sowohl der Kaiser von Frankreich, als auch die deutschen Fürsten schienen gar nicht mehr eingedenk zu sein des deutschen Reichs-

tages, der zu Regensburg im uralten Rathhaus tagte, und der sonst alle Verträge, alle Friedensschlüsse, alle Gebietsabtretungen und Veränderungen durch seine Zustimmung hatte sanctioniren müssen, damit sie Anerkennung fänden und zu Recht beständen im deutschen Reich.

Jetzt hatte der Kaiser von Deutschland es nicht einmal für nöthig erachtet, dem deutschen Reichstag zu Regensburg den mit Napoleon abgeschlossenen Preßburger Frieden zur Saction vorzulegen, sondern er hatte sich begnügt, dem Reichstag anzuzeigen, daß dieser Frieden geschlossen sei. Ebenso hatten desselben Tages die Gesandten von Baiern und Württemberg sich von ihren Lehnsjesseln erhoben, um dem Reichstag anzuzeigen, daß sie jetzt nicht mehr die Vertreter von Churfürsten, sondern von Königen seien, denn Baiern und Württemberg hätten mit Zustimmung des Kaisers von Frankreich den Königstitel angenommen; und als diese Beiden schwiegen, erhob sich der Gesandte des Churfürsten von Baden, um zu erklären, daß auch er nicht mehr ein Churfürstenthum, sondern ein Großherzogthum vertrete, denn der Churfürst von Baden habe mit Zustimmung des Kaisers von Frankreich den Titel eines Großherzogs angenommen.

Der tagende Reichstag hatte diese Benachrichtigung ohne Widerspruch schweigend entgegen genommen; er hatte auch geschwiegen, als einige Tage später der französische Gesandte Bacher im Rathhaussaal erschien und die Anzeige machte, daß Murat als Herzog von Cleve und Berg in den deutschen Reichsverband eintrete. Nur ganz leise und in der Stille hatte Jeder sich gefragt, wie es denn komme, daß das neue Reichsmitglied nicht sich beile, von seinen Rechten Gebrauch zu machen, und am Reichstag zu Regensburg Sitz und Stimme einzunehmen?

Der Reichstag, wie gesagt, schwieg zu allen diesen Dingen, und warum hätte er sprechen sollen? Was half es ihm, wer achtete noch auf seine Stimme, wer beugte sich noch vor seinem Namen?

Nur zum Schein, nur um leise mit einander sich zu berathen über ihr eigenes Mißgeschick, über ihre Ohnmacht und Schwäche, kamen die Gesandten der deutschen Fürsten und Städte noch zusammen, und statt, wie sonst, Deutschland Befehle zu geben, theilten sie einander ihre Ber-

muthungen mit, über das Loos, welches Deutschland und dem deutschen Reichstag zu Regensburg aufbehalten sein möchte.

Auch heute wieder waren die Herren im großen Rathssaal versammelt, und all die deutschen Länder, welche da draußen sich einander befehdeten und zankten, welche neidisch sich bewachten und beobachteten, alle die deutschen Länder saßen hier friedlich beisammen um den großen grünen Tisch, und plauderten mit einander über das, was da draußen geschehen sei im deutschen Reich, und was ferner noch geschehen werde.

Haben Sie schon die neuen Flugschriften gelesen, welche jetzt so viel Aufsehen machen? fragte Preußen das neben ihm sitzende Sachsen.

Nein, ich lese niemals Flugschriften, erwiderte Sachsen.

Diese aber sind der Mühe werth zu lesen, sagte Preußen lächelnd. Denn es ist darin eine abgeschmackte Idee mit großer Beredsamkeit und Begeisterung behandelt. Denken Sie nur, es wird darin alles Ernstes der Vorschlag gemacht, es möge sich das deutsche Reich jetzt, da Oesterreichs Macht gebrochen sei, unter den Schutz Baierns begeben und den neugebackenen Baiernkönig zum Oberhaupt Deutschlands annehmen.

Der Einfall ist so übel nicht, sagte Sachsen lächelnd, Baiern ist eins der ältesten Fürstenhäuser Deutschlands, und jetzt doppelt mächtig, da es der Freundschaft und Gunst des Kaisers von Frankreich sich rühmen kann. Der Kaiser Napoleon möchte am Ende nichts dagegen einzuwenden haben, wenn Baiern zum deutschen Kaiser ausgerufen würde.

Nicht doch, flüsterte Braunschweig, Sachsens Nachbar zur Linken, ich habe gestern neue authentische Nachrichten erhalten. Der Kaiser Napoleon will das römisch deutsche Kaiserthum des Mittelalters völlig wiederherstellen, und er selber will für Deutschland die deutsche Kaiserwürde annehmen.*)

Wie? rief Hessen, welches die halbblauen Worte gehört hatte. Der Kaiser Napoleon will sich zum Kaiser von Deutschland machen? Und in seiner Ueberraschung hatte Hessen so laut gesprochen, daß der ganze Reichstag seine Worte vernommen hatte, und jetzt wiederholte

*) Häuffer, Deutsche Geschichte II. 721.

man hier und dort staunend, verwundert diese Frage, und alle Gesichter wurden ernst und feierlich.

Sie können glauben, es ist so, sagte Baiern ziemlich vernehmlich, es stehen uns wichtige Veränderungen bevor, und ich weiß aus bester Quelle, daß der Minister Talleyrand neulich ganz laut und bestimmt gesagt hat: bis gegen Ende dieses Monats werde das Schicksal des deutschen Reichs bestimmt entschieden sein.*)

Und wir schreiben heute schon den drei und zwanzigsten Mai, sagte Oldenburg sinnend, wir können also der Entscheidung sündlich entgegen sehen.

Ja, das können wir, rief Würzburg, ich weiß gewiß, daß man in Paris schon mit der Ausarbeitung einer neuen Verfassung für Deutschland beschäftigt ist.

Vielleicht wäre es gut, sagte sein Nachbar, wenn auch wir uns damit beschäftigten, eine neue Verfassung für Deutschland auszuarbeiten und sie dann dem Minister Talleyrand zusenden, da wir jedenfalls doch die Gewohnheiten und Bedürfnisse des deutschen Reichs besser kennen, als die französischen Staatsmänner. Wir sollten uns hierüber mit dem Erzkanzler von Dalberg berathen. Aber wo ist Se. Churfürstliche Gnaden? Wo ist Dalberg?

Ja, es ist wahr, der Reichserzkanzler ist noch nicht erschienen, rief Oldenburg verwundert. Wo mag er sein? Wo ist Dalberg?

Und leise flüsternd tauschte jetzt die Frage von Mund zu Mund: wo ist Dalberg?

Einst in den schönen und großen Zeiten des Deutschen Reiches war es der Deutsche Kaiser gewesen, welcher allemal beim Beginn des Reichstages mit lauter Stimme gefragt hatte: „ist kein Dalberg da?“ Und auf seine Frage waren die Dalberg's hervorgetreten und hatten sich um den Thron des Kaisers gestellt, immer bereit Großes zu unternehmen, Kühnes auszuführen.

Jetzt war es nicht der Kaiser, welcher seinen Dalberg rief, sondern der Reichstag, welcher seinen Namen flüsterte.

*) Häuffer: Deutsche Geschichte. II. 723.

Und es schien, als habe der Gernsene dieses Geflüster vernommen, denn die hohen Pforten des alten Rathhaussaales öffneten sich, und der Reichserzkämmerer Freiherr von Dalberg trat ein.

Im vollen Ornat seiner Würde schritt er in den Saal und näherte sich seinem Sitz am grünen Tische. Aber statt sich auf dem hochlehnten, geschmückten Lehnstuhl niederzulassen, blieb er stehen, und ließ seine Augen begrüßend an all diesen ernsten, trüben Gesichtern, welche ihm zugewandt waren, vorüber gleiten.

Ich bitte den erhabenen Reichstag, mir zu erlauben, daß ich ihm eine Mittheilung machen darf, sagte der Reichserzkämmerer mit einer leichten Verneigung gegen die Versammlung.

Die ernsten Gesichter des Reichstags nickten Gewährung, und Dalberg fuhr mit erhöhter Stimme fort: Ich habe dem Reichstag zu eröffnen, daß, da ich mein Alter herannahen und meine Kräfte schwinden fühle, ich es zum Wohl Deutschlands und meiner Person unerläßlich erachtet habe, mir schon jetzt bei meinen Lebzeiten einen Nachfolger und meinem nahenden Alter einen Mitregenten zu erwählen. Nachdem ich lange unter den Edlen und Würdigen, welche in so reicher Zahl mich umgeben, mich umgesehen, habe ich endlich meine Wahl getroffen, und meine durch die Zeitumstände gerechtfertigte Entschließung gefaßt. Der Nachfolger, den ich mir erwähle, ist ein edler und würdiger Mann, dessen Geschlechtsvorfahren sich schon zeitig im funfzehnten und sechszehnten Jahrhundert in öffentlichen Diensten deutscher Lande ausgezeichnet haben.*): Es ist der Erzbischof und Cardinal Fesch, der Oheim des Kaisers von Frankreich.

Eine lange peinliche Stille trat ein; wie erstarrt vor Schreck und Ueberraschung blickten die Reichstagsmitglieder hin auf diesen Mann, der, selber ein deutscher Fürst, es wagte, dem deutschen Reichstag zu erklären, er habe einen Fremden, einen Ausländer gerufen, um mit ihm die hohe Würde eines ersten deutschen Churfürsten zu theilen und nach seinem Tode sie zu erben.

Vielleicht las Dalberg in den düstern Mienen der Herren die Ge-

*) Des Reichserzkämmerers von Dalberg eigene Worte. Schäffer. II. 725.

anken, die sie nicht auszusprechen wagten, denn er beeilte sich, dem Reichstag seine Rechtfertigungsgründe über die getroffene Wahl mitzutheilen. Er sagte ihnen, er habe so gehandelt, nicht in seinem eigenen Interesse, sondern um die bedrohte Reichsverfassung zu erhalten und sie unter Napoleons mächtigen Schutz zu stellen. Er theilte ihnen alsdann freudenvoll mit, daß der Kaiser der Franzosen bereits die Wahl seines Oheims, des Cardinals Fesch, gebilligt habe, und daß der Kaiser ihn außerdem versprochen habe, er werde sich mit der Neugestaltung und Reorganisation des Deutschen Reichs selber beschäftigen, und demselben allzeit seinen Schutz gewähren.

Die Reichstagsmitglieder hatten ihm schweigend zugehört, ihre Mienen waren immer düsterer, immer mißvergnüglicher geworden, und als der Churfürst schwieg, ward auch nicht Eine Stimme gehört, welche ihm den Dank votirt hätte, den Dalberg zum Schluß seiner Rede von seinen Mitständen für seine Wahl beantragte, sondern nur ein tiefes, unheilvolles Schweigen folgte seiner Rede.

Dieses Schweigen war indeß die einzige offizielle Demonstration, welche der deutsche Reichstag gegen die Wahl des Cardinals Fesch zum vereinstimmigen Reichserzkanzler von Deutschland zu unternehmen wagte, und dieses Schweigen hinderte das unerhörte Ereigniß nicht! Ein Fremder, der nicht einmal der deutschen Sprache mächtig war, ward also jetzt Coadjutor des Reichserzkanzlers von Deutschland, ein Ausländer ward Decan des deutschen Churfürstenrathes, ein Ausländer sollte die Siegel des Reiches in Händen haben, die Gesetze des Reiches bewahren, die Kaiserwahlen und die Reichstage leiten! Und dieser Ausländer war der Oheim des Kaisers der Franzosen, des Welt Eroberers! Aber der deutsche Reichstag schwieg und duldete weiter.

Immer drohendere Wolken stiegen am Horizont Deutschlands empor, — der Reichstag tagte ruhig, still und unhörbar weiter im Rathhauseaal zu Regensburg.

Immer lauter ertönte das Wort: der Kaiser von Frankreich will dem Deutschen Reich eine neue Gestalt geben, und der Kaiser von Deutschland hat in dem Frieden von Preßburg sich verpflichtet, dieser Neugestaltung keinen Widerstand entgegen zu setzen.

Der Reichstag achtete nicht auf dieses Wort, — er tagte und schwieg ruhig weiter.

Er tagte weiter, indefß die kleineren deutschen Fürsten, deren Gesandte in Regensburg saßen, in Person nach Paris eilten, um dort im Vorzimmer des Kaisers und des Ministers Talleyrand als demüthige Bittsteller zu erscheinen, und um die Gunst des französischen Kaisers und seines Ministers zu buhlen. Diese Gunst sollte ihnen Kronen und Länder verleihen, diese Gunst sollte sie mächtig machen und stark, sie sollte ihnen eine glänzende Stellung bereiten. Denn Talleyrand hatte es heimlich Jedem von ihnen in's Ohr geflüstert: „Diejenigen, welche sich gegen die Pläne des Kaisers auflehnen und seine Gunst nicht annehmen, seine Pläne nicht unterstützen wollen, sollen mediatisirt werden!“ — Jeder von diesen kleinen deutschen Fürsten hoffte daher, daß die Andern mediatisirt werden würden, und daß Er das Land seines Nachbarn als Beute davon tragen würde. Jeder war also beeifert, für sich selber seine Ergebenheit in den Willen des Kaisers zu betheuern, und für sich selber durch Schmeicheleien, Bestechungen und demüthiges Flehen so viel Vortheile zu erlangen, als irgend möglich sei. Es schien, als ob zu Paris in den Vorzimmern des Kaisers und seines Ministers Talleyrand eine Marktbude eröffnet sei, in der man um deutsches Land und deutsche Kronen Würfel spielte, oder sie verschachtelte in einer Auktion, wo derjenige am Meisten erhielt, welcher am Meisten bot!*)

*) Die Bestechungen, welche man anwandte, um sich die hohen Beamten des französischen Kaiserreichs geneigt zu machen, um durch sie vor der Mediatisirung bewahrt zu werden, und möglichst viel Zusatz an Macht und Land zu erlangen, waren ungeheuer. Die Trinkgelber und diplomatischen Geschenke wurden nicht einmal im Geheimen angetheilt, sondern ganz öffentlich, wie Börsengeschäfte, betrieb man diese Sachen. Jedermann wußte, daß einer der französischen Minister sich von dem Fürsten von Salm-Kryburg um einen ungeheuren Preis zweihunderttausend Flaschen Champagner hatte ablaufen lassen, daß Labesnardière, der erste Beamte in Talleyrand's Ministerium, von Hesse-Darmstadt eine halbe Million Franken erhalten habe, und daß der Herzog von Mecklenburg ihm einhundert und zwanzigtausend Friedrichs'or zugesichert habe.

Der Reichstag hörte wie aus weiter unermeßlicher Ferne von allen diesen Dingen, und er tagte ruhig weiter.

Er tagte, und wartete.

Und endlich am ersten August 1806 öffneten sich die hohen Pforten des Rathshauses, in welchem die Abgesandten des deutschen Reichs versammelt waren, und der Abgesandte des französischen Kaisers erschien in ihrer Mitte, und trat mit feierlichem Ernst heran zu dem grünen Tisch, auf welchem bis dahin nur Deutschland ein Recht gehabt, seine Noten und Erklärungen niederzulegen, und an welchem bis jetzt nur der deutsche Reichstag für Deutschland Gesetze geschrieben hatte.

Der französische Abgesandte Bacher aber kam, dem deutschen Reichstag ein neues Gesetz aufzubringen. Das Gesetz des französischen Kaisers.

Mit feierlicher Stimme sprach der Bote des französischen Kaisers zum deutschen Reichstag, und die weiten Hallen des Rathshauses zu Regensburg tönten wieder von dieser lauter gebieterischen Stimme des Fremden, der die Geister begrabener Jahrhunderte zu wecken schien, daß sie sich aus ihrem Grabe erheben, und wie eine graue Nebelwolke sich schützend ausbreiteten über dem bedroheten Reichstag.

„Die deutsche Verfassung, sagte der Abgesandte Frankreichs, die deutsche Verfassung ist nur noch ein Schatten; der Reichstag hat aufgehört einen eigenen Willen zu haben, Se. Majestät der Kaiser von Frankreich und König von Italien ist daher genöthigt, die Existenz dieser deutschen Verfassung nicht mehr anzuerkennen; es wird unter seinem Schutz ein neuer Bund deutscher Fürsten sich bilden, und Se. Majestät wird den Titel als Protector des Rheinbundes annehmen. Um den Frieden zu erhalten, hat er früher erklärt, daß er niemals die Grenzen Frankreichs bis über den Rhein hinauschieben wollte, und er hat getreulich Wort gehalten.“*)

wenn ihm seine Selbstständigkeit erhalten bliebe. Siehe: Montgaillard *Histoire de France*. Vol. X. 115.

*) *Mémoires d'un homme d'état*. IX. 160.

Und nachdem Bacher also gesprochen, erhoben sich in den Reihen des Reichstags sechszehn Herren von ihren Sitzen, zwölf Fürsten und vier Churfürsten. Der erste der deutschen Churfürsten, der Reichserzkanzler Carl Theodor von Dalberg, war ihr Sprecher, und im Namen seiner fünfzehn Genossen erklärte er dem Reichstag ihre Absichten und Meinungen.

„Die letzten drei Kriege haben es bewiesen, rief er, daß der deutsche Reichsverband verfault und vernichtet ist, deshalb wollen wir deutsche Fürsten des Südens und Westens von Deutschland auf die Zusammengehörigkeit mit einer Verfassung, die aufgehört zu sein, verzichten, und uns der Protection des Kaisers der Franzosen verschern, dem das Wohl und das Gedeihen des deutschen Reichs innig am Herzen liegt. Wir haben unter uns einen Bund gebildet, und der Kaiser der Franzosen wird das Haupt und der Beschützer dieses Bundes sein, der sich der Rheinbund nennt. Feierlich und für alle Zeiten sagen wir Fürsten des deutschen Rheinbundes uns los von dem deutschen Reich und dem deutschen Reichstag, Niemand mehr als Herrn und Beschützer anerkennend als den Kaiser der Franzosen.“

Ja, wir sagen uns los vom deutschen Reich und vom deutschen Reichstag, riefen die sechszehn Fürsten wie mit Einem Athem und mit einem Munde. Wir sagen uns los von ihm für ewig und für alle Zeiten!

Und mit lautem Geräusch schoben sie die hochlehnten Armstühle bei Seite, auf denen die Vertreter ihrer Lande seit Jahrhunderten gesessen, und schritten in feierlichem Zug, unter Vortritt des Reichserzkanzlers, hinaus aus dem Rathhauseaal. *)

In tiefem Schweigen schauten die zurückbleibenden Reichstagsmitglieder ihnen nach, und wie die Thür hinter den Enteilenden, hinter den Fürsten des Rheinbundes, sich dröhnend schloß, da war es, als ginge

*) Die Mitglieder des Rheinbundes waren: Baiern, Württemberg, Baden, der Erzkanzler mit seinem Gebiet, Berg, Hessen-Darmstadt, Nassau-Weilburg, Nassau-Usingen, Hohenzollern-Hechingen, Hohenzollern-Sigmaringen, Salm-Salm, Salm-Kyrburg, Pfalz, Breunberg, Plettenstein und die Grafschaft von der Leyen.

ein Rauschen und Flüstern durch den alten Sitzungsaal, und als vernahm man von den Wänden her, wo die alten Kaiserbilder hingen, leises Seufzen und Wehklagen.

Den zurückgebliebenen Reichstagsmitgliedern ward es unheimlich zu Muth, es graute ihnen vor den sechszehn leeren Stühlen, sie erhoben sich still von ihren Sitzen, und verließen mit eiligen Schritten den Saal.

Aber am andern Tage hielt der deutsche Reichstag doch wieder Sitzung. Man wollte jetzt überlegen und berathschlagen, was zu thun sei, und wie der deutsche Reichstag sich zu benehmen habe bei der Derfession von sechszehn seiner Mitglieder!

Und sie überlegten und berathschlagten sechs Tage lang, ohne zu einem Entschluß zu gelangen. Aber am sechsten Tage ward ihren Berathschlagungen ein Ende gemacht.

Am sechsten August erschien im alten Rathhausaal zu Regensburg, wo eben wieder der Reichsrath Sitzung hielt, ein besonderer Abgesandter des Kaisers von Deutschland.

Er trat zu dem grünen Tisch und grüßte die kleine verwaifete Reichstags-Versammlung, und ein großes, mit dem kaiserlichen Handsiegel versehenes Schreiben hervorziehend, sagte er laut und feierlich: Im Namen des Kaisers!

Und die Reichstragsmitglieder erhoben sich von ihren Sitzen, um ehrerbietig die Botschaft des Kaisers zu empfangen, die Botschaft, die er in einem eigenhändigen Schreiben dem deutschen Reichstag kund thun wollte. Mit der Vorlesung dieses Schreibens hatte er seinen Gesandten beauftragt, und mit erhobener Stimme las dieser jetzt:

„Da Wir Uns von der Unmöglichkeit überzeugt haben, länger Unsere kaiserlichen Rechte auszuüben, erachten Wir es für unsere Pflicht, einer Krone zu entsagen, die für Uns nur so lange Werth hatte, als Wir des Vertrauens der Churfürsten, Fürsten und der andern Standesherrn und Staaten des deutschen Reichs Uns erfreuten, und als Wir die Pflichten, welche sie Uns auferlegten, erfüllen konnten. Deshalb müssen Wir jetzt durch diese Acte feierlich erklären, daß Wir, da Wir die Bande, welche uns an das deutsche Reich fesselten, durch den

Rheinbund als zerrissen betrachten müssen, die deutsche Kaiserkrone hiermit abdonken; zu gleicher Zeit entbinden Wir durch Dieses die Churfürsten, Fürsten und Staaten, so wie die Mitglieder des obersten Tribunals und anderer Magistrate der Pflichten, welche sie mit Uns als dem gesetzlichen Haupt des Reichs vereinigen. Solches unterzeichnen Wir unter Hinzufügung Unserer eigenhändigen Unterschrift. Franz der Zweite, Kaiser von Oesterreich, und der österreichischen Erblande Herr.“*)

Ein langes, fürchterliches Schweigen folgte dieser Vorlesung, mit welcher das alte tausendjährige Reich Karls des Großen zu Grabe getragen ward, mit welcher das deutsche Reich aufhörte zu existiren.

Dann erhoben sich die deutschen Reichstagsmitglieder von ihren Sigen, stumm und scheu, wie Nachteulen, die ein unvermutheter Lichtstrahl aus ihren dunkeln Verstecken aufgeschreckt hat. Stumm und scheu flatterten sie hinaus aus dem alten Rathhaussaal zu Regensburg, und als die Thür hinter ihnen in's Schloß fiel, war das deutsche Reich begraben, und der Sargbedel darüber hingefallen!

Stumm und scheu eilten die letzten Nachteulen des deutschen gestorbenen Reichs dort aus dem Rathhaussaale zu Regensburg, wo die alten Kaiserbilder hinfort Wache hielten über dem Grabe des deutschen Reichs.

Wie sie hinaustraten auf den Marktplatz, fuhr eben ein Reisewagen an dem Rathhaus vorüber, und der Herr, welcher in demselben saß, lehnte sich lächelnd aus dem Schlag und grüßte freundlich und leutselig diese bleichen, ernstern und traurigen Gestalten, welche da aus dem Rathhause einerschwannten.

Dieser Herr war der Graf Clemens Metternich, welcher sich als Abgesandter des Kaisers von Oesterreich nach Paris begab, um dem Kaiser von Frankreich zu seinem Geburtstag die Glückwünsche des österreichischen Kaisers darzubringen.**)

Am sechsten August war das deutsche Reich gestorben und begraben!

*) Historisch. Siehe: Mémoires d'un homme d'état. IX. 160.

**) Historisch. Mémoires d'un homme d'état. IX. 162.

Am funfzehnten August feierte der Kaiser der Franzosen sein Geburtstagsfest, und die Fürsten des deutschen Rheinbundes und der Kaiser von Oesterreich und der König von Preußen und alle die Fürsten des entschlafenen deutschen Reichs feierten ihn mit.

Napoleon hatte einen neuen Sieg errungen, einen Sieg, welcher ganz Deutschland zu seinen Füßen niederlegte.

Er hatte das deutsche Reich begraben, aber er stand über der erhabenen Leiche als ihr Gebieter und ihr Herr.

Achtes Buch.

Die Schlacht bei Jena.





I.

Der deutsche Buchhändler als Märtyrer.

Die Nacht war längst schon hereingebrochen; in den engen düstern Gassen der alten freien Reichsstadt Nürnberg war längst alles Geräusch verstummt, und alle Fenster der hohen Giebelhäuser waren dunkel. Nur in dem untern Stockwerk jenes großen Hauses hinter der Sebalduskirche brannte noch ein einsames Licht, und der Nachtwächter, der eben mit seinem langen Horn und seiner eisernen Pike vorüberschritt, blickte neugierig durch die nur angelehnte Lade in das Fenster hinein.

„O, sagte er leise vor sich hin, die arme Frau liegt auf ihren Knien und betet und weint gewiß um ihren Mann. Hat aber bei allem Weinen wohl gar nicht bemerkt, daß es schon Mitternacht ist. Will sie daran mahnen, damit sie hübsch schlafen geht.“

Er stellte sich dem Hause gegenüber auf die Straße und stieß schmetternd in sein Horn, und sang dann mit schallender Stimme: „Hört, Ihr Herren und laßt Euch sagen, die Glock' hat Zwölf geschlagen, ein Jeder bewahr' sein Feuer und Licht, daß dieser Stadt kein Schad' geschieht.“ — So, jetzt weiß sie's, murmelte der Nachtwächter dann leise vor sich hin, jetzt wird sie gewiß zu Bette gehen.

Und er ging schlendernden Schrittes die lange gewundene Straße hinunter, um an der nächsten Ecke seinen Gesang zu wiederholen. —

Er hatte indeß seinen Zweck erreicht; die junge Frau war bei seinem Lied aus ihrem Gebet aufgeschreckt und hatte sich von ihren Knien erhoben.

Schon Mitternacht! murmelte sie leise. Wieder ist ein Tag der Angst beendet, und ein neuer beginnt. Oh, ich wollt', ich könnte schlafen, immerfort schlafen, damit ich wenigstens nicht das Bewußtsein der Gefahren hätte, welche ihn bedrohen! Oh, mein Gott, mein Gott, beschütze meinen armen, geliebten Mann, erhalte seinen Kindern den Vater! — Und jetzt will ich schlafen gehen, fuhr sie nach einer Pause fort. Vielleicht ist Gott mir gnädig und gönnt mir einige Stunden der Ruhe!

Sie nahm den messingnen Leuchter, auf dem eine Wachskerze brannte, und ging langsam, gebeugten Hauptes in das Nebengemach. Aber wie sie dasselbe betrat, ward ihr Antlitz ruhiger und heiterer, und ein sanftes Lächeln erhellte ihre lieblichen Züge, als sie jetzt an das Bettchen trat, in welchem ihre beiden Mädchen, Arm in Arm, mit rothigen Wangen und halbgeöffneten Purpurlippen im ruhigen Schlummer lagen.

Gott erhalte Euch Euren Frieden und Eure Unschuld, flüsterte die junge Mutter mit einem langen, zärtlichen Liebesblick auf die Kinder. Gott führe diese Wolke an Euch und an uns vorüber, ohne daß ihr den Donner rollen hört und vom Blitz zerschmettert werdet! Gute Nacht, meine Kinder!

Sie nickte den Schlummernden lächelnd zu und schlich dann leise zu ihrem Lager hin. Langsam und seufzend begann sie sich zu entkleiden, aber wie sie eben im Begriff war, die silberne Schnalle ihres Kleidergürtels zu öffnen, hielt sie inne und blickte lauschend nach dem Fenster hin.

Es war ihr gewesen, als habe sie an diesem Fenster, das nach dem hinter ihrem Hause belegenen Garten führte, leises Klopfen gehört, und als habe eine Stimme leise ihren Namen gerufen.

Richtig, das Geräusch erneuerte sich, und jetzt hörte sie die Stimme ganz deutlich sagen: Deffne das Fenster, Anna!

Sie stürzte zu dem Fenster hin und riß es auf, bleich, athemlos, kaum ihrer Sinne mächtig.

Bist Du es, Palm? flüsterte sie hinaus.

Ich bin es, sagte eine leise männliche Stimme, und jetzt ward

ein Arm sichtbar, welcher sich um das Fensterkreuz legte, jetzt hob sich rasch eine männliche Gestalt empor, schwang sich auf das Fensterkreuz und ließ sich dann vorsichtig in das Zimmer niebergleiten.

Gott sei Dank, daß ich wieder da bin, sagte er hochaufathmend, mir scheint, alle Gefahr sei überstanden, wenn ich wieder hier in unserm stillen Hause bei Dir und den Kindern bin.

Nein, mein Geliebter, gerade hier droht Dir Gefahr, seufzte die junge Frau, in die geöffneten Arme des Gatten sinkend, und ihr Haupt an seine Brust lehrend. Mein Gott, warum kehrtest Du zurück?

Weil ich mich fern von Dir ängstigte, während ich hier bei Dir Ruth fühle, der ganzen Welt zu trosten, sagte ihr Gatte fast heiter, einen glühenden Kuß auf die Stirn seines jungen Weibes drückend. Glaube mir, Anna, einem Manne fehlt überall der rechte Muth, wenn er sein Weib und seine Kinder in Gefahr glaubt. Ich bin seit sechs Tagen von Euch getrennt; nun, in diesen sechs Tagen, die ich ganz unangefochten und sicher in Erlangen lebte, habe ich nicht eine Minute ohne Herzklopfen hingebracht, nicht eine Minute geschlafen. Ich dachte immer an Euch und zitterte für Euch!

Doch sind nicht wir bedroht, sondern Du allein, mein Geliebter, sagte die junge Frau seufzend. Unser Haus wird bewacht, glaube es mir! Ich habe französische Gensd'armen gesehen, welche drüben hinter den Pfeilern der Kirche versteckt standen und stundenlang zu unserer Hausthür herüber starrten. Oh, wenn sie wüßten, daß Du hier bist, würden sie Dich noch in dieser Nacht verhaften.

Sie würden es nicht wagen! rief Palm laut. Noch gehören wir nicht zu Frankreich, obwohl dieser Herr Kaiser von Frankreich sich das Recht angemacht hat, die alte freie Reichsstadt Nürnberg, als wäre sie nur ein aus unsern Fabriken hervorgegangenes Spielzeug, an Baiern zu verschenten. Noch sind wir Deutsche, und kein französischer Gensd'arme hat das Recht, in unsere deutschen Häuser einzubringen. Aber sieh, die Kinder regen sich, die kleine Sophie schlägt die Augen auf. Welch ein Barbar ich bin, so laut zu sprechen, und den Schlaf der Kinder nicht einmal zu schonen.

Er eilte zu dem Bettchen hin und sich über dasselbe neigend, nickte

er lächelnd dem kleinen Mädchen, das ihn halb im Schlaf anstarrte, einen Gruß zu. Das Kind flüsterte leise: mein geliebter Vater, und schloß die Augen und schlief ruhig weiter.

Komm, Anna, flüsterte Palm, laß uns in Dein Zimmer gehen, damit wir die Kinder nicht stören.

Aber damit vielleicht die Späheraugen unserer Feinde Dich sehen können, sagte sein Weib angstvoll. Nein, laß uns hier bleiben, selbst wenn wir die kleinen Mädchen wecken sollen. Sie werden nicht weinen, sondern glücklich sein, ihren geliebten Vater wieder sehen zu können, und was wir sprechen, das verstehen sie nicht. Komm, setzen wir uns hier auf den kleinen Divan und erlaube, daß ich den Bettschirm davor stelle, dann bin ich sicher, daß Dich Niemand sehen kann.

Sie führte Palm zu dem kleinen Divan, der am äußersten Ende des Zimmers stand, und schob mit leisen geschäftigen Händen den Bettschirm vor.

So, sagte sie, sich an ihn schmiegend, jetzt sind wir hier, wie in einer kleinen Zelle, wo nur das Auge Gottes uns finden kann. So lange wir in dieser Zelle sind, fürchte ich mich nicht.

Ich glaube, Du hast auch sonst nicht Ursache, Dich zu fürchten, sagte Palm lächelnd. Wir gehen zu weit in unseren Befürchtungen, glaube mir das, und weil wir sehen, wie der Herr Bonaparte ganze Länder in die Tasche steckt, so denken wir, es wird ihm auch ganz leicht sein, einen ehrsamem Nürnberger Bürger und Buchhändler einzustechen. Aber das ist, unter uns gesagt, ein sehr hochmüthiger Gedanke und der Herr Bonaparte hat ganz andere Dinge zu thun, als sich um einen Buchhändler und seine Ballen zu kümmern. Denke doch nur, Kind, daß er eben erst den Rheinbund der deutschen Fürsten gebaden hat, und daß er jetzt, wie man sagt, im Begriff ist einen Krieg mit Preußen anzufangen. Wie sollte er da Zeit haben, sich mit einem armen Buchhändler zu schaffen zu machen?

Denkst Du, wenn der Bär seinem Feind entgegen zieht, um mit ihm zu kämpfen, so wird er die Wespe, die er auf seinem Wege findet, und die ihn ins Ohr gestochen, ungestraft lassen, weil er Größeres zu thun hat?

Ich habe ihn aber gar nicht gestochen, sagte Palm lachend. Laß uns einmal ruhig überlegen, theuerste Anna, laß uns den ganzen Verlauf der Sache noch einmal überschauen und Du wirst sehen, daß ich in Wirklichkeit nichts zu fürchten habe, daß vielmehr nur die unselige Furcht, welche ganz Deutschland jetzt vor dem Herrn Bona- parte in den Gliedern steckt, dies ganze Schreckniß bereitet hat. Höre also nur zu und überlege ein wenig. Ich bekomme vor einigen Monaten durch die Post und von unbekannter Hand einen Ballen Drucksachen zugesandt, denen ein Brief beigelegt ist, welcher von einem Ungeannten die Bitte enthielt, die in dem Ballen befindlichen Exemplare einer Broschüre sogleich an alle deutschen Buchhandlungen zu versenden und für eine recht weite Verbreitung der Schrift zu sorgen. In dem Brief befand sich ein Wechsel auf tausend Gulden beigelegt, auf ein hiesiges großes Banquierhaus, ausgestellt von dem Banquier Baron Franke in Wien. Die tausend Gulden, sagte der Brief, sollten eine Entschädigung sein für meine Bemühungen und für den Eifer, mit dem ich, wie man von meiner Redlichkeit überzeugt sei, die weitere Verbreitung der Schrift besorgen werde.

Aber gerade dies Geheimnißvolle hätte Dich argwöhnisch machen sollen, mein Geliebter.

Weshalb? Sind wir Deutsche nicht in der unglücklichen Lage, daß wir jetzt unsere besten Gedanken und unsere heiligsten Empfindungen geheim halten müssen? Und soll daher nicht Jeder von uns bemüht sein, dieses Geheimhalten zu ehren und zu schützen, statt es zu verdächtigen?

Aber schon der Titel dieses Broschüre war gefährlich. „Deutschland in seiner tiefsten Erniedrigung.“ Du hättest wohl ahnen können, gegen wen diese Anklage sich richtete.

Gegen Deutschland, glaubte ich, gegen unsere Erbarmlichkeit und Verzagttheit, gegen die Treulosigkeit unserer Fürsten, gegen die stumpfe passive Gleichgültigkeit unseres Volkes. Es ist wohl Zeit, daß Deutschland, welches wie ein Nachtwandler umherschwanzt, durch ein mannhafte Wort aus seinem Schlaf aufgeschreckt werde, damit es sich aufraffe und das Schwert nehme. Ich sah es an dem Titel, daß diese

Broschüre ein solches Wort enthielt und ich durfte sie daher nicht zurüchhalten. Es wäre ein Raub an Deutschland, ein Diebstahl an dem gewesen, der mir das Geld gesandt, und dem ich es nicht zurücksenden konnte, weil ich seinen Namen nicht kannte.

Du hättest an Dein Weib, an Deine Kinder denken sollen, seufzte Anna leise.

Ich dachte an Euch, sagte er weich, und deshalb las ich die Broschüre nicht, um mich nicht irre machen zu lassen in dem, was meine Pflicht war. Zuerst mußte ich meine Pflicht als Bürger und als Ehrenmann erfüllen, dann erst durfte ich an Euch und meine persönliche Sicherheit denken. Ich sandte also zuerst einen Theil der Broschüre an die Stage'sche Buchhandlung und bat sie für schnelle Verbreitung in ihren Geschäftskreisen zu sorgen.

Und Gott weiß, daß sie das gethan hat, seufzte Anna, und gleich Dir an dem Titel keinen Anstand genommen hat.

Sie that gleich mir ihre Pflicht und versandte die Broschüre an Bücherliebhaber zum Verkauf. Auf diese Weise kam sie an einen Landpfarrer, und das Unglück wollte, daß zwei französische Officiere bei ihm in Quartier lagen, welche Deutsch verstanden, die Broschüre also lasen, und bei ihrem Obristen davon Anzeige machten. Dieser suchte den Pfarrer auf und erfuhr von ihm, daß ihm die Stage'sche Buchhandlung in Augsburg die Broschüre zugesendet habe. Man begab sich also nach Augsburg zu Stabe.

Und dieser Mann war feig und treulos genug, Deinen Namen zu nennen, und Dich anzugeben als den, welcher ihm die Broschüre gesandt, rief Anna mit zornglühenden Blicken. Dein Freund, Dein Geschäftsgenosse verrieth Dich!

Ich hatte ihn nicht gebeten, mein Namen geheim zu halten, sagte Palm ernst, er war in seinem Recht, wenn er mich nannte, und ich mache es ihm nicht zum Vorwurf, daß er's that. Man zeigte mir an, daß der französische Gesandte in München mit bitterer Beschwerde meine Bestrafung verlangt habe, und da wir jetzt bayerische Unterthanen sind, eilte ich selbst nach München, um mich zu vertheidigen.

Und während Du dort warst, kamen vier Fremde hierher, unter-

brach ihn Anna. Sie fragten nach der Broschüre, drangen trotz meiner Gegenvorstellungen mit frechem Ungefühle in Deine Bücherhalle, durchsuchten Alles und entfernten sich erst, als sie sich überzeugt hatten, daß kein Exemplar der unglücklichen Broschüre mehr vorhanden sei.

Das schreibst Du mir nach München und zu gleicher Zeit erfuhr ich, daß Stade in Augsburg verhaftet sei. In einem ersten Gefühl des Schreckens entfloh ich und eilte nach Erlangen, in das preussische Gebiet, wo mich die bairische und die französische Polizei nicht mehr erreichen kann. In Erlangen aber überlegte ich, und ich gestehe Dir, ich schämte mich, daß ich geflohen war, statt mich offen und frei dem Verhör zu stellen. Meine Sehnsucht und Sorge zog mich zu Dir, und so bestellte ich mir gestern Abend einen Wagen und fuhr heim zu meinem geliebten Weibe und zu meinen Kindern. Siehst Du, das ist der ganze einfache Hergang, und nun sage selbst, was kann ich zu fürchten haben?

Alles, rief Anna schmerzlich, Alles, denn unsere französischen Tyrannen wagen Alles!

Aber wir leben zum Glück noch nicht unter französischem Scepter, rief Palm lebhaft, wir sind Deutsche und nur deutsche Gesetze haben für uns Giltigkeit.

Nein, sagte Anna traurig, wir sind nicht Deutsche, sondern Baiern, das heißt die Bundesgenossen, die demüthigen Vasallen Frankreichs. Nicht der König von Baiern, sondern der Kaiser von Frankreich ist Herr über uns.

Nun, und wenn es so wäre, so weiß ich doch immer noch nicht, welches Verbrechen man mich anklagen wollte. Ich habe diese Schrift weder verfaßt, noch verlegt, ich bin ganz einfach nur der Colporteur derselben und kann daher nicht verantwortlich gemacht werden für ihren Inhalt. Es ist möglich, daß man mich verhaftet, wie man es mit Stage gethan, daß man mich dadurch zwingen will, den, der mir die Broschüre gesandt, anzugeben, so wie Stage mich angegeben hat. Aber ich kann zum Glück beweisen, daß ich weder den Verfasser noch den Verleger kenne, denn ich habe das beste Zeugniß dafür: den Brief, den ich mit dem Ballen zugleich erhielt. Diesen Brief werde ich dem

Gericht vorlegen und daran werden sie meine Unschuld erkennen. Was wird ihnen also weiter übrig bleiben, als mich zu verwarnen, künftig nicht Drucksachen, die mir anonym zugesandt werden, zu verbreiten, und dann mich wieder frei zu lassen?

Aber wenn sie Dich nun nicht wieder frei lassen, mein Geliebter? rief seine Gattin, sich angstvoll an ihn schmiegend, wenn sie nun in ihrer Wuth, den eigentlichen Verbrecher nicht erlangen zu können, Dich als den ersten Verbreiter der Schrift festhalten und Dich strafen, als wärst Du der Verfasser derselben?

Oh, Du gehst zu weit, rief Palm lachend, Deine Phantasie malt Dir Schreckbilder vor, die in das Reich der Märchen gehören. Noch leben wir in einem geordneten Staat, und wie groß auch der Einfluss Frankreichs immerhin sein mag, so gelten bei uns noch die deutschen Gesetze, und da wir im vollen Frieden leben, kann ich nur nach diesen gerichtet werden. Sei also ohne Sorgen mein geliebtes Weib. Das Schlimmste, was mich treffen kann, ist doch nur eine Trennung auf einige Tage, höchstens einige Wochen, wenn unsere Behörden wirklich in ihrer hundebedelnden Demuth gegen Bonaparte einen deutschen Bürger deshalb zur Rechenschaft ziehen sollten, weil er als Buchhändler eine Schrift verbreitet hat, wohl zu merken, eine deutsche, nur für Deutschland bestimmte Schrift, die vielleicht dem Herrn Kaiser der Franzosen nicht ganz so schmeichelt, als wie unsere deutschen Fürsten und unsere deutschen Regierungen es thun.

Oh, mein Gott, mein Gott, jammerte Anna leise, diese Schrift ist also gerade gegen Napoleon selber gerichtet?

Ja, gegen ihn, der seinen Fuß auf Deutschlands Nacken gesetzt und es in den Staub getreten hat, rief Palm, gegen ihn allein kann die Schrift, welche „Deutschland in seiner tiefsten Erniedrigung“ heißt, gerichtet sein. Oh, jetzt in diesen Tagen meiner Einsamkeit in Erlangen habe ich diese Broschüre gelesen, und was auch geschehen möge, ich freue mich, daß ich es war, welcher sie verbreitet hat; denn es ist ein edler deutscher Geist, der aus derselben spricht, und die Wahrheit ist es, welche in derselben die Geistes erhebt, um die Schuldigen zu treffen. Es ist eine mit glühenden und berben Farben auf-

getragene Schilderung aller deutschen Lande und des Zustandes, in welchen Bonaparte's Willkürherrschaft sie versetzt hat. Höre nur diese Eine Stelle hier, und dann ermiß danach, ob diese Schrift Wahrheit enthält.

Er zog aus seiner Btasentasche einige gedruckte Blätter hervor und schlug sie auf.

Du hast ein Exemplar dieser unseligen Schrift bei Dir? fragte Anna entsetzt. Oh, welche Unvorsichtigkeit! Wenn sie jetzt kämen, Dich zu verhaften, so würden sie einen neuen Beweis Deiner Schuld haben. Ich beschwöre Dich, mein Freund, mein Geliebter, wenn Du mich liebst, wenn Deine Kinder Dir am Herzen liegen, so sei vorsichtig und besonnen! Verbrenne diese fürchterlichen Blätter, damit sie nicht Zeugniß wider Dich ablegen. Bedenke, daß auch ich sterben würde vor Gram, wenn Dein Leben bedroht wäre, bedenke, daß unsere armen Kinder dann hilflose Waisen wären.

Oh, mein armes schüchternes Reh, sagte Palm gerührt, indem er die weinende junge Frau in seine Arme schloß. Wie Dein treues unschuldiges Herz schlägt und hämmert, als hätte der grausame Jäger schon das Morgengewehr auf uns angelegt, und wir müßten ohne Rettung fallen. Beruhige Dich, Du Liebe, ich verspreche Dir auch Deinen Willen zu thun. Wir wollen die Schrift verbrennen. Vorher aber mußt Du wenigstens erfahren, welcher Geist und Sinn aus der Schrift spricht, für welche Dein armer Mann vielleicht einige Tage Gefängnißqual zu dulden haben wird. Höre nur! Hier ist von Baiern die Rede, und von den Bedrückungen, die es zu erdulden hat, seit wir in Freundschaft mit Frankreich leben, und wie es in der Broschüre heißt: „Seit sich Baiern zu einem Winter- und Kantonirungsquartier verdammt sieht, davon man seit dem dreißigjährigen Krieg kein Beispiel hat. Damals lebte der Oesterreicher unter Tilly und Wallenstein gerade so, wie jetzt der Franzose, und wenn sein Kaiser sich aus jenem Kriege nichts anmerkt, so hat er doch die damals übliche Unterhaltungsart eines Heeres genau copirt. Männer, denen aller Glaube heizumessen, haben als reine Wahrheit versichert, daß Frankreichs Oberhaupt, als ihm in München über die unerhörten Drangsale,

worunter der bairische Einwohner seufzte, die nachdrücklichsten Vorstellungen geschahen, mit kaltem Blut sagte: „Das haben meine Leute nicht gethan. Es ist Krieg, man lasse mich in Ruhe und störe mich nicht in meinem Plan.“ Schon im December des vorigen Jahres, wird der Friede in Pressburg unterzeichnet, und von dem Augenblick an hat Oesterreich Hoffnung, seine Feinde los zu werden. Hätte Baiern nicht ein gegründetes Recht, der Vortheile dieses Friedens zu genießen? Diese konnten keine andern sein, als daß das französische Heer abgeführt, und das Land ferneren Bebrückungen enthoben würde. Gerade das Gegentheil erfolgte. Die Franzosen ziehen sich aus den Staaten des deutschen Kaisers, um sich in Baiern festzusetzen, und hier bei Fressen und Saufen, ein durch lange Monate fortgesetztes Siegesfest mit dem Untergang aller Einwohner zu feiern. Wenn hier vom Untergange die Rede ist, so nehme man das Wort in strengster Bedeutung, und nicht als einen Ausdruck, der nur die Größe der Leiden, welche die Franzosen über den bairischen Staat herbeigeführt, angeben soll. Noch sind es nicht fünf Jahre, da ein feindliches Heer der nämlichen Nation in diesem Lande den Meister spielte. Und da zweifelt wohl Niemand, daß die damals den Einwohnern geschlagenen Wunden binnen dieser kurzen Frist bei den wenigsten vernarben konnten. Der Landmann, des benöthigten Zugviehes entblößt, hatte kaum angefangen, sich wieder mit Pferden und Rindern zu versehen, als der einem Einfall in allen Stücken gleiche Durchzug der Franzosen demselben diesen wichtigen Theil seiner Habe wieder entzog. Betrug, List, Gewalt boten einander hierin die Hände. Thränen und fußfälliges Bitten um Ver Schonung wurden mit Hohngelächter oder mit Schlägen abgewiesen. Der Franzose gab sich den Namen eines Retters von Baiern. Wahrlich eine Rettung, jener ähnlich, da der Kranke, welchen dieser Arzt früher in's Grab geschickt hätte, unter der Hand des andern bloß eines langsamern Todes stirbt. Wenn irgend mit der Freundschaft ein Spott getrieben wurde, konnte er wohl bitterer sein, als dieser? Doch, es liegt ja in Napoleons Plan, Deutschland so zu entkräften, daß ihm für jetzt und die entfernteste Zukunft von dieser Seite nichts zu befürchten steht. Er wählte dazu verschiedene

sehr schickliche Wege. Fürstliche Häuser, deren Hoheit sich aus dem grauesten Alterthum herleitet, aus deren einem längst schon Kaiser und Könige hervorgingen, wurden mit der Familie Bonaparte's durch die engsten Bande des Blutes verknüpft, und schon steht Frankreichs Herrscher mit Baden, Baiern, Schweden und Rußland in naher Verwandtschaft. Damit nicht zufrieden, bot er Baiern und Württemberg die Krone an, wozu der deutsche Kaiser in dem letzten Frieden seine Einwilligung geben mußte. So hat nun Deutschland zwei Königreiche und" —*)

Oh, ich beschwöre Dich, hör' auf, hör' auf, unterbrach Anna die Vorlesung ihres Gatten. Es ängstigt mich, Dich diese drohenden und zürnenden Worte nur sprechen zu hören, sie fallen auf mein Herz wie eine fürchterliche Anklage gegen Dich! Glaube es mir, mein Geliebter, wenn dieser stolze und ehrgeizige Kaiser Napoleon von dieser Schmähschrift hört, wenn man ihm den Inhalt derselben mittheilt, so bist Du verloren, und da er Niemand ~~Aders~~ hat, den er strafen könnte für diese Schrift, so wird er an Dir sich rächen!

Aber mich wird er auch nicht haben, sagte Palm lächelnd, denn ich werde mich wohl hüten, mich auf französisches Gebiet zu begeben, ich werde Nürnberg nicht verlassen; und das ist, Gott sei Dank, deutsches Gebiet.

Aber die Grenzen Frankreichs liegen nahe bei uns, denn wo die Franzosen stehen, da ist Frankreich. Napoleons Arm reicht weit hinaus über seine Grenzen, und wenn er Dich ergreifen will, so wird er es thun, trotz aller Grenzpfähle und aller deutschen Geseze und Bürgerrechte.

Es liegt wahrhaftig etwas so Ueberzeugendes in Deiner Furcht, daß ich mich fast mit davon angeeckt fühlen könnte, sagte Palm sinnend. Vielleicht wäre es doch besser gewesen, nicht hierher zu kommen, sondern im preußischen Erlangen zu bleiben!

*) Siehe: Deutschland in seiner tiefsten Erniedrigung 1806. Abgedruckt in: Der Volkswitz der Deutschen über den gestürzten Bonaparte. Stuttgart 1849. Bd. IV. S. 1—105.

Kehe dahin zurück, rief Anna stehend, ich beschwöre Dich bei unserer Liebe, bei unsern Kindern, und bei unserm Glück, kehre um, gehe wieder nach Erlangen!

Morgen, meine geliebte Anna! sagte Palm lächelnd, sein junges Weib in seine Arme schließend. Morgen ist es immer noch Zeit genug, an eine neue Trennung zu denken. Jetzt gönne mir einige Stunden der Ruhe, und laß mich in vollen Zügen das Glück genießen, wieder daheim zu sein! Daheim bei meinem Weib und meinen Kindern!

II.

Die Verhaftung.

Am nächsten Morgen verbreitete sich in Nürnberg das Gerücht, der Buchhändler Palm sei zurückgekehrt und halte sich in seinem Hause verborgen. Die Köchin hatte es im größten Vertrauen einigen Freundinnen erzählt, als sie auf den Markt gekommen war, um einige Gemüße für ihre Herrschaft einzukaufen. Die Freundinnen hatten die Nachricht natürlich auch wieder im größten Vertrauen Andern mitgetheilt, und so war bald die ganze Stadt Mitwifferin des Geheimnisses geworden.

Die nähern Freunde des Hauses beeilten sich nun zur Frau Palm zu gehen, um von ihr selber zu erfahren, ob die Nachricht begründet sei. Anna leugnete sie indeß, sie behauptete erst heute Morgen einen Brief von ihrem Gatten aus Erlangen erhalten zu haben; aber als einer der zudringlichern Freunde sie bat, ihm diesen Brief doch mitzutheilen, oder ihn denselben wenigstens sehen zu lassen, ward sie verlegen, und gab eine ausweichende Antwort.

Er ist da! flüsternten die Freunde und Gevattern einander zu, als sie Frau Anna verließen. Er ist da, aber er versteckt sich, damit ihn

die französischen Spärnassen, die hier seit einigen Tagen herumschnüffeln, nicht wittern sollen. Er thut wohl daran, und wir wollen ihn nicht verrathen, sondern getreulich sein Geheimniß bewahren!

Aber ein Geheimniß, das eine ganze Stadt kennt, und das den Zungen aller Frau Muthen und Basen Stoff giebt, ist schlecht bewahrt, und kann nicht mehr gehütet werden vor Verrath.

Palm ahnte nichts davon. Er glaubte sich ungefährdet und sicher in dem friedlichen und stillen Gemach seiner Gattin, dessen nach dem Garten belegene Fenster keinem Späherauge zugänglich waren, dessen einzige Ausgangsthür in die große Halle führte, wo seine beiden Commis in ihrem Geschäft thätig waren, und die Bücherbestellungen und Anfragen des Publicums entgegen nahmen.

Während Anna eben das Zimmer verlassen hatte, um in wirthlichem Eifer die Angelegenheiten des Hauswesens und der Küche mit ihren Mägden zu berathen, lag Palm in behaglicher Ruhe auf dem Divan und las. Die trüben Sorgen, welche ihn in den letzten Tagen beängstigt hatten, waren jetzt, da er wieder daheim war, von ihm gewichen, er fühlte sich vollkommen ruhig, und lächelte über seine eigene Furcht, die wie eine trübe Wolke an ihm vorüber geflattert war.

Auf einmal ward er durch lautes Gespräch in der Geschäftshalle aus seinem behaglichen Sinnen aufgeführt, und er richtete sich von dem Divan auf, um zu hören, was es gebe.

Ich sage Ihnen, ich bin nicht im Stande, Sie zu unterstützen, hörte er seinen Buchhalter sagen. Ich selbst bin unbemittelt und Herr Palm ist nicht hier.

Herr Palm ist hier, und ich beschwöre Sie, führen Sie mich zu ihm, sagte eine fremde stehende Stimme. Er hat ein großmüthiges Herz, und wenn ich ihm meine Noth klage, wird er Erbarmen mit mir haben und mir helfen.

So kommen Sie in einigen Tagen wieder, rief der Buchhalter, vielleicht ist Herr Palm dann von seiner Reise zurückgekehrt.

In einigen Tagen! rief die fremde Stimme. In einigen Tagen wird mein Weib und mein Kind Hungers gestorben sein, denn wenn ich nicht in dieser Stunde noch Hülfe schaffen kann, werde ich von

meinem hartherzigen Gläubiger in den Schuldhurm gebracht; und bin dann außer Stande, meinem kranken Weibe und ihrem kleinen Kinde beizustehen. Oh, seien Sie also barmherzig, haben Sie Mitleid mit meiner Noth. Führen Sie mich zu Herrn Palm, damit ich ihn um Hülfe und Unterstützung ansehn kann.

Herr Palm ist nicht hier, sage ich Ihnen, rief der Buchhalter mit zorniger Stimme. Wie soll ich Sie also zu ihm führen? Kehren Sie in einigen Tagen wieder, das ist der einzige Rath, den ich Ihnen geben kann. Gehen Sie jetzt und stören Sie mich nicht länger in meiner Arbeit! Gehen Sie!

Nein, es soll nicht gesagt werden, daß ich einen Verzweifelden von meiner Thür gewiesen, murmelte Palm, indem er rasch das Zimmer durchschritt und die Thür der Halle öffnete.

Bleiben Sie, armer Mann, rief er dem Bettler zu, der sich schon umgewandt hatte, und im Begriff war, die Halle zu verlassen. Bleiben Sie!

Der Bettler kehrte um, und Palm erblickend, der auf der Schwelle der Thür stand, stieß er einen Freudenschrei aus.

Sehen Sie wohl, rief er triumphirend dem Buchhalter zu, sehen Sie wohl, daß ich Recht hatte, Herr Palm ist da, und er wird mir helfen!

Ich werde Ihnen helfen, wenn ich es vermag, sagte Palm gütigvoll. Wie hoch beläuft sich Ihre Schuld?

Ah, Herr Palm, ich schulde meinem Hauswirth die Miete für ein ganzes Vierteljahr, und das sind zwanzig Gulden. Aber wenn Sie in Ihrer Großmuth mir die Hälfte dieser Summe geben, so ist das genug, denn der Wirth hat mir versprochen, sich noch das nächste Vierteljahr gedulden zu wollen, wenn ich ihm jetzt zehn Gulden abzahle.

Sie sollen diese zehn Gulden haben, sagte Palm. Herr Bertram, zahlen Sie aus der Hauptkasse zehn Gulden an diesen Mann aus.

Oh, Herr Palm, wie gütig Sie sind, rief der Bettler freudig. Wie soll ich Ihnen jemals danken, was Sie heute Großes an mir gethan!

Danken Sie es mir, indem Sie fleißig sind und rechtzeitig für Weib und Kind sorgen, damit Sie nicht wieder in so arge Verlegenheit

kommen, sagte Palm, indem er dem Fremden freundlich zunickte, und dann wieder in das anstoßende Gemach zurücktrat.

Mit den zehn Gulden, welche der Buchhalter ihm ausgezahlt, eilte der Bettler auf die Straße. Kaum hatte er die Schwelle des Palm'schen Hauses hinter sich, als der Zug von Trauer und Angst aus seinem Antlitz verschwand, das jetzt einen höhniſchen und boshaften Ausdruck annahm. Mit hastigen Schritten eilte er hinüber nach der Sebalbuskirche, zu jenem Pfeiler, hinter welchem zwei in Mäntel gehüllte Männer standen.

Herr Palm ist in seinem Hause, sagte der Bettler grinsend. Ihr geht in die Geschäftshalle, durchschreitet sie und tretet durch die gegenüberliegende Thür in das Wohnzimmer; da drin ist er. Ich hab's Euch richtig ausgekundschaftet, und jetzt gebt mir meinen Lohn.

Erst müssen wir wissen, ob Ihr die Wahrheit gesprochen, sagte einer der Männer. Was bürgt uns dafür, daß Ihr uns nicht betrügt?

Aber ich sage Euch, ich habe ihn mit meinen eigenen Augen gesehen, rief der Bettler. Ich stand in der Halle und heulte und flennete ganz jämmerlich, und schwur hoch und theuer, daß mir Weib und Kind verhungern müßten, wenn Herr Palm mir nicht helfen wollte. Der Buchhalter schlug's mir ab, da heult' ich bloß lauter, damit Herr Palm mich hören sollte. Und er hörte mich auch und kam aus seinem Versteck hervor, und gab mir richtig die zehn Gulden, um die ich ihn bat. Hier sind sie!

Nun, wenn Ihr zehn Gulden bekommen habt, so seid Ihr für Euren Verrath hinlänglich bezahlt, sagten die beiden Männer. Es ist Judasgeld. Seinen Wohlthäter, der Euch eben ein großmüthiges Geschenk gemacht, zu verrathen, — wahrhaftig, das kann auch nur ein Deutscher!

Sie wandten sich mit verächtlichen Blicken von dem Bettler ab, und schritten dahin über die Straße, dem Palm'schen Hause zu.

Niemand war auf dem Hausflur und ungehindert traten die beiden Männer in die Halle ein. Ohne dem Buchhalter und dem Commis, die ihnen mit geschäftiger Eile entgegentraten, zu antworten, warfen sie ihre Mäntel ab.

Französische Gensd'armen, murmelte der Buchhalter erblickend, und er that einige Schritte vorwärts nach der Thür des Wohnzimmers hin. Einer der Gensd'armen hielt ihn zurück.

Sie bleiben Beide hier, sagte er gebieterisch, wir wollen da hineingehen. Bei dem geringsten Laut oder Warnungsruf verhaften wir Sie Beide. Schweigen Sie also und lassen Sie uns unsere Pflicht thun.

Die beiden Commis wagten nicht, sich zu regen und sahen mit stummem Entsetzen zu, wie jetzt die Gensd'armen der Thür des Wohnzimmers zuschritten und diese öffneten.

Dann hörten sie einige heftige gebieterische Worte, denen ein durchbringender Befehlsruf folgte.

Oh, die arme Frau, murmelte der Buchhalter mit zitternden Lippen, aber ohne sich von der Stelle zu bewegen.

Die Thür des Wohnzimmers, welche die Gensd'armen hinter sich zugebrückt hatten, that sich jetzt wieder auf und die beiden Polizeimänner traten wieder in die Halle, in ihrer Mitte Palm führend, den Jeder von ihnen an einem Arm gefaßt hatte.

Palm sah bleich aus und seine Stirn war umbüstert, aber er schritt doch vorwärts wie ein Mann, der seinen Entschluß gefaßt hat und sich von dem Mißgeschick nicht zerschmettern lassen, sondern es tragen will mit aufgerichtetem Haupt.

In der Mitte der Halle, bei dem Tisch angelangt, neben welchem seine beiden Diener standen, blieb er stehen.

Sie geben mir also nicht eine halbe Stunde Zeit, um meine Geschäfte mit meinem Buchhalter zu besprechen und ihm meine Befehle zu ertheilen? fragte er die Polizeimänner, welche ihn vorwärts ziehen wollten.

Nein, nicht eine Minute, sagten sie. Wir haben strengen Befehl, Sie sogleich zum General zu führen, und wenn Sie sich sträuben sollten, gutwillig zu gehen, Sie gebunden und in Fesseln hinzuschaffen.

Sie sehen wohl, ich sträube mich nicht, sagte Palm verächtlich. Lassen Sie uns gehen. Vertram, sehen Sie doch nach meiner Frau,

sie ist ohnmächtig geworden! Bringen Sie ihr und meinen Kindern meine Grüße, Adieu!

Die beiden jungen Männer antworteten ihm nicht sie konnten vor Weinen nicht sprechen. Aber als Palm verschwunden war, stürzten sie Beide in das Wohnzimmer, um der unglücklichen, jungen Frau beizustehen.

Sie lag an der Erde, bleich und starr, wie eine vom Sturm geknickte Lilie. Ihre Augen waren halb geöffnet und glanzlos, ihre langen blonden Haarflechten, mit deren Orbnen sie eben, als die Gensd'armen eintraten, beschäftigt gewesen, hingen halb aufgelöst wie ringelnde Schlangen über ihr Antlitz und ihre Schultern, von denen das kleine durchsichtige Flortuch sich verschoben hatte. Ihre Züge, welche sonst immer voll Liebreiz und Amuth waren, hatten jetzt den Ausdruck des Jorns und des Entsetzens, sie waren in dem Ausdruck erstarrt, als sie ohnmächtig geworden war, weil sie hören mußte, wie die französischen Polizisten ihren Gatten zu ihrem Gefangenen erklärten und ihm befahlen, ihnen zu folgen.

Erst nach langem Bemühen gelang es, sie wieder zum Bewußtsein zurückzurufen. Es waren aber nicht die flüchtigen Salze, die ihre Dienerin ihr auf die Stirn rieb, nicht die stehenden Worte des Buchhalters, welche sie zum Leben erweckten, sondern es waren die glühenden Thränen ihrer beiden kleinen Mädchen, welche ihr erstarrtes Blut wieder schmolzen und erwärmten.

Mit einem tiefen Seufzer richtete sie sich auf und ihre wilden, geängsteten Blicke flatterten im Zimmer umher, hefteten sich forschend und suchend auf jede der sie umgebenden Gestalten. Dann, als sie sich überzeugt, daß Er nicht unter ihnen sei, Er, den allein ihre Blicke gesucht hatten, schlug sie mit einem Schrei des Entsetzens ihre beiden Arme um ihre Kinder, und sie fest an sich ziehend, weinte sie laut.

Aber nicht lange mehr überließ sie sich ihrem Schmerz und ihrer Verzweiflung. Mit einer hastigen Bewegung trocknete sie ihre Thränen und stand auf. Es ist jetzt nicht Zeit zu weinen und zu klagen, sagte sie, nach Athem ringend, ich werde später Zeit genug dazu haben, jetzt

muß ich handeln, muß sehen, daß ich ihm Hilfe schaffen kann. Wißt Ihr, wo man ihn hingeführt hat?

Zu dem französischen General Colomb, der jetzt hier cantonirt, sagte der Buchhalter.

Ich werde zu dem General gehen und er wird mir wenigstens sagen müssen, ob ich meinen Gatten in seinem Gefängniß sehen kann, sagte sie entschlossen. Schnell, Kathi, hilf mir mich ankleiden, ordne mein Haar, denn Du siehst wohl, meine Hände zittern so sehr, sie sind schwächer als mein Herz.

Sie stand auf, um sich nach ihrem Ankleidezimmer zu begeben. Aber die Füße versagten ihr den Dienst, es schwindelte vor ihren Blicken und von einer neuen Ohnmacht überwältigt, sank sie wieder zusammen.

Erst nach Stunden des Kämpfens und Ringens konnte die arme junge Frau sich von dieser physischen Schwäche, welche der jähe Schreck ihr auferlegt, wieder aufraffen und sich zu festem Willen und Handeln zusammenfassen. Jetzt hatte sie ihre ganze Energie und Beherztheit wieder gefunden, kühn und muthig, wie eine gereizte Löwin, war sie entschlossen mit der ganzen Welt zu kämpfen um den Geliebten, den man ihr entrißen hatte.

III.

Die Liebe einer Frau.

Anna begab sich zuerst zu dem General Colomb und bat ihn um eine Unterrebung.

Vier Stunden ungefähr waren vergangen seit der Verhaftung Palm's, als der General sie empfing.

Madame, sagte er, ich weiß, weshalb Sie kommen, Sie suchen Ihren Gatten, allein er ist nicht mehr hiey.

Nicht mehr hier? rief sie entsetzt. Ihr habt ihn nach Frankreich geschleppt? Ihr wollt ihn also tödten?

Das Gesetz wird über ihn richten, Madame, sagte der General streng. Ich selber habe ihn vernommen und ihn aufgefordert, uns den Urheber und Verfasser dieser fluchwürdigen Schrift, welche Herr Palm ins Publikum gebracht hat, zu nennen. Hätte er es gethan, so wäre er aller weiteren Verantwortlichkeit überhoben gewesen und hätte unangefochten in sein Haus und zu Ihnen zurückkehren können. Aber er weigerte sich entschieden, den Verfasser und den Drucker anzugeben.

Er kennt beide nicht, rief Anna, oh, glauben Sie mir, mein Herr, Palm ist unschuldig. Man hat ihm diese Broschüre gesandt, begleitet von einem anonymen Schreiben.

Dann hätte er sich wohl hüten müssen, dieselbe zu publiciren, rief der General. Es ist gegen alles Gesetz, eine Druckschrift, von der man weder Verfasser noch Drucker kennt, zu publiciren.

Nein, Herr General, es ist nicht gegen das in Nürnberg, in der freien deutschen Reichsstadt geltende Gesetz. Wir sind durch einen Machtspruch des Kaisers von Frankreich an Baiern geschenkt, aber die Privilegien und Rechte unserer freieren Verfassung sind der alten Reichsstadt verbürgt worden, und Palm hat also nichts gethan, was gegen unser deutsches Gesetz verstieße.

Wir urtheilen und richten nach unserm Gesetz, sagte der General achselzuckend, wo wir sind, da ist Frankreich, und wo wir beleidigt werden, da ziehen wir den Beleidiger zur Rechenschaft und strafen ihn nach unsern Gesetzen. Ihr Mann hat sich eines schweren Verbrechens schuldig gemacht; er hat eine Schrift verbreitet, in welcher Frankreich und der Kaiser der Franzosen auf das Gräßlichste insultirt wird. Er hat den Urheber dieser Schrift nicht nennen wollen; so lange er das nicht that, gilt er uns dafür und muß die Strafe tragen. Da er kein Bekenntniß ablegen wollte, habe ich ihn der höhern Behörde übergeben. Herr Palm befindet sich seit zwei Stunden schon auf dem Wege nach Anspach, wo der General Bernadotte über ihn richten wird.

Ich werde also nach Anspach gehen, zum General Bernadotte,

sagte Anna, und ohne den General weiter eines Blickes zu würdigen, wandte sie sich um und verließ das Gemach.

Sie wollte gleich jetzt, gleich in dieser Stunde schon abreisen, aber ihr Bemühen war vergeblich, sie konnte keinen Wagen finden, der sie befördert hätte. Bei der Post waren alle Pferde requirirt für das Gefolge und die Transportwagen des Marschalls Berthier, der sich nach München begeben sollte, und die Besitzer von Miethswagen weigerten sich bei der herannahenden Dunkelheit und der Unsicherheit der Landstraßen, die Reise zu unternehmen.

Anna mußte also warten, bis der Morgen kam, und sie benutzte die langen Stunden der Nacht, um eine Bittschrift aufzusetzen, welche sie, wenn der Marschall Bernadotte ihr eine Unterredung verweigerte, ihm übersenden wollte.

In der Frühe des nächsten Morgens endlich trat sie ihre Reise an, aber die Wege waren sandig und schlecht, die Miethsgäule träge und kraftlos, erst am späten Abend kam sie am Ziel ihrer Reise, in Anspach an.

Wieder mußte sie eine lange trostlose Nacht warten. Keiner konnte oder wollte ihr Antwort geben auf ihre angstvollen Fragen, ob Palm wirklich hier sei, ob man ihn nicht abermals weiter transportirt habe.

Innerlich bebend vor Angst und Entsetzen, aber fest entschlossen, Alles zu wagen, nichts unversucht zu lassen, was zu Palm's Rettung dienen könnte, begab sich Anna am andern Morgen in die Wohnung des Marschalls Bernadotte.

Der Adjutant des Marschalls empfing sie und fragte sie nach ihrem Begeh.

Ich muß den Herrn Marschall selbst sprechen, denn in seinen Mienen werde ich lesen, ob er meinen Gatten begnadigen oder vernichten will, sagte Anna. Ich beschwöre Sie, mein Herr, haben Sie Erbarmen mit dem Schmerz einer Frau, welche für den Vater ihrer Kinder bangt und zittert. Verschaffen Sie mir eine Audienz bei dem Herrn Marschall.

Ich werde sehen, was sich thun läßt, sagte der Adjutant, gerührt von dem tiefen Seelenschmerz, der aus dem bleichen Antlitz der jungen

Frau sprach. Aber schon einige Minuten, nachdem er hinausgegangen war, kehrte er zurück.

Madame, sagte er achselzuckend, es thut mir leid, aber Ihr Wunsch kann nicht erfüllt werden. Der Herr Marschall will ganz und gar nichts mit dieser Sache zu thun haben und lehnt jede Betheiligung an derselben ab. Aus diesem Grunde hat er auch Herrn Palm, der gestern, gleich Ihnen, eine Audienz bei dem Herrn Marschall beehrte, nicht angenommen, und ich mußte ihn statt seiner empfangen, wie ich jetzt die Ehre habe, Sie zu empfangen.

Oh, Sie haben meinen Gatten gesehen? fragte Anna fast freudig. Sie haben mit ihm gesprochen?

Ich habe ihn dasselbe im Namen des Marschalls gesagt, was ich Ihnen jetzt sage, Madame. Der Herr Marschall ist außer Stande, für Ihren Gatten irgend etwas zu thun. Der Befehl zu seiner Verhaftung ist unmittelbar von Paris aus dem Cabinet des Kaisers gekommen, und es ist also nicht in des Marschalls Macht, ihn rückgängig zu machen, oder den Lauf des Gesetzes zu hemmen. Auch befindet sich Herr Palm nicht mehr hier. Schon gestern beim Einbruch der Nacht ist er weiter transportirt.

Wohin? Oh, mein Herr, Sie werden Mitleid mit mir haben, Sie werden mir sagen, wohin mein unglücklicher Gatte gebracht worden.

Madame, sagte der Adjutant, sich scheu umsehend, als fürchte er das Ohr eines Horchers, er ist nach Braunau gebracht worden.

Anna stieß einen Schrei des Entsetzens aus. Nach Braunau, sagte sie athemlos. Nach Braunau, das heißt, außer Landes. Man will einen Bürger und Unterthan Baierns für ein Vergehen, das er in seinem Vaterlande begangen haben soll, nicht nach bairischem Gesetz, sondern nach dem Gesetz eines fremden, uns feindlichen Staates richten. Man hat meinen Mann nach Oesterreich geschleppt.

Verzeihen Sie, sagte der Adjutant lächelnd, die Stadt Braunau gehört noch nicht wieder zu Oesterreich, sie ist bis zu dieser Stunde noch französisches Gebiet, denn wir hatten sie während des Krieges eingenommen und besetzt, und wir haben sie noch nicht wieder an

Oesterreich ausgeliefert. Herr Palm wird also in Braunau nach den Gesetzen Frankreichs gerichtet werden.

Oh, dann ist er verloren, rief Anna schmerzvoll, dann giebt es für ihn keine Rettung mehr.

Wenn er schuldig ist, Madame, so hat er Strafe verdient, wenn er unschuldig ist, wird er ungefährdet bleiben, denn die Gesetze Frankreichs sind unparteiisch und gerecht.

Oh, mein Herr, sagte Anna fast stolz, es giebt Dinge, welche nach den Gesetzen Ihres Landes strafwürdig, sogar verbrecherisch erscheinen können, welche aber nach dem Gesetze eines deutschen Landes keine Strafe, vielmehr Lob und Anerkennung verdienen.

Wenn das, was Herr Palm gethan, von dieser Art ist, dann bedaure ich ihn, sagte der Adjutant achselzuckend. Aber, fügte er leiser hinzu, ich will Ihnen einen Rath geben. Eilen Sie nach München, wenden Sie sich an den dortigen französischen Gesandten. Wenn er Ihnen eine Audienz verweigert, so senden Sie ihm eine Bittschrift, in welcher Sie die Angelegenheit Ihres Gatten genau und der Wahrheit gemäß auseinandersetzen und um seine Vermittlung bitten.

Und wenn er meine Bittschrift unbeantwortet läßt? Wenn er sich weigert, sich für mich zu verwenden?

Dann bleibt Ihnen noch ein letztes Mittel. Dann wenden Sie sich an den Marschall Berthier, der jetzt auch in München ist, er vermag viel bei dem Kaiser, er allein ist dann im Stande, Ihnen zu helfen. Aber verlieren Sie keine Zeit.

Ich werde in dieser Stunde noch abreisen, mein Herr, und ich danke Ihnen für Ihren Rath und Ihre Theilnahme. Ich sehe wohl, daß Sie nichts für mich thun können, aber Sie haben mir Ihr Mitleid gegeben, und ich danke Ihnen dafür. Leben Sie wohl, mein Herr!

Eine Stunde später befand sich Anna auf dem Wege nach München. Nach einer ermüdenden Fahrt von vier Tagen, — denn damals gab es noch nicht, wie heute, chauffirte Wege oder gar Eisenbahnen, — hatte sie München erreicht und nahm dort in einem Gasthof ihr Quartier.

Sie war hier ganz fremd, sie hatte keine Freunde, keine Beschützer, keine Empfehlungen, und es war daher natürlich, daß sie alle Pforten

verschlossen, alle Ohren taub fand. Niemand mochte Mitleid haben mit dieser armen, geängsteten Frau, Niemand mochte ihre Klagen ahören, denn ihre Klagen waren zugleich Anklagen gegen den mächtigen und gewaltigen Mann, der jetzt seine Hand über Baiern ausgestreckt hielt, und es in derselben zerdrücken konnte, wenn er den Willen dazu hatte.

Anna fand also keine Unterstützung, nicht einmal Gehör bei den deutschen Behörden. Sie ging zu allen Ministern, zu allen Denen, welche durch ihr Amt und ihr Ansehen verpflichtet gewesen waren, sich ihrer Angelegenheit anzunehmen. Sie wagte sich sogar in das Schloß des Königs und stand stundenlang in der Vorhalle, immer hoffend, daß man ihr Flehen berücksichtigen, daß sich irgend eine Thür für sie öffnen werde.

Aber alle Thüren waren für sie verschlossen, auch die des französischen Gesandten. Sie hatte ihn vergebens um eine Audienz gebeten, als ihr diese verweigert ward, hatte sie seinem Attaché eine Bittschrift übergeben, welche sie sich von einem Rechtsgelehrten hatte aufsetzen lassen, und in der alle Anklage- und Vertheidigungs-Punkte genau erörtert und erwogen wurden. Acht Tage lang wartete sie auf eine Antwort, acht Tag lang ging sie jeden Morgen in das Hôtel des französischen Botschafters und fragte mit derselben sanften und flehenden Stimme, ob kein Bescheid für sie da, ob keine Antwort auf ihre Bitte erfolgt sei.

Am achten Tage erhielt sie den Bescheid, daß es keine Antwort auf ihre Bittschrift gäbe, daß der französische Gesandte nichts in dieser Angelegenheit zu thun vermöge.

Anna weinte nicht und klagte nicht, sie empfing diese Nachricht mit der sanften Ruhe einer Märtyrerin, und statt in Klagen auszubrechen, betete sie. Sie betete, daß Gott ihr Kraft geben möge, nicht zu verzweifeln, nicht zusammen zu sinken, sie betete, daß Gott ihrem Körper Stärke verleihen möge, damit er sie nicht hindere, ihre Pflicht zu thun, und für ihren Geliebten weitere Hülfe zu suchen.

Gekräftigt und innerlich gehoben von diesem Gebet, begab sich Anna jetzt in das Hôtel des Marschalls Berthier, — nur war ihr

Schritt langsamer, nur glühten ihre Wangen, welche bis jetzt farblos gewesen, in flammender Röthe, und ihre bis jetzt wie erstarrten Hände waren brennend heiß.

Sie verlangte nicht, bei dem Marschall Berthier eine Audienz zu haben, denn sie hatte sich schon resignirt, sie wußte schon, daß ihr dieselbe verweigert werden würde, sie brachte nur ein zweites Exemplar der Bittschrift, welche sie dem französischen Gesandten übergeben, und sie flehte nur, daß man ihr mindestens bald eine Antwort möge zu Theil werden lassen.

Dies Mal sollte, ihr Flehen nicht unerhört bleiben, und schon am dritten Tage erhielt sie einen Bescheid.

Aber dieser Bescheid war trostloser noch, als alles Schweigen. Der Marschall Berthier ließ ihr durch seinen Adjutanten melden, daß Palm in Braunau vor ein Kriegsgericht gestellt sei, und daß es daher für jede Vermittelung und jede Bitte zu spät sei, denn das Kriegsgericht allein könne jetzt noch entscheiden.

Ein einziger durchbringender Schmerzensschrei rang sich aus Anna's Brust, als sie diese Nachricht erhielt. Dann ward sie wieder ganz still, ganz gefaßt und ruhig. Ohne irgend eine andere Klage, eine Bitte, verließ sie das Hôtel des Marschalls und kehrte in den Gasthof zurück.

Mit vollkommener Ruhe und Gelassenheit beauftragte sie den Kellner, ihr die Rechnung zu bringen, und ihr einen Wagen zur sofortigen Abreise zu besorgen.

Eine Viertelstunde später erschien die Wirthin des Hôtels selber, um der Frau Palm die verlangte Rechnung zu bringen. Sie fand Anna ruhig am Fenster sitzen, die Hände im Schooß gefaltet, das Haupt zurückgelehnt an die hohe Lehne des Stuhls, und mit weitgeöffneten Augen zum Himmel empor starrend. Ihr kleiner Reisekoffer stand fertig und geschlossen mitten im Zimmer.

Schweigend reichte ihr die Wirthin das Papier dar, und wandte sich dann zur Seite, um die Thränen nicht sehen zu lassen, die beim Anblick dieser bleichen, sanften jungen Frau in ihre Augen traten.

Anna stand auf und zählte ruhig das Geld auf den Tisch hin. Ich danke Ihnen, Madame, für alle Aufmerksamkeit und Freundlichkeit,

ie ich in Ihrem Hause gefunden habe, sagte sie. Nur finde ich, daß Sie meine Rechnung zu niedrig angesetzt haben. Sie müssen vielerlei zu notiren vergessen haben, denn es ist nicht möglich, daß ich in dieser langen Zeit meines Hierseins nicht mehr gebraucht haben sollte.

Madame, sagte die Wirthin bewegt, ich würde glücklich sein, wenn Sie mir erlaubten, gar nichts von Ihnen anzunehmen, aber ich weiß, daß Sie das verlesen würde, und deshalb brachte ich meine Rechnung. Wenn Sie mir gestatten wollten, meinem Herzen zu folgen, so sagte ich: gönnen Sie mir die Ehre, einer so edlen, tapfern und getreuen Frau Gastfreundschaft in meinem Hause gewährt zu haben, und wenn Sie mir das zusagten, dann würde ich auch den Muth finden, Ihnen eine Bitte auszusprechen, die ich jetzt nicht wagen darf, weil Sie sie für Egoismus halten würden.

Sprechen Sie sie nur immerhin aus, sagte Anna milde, ich habe seit vierzehn Tagen so viel gebeten, und bin so oft abgewiesen worden, daß es mich wahrhaftig erheben würde, von Andern eine Bitte zu hören, die ich erfüllen könnte.

Nun denn, Madame, sagte die Wirthin, Anna's Hand nehmend, und sie ehrfurchtsvoll an ihre Lippen drückend, dann bitte ich Sie, bleiben Sie hier, reisen Sie nicht ab. Gönnen Sie mir das Glück, Sie hier in meinem Hause zu haben, ein wenig für Sie zu sorgen, und Sie zu pflegen, wie eine Mutter ihre Tochter pflegen würde. Ich bin alt genug, um Ihre Mutter sein zu können, und Sie, mein geliebtes, armes Kind, Sie bedürfen der Pflege, denn Sie sind krank.

Ich fühle keine Schmerzen, ich bin nicht krank, sagte Anna mit einem Lächeln, welches ergreifender war, als laute Klagen.

Sie sind krank, rief die Wirthin, Ihre Hände brennen in Fieberhize, und die Rosen, die auf Ihren Wagen blühen, sind keine natürlichen, sondern nur die Zeichen Ihres innern Leidens. Sie haben in dieser ganzen Zeit kaum die Speisen berührt, die man Ihnen vorsetzte, sehr oft sind sie Nachts gar nicht im Bett gewesen, und statt zu schlafen, sind Sie stundenlang im Zimmer auf- und abgegangen. Jetzt wüthet das Fieber in Ihrem zarten Körper, und wenn Sie sich nicht schonen, und keine Arzeneien gebrauchen, wird Ihr Körper erliegen.

Nein, er wird nicht erliegen, sagte Anna, mein Herz wird ihn aufrecht halten.

Aber auch Ihr Herz wird brechen, wenn Sie sich nicht schonen, rief die Wirthin gerührt. Bleiben Sie hier, ich beschwöre Sie, reisen Sie nicht ab! Bleiben Sie als Gast in meinem Hause.

Anna legte ihre brennende Hand auf die Schulter der Frau, und sah sie mit einem langen, innigen Blick an.

Sie waren verheirathet? fragte sie. Sie liebten Ihren Mann?

Ja, sagte die Wirthin mit hervorbrechenden Thränen, ich war verheirathet, und Gott weiß es, daß ich meinen Mann liebte. Wir haben zwanzig Jahre in Frieden und Glück mit einander gelebt, und als er im vorigen Jahre starb, da starb auch mein ganzes Lebensglück.

Er war krank, nicht wahr, und Sie haben ihn gepflegt?

Er war vier Wochen lang krank, und ich bin Nacht und Tag nicht von seinem Lager gewichen.

Nun also, was würden Sie dem geantwortet haben, der Sie von dem Sterbelager Ihres Mannes hätte zurückhalten, der Sie hätte bereden wollen, Ihren Mann in seinen Todeschmerzen zu verlassen, weil das Ihre Gesundheit angreifen könnte? Würden Sie sich haben zurückhalten lassen?

Nein, ich würde den für meinen Feind gehalten haben, der mir einen solchen Vorschlag gemacht hätte, und ich würde ihm geantwortet haben: es ist mein heiliges Recht, an dem Sterbelager meines Mannes zu stehen, seinen letzten Seufzer von seinen Lippen fortzulassen, ihm die Augen zuzudrücken, und kein Mensch auf der Welt soll mich daran hindern!

Nun, denn, meine liebe Mutter, ich sage, wie Sie gesagt haben: es ist mein heiliges Recht, an dem Sterbelager meines Mannes zu stehen, und ihm die Augen zuzudrücken. In Braunau ist das Sterbelager meines Mannes, ich bin nicht so glücklich, wie Sie es gewesen, ich kann ihn nicht pflegen, nicht in seinen Schmerzen bei ihm sein und ihn trösten, aber ich kann in seiner Sterbestunde bei ihm sein. Meine Mutter, wollen Sie Ihrer Tochter nun noch sagen, daß sie hier bleiben,

daß sie sich pflegen und schonen soll, statt nach Braunau zu reisen zu dem Sterbelager ihres Gatten?

Nein, meine Tochter, rief die Frau, nein, ich sage: reisen Sie! Können Sie sich keine Minute Erholung, bevor Sie nicht bei Ihrem Mann sind. Gott wird sie geleiten und Sie beschützen, denn er ist die Liebe, und erbarmt sich Derer, welche in der Liebe wandeln! Reisen Sie also mit Gott, aber um Ihres Mannes willen, nehmen Sie stärkende Nahrung zu sich, versuchen Sie essen und zu schlafen, damit sie neue Kräfte gewinnen, denn Sie werden sie gebrauchen!

Geben Sie mir etwas Stärkendes, ich will es essen, Mutter, rief Anna, ihre Arme zärtlich um den Nacken der Wirthin legend, ich will auch diese Nacht zu schlafen versuchen, denn Sie haben Recht: ich werde meine Kräfte gebrauchen! Aber wenn ich gegessen habe, nicht wahr, dann darf ich sofort abreisen?

Ja, mein armes, theures Kind, dann dürfen Sie abreisen. Jetzt kommen Sie in mein Zimmer, Ihr Mahl steht schon bereit!

Eine halbe Stunde später hob die Wirthin selber Anna in den Wagen, und rief mit einer Stimme, welche von verhaltenen Thränen zitterte, rief sie: Leben Sie wohl, meine Tochter. Gott segne Sie und gebe Ihnen Kraft. Wenn Sie einst allein stehen und einer Mutter bedürfen, dann kommen Sie zu mir! Möge der Herr sich Ihrer erbarmen!

Ja, möge der Herr sich meiner erbarmen und mich mit Ihm sterben lassen, flüsterte Anna, als der Wagen mit ihr auf der Straße dahin rollte.

Um die Mittagsstunde des nächsten Tages langte sie in Braunau an; es war der Mittag des sechs und zwanzigsten August 1806.

IV.

Die Weiber von Braunau.

Indessen hatte Palm die ganze Zeit über in Braunau in französischer Gefangenschaft gesessen. Zwei Mal nur in den sechszehn Tagen, die er im Kerker saß, hatte man ihn aus demselben geholt, um ihn zum Verhör zu führen, zum Verhör vor ein Kriegsgericht, das vom General St. Hilaire eigens für diesen Fall war zusammengerufen worden.

Dieses außerordentliche Kriegsgericht bestand aus französischen Generälen und Stabsofficieren; es trat mitten im Frieden in einer deutschen Stadt zusammen und erklärte sich zum competenten Richter über einen deutschen Bürger, der kein anderes Verbrechen begangen, als daß er eine Schrift verbroitet hatte, in welcher das Unglück Deutschlands und die Bebrückungen deutscher Lande durch Napoleon und seine Armeen besprochen ward.

Die ganze Angelegenheit war mit einer solchen Eile und Verschwiegenheit betrieben worden, daß die deutschen Behörden in Braunau kaum etwas davon vernommen hatten, während das französische Kriegsgericht schon bereit war, das Urtheil zu fällen.

Uebrigens wollte man sich doch den Schein der Unparteilichkeit und Gesezlichkeit bewahren, und bevor das Kriegsgericht Palm daher vor seine Schranken gerufen, hatte man ihm davon Anzeige gemacht und ihm die Wahl gelassen, sich gegen die Anklage selbst zu vertheidigen, oder sich einen Vertheidiger zu wählen.

Palm, der französischen Sprache nicht kundig, hatte das Letztere vorgezogen, und zu seiner Vertheidigung einen in Braunau ansässigen Juristen gewählt, mit dem er persönlich bekannt, ja fast befreundet war, und von dem er wußte, daß er der französischen Sprache vollkommen mächtig sei.

Allein dieser Freund lehnte es ab, ein Freund in der Noth zu sein. Er entschuldigte sich mit einem starken Unwohlsein, das ihn an sein Bett fessele und ihm alles Sprechen unmöglich mache.

Palm erhielt diese Entschuldigung erst als er in den Sitzungssaal trat, in welchem das Kriegsgericht versammelt war, er mußte sich daher wohl entschließen, seine Vertheidigung selbst zu führen und seine Worte den Herrn des Kriegsgerichts durch einen Dolmetscher übersetzen zu lassen.

Und er war überzeugt, seine Vertheidigung gut geführt, und diejenigen, welche sich zu seinen Richtern aufgeworfen hatten, von seiner Unschuld überführt zu haben.

Er zweifelte daher auch nicht einen Moment an seiner baldigen Erlösung, er erwartete jeden Tag die Nachricht, daß man seine Unschuld erkannt habe und ihn daher der Freiheit und seiner Familie zurückgebe. Diese Zuversicht ließ ihn die einsame Kerkerhaft mit frohem Muth ertragen, und in diesen Tagen voll Entbehrung und Pein mit heiterem Auge hinschauend auf die goldigen Tage der Zukunft, wo er wieder zu seinem Hause, sanft behütet von dem liebenden Auge seines jungen Weibes, das Herz erfreut von dem Anblick seiner beiden holden Kinder, in den Armen der Liebe ruhen würde nach den Tagen voll Arbeit und Mühsal.

Aus solchen freudigen Zukunftsträumen weckte ihn am Morgen des sechsundzwanzigsten August das Eintreten des Schließers und einiger Soldaten, welche kamen, ihn vor das Kriegsgericht zu rufen, und von demselben sein Urtheil zu empfangen.

Gott sei Dank, rief Palm frohmüthig, mein Urtheil, das heißt meine Freilassung. Kommt, laßt uns gehen, denn Ihr seht wohl, mein Kerker ist heiß und dumpfig und ich sehne mich nach der frischen frühlichen Gottesluft, die ich so lange entbehrt habe. Laßt uns also gehen, damit ich meinen heißersehnten Urtheilspruch empfangen.

Und mit einem freundlichen Lächeln reichte er dem Schließer, welcher mit finstern Gesicht und mürrischen Mienen an der Thür stand, die Hand dar. Schaut nicht so finster drein, Balthasar, sagte er. Waret ja doch sonst immer ein gar munterer Geselle und habt mir oft die langen, einsamen Stunden durch Euer gemüthliches Plaudern verkürzt. Nehmt meinen Dank für Eure Freundlichkeit und Milde. Ihr hättet mich viel quälen und martern können und Ihr habt es nicht

gethan, sondern seid immer gefällig und mittheilsvoll gewesen. Ich danke Euch, dafür, Balthasar und ich bitt' Euch, nehmt dies von mir zum Andenken.

Er zog eine goldene, reich mit Steinen besetzte Busennadel aus seinem Halstuch und reichte sie dem Schließer dar.

Aber dieser streckte die Hand nicht darnach aus, sondern wandte sein Haupt mürrisch zur Seite.

Ich darf nichts annehmen von Gefangenen, brummte er verbrießlich.

Nun, dann werde ich Euch besuchen, sobald ich frei bin und von dem freien Mann werdet Ihr wohl ein kleines Andenken annehmen, nicht wahr? fragte Palm freundlich.

Der Schließer antwortete nicht auf diese Frage, sondern rief mürrisch: macht, daß Ihr fort kommt, es ist die höchste Zeit!

Palm lachte und dem Schließer einen Abschiedsgruß zunickehend, verließ er in der Mitte der Soldaten das Gefängniß.

Armer Mann, er ahnt nichts, brummte der Schließer vor sich hin, und seine Züge waren jetzt milde und weich, und seine Augen feucht von Thränen. Armer Mann, er glaubt, daß sie ihm die Freiheit geben wollen! Ja wohl, die Freiheit, aber nicht die, welche er meint und hofft.

Palm folgte seinen Führern mit heiterm Muth in den Saal, in welchem die Herren des Kriegsgerichts versammelt waren und auf hohen Lehnstühlen sitzend, die in einem Halbkreis aufgestellt, die Breite des Saals einnahmen, das Kommen des Gefangenen erwarteten.

Er grüßte sie mit ruhiger Stirn und freiem, offenem Wesen, keine Spur von Befangenheit oder Furcht war in seinem ganzen Wesen, sein Auge heftete sich mit einem hellen Glanz auf die Lippen des Generals St. Hilaire, der dem Gericht präsidirte und sich jetzt von seinem Sessel erhob. Der beisitzende Secretair des Gerichts näherte sich alsdann dem General und überreichte ihm ein Papier in Form eines Actenstückes.

Der General nahm es und einen strengen Blick hinüber werfend auf Palm, sagt er: das Kriegsgericht hat heute einstimmig und einmüthig Ihr Urtheil gesprochen. Verneken Sie es durch meinen Mund!

Die übrigen Officiere erhoben sich von ihren Plätzen, um stehend der Vorlesung zuzuhören. Ihre Gesichter waren feierlich ernst, und zum ersten Mal fühlte Palm sich ergriffen von einem ahnungsvollen Schrecken, und er fragte sich, ob man so viel Feierlichkeit und so viel Ernst anwenden würde, wenn man ihm bloß verkündigen wolle, daß er unschuldig und daher frei sei.

Eine kleine Pause trat ein, dann erhob der General seine Stimme, und mit lauter vernehmlicher Stimme las er: „In Anbetracht, daß überall wo eine Armee sich befindet, es die erste und nöthigste Pflicht ihres Chefs ist, über ihre Sicherheit und Erhaltung zu wachen; in Anbetracht, daß die Verbreitung von Schriften, welche den Aufruhr und den Meuchelmord provociren, nicht bloß die Sicherheit der Armee, sondern auch die der Nationen bedrohe; in Anbetracht, daß nichts dringender und nothwendiger ist, als das Umsichgreifen solcher Lehren zu hemmen, welche ein Attentat auf die Menschenrechte sind, auf die Achtung, die man gekrönten Häuptern schuldig ist und eine Beleidigung für die ihrer Regierung unterthänigen Völker, welche mit einem Wort alle Ordnung der Dinge und alle Subordination untergraben; in Anbetracht alles dessen hat die Commission einstimmig erklärt, und erklärt, daß alle Verfasser, Drucker, Colporteur und Verbreiter von Libellen, die den oben angegebenen Charakter an sich tragen, sollen angesehen werden, als beschuldigt und überführt des Verbrechens des Hochverraths. Demgemäß wird der hier gegenwärtige Johann Friedrich Palm überführt der Verbreitung des Libells „Deutschland in seiner tiefsten Erniedrigung,“ als Hochverrätther angeklagt und hat die Commission ihn einstimmig und einhellig dieses Verbrechens schuldig erklärt. Die Strafe des Hochverrätthers ist der Tod. Der Hochverrätther Johann Friedrich Palm ist daher zum Tode verurtheilt; dieses Urtheil soll heute Mittag um zwei Uhr an ihm vollzogen werden. Um zwei Uhr wird er erschossen werden. Johann Friedrich Palm, Sie haben Ihr Urtheil empfangen. Bereiten Sie sich zum Tode.“*)

Langsam und schwer, jedes Wort betonend, wiederholte der Dol-

*) Mémoires d'un homme d'état. IX. 247.

Rußbach, Napoleon. 1. Bb.,

menschlich dem unglücklichen Palm die Sentenz des Kriegsgerichts, und langsam und schwer wie kalte Thränen fiel jedes dieser Worte auf Palm's Herz, und machte es erstarren. Aber nicht bloß erstarren in Schreck und Entsetzen, sondern auch in Entschlossenheit und Ruhe.

Diesen fremden Männern mit den kalten, gleichgültigen Gesichtern gegenüber wollte er keine Schwäche verrathen. Seinen Mördern wollte er nicht die Freude bereiten, ihn zittern zu sehen.

Sein Wesen zeigte daher nur feste Entschlossenheit, ernste Ruhe. Einen einzigen flammenden Blick voll stolzer Verachtung schleuderte er auf seine Richter hin.

Nur wohl, sagte er laut und fest, ich werde sterben, ich werde zu Gott gehen, um vor seinem Thron Euch zu verklagen, Euch, die Ihr allem Völkerrecht und allem Gesetz Hohn sprechend, mich nicht gerichtet, sondern gemordet habt. Mein Blut komme auf Eure Häupter!

Gefangener, sagte der General St. Hilaire ruhig, haben Sie vor Ihrem Tode noch einen Wunsch, so sagen Sie ihn. Wenn seine Erfüllung möglich ist, wird er Ihnen nicht verweigert werden!

Ich habe nur Einen Wunsch! sagte Palm, und jetzt zitterte seine Stimme ein wenig, und ein Schatten flog über seine Stirn hin. Ich wünsche nur, daß man meiner Frau gestatte, diese letzten Stunden bei mir zu sei, und von mir Abschied zu nehmen!

Ihrer Frau? fragte der General. Ist Ihre Frau denn hier? Und wenn sie hier ist, wer hat es gewagt, es Ihnen zu sagen?

Niemand hat es mir gesagt, erwiederte Palm, auch weiß ich nicht, ob sie hier ist, aber ich ahne es. Es ist ja so natürlich, daß sie mir hierher gefolgt ist. Man erlaube mir also, sie zu sehen, wenn sie kommt!

Ihre Bitte sei Ihnen gewährt! Kehren Sie in Ihren Kerker zurück. Man wird Ihnen einen Geistlichen senden, um Sie zum Tode vorzubereiten. Soldaten, führt den Gefangenen fort!

Palm grüßte die Herren mit einer stolzen Bewegung des Hauptes, und hob langsam und feierlich die Hand zum Himmel empor. Ich fordere Euch vor den Richterstuhl Gottes! sagte er mit lauter, tönender

Stimme. Ihr habt Euch hier zu meinen Richtern aufgeworfen, dort oben wird Gott Euch richten!

Er wandte sich um und schritt den Soldaten voran aus dem Saal.

Jetzt bleibt uns nur noch übrig, die Magistratsbeamten dieser Stadt von dem, was geschehen muß, zu benachrichtigen, sagte der General nach einer kurzen Pause. Sie müssen der Execution beiwohnen, denn nicht unter dem Schleier des Geheimnisses, sondern öffentlich, vor dem Auge Gottes und der Menschen, muß die Hinrichtung stattfinden. Mögen alle Behörden, möge die ganze Stadt Zeuge sein, wie Frankreich diejenigen bestraft und richtet, welche in hochverrätherischem Erfreuen sich gegen Frankreichs Ehre und Glorie versündigt haben!

Er hob die Sitzung auf und lehrte in das Innere seiner Gemächer zurück, um nach so anstrengender Sitzung auszuruhen, und bei einem ausgefuchten Mahl sich vorzubereiten zu dem unangenehmen Geschäft, einer Hinrichtung beiwohnen zu müssen. —

Eben schlürfte der General mit unendlichem Behagen ein Glas Malvasser und aß dazu von der würzigen Gänseleberpastete, die aus Straßburg verschrieben worden, als ein seltsames und anhaltendes Geräusch von der Straße her ihn mitten in seinen gastronomischen Genüssen störte.

Er setzte verdrießlich sein Glas hin und wandte Auge und Ohr den Fenstern zu, welche hinausführten auf den Marktplatz. Das Geräusch dauerte immer noch fort, es klang seltsam und ungewöhnlich, wie als ob ungeheure Schwärme von Bienen mit ihrem Summen die Luft erfüllten.

Der General stand auf und eilte ans Fenster.

In der That, ein seltsamer und ungewöhnlicher Anblick bot sich ihm dar. Wie ein einziges schwarzes Meer wogte der ganze Marktplatz von Menschen, nicht von drohenden, wildbewegten Menschen, die mit erhobenen Fäusten und funkelnden Augen daher stürmten in Aufruhr und Empörung, sondern von solchen, deren Augen mit Thränen angefüllt waren, deren Arme sich flehend erhoben.

Es waren Weiber und Kinder allein, welche den Platz anfüllten, welche in feierlichem Zuge durch die nächstgelegenen Straßen daher

kamen. Wie ein Lauffeuer hatte sich durch ganz Braunau die Nachricht verbreitet, daß das Kriegsgericht das Urtheil gefällt, daß Palm kraft desselben heute Mittag um zwei Uhr im Festungsgraben sollte erschossen werden.

Die Bürger hatten diese Nachricht mit dumpfer Wuth, mit stummem Entsetzen aufgenommen; die Behörden und die Beamten des Magistrats hatten den Befehl erhalten, sich um die festgesetzte Stunde in ihrer Amtstracht auf dem Richtplatz einzufinden, um Zeuge der Execution zu sein.

Zu schwach zum Widerstand, und wohl wissend, daß sie von ihren eigenen höheren deutschen Behörden keinen Beistand zu erwarten hätten, blieb ihnen keine Wahl. Dem Gesetz der Nothwendigkeit sich fügend, erklärten sie sich also bereit, den Befehlen des französischen Generals zu folgen und auf dem Richtplatz zu erscheinen.

Aber wo alle Männer zagten, wo sie alle scheu und feig ihren Schmerz und ihre Demüthigung hinunter würgten, da erhoben sich die Frauen in der echten kühnen Begeisterung ihres Schmerzgefühls. Sie konnten nicht drohen, nicht ihre Hand bewaffnen mit dem Schwert, wie die Männer, aber sie konnten flehen und bitten, und statt der Waffen in ihren Händen hatten sie die Thränen in ihren Augen.

Wenn Du nicht gehen willst, um für einen deutschen Bürger Recht und Gerechtigkeit zu fordern, so werde ich es thun, hatte die Frau des Bürgermeisters von Braunau zu ihrem Gatten gesagt. Du hast zu sorgen für das Wohlergehen der Stadt, ich aber will für ihre Ehre sorgen. Ich will nicht, daß dieser Tag für uns eine ewige Schmach sei, und daß die Geschichte einst zu berichten habe von der slavischen Furcht, mit welcher wir uns demuthsvoll dem Willen des französischen Tyrannen gefügt hätten. Ihr Männer wollt nicht bei dem General für Palm sprechen, nun wohl, so werden wir Frauen es thun, und Gott wenigstens wird unsere Worte hören und die Geschichte wird sie aufbewahren!

Sie wandte ihrem Gatten den Rücken und ging, um ihre Freundinnen zu benachrichtigen und ihre Boten durch die Stadt zu senden.

Und von Straße zu Straße, von Haus zu Haus tönte der Ruf:

legt Trauerkleider an, Ihr Frauen, und kommt hinaus auf die Straße. Laßt uns zum General St. Hilaire gehen und für das Leben eines deutschen Mannes bitten!

Kein Ohr hatte sich diesem heiligen Ruf verschlossen, kein Frauenherz hatte sich ihm abgewandt. Aus allen Häusern und aus allen Hütten kamen sie daher, die Gräfin sowohl wie die Bettlerin, die Greisin sowohl wie das junge Mädchen; die Mütter führten ihre Kinder an den Händen, und die Bräute liehen ihren Großmüttern ihre Schulter, um sich darauf zu lehnen.

Vor dem Hause der Bürgermeisterin ordnete sich der Zug, dann schritten sie paarweise und langsam, wie die schwachen Füße der schwankenden Greisinnen und der zarten Kinder es erforderten, durch die lange Straße dahin, dem Marktplatz zu.

Der General St. Hilaire stand noch inmier am Fenster und blickte staunend hinunter auf das seltsame Gewühl, als die Thür sich öffnete und sein Adjutant eintrat.

Kommen Sie hierher und sehen Sie, rief ihm der General lachend entgegen. Die Tage der großen Revolution scheinen hier einen Nachklang zu finden, und die Weiber scheinen sich zu empören, wie sie es damals thaten. Oh, mein Gott, ich entsinne mich noch sehr wohl jenes Tages, als die Weiber nach Versailles zogen, um mit ihrem Betergeschrei die Königin zu erschrecken und vom König Brot zu erflehen. Aber ich bin doch keine Marie Antoinette, und in meinen Händen wachsen keine Kornfelder. Was mögen sie also von mir wollen?

General, eine Deputation der Frauen ist eben in das Hôtel gekommen und bittet um eine Audienz bei Ew. Excellenz.

Ist die Deputation hübsch? fragte der General lachend.

Die Frau des Bürgermeisters und die ersten Bürgerinnen der Stadt gehören zu der Deputation, sagte der Adjutant ernst.

Und was wollen sie von mir?

General, sie wollen Ew. Excellenz ansehen, die Hinrichtung des deutschen Buchhändlers noch zu verschieben und ihm eine Gnadenfrist zu gönnen, damit sie Zeit gewinnen, sich um Gnade an den Kaiser zu wenden.

Unmöglich, rief St. Hilaire verbrieftlich, es ist Zeit, daß diese unangenehme Geschichte endlich begraben und vergessen sei! Keinen Aufschub, keine Frist! Sagen Sie das diesen Weibern. Ich will endlich Ruhe haben. Was liegt denn an diesem Menschen! Sind nicht Tausende der Edelsten und Besten auf unsern Schlachtfeldern begraben, und die Welt ist ruhig weiter gegangen? Sie wird also auch weiter gehen, wenn der Herr Palm nicht mehr da ist. Wahrhaftig, es ist ein Lamento um diesen deutschen Buchhändler, als wenn er das einzige derartige Exemplar in dem druck- und schreibseligen Deutschland wäre! Gehen Sie und schicken Sie die Frauen fort, ich will nichts von Ihnen hören. Wenn aber die jüngste und schönste zu mir heraufkommen will, um mir einen Kuß zu geben, so mag sie's thun.

Der Adjutant entfernte sich und der General trat wieder an das Fenster, um hinunter zu schauen auf das wogende Frauenmeer. Er sah, wie sein Adjutant jetzt aus dem Hause trat und zu der Gruppe von Frauen hinschritt, die etwas abge sondert von den andern stand, und ihn zu erwarten schien. Er sah, wie sein Adjutant mit ihnen sprach, und wie die Frauen dann sich umwandten und den übrigen ein Zeichen gaben.

Sofort sanken alle die Frauen auf ihre Knie nieder, und die gefalteten Hände emporhebend, begannen sie in lauten und feierlichen Accorden ein frommes, heiliges Lied zu singen, ein Lied um Erbarmen an Gott und die heilige Jungfrau.

Der General bekreuzigte sich unwillkürlich, und vielleicht ohne es zu wissen, faltete er seine Hände zum stillen Gebet.

Abermals öffnete sich die Thür und sein Adjutant trat wieder ein.

Sagen Sie, was bedeutet dies? rief der General. Ich beorderte Sie, die Frauen nach Hause zu schicken, und statt dessen richteten sie sich häuslich ein auf dem Platz und singen und plärren ihre Wehklagen.

General, die Frauen beharren bei ihrer Bitte. Sie begehren durchaus Ew. Excellenz selber zu sprechen, um aus^o Ihrem eigenen Munde zu hören, ob wirklich kein Aufschub, keine Gnade möglich ist. Sie erklären, sie würden den Platz nicht verlassen, bevor sie Ew. Ex-

cellenz nicht gesprochen hätten, und wenn man mit Kartätschen unter sie feuerte.

Ah bah, man wird ihnen nicht die Freude bereiten, sie zu Märtyrerinnen zu machen, rief St. Hilaire mürrisch. Kommen Sie, ich will der Sache ein Ende machen. Ich will selbst hinunter gehen und sie heim schicken.

Er winkte seinem Adjutanten, ihm zu folgen, und ging eiligen Schritts hinunter auf den Marktplatz, gerade hinein in den Kreis der Frauen.

Das heilige Lieb verstummte, aber die Frauen erhoben sich nicht von ihren Knien, nur senkten sich ihre Blicke, welche bis jetzt zum Himmel empor gewandt gewesen, auf den General hin, und ihm streckten sie jetzt ihre gefalteten Hände entgegen.

In diesem Moment kam mitten durch das dichte Menschengewühl ein bestäubter Reisewagen die Straße heraufgefahren und bog auf den Marktplatz ein, um vor dem großen dort belegenen Gasthof anzuhalten. Eine bleiche junge Frau lehnte aus dem Wagen und blickte staunend auf das wunderbare Schauspiel hin, das sich da vor ihren Blicken entfaltete.

Die knieenden Frauen, welche den ganzen Marktplatz erfüllten, achteten nicht auf den Wagen, es kam ihnen gar nicht in den Sinn, ihre Reihen zu öffnen, um ihn durchzulassen, er mußte also anhalten und warten.

Die junge bleiche Frau, als fühle sie, daß das, was alle Frauen hier auf ihre Kniee niederwarf, auch sie angehen müsse, verließ hastig den Wagen und näherte sich den knieenden Frauen.

Auf einmal hörte sie eine laute gebieterische Stimme, welche fragte: was begehren diese Damen von mir? Sie haben verlangt mich zu sprechen, hier bin ich! Was verlangen Sie von mir?

Gnade! riefen hundert und aberhundert Stimmen. Aufschub der Hinrichtung! Gnade für Palm!

Ein lauter fürchterlicher Schrei tönte von den Lippen der bleichen jungen Reisenden, wie besüßelt eilte sie vorwärts, gerade zu dem General hin.

Ein Gemurmel der Verwunderung erhob sich in den Reihen der Frauen; ihr Instinct sagte ihnen, daß hier etwas Außerordentliches sich begeben, ihre Herzen begriffen, daß diese todesbleiche junge Frau, die jetzt mit keuchender Brust, mit flammenden Augen dem General gegenüber stand, in irgend einer nähern Beziehung zu dem armen Verurtheilten stehen müsse. Jede hielt den Athem an, um ihre Stimme zu hören, ihre Worte zu verstehen.

Sie stehen um Gnade für Palm? fragte die bleiche junge Frau mit einer Stimme, in welcher ihre ganze Seele zitterte. Sie sprechen von Hinrichtung? Ihr wollt ihn also ermorden? Ihr habt ihn also schmähslich und schändlich verurtheilt?

Und während sie so fragte, bohrten sich ihre Augen wie zwei Dolchspitzen in das Antlitz des Generals.

Wägen Sie Ihre Worte besser ab, ich bitte, sagte der General rauh, das Kriegsgericht hat den Hochverräther verurtheilt; er wird also nicht gemordet, sondern gestraft für ein begangenes Verbrechen. Und aus diesem Grunde, fuhr er, den Frauen zugewandt mit lauterer Stimme fort, aus diesem Grunde kann ich auch Ihre Bitte nicht erfüllen. Das Kriegsgericht hat das Urtheil ausgesprochen, ich habe nicht die Macht, den Spruch rückgängig zu machen. Der Kaiser Napoleon allein könnte das, wenn er hier wäre. Aber da er in Paris, also unerreichbar ist, so muß das Gesetz seinen Lauf haben. Heute Mittag um zwei Uhr wird Palm erschossen!

Erschossen! schrie die junge Frau, und einen Moment taumelte sie, als wolle sie zusammen brechen, aber dann raffte sie sich muthig wieder zusammen, und ihre Arme weit ausstreckend nach den Frauen hin, rief sie: bittet mit mir, meine Schwestern, daß ich Palm sehen, daß ich ihm Lebewohl sagen kann! Ich bin sein Weib, und ich bin gekommen, um mit ihm zu sterben!

Und wie eine gebrochene Lilie sank sie zu des Generals Füßen hin. Im Kreise der Frauen wogte es auf, wie wenn ein plötzlicher Windstoß die Wellen bewegt, ein Murmeln und Seufzen, ein Weinen und Achzen erfüllte die Luft, und war die einzige Sprache, das einzige Flehen, dessen die bewegten Frauen mächtig waren.

Der General neigte sich zu Anna nieder und hob sie auf. Madame, sagte er laut genug, um auch von den anderen Frauen gehört zu werden, Madame, Ihre Bitte ist Ihnen gewährt. Die einzige Gnade, welche der Verurtheilte sich erbeten hat, ist diese, daß er Sie vor seinem Tode noch sehen könnte, und wir haben sie ihm gewährt. Folgen Sie also meinem Adjutanten, er wird Sie zu ihm führen. Palm erwartet Sie!

Ah, ich wußte es wohl, daß er mich erwartet, und daß Gott mich zur rechten Zeit zu ihm führen würde! rief Anna, ihre freudestrahrenden Blicke zum Himmel empor gewandt.

V.

Die Todesstunde.

Palm war in seinen Kerker zurückgekehrt, ohne eine Klage auszustößen, einen Vorwurf zu äußern. Nichts in seinem Wesen verrieth seinen tiefen Seelenschmerz, seine tiefe Empörung. Er wußte wohl, daß weder seine Klagen, noch seine Vorwürfe sein Schicksal zu ändern vermöchten, und er wollte es daher tragen und hinnehmen wie ein Mann.

Mit einem rührenden Lächeln grüßte er Balthasar, der ihn an der Thür seines Kerkers empfing, und der nicht mehr nöthig hatte, die Thränen zu verbergen, die in seinen Augen standen.

Armer Freund, sagte Palm freundlich, du wußtest also schon, was mir bevorstand, und es erbarmte Dich, mich so heiter zu sehen. Nun, jetzt wirst Du mein Geschenk wohl annehmen können, denn nun werde ich doch frei, so frei, daß keine Bande und Fesseln mich jemals mehr halten können. Und Du hast mir versprochen, mein Geschenk nicht zurückzuweisen, wenn man mir die Freiheit wiedergegeben hätte. Ich habe sie erhalten, Freund, nimm also!

Er nahm die Nadel von dem Tisch und reichte sie dem Schließer dar. Dieser empfing sie mit einem kaum unterdrückten Seufzer, und als er sich niederbeugte, um die Hand zu küssen, welche sie ihm dargereicht, fiel eine glühende Thräne aus seinen Augen auf Palm's Hand nieder.

Oh, sagte Palm gerührt, ich gab Dir nur ein kleines Goldgeschmeide, und Du gibst mir dafür einen Diamanten! Ich danke Dir, mein Freund, und ich weiß, Du wirst in meiner Todesstunde für mich beten! Jetzt gönne mir eine Stunde des Alleinseins, denn ich muß mich sammeln und mit Gott berathen über das, was mir bevorsteht. Darfst Du mir Feder und Papier geben?

Ich habe es schon in die Chatouille Ihres Tisches gelegt, sagte Balthasar leise, alle Verurtheilten haben das Recht, ihren letzten Willen für ihre Familie niederzuschreiben, und ich schwöre Ihnen beim ewigen Gott, daß ich das, was Sie schreiben, an seine Adresse befördern will.

Ich danke Dir, Freund, laß mich also allein, daß ich schreiben kann. Aber höre! Entferne Dich nicht zu weit, bleib in dem Corridor, damit, wenn sie kommt, Du gleich da bist aufzuschließen.

Sie? fragte der Schließer. Was für eine sie?

Palm stockte, er konnte das Wort nicht gleich aussprechen, denn die Thränen stiegen aus seinem Herzen empor und legten sich schwer auf seine Zunge! Meine Frau! sagte er endlich mühsam. Geh und erwarte sie, denn sie kommt gewiß!

Er winkte Balthasar hinauszugehen und setzte sich dann matt und erschöpft auf seinen Binsensessel nieder. Einen Moment kam der ganze Jammer und die ganze Erdenqual über ihn und wälzte sich wie eine Lawine auf sein Herz hin. Er neigte sein Haupt auf seine Brust, die Arme hingen schwer und schlaff an seinem Körper nieder, und einzelne Thränen, groß wie Kinderthränen, brennend wie Feuer, rollten über seine Wangen nieder. Aber dies dauerte nicht lange, denn gerade diese heißen Thränen weckten ihn wieder und rüttelten ihn auf aus der Betäubung seines Schmerzes.

Er richtete sein Haupt wieder empor und trocknete die Thränen von seinen Wangen fort. Ich habe keine Zeit zu weinen, sagte er

leise vor sich hin, meine Stunden sind gezählt und ich muß an meine Anna schreiben. Mein Vermächtniß für sie und meine Kinder!

Er nahm aus der Chatouille das Schreibgeräth, das Balthasar sorglich für ihn bereit gelegt, und setzte sich an den Tisch, um zu schreiben: Nur wählte er seinen Platz so, daß er die Thür seines Kerkers immer vor Augen hatte, und oft, während er schrieb, hoben sich seine Blicke von dem Papier empor und richteten sich lauschend nach der Thür hin.

Jetzt hörte er in der That Schritte, welche sich näherten, jetzt ward der Schlüssel in das Schloß gesteckt.

Palm legte die Feder hin und stand auf.

Die Thür öffnete sich, Anna trat ein. Sie schwebte ihm entgegen mit einem seligen Lächeln; er schloß sie in seine Arme, und ihr Haupt küßend, welches an seiner Brust ruhte, flüsterte er leise: Gott segne Dich, daß Du gekommen bist! Ich wußte es wohl, daß ich Dich nicht vergeblich erwarten durfte!

Der Schließer stand an der geöffneten Thür und weinte. Sein Schluchzen erinnerte Palm an ihn.

Balthasar, sagte er bittend und mit der Hand auf Anna hindeutend, die immer noch schweigend an ihm ruhte, Balthasar, Du wirfst mich mit ihr allein lassen, nicht wahr, mein Freund?

Es ist strenger Befehl, die Verurtheilten niemals allein mit Andern zu lassen, murmelte Balthasar, Sie könnten ihnen leicht Waffen zustecken, oder Gift, sagen die klugen Herren.

Palm legte seine Hand wie zum heiligen Schwur auf das Haupt seiner Frau. Balthasar, sagte er, bei diesem heiligen und geliebten Haupt schwöre ich Dir, daß ich mein Leben nicht freiwillig enden will. Ich schenke es meinen Mördern. Willst Du mich jetzt allein mit ihr lassen?

Ich will es, denn es wäre grausam, es nicht zu thun, sagte Balthasar. Was Sie einander zu sagen haben, darf nur Gott hören! Ich gebe Ihnen eine halbe Stunde, dann werden die Beamten und die Priester kommen, und es steht alsdann nicht mehr in meiner Macht,

diese Thür verschlossen zu halten. Aber bis dahin soll auch Niemand Sie stören.

Er verließ den Kerker und schloß die Thür hinter sich zu.

Die beiden Gatten waren jetzt allein bei einander, sie hatten eine halbe Stunde zum letzten Zwiegespräch, zum letzten Lebemoh!.

Es giebt heilige Momente, welche, wie der Flügel des Schmetterlings, von der leisesten Berührung einer Menschenhand verletzt werden, und denen man sich daher nicht nahen darf, es giebt Worte, die kein menschliches Ohr belauschen soll, und Thränen, die nur Gott zählen darf.

Nach einer halben Stunde öffnete der Schließer wieder die Thür und trat ein. Palm und seine Gattin standen mitten in dem Raume, und sich mit dem einen Arm umschlungen haltend, schauten sie einander an, ruhig, klar und lächelnd, wie zwei von der Erde entrückte Geister.

Das Papier, auf welchem Palm geschrieben, lag nicht mehr auf dem Tisch, sondern ruhte jetzt auf Anna's Herzen, der goldene Trauring, den Palm an seinem Finger getragen, war von demselben verschwunden und glänzte jetzt neben ihrem eigenen Trauring an Anna's Hand.

Der Geistliche ist da, sagte der Schließer, und auch die Soldaten stehen schon im Corridor. Es ist die höchste Zeit.

So gehe denn, Anna, sagte Palm, seinen Arm, der ihren Nacken umschlungen hielt, zurückziehend.

Aber sie warf sich mit einem einzigen langen Schmerzensschrei an seine Brust. Du verurtheilst mich also zum Leben? rief sie schmerzvoll. Du willst unsere Wege trennen? Oh, sei barmherzig, mein Geliebter, denke daran, daß wir uns gegenseitig vor dem Altar geschworen haben, Leben und Tod mit einander zu theilen! Laß mich also mit Dir sterben!

Nein, sagte er innig und fest, nein, Anna, Du sollst mit mir leben! Meine Kinder sind mein Leben und mein Herz, das mit mir fortlebt! Jeden Morgen werde ich Dich grüßen aus den Augen unserer Kinder, und wenn sie Dich umarmen, so denke, daß es meine Arme sind, welche Dich umschließen. Lebe für unsere Kinder, Anna, lehre sie ihren Vater lieben, der zwar nicht mehr bei ihnen ist, dessen Seele

aber Dich und sie umschwebt! Schwöre mir, daß Du leben und das Leben muthig und fest ertragen willst!

Ich schwöre es, sagte sie leise.

Und jetzt, meine Anna, verlaß mich! Meine letzten Momente gehören Gott!

Er küßte ihre Lippen, welche kalt waren wie Marmor, und geleitete sie sanft der Thür zu.

Nun hob Anna ihr Haupt empor, mit einem langen, letzten Blick ihn anzuschauen. Du willst, daß ich leben soll, sagte sie, ich werde es thun, so lange es Gott gefällt. Ich nehme also Abschied von Dir, aber nicht auf ewig und auf nicht gar lange Zeit. Wir Menschen sind ja Alle nur arme Wanderer, welche der Wille Gottes hinausgeschickt hat auf die Erde zur Wanderschaft. Aber zuletzt öffnet er uns doch wieder die Pforten der Heimath und ruft uns wieder heim! Ich hoffe auf meine Heimkehr, mein Geliebter. Auf Wiedersehen also!

Auf Wiedersehen!

Sie reckten sich noch einmal die Hand und schauten sich an mit einem Lächeln, das wie der letzte Strahl der untergehenden Sonne ihr Antlitz verklärte.

Dann schritt Anna, rückwärts gehend, um ihn immer noch zu sehen, um sein Bild tief in ihr Herz zu prägen, über die Schwelle. Der Schließer drückte rasch die Thür hinter ihr zu.

Draußen hörte Palm einen herzerreißenden Schrei, dann ward Alles still.

Einige Minuten später öffnete sich wieder die Thür, und ein katholischer Geistlicher trat ein.

Meine Frau ist ohnmächtig geworden, nicht wahr? fragte Palm.

Nein, sie schien nur, als die Thür sich schloß, von einem plötzlichen Schwindel ergriffen, dann aber raffte sie sich wieder empor und eilte fort. Der Herr möge ihr gnädig sein!

Er wird es sein, sagte Palm zuversichtlich.

Er möge auch Ihrer sich erbarmen, mein Sohn, sagte der Priester. Lassen Sie uns beten, öffnen Sie mir Ihre Seele und Ihr Herz!

Meine Seele und mein Herz liegen frei vor Gott da, er wird

sie schauen und sie richten, sagte Palm. Ich gehöre nicht zu Ihrer Kirche, mein Vater, ich bin Protestant. Aber wenn Sie mit mir beten wollen, so thun Sie es, und wenn Sie mir Ihren Segen ertheilen wollen, so werde ich ihn dankbar annehmen, denn einem Sterbenden thut es immer wohl, eine segnende Hand auf seiner Stirn zu fühlen!

Die Glocke schlug zwei Uhr und jetzt wirbelten die Trommeln, und vom Kirchturm begann das Armesünberglöcklein zu läuten. In ganz Braunau herrschte eine tödtliche, schauerliche Stille. Alle Häuser waren geschlossen, alle Fenster verhangen.

Niemand wollte dem fürchterlichen Schauspiel zusehen, das der Despotismus des fremden Gewalthabers ihnen bereitete. Die Frauen und Kinder waren in ihre Häuser zurückgekehrt und in ihren verhängelten Stuben lagen sie auf ihren Knien und beteten. Die Männer hielten sich verborgen, um ihre Schaam und ihre Wuth nicht sehen zu lassen.

Niemand war daher auf der Straße, als die fürchterliche Procession sich nähete. In der Mitte von Soldaten und Gensd'armen kam ein elender Karren daher gerumpelt. Rückwärts auf diesem Karren, die Hände auf dem Rücken zusammen gebunden, saß Palm; ihm gegenüber der Geistliche, mit dem Crucifix in der Hand, Gebete murmelnd.

Die deutschen Bewohner Braunau's hatten wohlgethan, ihre Thüren zu verschließen und ihre Fenster zu verhängen, denn es war die Schmach und das Elend Deutschlands, welche da durch die Straßen raffelten!

Aber nicht alle waren so glücklich gewesen, daheim bleiben zu dürfen. Der Wille des fremden Gewalthabers hatte über sie anders bestimmt und die Magistratsbeamten und die Behörden hatten sich in ihrer Amtstracht hinaus begeben auf den Nichtplatz.

Da standen sie, stumm vor Schaam, Erstaunen und Entsetzen, die Augen niebergeschlagen, den Sklaven gleich, welche durch das Loch hindurch gehen!

Hinter ihnen standen hundert Zuschauer, aber nicht solche Leute, denen die Hinrichtungen nur ein pikantes Schauspiel, eine seltene Zer-

streuung sind, sondern Männer mit düstern, zornigen Blicken, Männer, welche gekommen waren, um heimlich in ihren Herzen an dieser Stelle, wo ein letztes Stück deutscher Ehre sich verbluten sollte, dem Frevler eine heilige Rache zu schwören. Das Blut des Märtyrers sollte sie begeistern zu der enblichen, heiligen That der Sühne!

Palm war von dem Karren herniedergestiegen, und mit raschem entschlossenem Schritt ging er zu der Stelle hin, die man ihm bezeichnete und neben welcher ein frisch aufgeworfenes Grab sich befand.

Die Hand des Profoses zurückwehrend, entledigte er sich selber seines Oberkleides und warf es hinter sich in das offene Grab. Dann richtete er seine Blicke hinüber nach der Seite, wo der Magistrat, wo seine deutschen Brüder sich befanden.

Freunde, rief er laut, möge mein Tod Euch Segen bringen, möge mein Blut Euch nicht vergebens vergossen sein, sondern Euch vielmehr —

Lautes Trommelwirbeln übertönte seine Worte.

Der General winkte, sechs Schüsse krachten.

Palm sank zur Erde, aber er richtete sich wieder empor. Nur eine einzige Kugel hatte ihn getroffen, das Blut strömte aus seiner Brust, aber er lebte noch.

Eine zweite Kotte trat vor, auf's Neue krachten sechs Schüsse!

Aber die Soldaten, welche gewohnt waren, in der Schlacht ihr Ziel sicher in's Auge zu fassen, hatten hier, wo sie Henkerdienste thun sollten, ihr Auge abgewandt, und ihre Hände, welche niemals in der Schlacht gezittert hatten, zitterten jetzt.

Zum zweiten Male erhob sich Palm von der Erde, ein leuchtendes, blutendes Opfer, das mit seinen emporgehobenen blutigen Händen den Himmel anzusehen schien um Rache und Vergeltung.

Eine dritte Gewehrsalbe krachte.

Dies Mal richtete Palm sich nicht wieder auf. Er war todt! Gott hatte seine Seele empfangen. Sein blutiger Körper lag auf der deutschen Erde, als wolle er sie büngen zum Werk der Vergeltung.

VI.

Die Kriegserklärung Preussens.

König Friedrich Wilhelm der Dritte hatte heute noch nicht sein Kabinet verlassen. Seit dem frühesten Morgen hatte er sich in dasselbe zurückgezogen, um zu arbeiten. Landkarten, Schlachtpläne und aufgeschlagene Bücher lagen auf den Tischen um ihn her, und in ihrer Mitte saß der König, sinnenden Blicks und sorgenvoller Miene.

Ein leises Klopfen an der Thür störte ihn in seinen Gedanken. Der König hob sein Haupt empor und horchte. Das Klopfen wiederholte sich.

Das kann nur sie sein, sagte er vor sich hin, und ein leises Lächeln flog durch seine Züge. Er eilte nach der Thür hin und öffnete sie.

Seine Ahnung hatte ihn nicht getäuscht. Es war die Königin, welche da vor der Thür stand. Lächelnd, anmuthsvoll und heiter wie immer, trat sie in das Kabinet ein, und reichte ihrem Gemahl ihre Hand dar.

Zürnst Du mir, mein theurer Freund, daß ich Dich gestört habe? fragte sie zärtlich. Aber mir schien, Du habest heute lange genug für den Staat gearbeitet, und da konntest Du Deiner Luise auch wohl eine Viertelstunde weihen. Du weißt wohl, wenn ich Dich nicht am Morgen gesehen habe, so fehlt meinem Tage der rechte Sonnenschein, und er ist grau und düster. Deshalb, da Du heute noch nicht zu mir gekommen bist, komme ich zu Dir. Guten Morgen, mein Herr und Gemahl.

Guten Morgen, meine Königin, sagte der König, einen Kuß auf die durchsichtig weiße Stirn der Königin drückend. Füge hinzu, guten Tag, meine theure Luise, denn ein Glückwunsch aus so schönem und edlem Munde wird hoffentlich alle bösen Geister schrecken, und machen, daß dieser Tag wirklich gut wird. Ich erwarte gar Vieles von ihm!

Die Stirn des Königs, welche sich bei dem Erscheinen der Königin

ein wenig aufgeklärt hatte, bewölkte sich wieder, und er blickte düster vor sich hin.

Die Königin sah es und legte sanft ihre Hand auf seine Schulter. Du bist nicht heiter, mein Freund, sagte sie zärtlich. Soll ich nicht meinen Antheil haben an Deinem Kummer. Gebührt er Deinem Weibe nicht? Oder willst Du mir grausam entziehen, worauf ich ein Recht habe? Sprich zu mir, mein Gemahl, gib mir meinen Antheil an Deinen Schmerzen. Vertraue mir, was diese Wolken auf Deiner edlen Stirn zu bedeuten haben, und was Deine Seele so sehr beschäftigt, daß Du darüber sogar mich und die Kinder vergift, und uns Deines freundlichen Morgengrußes beraubst?

Aber selbst diese innigen Worte der Königin vermochten die Stirn des Königs nicht wieder zu erhellen, er vermied es, ihren schönen und leuchtenden Augen, die forschend auf ihm ruhten, zu begegnen, und wandte den Blick zur Seite.

Regierungsgeschäfte, sagte er kurz. Nichts Interessantes und Würdiges, um meiner Königin präsentirt zu werden. Wollen nicht damit die glücklichen Minuten Deiner Gegenwart verbittern! Setzen wir uns.

Die Königin kannte ihren Gemahl sehr genau, sie wußte, daß man ihm nicht widersprechen durfte, wenn er in dieser kurzen rauhen Weise sprach, und daß es dann das Beste sei, seine Verstimmung unbeachtet zu lassen, oder wo möglich sie zu zerstreuen.

Sie folgte ihm daher schweigend zu dem Divan, und setzte sich, mit einem holden Lächeln ihn einladend, neben ihr Platz zu nehmen.

Der König that es, und Luise lehnte zärtlich ihr Haupt an seine Schulter. Wie süß ist es, sein schwaches Haupt an eines starken Mannes Brust zu lehnen, sagte sie. Mir scheint, so lange ich in Deiner Nähe bin, kann mir kein Unglück nahen, und ich schmiege mich vertrauensvoll und selig an Dich, wie der Epheu, der die starke Eiche umrannt.

Der Vergleich ist nicht richtig, sagte der König, der Epheu blüht nicht und duftet nicht. Du aber bist die schönste Purpurrose, die Königin der Blumen!

Wie? Mein Herr läßt sich herab, mir Artigkeiten zu sagen? rief die Königin mit einem frischen und fröhlichen Lachen, indem sie ihr Haupt von des Königs Schulter erhob, und ihn schallhaft anschauete. Aber, mein König, Dein Vergleich ist auch nicht richtig. Die Purpurrosen haben Dornen und Stacheln, und verwunden Jeden, der sie berührt. Ich aber möchte um alle Herrlichkeiten der Welt Dir nicht wehe thun und Dich verletzen! Wäre ich eine Rose, so würde ich alle meine duftenden Blätter abschütteln, um Dir ein Kissen daraus zu bereiten, auf dem Dein edles Haupt ausruhen möchte von der Mühsal und der Pein des Tages, und auf dem Du schöne Träume von einer glücklichen Zukunft finden solltest.

Nur Träume von einer glücklichen Zukunft! sagte Friedrich Wilhelm sinnend. Du magst wohl Recht haben, daß die Hoffnung auf eine glückliche Zukunft in der That nur ein Traum ist!

Nein, rief die Königin, die strahlenden Augen zum Himmel erhebend, ich glaube fest an das Glück der Zukunft, ich glaube und weiß, daß Gott Dich, den edelsten und schuldlosesten der Fürsten, dazu auswählt hat, den Uebermuth dieses verwegenen Tyrannen zu brechen, der die ganze Welt unter sein despotisches Joch schmieden möchte, und in seiner ehrgeizigen Ländergier die Hände erhebt nach allen Fürstentronen! Deine Krone soll er nicht berühren! Die ist der Fels, an dem seine Macht scheitert, und zu dessen Füßen sich seine stolzen Wogen brechen werden. Preußen wird die Schmach Deutschlands sühnen, dessen bin ich gewiß, und darum bin ich auch so glücklich und vertrauensvoll, seit Du, mein Herr und König, die Larve dieser falschen Freundschaft zu dem Tyrannen weggeworfen und ihm Dein offenes, zürnendes Feindes-Antlitz gezeigt hast. Es lag auf meinem Herzen, wie eine schwere Wolke, so lange wir noch diplomatisirten und vermittelten, und um Frieden buhlten, und Vortheile erhofften von diesem Mann ohne Treu und ohne Glauben, ohne Ehrlichkeit und Wahrheitsliebe. Jetzt, seit Du ihm feindlich gegenüber getreten, seit Du Deine Armee in Kriegsbereitschaft gesetzt hast, jetzt ist die Wolke verschwunden, und Alles in mir ist wieder licht und freudenhell!

Und dennoch, wer weiß, ob ich Recht gethan habe, seufzte der

König. Der Friede ist ein gar köstliches Ding, und das Volk bedarf dessen so sehr zu seinem Wohlergehen!

Aber Dein Volk will keinen Frieden, rief die Königin. Es schreit und jauchzt nach Krieg und wünscht nichts sehnlicher, als endlich diesem unseligen Zwitterzustand ein Ende gemacht zu sehen. Du hast jetzt mobilisiren lassen, und schon haben sich alle Gesichter erhellt und alle Herzen aufgerichtet, verkünde Deinem Volk, daß Du dem Usurpator den Krieg erklären willst, und ganz Preußen wird sich jauchzend erheben, und wie zu einem Siegestanz auf das Schlachtfeld eilen.

Du sprichst von der Armee und nicht vom Volk, sagte der König. Die Armee freilich ist kampfesdurstig und ist auch überzeugt, daß sie siegen wird. Indes, wer weiß, ob sie sich nicht irrt. Es ist lange her, daß wir uns geschlagen haben, während Napoleons Heere kriegsgewohnt, kriegsgeschult sind, und täglich im Felde stehen.

Das Heer Friedrichs des Großen, das Heer meines Königs hat nichts zu fürchten von den Horden des Barbaren! rief die Königin mit flammenden Augen.

Der König zuckte leicht die Achseln. Ich bedarf der Verbündeten, sagte er, allein vermag ich diesen Kampf nicht auszukämpfen. Wenn die norddeutschen Höfe meiner Einladung folgen, wenn sie sich mir anschließen, wenn endlich Oesterreich auf meinen Vorschlag eingeht, und sich mit mir vereinen will, dann hoffe ich auf glücklichen Erfolg. — Dies Alles wird sich noch heute entscheiden, denn ich erwarte heute die Rückkehr zweier wichtiger Abgesandten, die Rückkehr Hardenbergs, der meine Vorschläge nach Wien gebracht, und die Rückkehr Lombards, den ich an die kleineren deutschen Höfe abgeschickt, um ihnen ein Schutz- und Trugsündniß anzubieten, im Gegensatz zum deutschen Rheinbund Napoleons. Ich gestehe Dir, Luise, ich zittere vor ihren Antworten, ich kann heute keinen andern Gedanken fassen, keinem andern Gefühl mich hingeben, als nur diesem Einen! Und nun weißt Du, fuhr er lächelnd fort, weshalb ich heute Morgen sogar vergessen konnte, Dich zu begrüßen. So geht es! Ich wollte die Unruhe als Geheimniß in meiner Brust bewahren, aber wo giebt es ein Mittel einer solchen Zauberin zu widerstehen. Du weißt nun Alles!

Und weißt Du auch schon die neue Unthat, die der Tyrann verübt hat? fragte die Königin. Weißt Du, daß er auf deutschem Boden herrscht und befiehlt, als wäre Deutschland nur noch seine Provinz und alle Fürsten seine Vasallen? Mitten im Frieden hat er einen deutschen Bürger aus seinem Hause wegschleppen, auf deutschem Boden hat er ein französisches Kriegsgericht zusammentreten lassen, und dies Kriegsgericht hat es gewagt, einen deutschen Bürger zum Tode zu verurtheilen, bloß weil er, ein deutscher Buchhändler, eine Schrift verbreitet hat, welche Deutschlands Erniedrigung beklagt. Weißt Du, daß Palm erschossen worden?

Ich weiß es schon seit drei Tagen, sagte der König düster. Ich verschwiege es Dir, um Dich nicht zu betrüben!

Aber die öffentliche Meinung verschweigt heute nichts, rief Luise glühend, und die öffentliche Meinung von ganz Deutschland schreit gegen den Tyrannen, der so deutsches Recht und deutsche Ehre mordet. In allen Städten werden Sammlungen eröffnet für Palms Familie, für sein junges Weib und seine Kinder. Die Armen und die Reichen beilein sich je nach ihren Kräften, den Hinterlassenen des Märtyrers Gaben der Liebe darzubringen, und glaube mir nur, dieses Geld, das Deutschland jetzt für Palms Wittwe sammelt, wird eine Drachensaat sein; es werden einst geharnischte Krieger aus ihm hervorgehen, und aus dem unschuldig vergossenen Blut wird Deutschlands Rache aufblühen! Vergönne mir, mein Freund, auch meinen Antheil zu haben an dieser Saat der Liebe und der Rache. Man brachte mir heute Morgen eine Liste, auf welcher sich die ersten und edelsten Familien mit namhaften Summen für Palms Wittwe unterzeichnet hatten, und man fragte bei mir an, ob es gestattet sei, daß auch meine Damen und mein Hofstaat unterzeichnen dürften. Ich möchte es ihnen gewähren, aber ich möchte mehr thun, ich möchte selber unterzeichnen, und mein Scherflein beisteuern. Willst Du es mir gestatten?

Man wird das wieder für eine Demonstration halten, sagte der König unruhig, man wird sagen, daß wir Streit und Unfrieden suchen und die Gemüther aufregen möchten zum Mißvergnügen! Ich glaube, es wäre klüger, nicht vor der Zeit eine öffentliche Demonstration zu

machen, sondern zu warten und still zu sein, bis die rechte Zeit gekommen ist.

Und wann wird diese rechte Zeit kommen, wenn sie jetzt noch nicht da ist? rief die Königin schmerzvoll. Bedenke, mein Geliebter, an all die Kränkungen und Demüthigungen, die wir in letzter Zeit von diesem Despoten erduldet haben, und welche Du, in edler, großmüthiger Resignation, um Deinem Volk den Frieden zu erhalten, unbeachtet gelassen. Bedenke, daß er allein Dich bestimmte Hannover zu occupiren, daß er Dir den Besitz desselben garantirte, und jetzt, da Deine Truppen es besetzt haben, heimlich und ohne Dir ein Wort zu sagen, sich an England wendet, ihm den Frieden anbietet, und als Friedenspfand vorschlägt, Hannover wieder mit England zu vereinen, und sich erbietet, es wieder zurückzugeben.*)

Es war eine schwere Beleidigung, rief der König ungewöhnlich lebhaft, ich habe darauf geantwortet, indem ich die Mobilisirung meiner Armee befahl.

Aber unsere Armeen stehen gerüstet still und warten, rief die Königin schmerzlich, und in Paris verhandelt General Knobelsdorf mit Bonaparte um den Frieden!

Er soll verhandeln und diplomatisiren, bis ich bereit bin und gerüstet, rief Friedrich Wilhelm, bis ich weiß, wer von den deutschen Fürsten sich für und wider mich erklärt, Man muß vor allen Dingen seine Streitkräfte kennen, um seine Pläne machen zu können. Ich muß daher wissen, wer mit mir ist!

Gott ist mit Dir und Deutschlands Ehre, rief die Königin, und auf Einen treuen Freund kannst Du mit Sicherheit zählen.

Du meinst den Kaiser von Rußland? fragte der König. Ich habe freilich gestern einen Brief von dem Kaiser erhalten, in welchem er meldete, „daß er mit einem Heer von siebenzigtausend Mann, unter seiner persönlichen Anführung, als treuer Freund und Nachbar mir zur Hülfe ziehen, und rechtzeitig auf dem Schlachtfeld erscheinen werde, sei's am Rhein oder jenseits desselben!“

*) Historisch. Siehe: Häuffer, Deutsche Geschichte. V. 754.

Oh, der edle und treue Freund! rief die Königin freudenvoll.

Ja, sagte der König bedächtig, er verspricht viel, aber russische Versprechungen marschiren schneller, als russische Heere.*) Ich fürchte, die Begebenheiten werden uns so fortreißen, daß wir nicht warten können, bis der Kaiser mit seiner Armee da ist. Sobald Napoleon ahnt, daß meine Rüstungen ihm gelten, wird Er es sein, der mir den Krieg erklärt. Er ist immer schlagfertig, seine Armee ist immer auf dem Kriegsfuß. Mag er sein, was er will, er ist jedenfalls ein tapferer und großer Feldherr, und ich weiß nicht, setzte der König leise hinzu, ich weiß nicht, ob wir einen Feldherrn von gleichem Talent ihm entgegen zu stellen haben. Oh, Luise, ich beneide Dich um Deine Sicherheit, um Dein kühnes Vertrauen! Hegst Du denn gar keine Zweifel, keine Unruhe?

Unruhe? rief die Königin mit einem stolzen Lächeln. Ich glaube und bin überzeugt, daß es jetzt nur Eins giebt, was man thun muß. Man muß das Ungeheuer bekämpfen, man muß es niederschmettern, und dann erst darf man von Unruhe sprechen!***) Ich glaube außerdem an die göttliche Vorsehung, ich glaube an Dich, meinen edlen, hochsinnigen und tapfern König und Gemahl, und ich glaube an Deine große und herrliche Armee, welche vor Kampfbegierde brennt! Ich glaube an den guten Stern Preußens!

Oh, mir scheint, daß er jetzt sehr von Wolken bedeckt ist, sagte der König traurig.

Der Schlachtdonner wird sie zerstreuen, rief Luise begeistert. Der Pulverdampf reinigt ja die Luft, und nimmt ihr die schädlichen Dünste!

Eben öffnete sich leise die Thür und der Kammerdiener des Königs erschien in derselben.

Majestät, sagte er, Se. Excellenz der Minister Baron von Hardenberg bittet um eine Audienz.

*) Des Königs eigene Worte.

**) Der Königin eigene Worte. Siehe: Schriften von Friedrich von Gentz. Th. IV. S. 169.

Du siehst, die Entscheidung naht, sagte der König, seiner Gemahlin zugewandt. Ich werde den Minister sogleich bitten, einzutreten.

Der Kammerdiener entfernte sich. Der König ging schweigend, die Hände auf dem Rücken gefaltet, einige Male auf und ab. Luise wagte es nicht, ihn zu stören, nur ihre leuchtenden Augen folgten jeder seiner Bewegungen mit einem Ausdruck inniger Sorge, zärtlicher Theilnahme.

Plötzlich, mitten im Zimmer, blieb der König stehen und athmete hoch auf. Ich weiß nicht, sagte er, mir ist fast freudig und glücklich zu Muth, daß ich endlich vor der letzten Entscheidung stehe. Franz von Sickingen hat wohl Recht: „Besser ein Ende mit Schrecken, als ein Schrecken ohne Ende!“

Oh, rief die Königin freudig, daran erkenne ich meinen edlen und tapfern Gemahl. Wenn er das Schreckniß nicht mehr durch milbes Wort und sanfte Klugheit bannen kann, so hebt er seinen Ritterarm empor und zerschmettert es! Aber wir dürfen Deinen Minister nicht mehr warten lassen, ich gehe also. Nur Eins noch! Erlaubst Du mir für Palms Wittve zu unterzeichnen? Nicht als Königin, sondern nur als Frau, welche das Glend einer ihrer deutschen Schwestern mit empfindet, und aus innerm Herzensdrang ihr helfen möchte. Ich werde mich nicht nennen, die gute Oberhofmeisterin mag statt meiner unterzeichnen. Erlaubst Du es, mein Freund?

Folge Deinem edlen und großmüthigen Herzen, meine Luise, sagte der König, gieb Deinen Antheil für die arme Frau!

Dank, mein Freund, tausend Dank, rief Luise, ihrem Gemahl die Hand darreichend. Er drückte sie zärtlich an seine Rippen, und geleitete die Königin dann bis an die Thür.

Luise wollte ihm hier ihre Hand entziehen, und die Thür öffnen, um hinauszugehen, aber ihr Gemahl hielt sie fest und seine Züge nahmen einen verlegenen und besangenen Ausdruck an.

Ich möchte Dich auch noch um etwas bitten, sagte er kurz und hastig. Wenn Du die Oberhofmeisterin in Deinem Namen hast unterzeichnen lassen, so befehl doch Deinem Hofmarschall, daß er für sich

auch dieselbe Summe zeichnet. Ich werde sie ihm aus meiner Châtonille ersetzen.*)

Die Königin erwiderte nichts; sie schlang ihre schönen, weißen Arme um den Nacken des Königs und drückte einen glühenden Fuß auf seine Lippen, dann wandte sie sich rasch um und verließ das Gemach, vielleicht um ihren Gemahl die Thränen nicht sehen zu lassen, die in ihren Augen standen. —

Der König schaute ihr nach mit einem langen innigen Blick. Oh, sagte er leise vor sich hin, sie ist der Sonnenglanz meines Lebens. Wie öde und kalt wäre es ohne sie! — Und jetzt zu den Geschäften!

Er eilte hastig nach der entgegengesetzten Thür und öffnete sie. Ich lasse den Minister von Hardenberg bitten, zu mir zu kommen, befohl er dem Kammerdiener, der in der Antichambre wartete.

Wenige Minuten später trat Hardenberg ein. Der König ging ihm einige Schritte entgegen und sah ihn forschend an.

Gute Nachrichten? fragte er.

Majestät, „gut“ ist ein sehr relativer Begriff, erwiderte Hardenberg achselzuckend. Ich nenne es schon gut, wenn man eine offene und entscheidende Antwort erhält.

Die also bringen Sie, sagte der König rasch, berichten Sie mir zuerst das Resultat. Die weiteren Auseinandersetzungen nachher!

Gew. Majestät zu Befehl! Das Resultat ist, daß Oesterreich neutral bleiben und jetzt keine Schlacht mehr wagen will. Seine Finanzen sind erschöpft, sein Heer ist durch die vielen Niederlagen demoralisirt und muthlos geworden. Napoleon hat Oesterreich nicht bloß materiell, sondern auch moralisch besiegt. Ein panischer Schrecken vor dem Franzosenkaiser und seinen sieggewohnten Heeren hat sich der Gemüther der österreichischen Soldaten bemächtigt; der Kaiser ist muthlos

*) In Berlin, Leipzig und in allen größeren Städten Deutschlands nicht allein ward für Palm's Wittwe gesammelt, sondern auch in England und Rußland fanden ähnliche Sammlungen statt. In Petersburg waren der Kaiser und die Kaiserin die Ersten, welche ihren Namen auf die Subscriptionsliste setzten und eine bedeutende Summe zeichneten. Siehe: Biographie des Johann Philipp Palm. München 1842.

und verzagt, und seine Minister wünschen nichts sehnlicher, als einen dauernden Frieden mit Frankreich. Seine Feldherren aber und Generale fühlen eine so glühende Bewunderung für Napoleons Feldherrntalent, daß selbst der Erzherzog Carl gesagt hat: „er würde es für einen Frevel halten, noch länger gegen Napoleon zu kämpfen, statt um seine Bundesgenossenschaft zu werben.“*)

Er möchte Recht haben, sagte der König, nur hätte er es statt eines Frevels eine Unbesonnenheit nennen sollen. Ich weiß wohl, daß wir jetzt nicht mehr zurück können, daß die Gewalt der Umstände uns zwingen wird, das Schwert aufzuheben und den Kampf zu wagen, aber ich verhehle mir nicht all die großen Mißstände und Gefahren, die es für Preußen hat, wenn es allein, ohne wirkliche und thätige Bundesgenossen, den Kampf unternimmt. Ich bin jahrelang bemüht gewesen, Preußen vor den Schrecknissen und Uebelständen des Krieges zu bewahren, aber die Umstände sind stärker als ich und ich werde mich ihnen fügen müssen!

Im Gegentheil, die Umstände werden sich Eurer Majestät fügen müssen und das Schicksal —

Das Schicksal, unterbrach ihn der König hastig, das Schicksal ist kein Hof-Cavalier und es hat mir niemals sonderlich geschmeichelt.

Majestät, ich wollte es machen wie das Schicksal, ich wollte auch nicht schmeicheln, sagte Hardenberg lächelnd, ich wollte nur die Wahrheit sagen. Das Schicksal scheint sich uns geneigter zu erklären, das wollte ich sagen. Ich habe Briefe von dem englischen Minister Fox erhalten. Der König Georg der Dritte, da er jetzt sieht, daß Preußen Ernst macht und sich zum Kriege rüstet, ist jetzt einer Allianz mit Preußen geneigter. Das erste günstige Zeichen davon ist, daß England die Blokade der norddeutschen Flüsse aufgehoben hat; wir werden bald einen Abgesandten Englands hier anlangen sehen, um mit Preußen Frieden zu schließen und über eine Allianz zu verhandeln, die uns Truppen und Geld zuführt.

*) Lebensbilder aus dem Befreiungskriege. Th. III.

Mächte dieser Gesandte bald kommen, setzte der König, denn wir bedürfen Beides, der Hilfstruppen und des Geldes. *)

Als nach einer langen Conferenz der Minister Hardenberg das Cabinet des Königs verließ, leuchtete sein Antlitz vor innerer Befriedigung und mit raschen Schritten eilte er hinunter zu seinem Wagen.

Zum Prinzen Louis Ferdinand, befahl er dem Kutscher. So schnell die Pferde laufen!

Prinz Louis Ferdinand befand sich eben inmitten seiner Freunde in seinem Musiksaal, als der Minister Hardenberg eintrat. Er saß vor dem Flügel und phantasirte. Seine Gedanken mußten heute einen erhabenen Schwung genommen haben, denn es war in der Musik, die er den Tasten entlockte, ein Strom von Begeisterung, Kraft und Gluth, und das edle Antlitz des Prinzen leuchtete wie in einer Verzückung. Dicht neben ihm, das Haupt leise an seine Schulter gelehnt, saß Pauline Wiesel, des Prinzen schöne und geistvolle Freundin, und horchte mit lächelnden Purpurlippen und feuchten Blicken auf die schönen und schwungvollen Melodieen. In der Mitte des Saals befand sich eine mit edlen Weinen und duftenden Süßkräutern besetzte Tafel, und um dieselbe saßen zwölf Herren, die meisten von ihnen in der Uniform höherer Officiere, die andern in Civil. Es waren des Prinzen militairische und gelehrte Freunde, seine täglichen Gesellschafter, die gleich Hardenberg immer das Recht hatten, unangemeldet bei ihm einzutreten.

Der Minister winkte den Herren, welche sich von ihren Sitzen erheben wollten, um ihn zu begrüßen, hastig zu sitzen zu bleiben und eilte rasch und leise durch den Saal nach dem Prinzen hin, der ihm den Rücken zugewandt hatte und sein Kommen nicht gewahrte.

*) Der Gesandte England's Lord Morpeth, kam leider doch zu spät; erst am 12. October langte er in Weimar, im Hauptquartier des Königs an. Aber die französische Partei, Minister Haugwitz, Lombard und Luchchini, wußten es zu verhindern, daß der Lord überhaupt nur eine Audienz bei dem König erlangte und fertigten ihn mit dem Bescheid ab: Die Unterhandlung hänge von dem Ausgang der Schlacht ab, die man eben schlage. Häuffer: Deutsche Geschichte II. 766.

Mein Prinz, sagte er, ihm leise die Hand auf die Schulter legend, jetzt ist es entschieden, sie werden Krieg haben!

Krieg! jubelte der Prinz und sprang auf, um den Minister zu umarmen und einen Kuß auf die Lippen zu drücken, die ein so köstliches Wort gesprochen.

Krieg! riefen die Herren an der Tafel und sie erhoben ihre Gläser und stießen jubelnd an.

Krieg? seufzte die schöne Pauline Wiesel, und indem sie sich leise an des Prinzen Schulter schmiegte, flüsterte sie: Krieg, das heißt, ich werde Sie verlieren!

Nein, das heißt, ich werde Alles gewinnen, rief der Prinz mit leuchtenden Augen. Ich beschwöre Sie, Pauline, jetzt keine weibliche Schwäche, keine Empfindsamkeit, keine Thränen! Der große Moment ist gekommen! Fassen wir ihn groß auf! Endlich, endlich sollen wir unsere Schmach sühnen, endlich unsere gedemüthigten Häupter wieder erheben können und uns nicht schämen müssen zu sagen: ich bin ein deutscher Mann.

Jetzt wird Ew. Königliche Hoheit sagen können: ich bin ein deutscher Held! sagte Hardenberg freundlich.

Der Himmel gebe mir, daß Sie recht haben, rief der Prinz. Er gebe mir Gelegenheit, mir einen kleinen Lorbeerkranz zu verdienen, und müßte ich ihn auch sühnen mit meinem Blut und meinem Leben. Für das Vaterland sterben ist ein erhabener Tod, und wenn ich so falle, Pauline, so sollst Du nicht weinen, sondern Jubelhymnen singen und mich selig preisen! Wann, sagen Sie doch, Freund, wann wird der Krieg beginnen?

So schnell als es möglich ist, die einzelnen Armeecorps zusammen zu ziehen, erwiderte Hardenberg. Wir wissen mit Bestimmtheit, daß Napoleon rüstet, um uns anzugreifen und den Krieg zu erklären. Wir werden uns beeilen, ihm zuvor zu kommen. Preußen ist zu vielfach und zu schwer beleidigt worden, die Herausforderung muß daher von uns ausgehen.

Und der Herr Bonaparte soll uns Revanche geben, rief der Prinz mit flammenden Augen. Es soll ein amerikanisches Duell werden, xxx

mit dem Tode des Einen darf es enden! Freunde, nehmt Eure Gläser und füllt sie bis an den Rand! Auch Sie, Hardenberg, hier, dieses Glas! Pauline soll es Ihnen kredenzen! Nun laßt uns trinken auf Preußens Ehre, nun ruft mit mir: Es lebe der Krieg! Es lebe der Heldensieg! Es lebe der Heldentod!

Es lebe der Krieg! Es lebe der Heldensieg! Es lebe der Heldentod! riefen die Freunde. Die Gläser klirrten, die Augen der Männer leuchteten, aber Paulinens Augen waren feucht von Thränen.*) —

Am Abend dieses Tages begab sich der König, wie gewöhnlich, zur Königin, um mit ihr den Thee einzunehmen, den sie ihm selbst servirte. Es war dies die Stunde, in welcher, der Frau Oberhofmeisterin zum Troß, das königliche Paar alle Etiquette von sich fern hielt, und in ganz bürgerlicher Herzlichkeit und Zwanglosigkeit mit einander verkehrte.

Die Königin war daher ganz allein, als ihr Gemahl zu ihr eintrat. Keine der Hofdamen durfte ihnen den Genuß dieser traulichen Theestunde stören, nur wenn der König es wünschte, durften die königlichen Kinder kommen, um mit ihren Eltern zu plaudern, und aus den Händen ihrer schönen Mutter ihr Abendessen zu empfangen.

Die Königin ging ihrem Gemahl mit heiterm Liebesgruß entgegen und reichte ihm beide Hände dar. Nun? fragte sie zärtlich. Noch immer eine Wolke auf Deiner Stirn? Komm, laß sie mich fortküßen.

Sie erhob sich auf ihren Fußspitzen und lächelte, als sie dennoch nicht im Stande war, zu der Stirn ihres Gemahls hinaufzureichen.

Du mußt Dich zu mir neigen, sagte sie, ich bin zu klein für Dich.

Nein, Du bist groß und herrlich, und Du mußt Dich zu mir neigen, wie die Engel zu dem armen Sterblichen, sagte der König. Ach, meine Luise, ich fürchte aber, selbst Dein Kuß wird die Wolken nicht mehr von meiner Stirn verjagen.

Hast Du schlimme Nachrichten erhalten? fragte die Königin. Sind Deine Abgesandten gekommen?

*) Prinz Louis Ferdinand mußte seine heldenmüthige Begeisterung mit dem Tode bezahlen. Er fiel in dem Gefecht bei Saalfeld am 10. October 1806.

Sie sind gekommen. Keine Hülfe von Oesterreich! Das ist Hardenberg's Nachricht. Kein norddeutscher Bund! Das ist Lombard's Nachricht. Jeder verfolgt seine Sonderinteressen und denkt nur an sich. Kurachsen möchte gern selbst einen sächsischen Sonderbund schließen, Kurhessen verspricht uns beizutreten, wenn wir ihm vor allen Dingen eine bedeutende Gebietsvergrößerung zusichern, Oldenburg wartet, was die Andern thun, Waldeck und Lippe haben Lust sich dem Rheinbund anzuschließen, weil sie dabei mehr Vortheil sehen, und der Herzog von Mecklenburg-Schwerin hat ganz stolz geantwortet, er werde neutral bleiben; wenn er sich in Gefahr befände, würde er dankbarlichst den preussischen Schutz annehmen, aber jedes Ansuchen einer Leistung zur Verpflegung müsse er entschieden zurückweisen.*)

Oh, diese kleinlichen egoistischen Menschen! rief die Königin entrüstet. Sie wagen es, sich Fürsten zu nennen, und es ist doch kein erhabener Gedanke und nichts von der Majestät des Geistes in ihnen. Böse Saat wird ausgestreut durch den kleinlichen Sinn der Fürsten! Wehe Deutschland und uns Allen, wenn sie einst aufgeht in den Herzen der Völker! — Aber von meinem Vater sagst Du mir nichts? Was hat Mecklenburg-Strelitz geantwortet?

Es stimmt uns bei! Dein Vater ist uns treu!

Ah, aber er hat uns nur ein treues, großes Herz und tapfern Freundesrath zu geben, seufzte die Königin. Sein Land ist zu klein zu andern Hülfleistungen. Oh, mein Gemahl, mein Herzblut gäbe ich jetzt darum, wenn ich eines mächtigen Königs Tochter wäre, und mein Vater Dir eine Armee zum heiligen Krieg entgegenführen könnte.

Die Armeen der ganzen Welt wären mit auch nur Einem Tropfen Deines Herzblutes zu theuer bezahlt, sagte der König. Dein Vater hat mir das Höchste und Herrlichste gegeben, was diese Erde trägt, ein edles, schönes Weib, eine hochherzige Königin! Dein Vater war der reichste Fürst, als er noch seine Tochter besaß, ich bin der reichste Mann, seit ich Dich besitze!

*) Säuffer: Deutsche Geschichte II. 770.

Er schloß die Königin in seine Arme, und sie lehnte sich an ihn mit einem seligen Lächeln.

Uebrigens, sagte der König nach einer Pause, es giebt doch Einen deutschen Fürsten, der treu zu uns hält, und das ist der Herzog von Weimar.

Der Freund Göthe's und Schiller's rief die Königin.

Der Herzog stellt uns sein Jägerbataillon zur Verfügung und wird im Kriege sein Commando übernehmen.

Es kommt also jetzt zum Kriege? fragte die Königin freudig.

Ja, es kommt zum Kriege, sagte der König traurig.

Du sagst das, und du seufzest? rief Luise.

Ja, ich seufze, sagte der König. Ich bin nicht so glücklich wie Du und die Kriegslustigen, ich glaube nicht an die Unbesiegbarkeit meines Heeres. Ich fühle, daß es nicht gut gehen kann! Es ist eine unbeschreibliche Verwirrung in allen Kriegsangelegenheiten, die Herren wollen das freilich nicht glauben, und behaupten, ich wäre noch zu jung und verstände das nicht. Ach, ich wünsche von Herzen, daß ich Unrecht habe! Die nächste Zeit wird es lehren!*)

VII.

Ein böses Amen.

Das entscheidende Wort war also gesprochen. Preußen wollte endlich das Schwert aufheben, es wollte endlich Rache nehmen für jahrelange Demüthigungen!

Die Armee empfing diese Nachricht mit Jubel, und das Publikum benutzte die Gelegenheit, um seine Kriegsbegeisterung an den Tag zu legen. Es verlangte im Theater die „Jungfrau von Orleans“ zu

*) Des Königs eigene Worte. Siehe: Fendel von Donnerstark.

sehen, und beantwortete jedes kriegerische und anfeuernde Wort Schiller's mit begeistertem Applaus. Es warf wieder einmal dem Grafen Haugwitz die Fenster ein, und brachte dem Prinzen Louis Ferdinand, dem Minister Hardenberg und den kriegslustigen Generälen eine Serenade.

Alle Zeitungen glühten vor Siegestolz, und waren schon im Voraus entzückt über die glänzenden Schlachten, welche die preussische Armee dem Feinde abgewinnen würde.

Am glücklichsten aber und stolzesten waren die Officiere, welche in trunkener Freude ihr Haupt schon umkränzt sahen von den Lorbeern, die sie sich in dem bevorstehenden Kriege erwerben würden, und deren Stolz die Möglichkeit eines Unterliegens gar nicht ahnen wollte. Die Armee Friedrich des Großen konnte nicht besiegt werden, und nur vor Einem hatte man zu zittern, nur davor, daß es dennoch wieder nicht zum Kriege kommen möchte, und daß die unvermeidliche und unabwendbare Niederlage Bonaparte's noch einmal durch einen faulen Frieden gefährdet werde. *)

Die alten Generäle aus den Tagen Friedrichs des Großen, das waren die Helden, an welche die Officiere glaubten. „Wir haben Generäle, die den Krieg verstehen, sagten die stolzen preussischen Officiere, Generäle, die von Jugend auf gebient haben; jene Schneider und Schuster, die erst durch die Revolution etwas geworden sind, können vor solchen Generälen nur gleich davonlaufen.**)

Und in der Begeisterung ihrer kommenden Siege gaben die Officiere einander glänzende Abschiedsfeste und tranken in Champagner und Rheinwein ein jubelndes Hoch auf die kommenden Schlachten, und sangen mit muthigem Gebrüll die neuen Schlachtlieder, welche Arndt dem deutschen Volk gedichtet. Dann begeistert von Zukunftsträumen, von Wein und Liedern, gingen sie Abends vor das Hôtel des französischen Gesandten, um auf den Steinen vor seiner Thür ihre Klängen zu wehen.

Wozu aber Degen und Gewehre? riefen die Officiere zu den

*) Warnhagen's Denkwürdigkeiten I. 389, 390.

***) Häuffer: Deutsche Geschichte II. 358.

Fenstern des französischen Gesandten hinauf, wenn die tapfern Preußen kommen, laufen die Franzosen von selber; Knüppel reichten hin, um die Kerls wieder in ihr Land zurückzujagen. *)

Aber es gab auch unter den Militairs und unter den Generälen einige kluge und besonnene Männer, welche die Befürchtungen des Königs theilten, und die gleich ihm mit ernstem und sorgenvollem Blick in die Zukunft schauten.

Diese Besonnenen kannten den Zustand des preußischen Heeres, und sie wußten, daß es nicht mehr das des siebenjährigen Krieges war, und daß kein Friedrich der Große da war, um es anzuführen.

Wohl gab es in der preußischen Armee noch viele Generäle und Officiere aus den Zeiten Friedrichs des Großen her, und diese waren natürlich kriegskundig und wohlerfahren. Aber auf ihnen lastete das Alter und die Zahl der Jahre; das Alter hemmt die Thatenlust und die Jahre machen bequem. Und dessenungeachtet glaubten sie an sich selber, und waren überzeugt, daß ihnen, den Kriegern Friedrichs des Großen, der Sieg treu bleiben müsse, und daß für sie eine Niederlage gar nicht denkbar sei.

Die Besonnenen sahen wohl mit Ehrfurcht auf die Ruinen des alten Prachtbaues, den der große König aufgerichtet, aber sie sahen doch, daß sie morsch und zerfallen waren. Sie sahen, daß das preußische Heer in vielen Dingen zurückgeblieben und unzulänglich war. Nicht bloß die Führer waren zu alt, auch die Soldaten waren ergraut, — aber nicht ergraut im Kriegsdienst und im Feldlager, sondern ergraut im Paradedienst und in den Cantonirungen. Sie verstanden nicht den Kriegsdienst, sondern nur den Kamaschenienst. Sie waren verheirathet und gingen mürrisch in den Krieg, der ihre Weiber und Kinder brodblos machte, weil er ihnen den Ernährer nahm.

Außerdem war die preußische Armee noch ganz und gar in der alten Kriegsverfassung, und nichts von den Verbesserungen, welche die weit vorgeschrittene Kriegskunst erfunden, war in sie aufgenommen.

Die Bewaffnung der Infanterie war mangelhaft und schlecht; die

*) Bischof Eylert: Friedrich Wilhelm III. Th. III. S. 8.

Gewehre sahen von außen glänzend aus und waren herrlich polirt und gepußt, aber ihre Construction war mangelhaft. Man hatte sie nur zum Paradedienst, nicht für die Schlacht berechnet. Außerdem herrschte bei der Infanterie noch das alte Exercier-Reglement, mit unendlich weitläufigen Wendungen, Griffen und Evolutionen, die sich wohl auf der Parade, aber niemals in der Schlacht und vor dem Feind ausführen ließen.*)

Die Artillerie war gut beritten, aber sie hatte nur ganz alte und zum Dienst fast untaugliche Generale; der Jüngste von ihnen hatte die Siebenziger Jahre weit überschritten.

Die Bekleidung der Armee war die elendeste, die es geben konnte, aus den erbärmlichsten, gräßsten Stoffen gefertigt, und auf's Kärglichste eingerichtet. Eben so ungenügend war die Verpflegung, und noch ganz nach dem kärglichen Maßstab des siebenjährigen Krieges eingerichtet.

Außerdem herrschte in der Armee keine Begeisterung und kein rechter Kriegseifer. Der lange Frieden und Kamaschendienst hatte den Eifer der Soldaten abgeschwächt, und ließ sie die Pflichten des Soldatenstandes nur als eine leere Spielerei und Quälerei betrachten, bei der man sich nur mit dem Putzen der Gewehre und Riemen, mit dem richtigen Zuknöpfen der Kamaschen, und dem kunstgerechten Wickeln des Poppes zu beschäftigen habe. Jeder Fehler gegen eine dieser Außerlichkeiten ward mit den härtesten Strafen belegt. Der Stod herrschte noch in der preussischen Armee und prügelte dem Soldaten das Ehrgefühl aus, indem es ihm die Disciplin einprügelte. Nicht die Kriegsbegeisterung und der Mannesmuth war es, welche den preussischen Soldaten von 1806 in den Krieg begleitete, sondern die Disciplin und der Stod.**)

Der Oberfeldherr dieser innerlich verwahrloseten und desorganisirten Armee sollte jetzt in diesem neuen Kriege der regierende Herzog

*) Der Krieg von 1806 und 1807. Ein Beitrag zur Geschichte der preussischen Armee. Von Eduard von Höpfner. I. 46 und folgende.

**) v. Höpfner I. 86.

Müßbach, Napoleon. Bd. 1.

von Braunschweig sein, ein Mann von mehr denn siebenzig Jahren, geistreich, kriegserfahren, aber zögernd und schüchtern im Handeln, sich selbst nicht vertrauend und daher ohne Energie und Entschlossenheit. Ihm zur Seite und an Rang ihm der nächste, stand der Generalfeldmarschall von Müllendorf, einer der Tapfersten des siebenjährigen Krieges, jetzt ein Greis von achtzig Jahren.

Aus solchen Bestandtheilen war die Armee zusammengesetzt, welche jetzt ausrücken sollte, um Napoleons ruhmbegierige, schlachtengewöhnte und kriegserfahrene Heere zu bestegen!

Die Besonnenen hatten wohl Recht zu zagen; die Sorge, welche aus den düstern Mienen des Königs sprach, hatte wohl ihre Berechtigung.

Aber alle diese Zweifel und Besorgnisse waren jetzt vergeblich, sie konnten die Dinge nicht mehr aufhalten, den Krieg nicht mehr aufschieben.

Die Gewalt der Umstände war wichtiger, als alle Zweifel, und wenn die Besonnenen leise sagten: dieser Krieg sei ein Unglück für Preußen, so jauchzte die öffentliche Meinung um so lauter: „Dieser Krieg rettet die Ehre Preußens und befreit uns von dem verhassten Tyrannen!“

Die öffentliche Meinung hatte gesiegt, der Krieg war unabänderlich. Der General von Knobelsdorf bekam den Auftrag, dem Kaiser der Franzosen im Namen des Königs von Preußen ein Ultimatum zu überreichen, in welchem der König forderte, die französischen Heere sollten binnen vierzehn Tagen Deutschland für immer verlassen, der Kaiser sollte der Bildung des nördlichen Fürstenbundes kein Hinderniß in den Weg legen und es solle Preußen sowohl die Stadt Wesel, als auch andere von Frankreich in Besitz genommene preussische Gebiete wieder herausgeben.

Dieses Ultimatum war einer Kriegserklärung gleich zu achten und die preussische Armee also marschirte aus.

Am einundzwanzigsten September sollten die Garde-Regimenter Berlin verlassen und sich zur Armee begeben, der König wollte sie begleiten.

Ueberall in Berlin herrschte eine frohe, kriegsmuthige Stimmung, mit Quirlenden und Kränzen waren alle Häuser geschmückt und in ihren Festgewändern wogten die Berliner durch die Straßen, um mit ihren Jubelstimmen und Glückwünschen die abziehenden Gardes zu grüßen.

Der König hatte ihnen so eben die Parade abgenommen und begab sich jetzt zu seiner Gemahlin, um von ihr Abschied zu nehmen und dann an der Spitze seiner Gardes Berlin zu verlassen.

Die Königin ging ihm mit einem strahlenden Lächeln entgegen und ein wunderbarer Ausdruck von Freude und Glück leuchtete aus ihren Augen. Der König schaute mit einem wehmüthigen Ausdruck in ihr schönes erregtes Angesicht und ihre heitere Freudigkeit machte ihn nur noch trüber.

Du empfängst mich mit einem Lächeln, sagte er, und mein Herz ist sorgenvoll und traurig. Weißt Du denn nicht, weshalb ich zu Dir komme? Ich komme, um Abschied von Dir zu nehmen!

Sie legte ihre beiden Hände auf seine Schultern und ihr ganzes Antlitz glänzte wie unter Sonnenstrahlen.

Nein, sagte sie, Du kommst, um mich abzuholen!

Der König sah sie verwirrt und erschrocken an. Wie denn, um Dich abzuholen? fragte er. Wohin willst Du denn gehen?

Jetzt schlang Luise ihre beiden Arme um ihres Gemahls Nacken und sich an ihn schmiegend, rief sie mit lauter, freudiger Stimme: Ich will mit Dir gehen, mein Gemahl!

Mit mir? rief der König.

Ja, mit Dir, sagte sie. Und glaubst Du denn, mein Freund, daß ich so heiter und freudig hätte sein können, wenn dies nicht meine Hoffnung und mein Trost gewesen wäre? Ganz heimlich und in der Stille habe ich alle Vorkehrungen getroffen, Alles bereitet und angeordnet. Jetzt bin ich reisefertig, nichts hält mich mehr zurück. Ich habe Alles geordnet, — ich habe sogar, setzte sie leise und mit zitternder Stimme hinzu, ich habe sogar schon Abschied genommen von den Kindern, und ich gestehe Dir, es hat mich Thränen gekostet. Mein halbes Herz bleibt bei ihnen zurück, aber die andere, die größere Hälfte, die geht mit Dir und bleibt bei Dir, mein Freund, mein Geliebter und

Herr! Willst Du sie zurückstoßen? Willst Du mir nicht gestatten, Dich zu begleiten?

Es ist unmöglich, sagte der König kopfschüttelnd.

Unmöglich? rief sie rasch. Wenn Du, wenn der König es will!

Der König darf es nicht wollen, Luise. Ich werde eine Zeitlang aufhören König zu sein, und nur ein Soldat im Feldlager sein. Wo ist da Raum und Bequemlichkeit für eine Königin?

Wenn Du aufhörst König zu sein, sagte Luise lächelnd, dann ist die natürliche Folge, daß ich auch keine Königin mehr bin. Wenn Du nur noch ein Soldat bist, nun, so bin ich eine einfache Soldatenfrau, und der ziemt es wohl, daß sie ihren Mann ins Feldlager begleite. Oh, Friedrich, sage nicht Nein, versage mir nicht mein höchstes Glück, mein höchstes Recht! Haben wir nicht vor dem Altar Gottes geschworen, Hand in Hand durch das Leben zu gehen, in Glück und Unglück treu und freudig an einander zu halten? Und jetzt willst Du Deines Schwurs vergessen? Willst unsere Wege trennen?

Der Weg des Krieges ist hart und rauh, sagte der König trübe.

Drum muß ich bei Dir sein, um Dir zuweilen einige Blumen auf diesen Weg zu streuen, rief die Königin freudig. Ich muß da sein, um nach den Tagen, die Du in Anstrengung und Sorge durchlebst, Dir zuweilen doch eine stille, friedliche Abendstunde zu bereiten! Ich muß bei Dir sein, um mich mit Dir zu freuen, wenn das Glück Dir leuchtet, um Dich zu trösten, wenn das Unglück Dich heimsucht. Fühlst Du denn nicht, mein Geliebter, daß wir Zwei ewig unaufsöblich zu einander gehören, und daß wir unzertrennlich durch das Leben dahin schreiten müssen, sei's in Freuden, sei's in Leiden?

Ich darf nicht an mich denken, Luise, sagte der König tiefbewegt, nicht daran, welch ein Genuß es für mich sein würde, wenn ich in diesen wildbewegten und stürmischen Tagen Dich, meinen Engel des Friedens und der Freudigkeit, an meiner Seite sähe, ich darf nur an Dich denken, an die Königin, an die Mutter meiner Kinder, die ich keiner Gefahr aussetzen darf, die ich bewahren möchte vor jeder rauhen Luft und vor jeder Sorge.

Wenn ich nicht bei Dir bin, wird die Sorge mich verzehren, und

der Gram wie ein Sturmwind mich umtoben! rief die Königin leidenschaftlich. Tag und Nacht würde ich keine Ruhe haben, denn immer würde mein Herz sich zu Dir sehnen und meine Seele um Dich sorgen. Immer würde ich Dich vor mir sehen, verwundet, blutend, denn ich weiß, Du wirst Deiner Person nicht schonen, Du wirst Deines Lebens nicht achten, wenn es gilt den Sieg zu erkämpfen, oder die Schmach abzuwehren. Die Kugeln schonen nicht das Haupt der Könige, und die Schwerter gleiten nicht machtlos ab von ihrer geheiligten Gestalt. Im Kriege ist der König nur noch ein Mann! Gestatte also der Königin, daß sie im Kriege auch nur ein Weib sei, Dein Weib, welches das Recht hat, Dich zu pflegen, wenn Du verwundet wirst, und Deine Schmerzen und Sorgen mit Dir zu theilen. Oh, mein Geliebter, haßt Du den Muth, Dein Weib zu verstoßen?

Sie schaute ihn an mit thränenfeuchten stehenden Blicken, ihre ganze schöne und große Seele leuchtete in einem Ausdruck unendlicher Liebe aus ihrem Angesicht.

Der König, überwältigt, hingerissen von ihrem Anblick, hatte nicht mehr die Kraft ihr zu widerstehen. Er zog sie in seine Arme, und drückte einen langen glühenden Kuß auf ihre Stirn.

Nein, sagte er tiefbewegt, nein, ich habe nicht den Muth, Deine Liebe zurückzuweisen. Möge geschehen, was Gott über uns verhängt hat! Wir wollen es Hand in Hand muthvoll und entschlossen ertragen. Nichts soll uns trennen, als der Tod! Komm, meine Luise, meine geliebtes Weib, begleite mich, wohin ich auch gehe!

Die Königin stieß einen Freudenschrei aus, und des Königs Hand ergreifend, neigte sie sich über sie, und drückte, bevor der König es hindern konnte, einen glühenden Kuß auf dieselbe.

Luise, was thust Du? rief der König fast beschämt, Du —

Lautes Geschrei, das von der Straße her ertönte, unterbrach ihn. Hand in Hand eilte das königliche Paar an das Fenster.

Drüben vor dem Haupt-Portal des Zeughauses hatte sich eine dicke Menschenmenge gebildet, schreiend und in wilder Neugierde schienen sie alle um einen Gegenstand sich zu drängen, der in der Mitte des größten Gewühls sich befand.

Jrgend ein Unglück mußte da drüben geschehen sein. Vielleicht war ein Mensch, vom Schlag getroffen, todt nieder gefallen, vielleicht war eine Mordthat verübt, denn die Gesichter der Menschen da drüben waren bleich und entsetzt, sie schlugen verwundert die Hände zusammen, und schüttelten sorgenvoll ihre Häupter.

Der König klingelte hastig und befahl dem eintretenden Kammerdiener, sofort hinüber zu gehen zu dem Zeughaus und zu sehen, was es gäbe.

Nach wenigen Minuten schon kehrte er athemlos und keuchend zurück.

Nun, rief der König ihm entgegen, ist ein Unglück geschehen?

Ja, Majestät, aber es hat keinen Menschen betroffen! Die Statue der Bellona, welche über dem Portal des Zeughauses stand, ist plötzlich vom Giebel herunter auf das Steinpflaster gefallen.

Sie ist zerschmettert worden? fragte die Königin, deren Wangen erbleicht waren.

Nein, Majestät, aber ihr rechter Arm ist gebrochen!

Der König winkte ihm hinaus zu gehen, und ging sinnend auf und ab. Die Königin war wieder an das Fenster getreten, und ihre gegen Himmel gewandten Blicke waren von Thränen umbüffert.

Nach einer langen Pause näherte sich ihr der König wieder. Leise, sagte er leise, willst Du noch mit mir gehen? Es ist sonnenhelles Wetter, kein Lüftchen regt sich, und die Statue der Bellona fällt von dem Giebel unsers Zeughauses und bricht sich den Arm. Das ist ein böses Omen! Willst Du Dich nicht davon warnen lassen?

Die Königin reichte ihm ihre Hand dar, und ihre Augen strahlten schon wieder in Liebe und Freude. Wo Du bleibst, sagte sie freudig, da bleibe ich! Dein Leben ist mein Leben, und Dein Unglück ist mein Unglück. Ich fürchte die bösen Omen nicht!*)

*) Noch ein anderes böses Omen geschah an diesem Tage. Der Feldmarschall von Mollendorf, der mit den Truppen ausmarschiren sollte, fiel, als seine Diener ihn auf der linken Seite auf das Streitross gehoben, auf der rechten wieder herunter. Siehe: F. Förster, Neuere und neueste preussische Geschichte.

VIII.

Vor der Schlacht bei Jena.

Der Abend war angebrochen. Ein kalter düsterer Abend. Die Berge des thüringer Waldes zeigten rings am Horizont ihre Häupter mit leuchtendem Schnee bedeckt, und ein schneidender Wind heulte über die Höhen und Thäler hin.

Die preussische Armee schien nun endlich am Ziel ihrer Wanderung angelangt, und hier auf den Höhen und Thälern von Jena und Auerstädt mußte der große Völkerstreit sich entscheiden, denn hier befand sich die preussische Armee der französischen endlich gegenüber.

In Auerstädt lagerte die Hauptarmee mit dem Oberfeldherrn, dem Herzog von Braunschweig, dem König und dem Generalstab.

Bei Jena befand sich die kleinere Armee mit dem Fürsten von Hohenlohe an der Spitze.

Immer noch zweifelte man nicht, daß Preußen sein großes Ziel erreichen, daß es Napoleon besiegen werde. Das unglückliche Gefecht bei Saalfeld, und der Tod des Prinzen Louis Ferdinand hatte wohl einen Moment das Vertrauen getrübt, aber nicht erschüttert.

Die Preußen froren zwar, denn sie hatten keine Mäntel, sie hungerten zwar, denn sie hatten in den letzten Tagen wegen eingetretenen Brodmangels nur halbe Portionen bekommen, aber ihre Herzen waren doch noch unverzagt, und sie sehnten sich nur nach dem Einen: nach dem entscheidenden Kampf. Die Entscheidung mußte jedenfalls ihrem Hunger ein Ende machen, entweder durch den Tod, oder durch den Sieg, der ihnen Magazine und Vorräthe öffnen mußte.

Die preussischen Truppen, die bei Jena lagerten, standen ruhig vor ihren Zelten und plauderten unter einander von den Hoffnungen der nächsten Tage, und erzählten sich, daß Bonaparte mit seinen Franzosen, sobald er gehört, daß die Preußen schon bei Jena ständen, eilends wieder von Weimar aufgebrochen sei und den Rückmarsch antreten habe nach Gera hin.

Dann wird es also noch länger dauern, bis wir den Franzosen packen können, riefen einige Soldaten. Dachten, wir hätten ihn endlich sicher und er könnt' uns nicht mehr entschlüpfen, und nun, da er uns wittert, findet er doch noch ein Mauselloch, wo er hinausgeschlüpfen kann.

Aber wir wollen ihm dies Mauselloch auch noch verstopfen, sagte eine mächtige Stimme neben ihnen, und wie die Soldaten sich erschrocken umwandten, sahen sie ihren Feldherrn, den Fürsten von Hohenlohe, der mit seinen Adjutanten durch das Lager schreitend, eben bis zu ihnen gelangt war.

Die Soldaten machten Front und begrüßten ehrfurchtsvoll den Feldherrn, der links und rechts freundlich seine Grüße nickte.

Ihr wäret es also zufrieden, wenn wir den Franzosen bald gegenüber ständen? fragte er die Soldaten, deren Gespräch er belauscht hatte.

Ja, wir wären's zufrieden, riefen sie, es sollt' ein Festtag für uns sein!

Nun, dazu kann bald Rath werden, sagte der Fürst lächelnd, indem er vorwärts ging.

Es lebe der Fürst von Hohenlohe! jubelten die Soldaten ihm nach.

Der Fürst schritt weiter, überall Grüße gebend und Grüße empfangend, überall Jubel verbreitend, wenn er versprach, daß es nun bald zur Schlacht kommen, daß man bald die Franzosen besiegen werde.

Jetzt blieb er vor den Grenadieren stehen, die sich in Reih und Glied vor ihm aufgestellt hatten.

Kinder, sagte er laut und freudig, die schwerste Arbeit werde ich für Euch aufsparen. Wenn es Noth thut, müßt Ihr mit dem Bajonnet drauf gehen, und ich weiß, Ihr werdet den Feind werfen, wo Ihr ihn trefft. Nicht wahr, Ihr thut das?

Ja, wir thun es, brüllten die Grenadiere, ja, wir thun's gewiß! Wenn's nur erst so weit wäre!

Es wird bald genug so weit kommen, rief der Fürst, und indem er die Reihen hinunter schritt, fragte er einen hochgewachsenen, breitschultrigen Grenadier: Nun, wie viel Franzosen nimmst Du denn auf Dich?

Fünf! sagte der Grenadier.

Und Du? fragte der Fürst einen andern Grenadier.

Drei! sagte dieser.

Ich thu's nicht unter sieben Franzosen, schrie ein Dritter.

Ich nicht unter zehn! jubelte ein Vierter.*)

Der Fürst lachte und schritt weiter durch das Lager hin.

Dann, als die Nacht hereingebrochen, ritt er mit seinem Stabe auf einen Hügel bei Kapellendorf, wo er sein Hauptquartier hatte.

Von dem Hügel aus überschaute er mit spähdendem Blick die Gegend, wo der Feind stand, dessen Lager nur hier und dort von wenigen Lichtern und Feuern bezeichnet waren.

Wir werden morgen nichts zu thun haben, sagte der Fürst, sich an seine Officiere wendend. Wie es scheint, wird die französische Hauptarmee sich nach Leipzig und Raumburg wenden. Wir werden höchstens morgen kleine Scheingefechte haben, weiter nichts. Wir können also ruhig schlafen gehen und unsere Soldaten auch. Gute Nacht, meine Herren!

Und der Fürst ritt mit seinen Adjutanten hinunter nach Kapellendorf zu seinem Quartier, um zu Bett zu gehen und zu schlafen.

Eine Stunde später herrschte im preußischen Lager bei Jena eine tiefe Stille. Die Soldaten schliefen und auch ihr Feldherr schlief.

Und tiefe Stille herrschte auch im preußischen Lager zu Auerstädt; der König hatte noch spät am Abend einen Kriegsrath gehalten, und mit dem Herzog von Braunschweig, dem Feldmarschall von Müllendorf und den übrigen Generalen berathen, was die Armee am nächsten Tage zu thun habe. Das Resultat dieser Berathung war gewesen, daß für den morgenden Tag an eine Schlacht nicht zu denken sei, daß die Arme also ruhig vorwärts rücken, dem Feinde, der sich zurück zu ziehen scheine, nachgehen und ihn verhindern solle, über die Saale zu schreiten.

Damit war der Kriegsrath geendet, und der Herzog von Braun-

*) F. Förster: Neuere und neueste preußische Geschichte, I. 753.

schweig eilte in sein Quartier, um, gleich dem Fürsten von Hohenlohe, sein Lager zu suchen und zu schlafen.

Eine Stunde später herrschte auch im preussischen Lager bei Auerstädt eine tiefe Stille. Der Herzog von Braunschweig schlief, und die Soldaten schliefen auch.

Nur der König wachte.

Traurigen Herzens und trüben Angesichts ging er in seinem Zelt auf und ab. Er fühlte sich grenzenlos einsam und allein, denn seine Gemahlin war nicht mehr neben ihm. Sie hatte heute unter heißen Thränen den Bitten ihres Gemahls nachgegeben, das Hauptlager verlassen und sich nach Raumburg gewendet.

Der König hatte sie gebeten, zu gehen, aber sein Herz war schwer, und als er endlich spät in der Nacht sein Lager suchte, kam doch kein Schlaf in seine Augen.

Um dieselbe Zeit, während das preussische Heer und seine Feldherren schliefen, leuchtete unfern von den Schlafenden ein wunderbares Bild auf, und ein seltsamer Zug kam daher über die Haide, unfern von Jena.

Rings umher Stille, Dunkelheit und Nebel, und plötzlich theilten sich die Nebel, und man sah zwei Fackelträger mit ernsten Gesichtern, in ihrer Mitte auf einem weißen Ross einen Reiter in grünem Oberrock mit weißen Aufschlägen und auf dem Haupt ein kleines dreieckiges Hütchen. Der Fackelschein beleuchtete sein bleiches Angesicht, seine Augen flammten wie die eines Adlers, und schienen den Nebeln gebieten zu wollen, daß sie fielen, damit er schauen könnte, was sie ihm verbargen. Seitwärts von diesem Reiter tauchten, wenn die Fackeln höher aufflammten, zwei andere Reitergestalten in blitzenden Uniformen empor, aber ihre Augen suchten nicht den Nebel, sondern nur das Antlitz des stolzen Reiters neben ihnen zu ergründen, und auf ihm nur ruhten ihre Blicke, nur auf diesem bleichen Nachtgestalt, auf welchem dennoch die Sonne von Austerlitz strahlte.

Während die preussische Armee mit ihren Feldherren schlief, wachte Napoleon und ordnete in seinen Gedanken die kommende Schlacht. Der

Postmeister von Jena und der General Denzel waren seine Fackelträger; die Marschälle Lannes und Soult seine Begleiter.

Der Kaiser Napoleon prüfte in der Stille der Nacht das Terrain, wo er morgen den Preußen eine Schlacht abgewinnen wollte, wie er jüngst den Oesterreichern eine Schlacht abgewonnen hatte.

Oesterreich hatte sein Austerlitz gehabt, — Preußen sollte sein Auerstädt und Jena haben.

Napoleon hatte seinen Plan gemacht, — morgen war der Tag, wo er Rache nehmen wollte an dem König von Preußen für den Vertrag von Potsdam und für das Bündniß mit Rußland.

Am Fuß des Berges von Jena angelangt, hielt der Kaiser jetzt sein Pferd an und stieg ab, um zu Fuß hinaufzugehen. Oben angelangt, stand er lange schweigend da, die Fackelträger standen ihm zur Seite, die beiden Marschälle neben diesen. Des Kaisers Blick schweifte hinüber zu den Bergen und weilte besonders lange auf den Höhen des Dornbergs, an dem er vorher vorübergeritten war.

Der Berg lag dunkel und still da, ein einsamer, schlafender Riese.

Der Kaiser hob den Arm empor und deutete auf den Dornberg hin. Die Preußen haben die Höhe verlassen, sagte er, sich mit einer langsamen Kopfbewegung zu dem Marschall Lannes hinwendend, vermuthlich scheuten sie die kalte Nachtlust und sind ins Thal gegangen, um zu schlafen. Sie meinen, wir werden ihnen Ruhe dazu gönnen. Aber sie sollen sich schauderhaft getäuscht haben, die alten Perrücken!*) Sobald die Nebel tiefer herabgesunken sind, laßt die Höhen des Dornbergs von den Scharfschützen besetzen, damit sie den Preußen, wenn sie wieder hinauf marschiren wollen, ihren Morgengruß darbringen können! —

Er wandte wieder den Blick hinunter in das Thal; plötzlich flammten seine Augen höher auf und schienen mit ihrer Gluth und ihrem Feuer die Nacht und die Dunkelheit durchbohren zu wollen.

Was ist dort unten im Thal? fragte er hastig.

*) Napoleons eigene Worte. Ils se tromperont formidablement ces vieux perruques, waren die Worte.

Die Fackelträger senkten ihre Fackeln tiefer; der Kaiser und die Marschälle schauten prüfend hinab auf diesen langen, dunkeln Streifen, der sich da unten in der Mitte des Hohlweges hinzog, hier und da beleuchtet von einem gelben, matten Licht, das aus wandelnden Laternen zu leuchten schien.

Napoleon wandte sich mit einem zornflammenden Blick zu Lannes hin. Sein Antlitz war bleich, seine rechte Schulter zuckte, ein Zeichen seines höchsten Zornes. Es ist die Artillerie Deiner Division, sagte er. Sie hat sich im Hohlweg festgefahren. Wenn sie dort stecken bleibt, ist die morgende Schlacht verloren! Komm!

Und mit beflügelten Schritten eilte er den Berg hinunter, so unaufhaltsam und eilig, daß die Fackelträger und die Marschälle ihm kaum zu folgen vermochten.

Wie eine Geistererscheinung, mit blitzenden Augen, mit zornigem, bleichem Angesicht tauchte seine Gestalt plötzlich aus der Dunkelheit vor den Kanonieren auf, welche sich vergeblich bemühten, die festgefahrenen Stücke, die sich tief in den Sand gebohrt hatten, wieder in Bewegung zu setzen. Hinter ihnen war die ganze Reihe der Kanonen und Munitionswagen ins Stocken gerathen, von den vordern festgefahrenen Kanonen aufgehalten, drängten sie, das Hinderniß nicht ahnend, vorwärts; eine unbeschreibliche Verwirrung, ein allgemeines Festsitzen mußte eintreten, wenn nicht schnelle und energische Hülfe kam.

Aber die Hülfe kam, denn Napoleon war da.

Mit lauter Stimme rief er nach dem General-Commandanten der Artillerie; drei Mal wiederholte er den Ruf, jedes Mal war seine Stimme drohender und sein Antlitz bleicher.

Aber der Gerufene erschien nicht. Der Kaiser sagte kein Wort, nur seine rechte Schulter zuckte und seine Augen sprühten Flammen.

Mit lautem Commandowort rief er sämmtliche Kanoniere zu sich und befahl ihnen, ihre Werkzeuge zu nehmen und die Stangenlaternen anzuzünden.

Die erste angezündete Stangenlaterne nahm der Kaiser selbst in die Hand.

Jetzt die Hacken und die Schaufeln genommen, befahl er. Wir

müssen den Hohlweg breiter ausgraben, damit die Kanonen wieder flott werden.

Es war eine schwere und anstrengende Arbeit. Den Kanonieren rann der Schweiß in dicken Tropfen über die Stirn und ihr Athem ging keuchend aus ihrer Brust hervor. Aber sie arbeiteten muthig und unverzagt, denn der Kaiser stand neben ihnen mit der Laterne in der Hand und er leuchtete ihnen zu ihrem schwierigen Werk.

Zuweilen hielten die Kanoniere inne und lehnten sich auf ihre Schaufeln, aber nicht um zu ruhen, sondern mit staunenden Blicken dieses wunderbare Bild anzuschauen, diesen Mann mit dem bleichen Marmorangeficht und den funkelnden Augen, diesen Kaiser, der sich in einen Artillerie-Officier verwandelt hatte und mit der Laterne in der Hand seinen Kanonieren leuchtete.*)

Erst als die Wagen und Kanonen, Dank der rüstigen Arbeit der Kanoniere, sich wieder in Bewegung gesetzt hatten, verließ der Kaiser den Hohlweg und kehrte in sein Bivouac zurück. Hastig und gedankenvoll nahm er sein Abendmahl ein, dann berief er alle seine Generäle und ertheilte ihnen klar und ruhig wie immer seine Befehle zur morgenden Schlacht.

Und jetzt wollen wir schlafen, damit wir morgen um vier Uhr Alle wach sind! sagte der Kaiser, indem er mit einem freundlichen Lächeln seine Generäle verabschiedete.

Wenige Minuten später herrschte rings umher tiefe Stille; der Kaiser lag auf seinem Strohlager und schlief; Roustan saß in einiger Entfernung und seine dunkeln Augen ruhten auf seinem Herrn mit dem Ausdruck eines treuen wachsamem Bernhardinerhundes. Die Flammen des Nachtfeuers hüllten, wenn sie höher aufstiegen, die ganze Gestalt des Kaisers wie in eine Glorie ein und wenn sie wieder zusammensanken, fielen die Schatten der Nacht wieder über dieselbe hin. — Vier Schildwachen gingen in gleichmäßigem ruhigem Tact neben dem Bivouac des Kaisers auf und ab.

*) Mémoires du Duc de Rovigo. II. 278.

Der Morgen dämmerte herauf; der Morgen des vierzehnten Oktober 1806.

Die Preußen lagen noch immer in ihren Lagerzelten und schliefen. — Aber die Franzosen wachten, und an ihrer Spitze der Kaiser!

Um vier Uhr standen, wie Napoleon es befohlen, die zum ersten Angriff bestimmten Divisionen unter den Waffen.

Der Kaiser auf seinem Schimmel sprengte heran; ein ungeheurer Jubel empfing ihn.

Es lebe unser kleiner Corporal! Es lebe der Kaiser! tönte es jauchzend vieltausendstimmig ihm entgegen.

Der Kaiser lästete ein wenig seinen Hut und dankte den Soldaten mit einem Lächeln, das wie ein warmer Sonnenstrahl in alle Herzen schien. Dann winkte er ihnen mit erhobener Rechten zu schweigen, und durch die Stille des Herbstmorgens ertönte jetzt seine volle mächtige Stimme.

Soldaten, rief er mit seinem kurzen, gebieterischen Herrscherton, Soldaten, die preussische Armee ist abgeschnitten, wie die des Generals Mac zu Ulm vor einem Jahre. Diese Armee kämpft nur noch, um sich durchzuschlagen, und ihre Verbindungen wieder zu gewinnen. Das Corps, welches sich durchbrechen läßt, entehrt sich. Fürchtet diese berühmte Cavallerie nicht; setzt ihr geschlossene Vierecke und das Bajonet entgegen!

Es lebe der Kaiser! Es lebe der kleine Corporal! tönte es jubelnd wieder von allen Seiten. Der Kaiser nickte lächelnd und sprengte weiter, um hier und dort seine Befehle zu ertheilen und die Soldaten anzureden.

Es war sechs Uhr Morgens; die Preußen schliefen noch immer! Aber jetzt donnerten die ersten Kanonenschüsse; sie weckten die schlafenden Preußen.

IX.

Der deutsche Philosoph.

Tiefe Stille herrschte in dem kleinen Stübchen; Bücher lagen und standen rings umher in den Schränken an der Wand, auf den Tischen und an der Erde, und machten fast den einzigen Schmuck dieses Zimmers aus, in dem sich nur wenige und ganz auf den Bedarf beschränkte Meubles befanden.

Es war das Zimmer eines deutschen Gelehrten, eines Professors der weitberühmten Universität Jena.

Er saß da drüben vor dem großen eichenen Tisch und war mit Schreiben beschäftigt. Seine mittelgroße Gestalt war eingehüllt in einen weiten Schlafrock von grünem Seidenzeug, verbrämt mit schwarzem Pelzwerk, das hier und da einige defecte und abgenutzte Stellen zeigte. Ueber seiner hohen gedankenreichen Stirn, welche nur von wenigem hellbraunem Haar beschattet war, saß ein kleines grünes Sammetkappchen, in seiner Form an die Mütze des gelehrten Melanchton erinnernd.

Vor ihm auf dem Tisch lagen eine Menge engbeschriebener Blätter, und auf diesen ruhte das Auge des Gelehrten, des Philosophen.

Dieser Gelehrte in dem einsamen Stübchen, dieser Philosoph war Georg Friedrich Wilhelm Hegel.

Seit zwei Tagen hatte er sein Zimmer nicht verlassen, seit zwei Tagen hatte Niemand zu ihm eintreten dürfen, als die alte Aufwärterin, die ihm schweigend und leise den Tisch deckte, und ihm das aus der nahen Gartküche geholte Mahl hinsetzte.

Allem Aeußerlichen und Irdischen abgewandt, hatte der Philosoph gearbeitet und gedacht, und nichts gehört als die Stimmen der Geister, die aus seinem eigenen Geist zu ihm sprachen. Draußen war die Weltgeschichte mit ehernem Schritt über das Schlachtfeld gegangen, und hatte ihre Thaten vollbracht, hier drinnen in dem Zimmer des Philosophen hatte der Weltgeist seine große Idee enthüllt und vollführt.

Am vierzehnten Oktober und in der Nacht vom vierzehnten auf den funfzehnten Oktober vollendete Hegel seine Phänomenologie des Geistes, ein Werk, durch das er den kühnen Bau der philosophischen Idee vorbereiten wollte, in welchem er seinen ersten Gang durch die Catacomben des construierenden Geistes mit hallenden Prophetenschritten zurückgelegt.

Für ihn ruhte alle Macht und alle Kraft der Wirklichkeit nur in dieser Idee, die er in dem Schweiß seiner hohen Denkerstirn zu begründen strebte, — über der Idee hatte er die Wirklichkeit vergessen.

Jetzt hatte er sein Werk vollendet, jetzt hatte er das letzte Wort geschrieben; die Feder entsank seinen Händen, die sich auf sein Manuscript, wie zum stillen Segnen, ausbreiteten.

Sein Haupt, welches bis jetzt geneigt gewesen, richtete sich empor, und seine blauen Augen voll Milde und Tiefe wandten sich zum Himmel mit einem stummen Gebet um Gedeihen für sein Werk. Sein schönes aber geistvolles Antlitz leuchtete von Energie und Entschlossenheit; der Philosoph war sich des Kampfes bewußt, den sein Werk in dem Reich der Geister hervorrufen würde, aber er fühlte sich gewappnet und bereit, diesen Kampf zu bestehen.

Das Werk ist vollbracht, rief er laut und freudig, möge es jetzt hinausgehen in die Welt!

Er schlug hastig sein Manuscript zusammen und machte ein Packet daraus, das er versiegelte und adressirte.

Dann sah er nach der Uhr.

Acht Uhr, murmelte er leise, wenn ich mich eile, kann die Post heute noch mein Manuscript mitnehmen.

Er warf seinen Schlafrock ab und kleidete sich an. Dann nahm er sein Manuscript und seinen Hut, und eilte hinunter auf die Straße, der Post zu. Sein nach innen gekehrter Blick sah weder die ungewöhnliche Bewegung auf der Straße, noch die traurigen Gesichter der Vorübergehenden, er dachte nur an sein Werk, nicht an die Wirklichkeit.

Jetzt trat er in die Post ein, alle Thüren waren offen, alle

Menschen standen plaudernd umher, Niemand saß hinter dem Bureau um zu arbeiten, und die Briefe in Empfang zu nehmen.

Hegel mußte daher zu dem Postmeister, der ihn gar nicht bemerkt hatte, sondern sich laut und angelegentlich mit einigen Herren unterhielt, hingehen.

Hier ein Packet für die Post nach Bamberg, sagte der Philosoph, dem Postmeister sein Packet darreichend. Die Post ist doch noch nicht abgegangen?

Der Postmeister starrte ihn verwundert an. Nein, sagte er, sie ist noch nicht abgegangen, und sie wird auch nicht abgehen.

Jetzt war es an dem Philosophen, sich zu verwundern.

Sie wird nicht abgehen? fragte er. Weshalb denn nicht?

Es ist unmöglich in der allgemeinen Verwirrung und Aufregung. Es sind keine Pferde und keine Menschen da. Das Entsetzen und die Angst ist grenzenlos.

Was ist denn geschehen? fragte der Philosoph leise.

Wie? Sie wissen also nichts von diesen ungeheuerlichen Dingen, Herr Professor? rief der Postmeister entsetzt.

Nichts weiß ich, sagte der Philosoph schüchtern, und fast beschämt.

Sie haben vielleicht auch den Donner der Kanonen gar nicht in Ihrem Studirzimmer gehört?

Ich habe wohl zuweilen ein dumpfes und anhaltendes Geräusch gehört, aber ich gestehe, daß ich nicht weiter darüber nachgedacht habe. Was hat es denn gegeben?

Eine Schlacht hat es gegeben, rief der Postmeister, und wenn ich sage, Eine Schlacht, so meine ich eigentlich zwei Schlachten; die eine ist bei Jena, die andere bei Auerstädt geschlagen, aber bei Jena haben sie nichts geahnt von der Schlacht bei Auerstädt, und dort drüben haben sie ebenso wenig, wie der Herr Professor, die Kanonen von Jena gehört.

Und wer hat die Schlacht gewonnen? fragte Hegel theilnahmsvoll.

Wer anders als der Weltenbezwinger, der Kaiser Napoleon! rief der Postmeister. Die Preußen sind geschlagen, ruinirt, auseinander gesprengt; in tollster Flucht rennen sie auf der Landstraße umher, und

wenn sie zwei Franzosen daher sprengen sehen, werfen hunderte von Preußen ihre Waffen fort und flehen um Parbon. Die ganze preußische Armee ist auseinandergeplagt, wie eine Seifenblase. Der König war immer mitten im Gefecht, er wollte den Tod suchen, da er sah, daß Alles verloren war; aber der Tod wollte ihn nicht finden. Zwei Pferde sind ihm unter dem Leib erschossen worden, aber ihn hat keine Kugel und kein Hieb getroffen. Jetzt ist er auf der Flucht, aber die Franzosen sind hinter ihm her. Gott gebe, daß er ihnen entgeht! Der Oberfeldherr, der Herzog von Braunschweig, ist tödtlich verwundet; beide Augen sind ihm ausgeschossen. Oh, es ist ein entsetzliches Mißgeschick! Preußen ist verloren und Weimar auch, denn der Kaiser Napoleon wird's unserm Herzog nimmer vergeben, daß er, statt sich dem Rheinbund anzuschließen, sich zu Preußen gehalten, und gegen Frankreich gekämpft hat. Unser armes Land wird es entgelten müssen.

Hegel hatte dem gesprächigen Mann mit trüben Blicken zugehört, und seine Züge waren immer düsterer und ernster geworden. Er fühlte sich wie von einem Schwindel erfaßt, es lag wie eine Centnerlast auf seiner Brust. Er grüßte den Postmeister mit einem Nicken seines Hauptes und ging wieder hinaus auf die Straße.

Aber seine Kniee zitterten unter ihm; die ungeheure Größe der Begebenheiten hatte sein ganzes Wesen erschüttert. Langsam wankte er die Straße hinunter.

Auf einmal flammte und blitzte es da am untern Ende der Straße auf. Trommeln wirbelten, Hurrah's ertönten. Ein glänzender Reiterzug kam daher.

Voran auf einem Schimmel mit wallenden Mähnen und fliegenden Mähnern, ritt der Mann des Jahrhunderts, der Mann mit dem ehernen Imperator-Angesicht, der Julius Cäsar der Neuzeit.

Ein kühnes Feuer blitzte aus seinen Augen, ein triumphirendes Lächeln umschwebte seine Lippen. Es war der Triumphator, welcher seinen Einzug hielt in die eroberte Stadt.

Der Gelehrte gedachte der alten Zeiten Rom's, und wie eine lebendig gewordene Antike erschien ihm das Antlitz des Cäsaren.

Das blizende Auge Napoleons bestete sich jetzt auf den Philo-

sophen, und er fühlte den Blick seines Auges bis in das Innerste seines Herzens.*)

Von unwillkürlicher Ehrfurcht ergriffen nahm Hegel seinen Hut ab, und verneigte sich tief.

Der Kaiser berührte lächelnd seinen Hut und dankte, dann sprengte er vorüber, der glänzende Zug der Marschälle und Generale hinter ihm her.

Der deutsche Philosoph stand wie an den Boden gefesselt, und schaute ihm nach, sinnend, heiligen Ernstes voll.

Er selber, der Napoleon der Idee, mußte seine Schlachten noch gewinnen im gelehrten Deutschland.

Der Kaiser, der Napoleon der That, hatte seine Schlachten schon gewonnen, und Deutschland lag ihm zu Füßen. Das überwundene, zerschmetterte Deutschland schien in den Schlachten von Jena und Auerstädt seinen letzten Todeskampf ausgerungen zu haben.

*) Die Erzählung dieses Begegnens mit Kaiser Napoleon hat die Verfasserin im Jahre 1829 aus dem Munde des berühmten Philosophen selber gehört. Mit einfachen, schlichten und doch tief ergreifenden Worten schilderte er den tiefen, bewältigenden Eindruck, den die Erscheinung des großen Napoleons auf ihn gemacht habe, und nannte dieses Begegnen mit Napoleon einen der größten Momente seines Lebens. Die Verfasserin, damals ein halberwachsenes Mädchen, hörte an der Seite ihres Vaters in athemloser Spannung der Erzählung zu, welche gerade durch ihre einfache Darstellung so mächtig wirkte, und hingewissen von ihrem Gefühl, stürzten die Thränen ihr aus den Augen. Der Philosoph legte lächelnd seine Hand auf ihre Stirn. „Die Jugend weint mit dem Herzen, sagte er, aber wir Männer weinten damals mit dem Kopf.“

Die Verfasserin.

Buchdruckerei von Otto Janke in Berlin.

